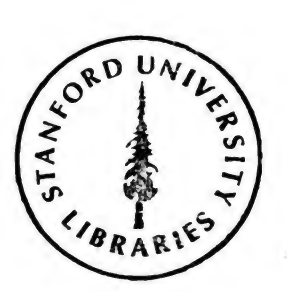
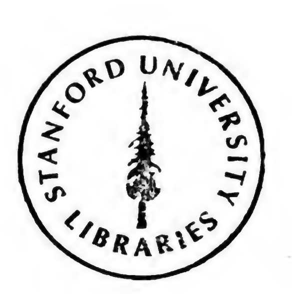



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES






STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

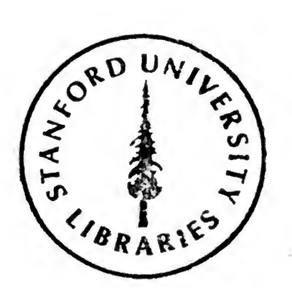
Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1842

Erster Band.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1842

Erster Band.

Historisch-politische
Blätter
für das
katholische Deutschland,

herausgegeben

von

G. Phillips und G. Görres.

Neunter Band.

München, 1842.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Ueber die Besetzung der Bisthümer. (Erster Artikel.) 1

II. Reformationsumtriebe in Bayern in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts. Fragment aus einem noch ungedruckten Werke. (Erster Artikel.) . . 14

III. Geschichte einer Zeitung. (Schluß.) 30

IV. Ueber die Berufung deutscher Gelehrten an die Universität von Berlin 39

V. Bibliographische Notiz über die Verpflanzung des englischen Episcopats nach Preußen 62

VI. Album 63

VII. Die katholische Bewegung in der protestantisch-bischöflichen Kirche von England. (Erster Artikel.) (Schluß.) 65

VIII. Die neuere Philosophie. (Vierter Artikel.) 80

IX. Literatur: De l'Unité spirituelle de la Société et de son but au-dela tu temps — par Ant. Blanc et Bonnet 92

X. Der Protestantismus in Münster. (Ein Beitrag zur Schilderung der politischen Seite der Glaubensspaltung des sechszehnten Jahrhunderts.) I. Erstes Auftreten des Lutherthums in Münster . . 98

XI. Die geistlichen Uebungen zu Mölten im südlichen Tirol 109

XII. Miscelle aus der bayerischen Geschichte 125

Seite

XIII. Der Protestantismus in Münster. (Ein Beitrag zur Schilderung der politischen Seite der Glaubensspaltung des sechszehnten Jahshunderts.) II. Kampf der lutherischen Parthei gegen den Bischof von Münster 129
XIV. Das Recht der freien Forschung 152
XV. Briefliche Mittheilung 169
aus der Schweiz und aus Würtemberg.
XVI. Der Erzbischof von Canterbury und das neue Bisthum zu Jerusalem 178
XVII. Die neuere Philosophie. (Fünfter Artikel.) . . 193
XVIII. Der Protestantismus in Münster. (Ein Beitrag zur Schilderung der politischen Seite des sechszehnten Jahrhunderts.) III. Sieg des Protestantismus durch den Ueberfall von Telgte 203
XIX. Neueste Erscheinung auf dem Gebiete der modernen Synodiker in Baden. (Eingesandt.) 215
XX. Kirchliche Zustände der Diöcese Trier 226
XXI. Das deutsche Collegium in Rom. I. Seine Stiftung und sein Beginn 236
XXII. Die Bekehrung und Taufe des Hrn. Alphons Ratisbonne in Rom im Januar 1842 241
XXIII. Briefliche Mittheilung 268
aus Würtemberg.
XXIV. Album 270
XXV. Englische Zustände. (Revolution und Reform.) . 272
XXVI. Das deutsche Collegium in Rom. I. Seine Stiftung und sein Beginn. (Schluß.) 293
XXVII. Das Lutherthum der Stadt Hildesheim 316
XXVIII. Glossen gegen Glossen 319
XXIX. Literatur: Lehrbuch des bayerischen Staatsrechts rc. Bearbeitet von Dr. Ernst von Moy rc. . . . 327
XXX. Album 322
XXXI. Briefliche Mittheilung 335
aus London.
XXXII. Der Protestantismus in Münster. (Ein Beitrag zur Schilderung der politischen Seite der Glaubensspaltung des sechszehnten Jahrhunderts.) IV. Weitere Fortbildung des Protestantismus in Münster . . 337
XXXIII. Ueber die Wilden vom Nordwesten Nordamerikas,

Seite
die Montaguards genannt. (Aus den mündlichen Mittheilungen dortiger Missionäre.) 360
XXXIV. Album 375
XXXV. Briefliche Mittheilung aus Mainz und vom Nekar. 380
XXXVI. Englische Zustände. (Revolution und Reform. Fortsetzung.) 388
XXXVII. Historischer und mythischer Christus 401
XXXVIII. Beiträge zu „den katholischen Zuständen Badens". 427
XXXIX. Briefliche Mittheilung aus Würtemberg, Sachsen und Mainz. 447
XL. Römische Mittheilungen 457
XLI. Römische Mittheilungen. (Schluß.) 481
XLII. Von der Gesetzgebung in Ansehung der Presse . . 492
XLIII. Ueber die Union der anglikanischen mit der preußisch-unirten Kirche. (Eingesandt.) 506
XLIV. Briefliche Mittheilung aus Würtemberg. 521
XLV. Historischer und mythischer Christus. (Fortsetzung.) 529
XLVI. Antikatholische Missionen 541
XLVII. Nachtrag zu dem Artikel „katholische Zustände Badens" 543
XLVIII. Die deutsche Philosophie in Frankreich und die preußische Staatszeitung 545
XLIX. Leben und Schule 558
L. Reiseskizze 580
LI. Römische Mittheilungen 592
LII. Die neuere Philosophie. (Sechster Artikel.) . . 609
LIII. Der Protestantismus in Münster. (Ein Beitrag zur Schilderung der politischen Seite der Glaubensspaltung des sechszehnten Jahrhunderts.) V. Kampf der münsterischen Wiedertäufer gegen das Lutherthum. 626
LIV. Briefliche Mittheilung aus dem Großherzogthum Posen. 643
LV. Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniß zu Deutschland. (Erster Artikel.) . . 651
LVI. Literatur 666
LVII. Historischer und mythischer Christus. (Fortsetzung.) 673
LVIII. Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniß zu Deutschland. (Erster Artikel. Schluß). 685

		Seite
LIX.	Blicke auf die russische Geschichte	698
LX.	Album	718
LXI.	Das Lutherthum der Stadt Hildesheim. (Fortsetzung).	724
LXII.	Görres neueste Schrift	729
LXIII.	Der politisch-religiöse Meuchelmord und die protestantische Polemik	737
LXIV.	Betrachtungen über Erziehungs- und Unterrichtswesen und dessen Grundlagen	770
LXV.	Belgische Briefe. Siebenter Brief	783
LXVI.	Eine theologische Doctorpromotion auf der katholischen Universität zu Löven in Belgien	792
LXVII.	Briefliche Mittheilung aus Sachsen.	798

I.

Ueber die Besetzung der Bisthümer.

Erster Artikel.

Auf keine andere Frage des kirchlichen Rechts wird wohl in neuester Zeit die Aufmerksamkeit Deutschlands so oft hingelenkt, als auf die: welches die rechtlichen Verhältnisse bei der Besetzung der Bisthümer sind? In Preußen allein sind in den letzten vier Jahren die Bisthümer Trier, Paderborn und Ermeland durch den Tod, Breslau durch Resignation erledigt worden; in Hannover ist Hildesheim, in Nassau Limburg noch im gegenwärtigen Augenblicke vacant; auch in Bayern mußten für die Diöcesen Würzburg und Passau unlängst Oberhirten bestellt werden, und der für Regensburg Designirte sieht noch der päpstlichen Confirmation entgegen. Dazu kommt, daß von Rom aus mehrere durch die Capitel vorgenommenen Wahlen verworfen worden sind, so wie die von Breslau und Limburg, sodann daß auch in Hildesheim sich der Wiederbesetzung Schwierigkeiten entgegengestellt haben und eine neue Wahl nunmehr vollzogen hat ausgeschrieben werden müssen. Aehnliche Dinge stehen jeden Augenblick zu erwarten; eben darum aber möchte es wohl passend seyn, die wichtigsten Verhältnisse in Betreff der Besetzung der Bisthümer, und zwar zunächst derjenigen Fälle, wo dieselbe durch Wahl, d. h. durch die in canonischer Weise abzugebenden Stimmen der dazu berechtigten Personen geschieht, etwas näher zu beleuchten, um da-

durch theils zur Beurtheilung vergangener, theils zukünftiger Wahlen unsern Lesern einige Anhaltspunkte zu geben. Unter den einzelnen hier in Betracht kommenden Fragen heben wir eine praktisch sehr wichtige heraus, nämlich die nach der Wahlfähigkeit, die darnach in zwei Hälften zerfällt, je nachdem es sich 1) darum handelt, wer zu wählen berechtigt ist, und 2) darum, wer gewählt werden darf.

1. Wem steht das Wahlrecht bei der Wiederbesetzung der Bisthümer zu?

Wo heute zu Tage die Bischöfe gewählt werden, geschieht dieß durch die Capitel; es war nicht immer so. Die ersten Bischöfe wurden von den Aposteln bestellt, nachmals erhielt auch das Volk einen großen Antheil an der Wiederbesetzung des durch den Tod erledigten bischöflichen Sitzes, insbesondere übte hiebei überhaupt der Clerus der verwaisten Diöcese einen großen Einfluß aus. Auf die Stimme des Volkes, als auf ein Zeugniß für den zu Wählenden, legte das Zeitalter der Kirchenväter einen nicht geringen Werth; auch hält der heil. Papst Leo I. dafür, jener Antheil des Volks an den Wahlen sey in so fern gut gewesen, als demselben nicht wider seinen Willen ein Oberhirte habe aufgedrungen werden können. Waren aber die Stimmen des Volkes und des Clerus getheilt, so stand bei dem Metropoliten der Ausschlag. Auch wurde in älterer Zeit nicht so scharf und genau, wie das spätere Recht dieß ausgebildet hat, zwischen den drei Handlungen der Wahl, Confirmation und Consecration unterschieden. Die Versammlung der Provinzialsynode fiel mit der des Volkes und des Clerus leicht zusammen; jene, den Metropolitan an der Spitze, hatte die Bestätigung, und eben dieser vollzog dann, im Beiseyn der übrigen Suffragane, sofort die Consecration des Gewählten. Erst nachmals haben sich, wie bemerkt, diese drei Acte auch der Zeit nach von einander getrennt, und es wurde namentlich die Confirmation

ein ausschließliches päpstliches Recht. Die Wahlen des Volkes nahmen denselben historischen Gang wie alle Wahlen, welche in älterer Zeit von einer großen Zahl von Menschen ausgeübt wurden; begreiflicherweise leitete der Clerus in den meisten Fällen die Stimmen des Volkes; unter dem Clerus machten sich eben so natürlich auch wiederum die Angeseheneren mehr geltend, dieß waren aber die Mitglieder der Capitel, welche gerade auf diesem Wege bei vielen Kirchen zu einem ausschließlichen Wahlrechte gelangt sind. Allerdings geschah es geraume Zeit hindurch, daß die Bisthümer in Folge päpstlicher Reservationen von Rom aus besetzt wurden, indessen seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bis zur Zeit der Säcularisation befanden sich in Deutschland die Capitel in dem unbestrittenen Rechte der Bischofswahl, und in den gegenwärtigen deutschen Bundesstaaten haben die neu errichteten Capitel durch die päpstlichen Circumscriptionsbullen jenes Recht da erhalten, wo der Landesherr protestantisch ist.

Diesen neuen Rechtsquellen gemäß steht das Wahlrecht den Canonikern, namentlich in Preußen auch den Ehrendomherren zu, und es können an demselben weder andere Geistliche noch Laien Theil nehmen. Allerdings wäre an sich die Gewohnheit nicht zu verwerfen, wenn des Landesherrn Zustimmung zur künftigen Wahl eingeholt würde, wie z. B. ehedem in Bayern im Jahre 1583 dieserhalb ein Vertrag zwischen dem Herzoge von Bayern und den Landesbischöfen abgeschlossen wurde. Auch ist ja selbst gegenwärtig eine Form gefunden worden, um den Wünschen selbst des protestantischen Landesherrn in so fern zu genügen, als nicht den Rechten der Kirche dadurch etwas vergeben wird, und bekanntlich in der Weise, daß der weltlichen Regierung ein Verzeichniß von Personen vorgelegt wird, unter welchen sie einige als mißfällig bezeichnen mag. Wird dieß aber in der Weise mißbraucht, daß der Landesherr alle Candidaten bis auf Einen für mißfällig erklärt, oder läßt er dem Capitel Diesen oder Jenen als den

allein Wohlgefälligen bezeichnen, so wählt nicht das Capitel, sondern der Landesherr. — Sonst können Laien nur noch in dieser Weise an einer Wahl, wenn auch nicht am Wählen Theil nehmen, daß sie zur Vertheidigung der Wähler wider Solche zugegen sind, welche etwa die Wahl stören wollen, oder daß sie als Zeugen oder Notare zu dem Wahlgeschäfte ausdrücklich zugezogen werden. Das canonische Recht gestattet aber ausnahmsweise auch die Theilnahme an der Wahl solchen Clerikern, welche nicht Mitglieder des Capitels sind, entweder kraft eines ausdrücklichen apostolischen Privilegiums, oder auf Grund eines mit dem Capitel dieserhalb geschlossenen Vertrages, oder endlich in Folge einer vierzigjährigen Verjährung. Zu einem Vertrage der Art gehört aber Unanimität des Capitels und Zustimmung des Kirchenobern für jedes einzelne Mal, zu der Verjährung das Wissen und Geschehenlassen Seitens des Capitels während der Dauer der angegebenen Frist. Diese Grundsätze möchten indessen auf unsere heutigen Capitel in Deutschland wohl nicht leicht eine Anwendung finden.

Wenn demnach nur die Mitglieder des Capitels in jeder Diöcese zur Wahl des Bischofes berechtigt sind, so scheint zuvörderst etwas auf die Zahl derselben anzukommen; es könnte geschehen, daß diese durch irgend welche Ursachen, z. B. durch Pest oder sonst durch plötzlichen Tod, etwa durch Umschlagen mit einem Nachen auf einem Strome herbeigeführt, sehr zusammengeschmolzen wäre; es fragt sich dann: wie viele noch übrig seyn müßten, um eine gültige Wahl zu Stande zu bringen? Tres faciunt collegium ist eine bekannte Regel des römischen Rechts, und das canonische sagt: die Canones nehmen keinen Anstand den Leges nachzuahmen. Diese Regel ist jedoch nur dann anwendbar, wenn es sich um ein erst zu constituirendes Collegium handelt; besteht dasselbe schon, so genügen zur Aufrechthaltung zwei, ja Einer. Dieser Eine könnte dann nöthigenfalls auch das collegialische Recht der

Besetzung des Bisthums ausüben. Erst mit dem Abgange sämmtlicher Mitglieder des Capitels hören die persönlichen Rechte auf, aber die einmal mit dem Domstifte, als einer Corporation, verbundenen Rechte bleiben, wie man sich auszudrücken pflegt, wenigstens bei den Mauern des leer gewordenen Hauses und, wenn auch diese niedergerissen werden, in dem Fundamente.

Unter den Capitularen steht es, trotz ihres Rechtes, doch nicht in jedem einzelnen Falle Allen zu, an der Wahl einen thätigen Antheil zu nehmen. Begreiflicher Weise bleiben diejenigen davon ausgeschlossen, welche in einen Zustand der Geisteszerrüttung gefallen sind, außer wenn sie gerade zur Zeit der Wahl lichte Augenblicke haben. Das ältere Recht bestimmte noch ausdrücklich, daß Solche, die die Jahre der Pubertät nicht erreicht auch keine Wahlfähigkeit hätten, wohl aber wurden Canoniker, die jenen Zeitpunkt überschritten hatten, zu den Wahlen zugelassen; das Concilium von Trient fordert aber das Subdiaconat, mithin ein Alter von 22 Jahren, und nach den Circumscriptionsbullen wird ohnehin Niemand unter 25 Jahren in ein Capitel aufgenommen. Ebenfalls bleiben ausgeschlossen Alle, welche entweder suspendirt oder excommunicirt sind, außer wenn die Suspension sich ausdrücklich nur auf das Amt oder nur auf den Ordo bezieht; die Excommunication muß öffentlich bekannt seyn, wenn sie jene Wirkung haben soll, und nur in dem Falle bedarf es nicht der Publication, wenn ein Canonicus sich notorisch einer Realinjurie gegen eine geistliche Person schuldig gemacht hat. Wird ein durch Excommunication oder Censuren Ausgeschlossener von den übrigen Capitularen wissentlich zu der Wahl zugelassen, so ist dieselbe durchaus ungültig. — Abwesende und solche, denen kein gesetzliches Hinderniß im Wege stand, um zur Wahl zu kommen, vorzüglich aber diejenigen, welche früher schon mit Wissen eine unwürdige Person zum Bischofe wählten, haben keinen Theil an

der Wahl; es steht daher sehr zu wünschen, daß der Papst doch nie Veranlassung finden möchte, diesen letzteren Grund bei einem deutschen Capitel geltend zu machen.

Damit nun eine Wahl auf eine canonische Weise vor sich gehen könne, bedarf es einer Zusammenberufung der Domcapitularen. Diese geschieht, nachdem zuvor schon den an Ort und Stelle sich Aufhaltenden die Anzeige von der Nothwendigkeit einer Wahl gemacht worden ist, von dem Vorstande des Capitels durch Boten oder Briefe. Er hat Alle zu berufen, welche „zugegen seyn müssen, wollen oder bequem zugegen seyn können“. Wenn bei dieser Einberufung mehr als der dritte Theil der Wahlberechtigten übergangen ist, so ist die Wahl ipso jure nichtig, jedoch nicht wegen des Uebergehens, sondern weil hier dem Capitel die Wahlfähigkeit mangelt; dahingegen hat es keinen solchen völlig vernichtenden Einfluß, wenn nur Einer oder Einzelne übergangen sind, denn da die nicht Einberufenen die geschehene Wahl durch ihren nachfolgenden Consens bestätigen können, so sieht man eben daraus, daß sie an sich nicht nichtig ist, denn sonst müßte sie trotz des nachfolgenden Consenses wiederholt werden; ja sogar, wenn ein Capitel Statuten hat, durch welche festgestellt ist, daß wegen Mangels der Einberufung einzelner Mitglieder die Wahl nichtig seyn sollte, so gilt dieß nicht. Indessen die Uebergangenen haben das Recht, die geschehene Wahl anzufechten, und zwar, weil durch das Unterlassen der Einladung die Dignität, nicht die Person verletzt ist, steht jene Befugniß auch dem Nachfolger des unterdessen gestorbenen, in jener Weise übergangenen Canonicus zu. Ja sogar, nach geschehener Confirmation kann noch die Wahl angefochten werden, denn diese setzt die Legitimität der Wahl voraus. Keiner der Uebergangenen kann jedoch ein Recht geltend machen, nachdem er bereits durch ein besonderes Edict zur Erklärung aufgefordert worden ist, dann aber geschwiegen hat.

Eine praktisch wichtige Frage ist hiebei aber die, wie

weit Jemand entfernt seyn müsse, um sich über eine Vernachlässigung in jener Beziehung beschweren zu können; hierüber sind die Meinungen getheilt. Einige halten dafür, wer innerhalb zweier Tagreisen von dem Wahlorte oder innerhalb derselben kirchlichen Provinz sich aufhalte, sey nicht als abwesend zu betrachten, sondern müsse gerufen werden; es möchte hauptsächlich wohl darauf ankommen, ob Jemand nahe genug sich aufhält, um an dem bestimmten Wahltage am gehörigen Orte eintreffen zu können. — Da es demgemäß leicht geschehen kann, daß ein Canonicus, um bei der Wahl zu erscheinen, genöthigt wäre, eine Reise zu machen, so frägt sich, wer die Kosten der Reise trägt. War die Entfernung von dem Wahlorte durch ein nothwendiges kirchliches Geschäft veranlaßt, so trägt die Kirche die Kosten, es sey denn, wie ein Canon ausdrücklich erwähnt, der Capitular habe sich, was in früherer Zeit oft vorkam, des Nachlasses des verstorbenen Bischofes bemächtigt. In allen andern Fällen werden aber die Reisekosten nicht ersetzt; indessen möchte wohl die Gewohnheit, wo sie einmal besteht, zu dulden seyn, wenn die Capitularen von den Früchten des vacanten Bisthumes Einiges zur Deckung der Kosten des Wahlgeschäftes erhalten, und dann könnte sich dieß auch auf die Ausgaben für eine Reise beziehen. Die neueren Circumscriptionsbullen enthalten über diesen Punkt keine näheren Bestimmungen.

Aus besondern Gründen kann es einem Abwesenden auch gestattet seyn, einen Stellvertreter zur Abgabe seines Votums zu delegiren. Dazu gehört aber, daß das Hinderniß wirklich ein dringendes sey, und daß das Capitel selbst seine Zustimmung dazu gebe; ist diese ertheilt, so kann der Procurator doch nur aus dem nämlichen Collegium genommen werden, ausnahmsweise kann sich dasselbe jedoch auch eine fremde Person gefallen lassen. Der Stellvertreter muß dann in die Seele dessen, für den er gekommen ist, schwören, daß sein Auftraggeber nicht selbst kommen konnte, es sey denn, daß das Ca-

pitel wegen eines notorischen Hindernisses, welches den Wahlberechtigten zurückhält, den Eid nachläßt. Wenn es dann zum Votiren kommt, so hat der Procurator, im Falle er Mitglied des Capitels ist, allerdings die Befugniß, zwei Stimmen abzugeben, allein beide nur für Einen. Der Grund davon ist der, weil er in seinem Gewissen verpflichtet ist, dem seiner Ueberzeugung nach Würdigsten die Stimmen zu geben. Anders ist es natürlich, wenn er eine Spezialvollmacht in Betreff einer bestimmten Person von seinem Auftraggeber erhalten hat, in welchem Falle er auch zur weitern Delegation befugt ist, da es hier gar nicht darauf ankommt, wer das Votum abgiebt. Es ist aber schon bemerkt, daß die Zulassung von Stellvertretern durchaus vom Capitel abhängt; wenn also in dem Capitel Niemand das Mandat übernehmen will, so ist der dadurch seines Votums Beraubte nicht berechtigt, die Zulassung eines andern fremden Procurators zu fordern, denn das Capitel macht nur von seinem Rechte Gebrauch und ist nicht verpflichtet, einem Fremden seine innern Angelegenheiten mitzutheilen. Auch damit kann Jener sich nicht helfen, daß er sein Votum brieflich einsendet, denn erst bei dem Stimmensammeln und nicht vor demselben müssen die Vota verschlossen abgegeben werden.

2. Wer darf zum Bischofe gewählt werden?

Der Bischof soll ein Nachfolger der Apostel seyn, es versteht sich daher von selbst, daß nur solche Personen zu diesem Amte gewählt werden sollen, welche desselben würdig sind. Hieraus folgt aber weiter, daß auf den Wählern gerade in dieser Beziehung eine sehr große Verantwortlichkeit ruhet, eine so große, daß es nicht an Beispielen fehlt, daß Fürsten, denen das Nominationsrecht zustand, auf dasselbe freiwillig verzichteten. Mit Uebergehung dieser nicht hierher gehörenden Fälle möge vielmehr darauf hingewiesen werden, daß es in noch höherem Grade bei den von den Domherren ausgehenden Wahlen

darauf ankomme, daß sie das Wohl der Kirche, ja das Heil ihrer Seelen nicht irgend einem Partheiinteresse, nicht weltlichen Rücksichten, nicht der Menschenfurcht zum Opfer bringen, sondern daß sie wirklich wahrhaft würdige Personen zu dem schweren Amte erheben, von welchem das Concilium von Trient sagt, daß es selbst für die Schultern der Engel zu schwer wäre. Eben dieser Kirchenrath warnt aber auch mit sehr nachdrücklichen Worten die Wahlberechtigten, indem er sagt: „Wenn bei allen kirchlichen Stufen vorsichtig und weislich dafür gesorgt werden soll, daß im Hause des Herrn nichts Unordentliches und nichts Verkehrtes Statt finde, so muß um so vielmehr dahin gewirkt werden, daß in der Wahl dessen, der über alle Stufen gesetzt wird, nicht irregegangen werde. Denn der Zustand und die Ordnung der ganzen Familie des Herrn wird wanken, wenn man das, was man vom Leibe fordert, an dem Haupte vermißt. Obwohl daher der heilige Kirchenrath schon ein anderesmal über die, welche zu Kathedral- und höhern Kirchen befördert werden sollen, nützlicherweise Einiges beschlossen hat, so hält er doch dieses Amt für solcher Art, daß, wenn es nach der Wichtigkeit der Sache erwogen wird, für dasselbe nie genug vorgesorgt scheinen kann. Daher verordnet er, daß sobald eine Kirche ledig wird, öffentlich und privatim Bitten und Gebete gehalten, und vom Capitel in der Stadt und in der Diöcese angesagt werden sollen, damit dadurch die Geistlichkeit und das Volk von Gott einen guten Hirten erflehen mögen. Alle und Jede aber, welche zur Beförderung Derer, die vorgesetzt werden sollen, und auf was immer für eine Weise, was immer für ein Recht vom päpstlichen Stuhle haben, oder sonst ihre Beihülfe leisten, ermahnet und erinnert er — vor Allem, eingedenk zu seyn, daß sie zur Verherrlichung Gottes und zum Heile der Völker nichts Nützlicheres thun können, als wenn sie sich beeifern, gute und zur Verwaltung der Kirche taugliche Hirten zu befördern, und daß sie sich fremder Sünden schuldig machend schwer versündigen, wenn sie sich

nicht sorgfältig bemühen, diejenigen, welche sie selbst für die Würdigeren und der Kirche Nützlicheren erachten, und zwar nicht wegen Bitten oder menschlicher Zuneigung, oder den Betrieben der Bewerber, sondern wegen des Bedürfnisses ihrer Verdienste erheben zu lassen, von denen sie zugleich wissen, daß sie aus rechtmäßiger Ehe geboren und mit dem Wandel, dem Alter, der Lehre und allen den übrigen Eigenschaften begabt sind, welche nach den heiligen Canones und nach den Beschlüssen dieses Tridentinischen Kirchenrathes erfordert werden". Wie betrügt also ein Capitel das gläubige Volk, wenn es demselben einen untauglichen Hirten gibt! Wie wichtig ist aber aus eben diesen Gründen die Besetzung der Capitel selbst; sind Männer von festem katholischen Glauben und entschiedener kirchlicher Gesinnung, und keine Augendiener oder Neologen oder solche hineingekommen, die gar nicht wissen, was sie thun, so werden auch die Wahlen in Uebereinstimmung mit jenen weisen Vorschriften des öcumenischen Conciliums ausfallen. —

Wenn es sich daher auch, wie bemerkt, von selbst versteht, daß nur Würdige zum Episcopat befördert werden sollen, so haben doch die Kirchengesetze es für zweckdienlich erachtet, die Eigenschaften näher zu bestimmen, welche Derjenige haben müsse, der zum Bischofe solle erwählt werden können. Zu diesen Bedingungen gehört zunächst ein gewisses Alter, indem die Kirchengesetze das von dreißig Jahren vorschreiben, und zwar ist damit das wirklich vollendete dreißigste Lebensjahr gemeint, wie dieß zu mehrerer Bekräftigung Papst Gregor XIV. in einer Bulle vom Jahre 1591 ausdrücklich ausgesprochen hat, womit denn die von der Glosse und einigen andern Auslegern angeregten Zweifel beseitigt sind. Das Motiv der Vorschrift eines bereits vorgerückteren Alters versteht sich von selbst, es braucht darum wohl kaum hinzugefügt zu werden, daß diejenigen von der Regierung der Kirche ausgeschlossen werden müssen, welche sich selbst nicht regieren kön-

nen, also Schwachsinige, wie überhaupt Alle, die an geistigen Gebrechen leiden. Aber auch die körperlichen Gebrechen, die ja ohnehin von der Weihe ausschließen, sind um so mehr ein Hinderniß in Betreff der Wahl zum Bischofe.

Nicht minder fordern die Canones die eheliche Geburt als Bedingung für einen Solchen, der zum Bischofe erhoben werden soll. Im alten Bunde war die uneheliche Generation bis ins zehnte Glied vom Eintritte in dem Tempel ausgeschlossen, aber auch zu der Zeit, in welche ihrer ersten Abfassung nach jene gesetzlichen Bestimmungen gehören, hatte man überhaupt strengere Grundsätze in Betreff der unehelichen Kinder; ja das weltliche Recht war sogar noch weniger nachsichtig, als das kirchliche, indem es alle außerehelich Erzeugten, wenn auch in der Ehe Gebornen, für unehelich, und deshalb mit unauslöschlichem Mackel behaftet erklärte. Aber auch abgesehen hievon, so ließ sich die kirchliche Gesetzgebung nicht von ähnlichen Principien leiten, wie sie in neuerer Zeit wohl geltend gemacht worden sind, wo man mit Berufung auf Theseus und Romulus behauptete, uneheliche Kinder hätten die dauerhaftesten Körper und die feinsten Seelen, und Abschaffung der Ehe forderte, weil aus ihr dumme und blöde Pflanzen hervorgingen; die Kirche, welche die Ehe in allen ihren Beziehungen heiligt, ließ sich von der Rücksicht leiten, daß der Mangel der Enthaltsamkeit und die Verletzung des göttlichen Gesetzes, welche dem unehelichen Kinde sein Daseyn geben, auch in dem Kinde selbst nicht ohne Wirkung sey. Es ist daher um so begreiflicher, daß die Kirche in Betreff dessen, der zum Bischof gewählt werden soll, darauf sah, daß derselbe einen unbefleckten und überhaupt tugendhaften Lebenswandel geführt habe, namentlich auch, daß er demüthig sey, wie dieß schon ein Gesetz der Kaiser Anthemius und Leo forderte, welches Kaiser Justinian in seinen Coder aufgenommen hat, wo es heißt: „der zu Wählende müsse so entfernt seyn von aller Bewerbung, daß er gesucht werde um gezwungen zu werden,

daß er, wenn man ihn bittet, zurücktrete, eingeladen entfliehe, und ihm lediglich die Nothwendigkeit der Ablehnung vor dem Sinne steht; denn wahrlich derjenige ist des Priesterthums unwürdig, der nicht zu demselben gezwungen wird". — Wenn demnach der Ehrgeiz so ganz bei dem zu Wählenden ausgeschlossen seyn muß, so ist es auch leicht zu erklären, warum die Kirchengesetze Denjenigen nicht zugelassen sehen wollen, der, bevor der canonische Beschluß seiner Wahl und dessen Publication erfolgt ist, bereits zu seiner Wahl die Zustimmung gegeben hat. Dem analog möchte es auch wohl nicht ganz im Geiste der Kirche liegen, wenn Capitel sich im voraus bei dem Einen oder Andern die Erkundigung einziehen, ob er, im Falle die Wahl ihn träfe, gesonnen sey, dieselbe anzunehmen, denn der Befragte wird dadurch in eine Versuchung geführt gegen jenes Princip zu verstoßen, und er thut sehr wohl daran, wenn er sich auch auf die wohlmeinendsten Anfragen und dringendsten Bitten der Art nicht einläßt. —

Da nun, wie zuvor bemerkt, natürlich auf den Lebenswandel des Bischofs Alles ankommt, so kann um so weniger Jemand zu diesem Amte gelangen, der sich mit einem Verbrechen befleckt hat. Es bleiben daher Alle ausgeschlossen, welche ihre Ehre gekränkt haben, die ein Sacrilegium oder eine Fälschung in einem päpstlichen Breve vorgenommen, welche öffentlichen Wucher betrieben, die einen Meineid geleistet haben, alle Excommunicirten, Suspendirten oder mit dem persönlichen Interdicte belegten; ferner dürfen keine Schismatiker und Häretiker oder deren Begünstiger zu der bischöflichen Würde befördert werden. Auch kann nicht zur Wahl gebracht werden, wer innerhalb der letzten Jahre wissentlich einen Unwürdigen zum Bischof gewählt hat. Außer diesen giebt es noch mehrere andere Gründe, welche von der Wählbarkeit ausschließen, und zwar zunächst die nämlichen, welche überhaupt den Eintritt in den geistlichen Stand hindern,

dann aber kann nicht gewählt werden: wer ohne ausdrückliche Dispensation zwei incompatible Beneficien hat: wer bereits Bischof in einer andern Diöcese ist, wer noch nicht seit sechs Monaten Subdiaconus ist, und endlich wem die erforderliche wissenschaftliche Bildung mangelt. Daher fordert das Concilium von Trient, daß der zu Wählende entweder Magister oder Doctor der Theologie oder des canonischen Rechtes seyn müsse, oder doch durch ein akademisches Zeugniß über den nöthigen Grad von Bildung sich ausweise. Es ist daraus ersichtlich, welchen Werth der gedachte Kirchenrath auf das akademische Zeugniß, oder noch mehr, auf die Ertheilung des Doctorgrades der Theologie legt, wie also den Universitäten gerade in dieser Beziehung eine besondere Pflicht der Strenge obliegt. Eben aus diesem Grunde legte der bekannte und fromme Johann Gerson, Kanzler der Pariser Universität, seine Stelle nieder, weil er, wie er sagte, gezwungen werde, unwissende und schlechtgesittete Leute zu promoviren.

II.

Reformations-Umtriebe in Bayern in der Mitte sechszehnten Jahrhunderts.

(Fragment aus einem noch ungedruckten Werke.)

Erster Artikel.

Trotz der großen Strenge, mit welcher Herzog Wilhelm IV. bemüht gewesen, dem Eindringen der kirchlichen Neuerungen in Bayern zu wehren, hatten dieselben in dessen letzten Regierungsjahren, durch die schmalkaldischen Kriegsunruhen begünstigt, im Lande hie und da Verbreitung gefunden. Noch einflußreicher war in dieser Beziehung der bald nach Albrechts V. Regierungs-Antritt ausgebrochene Krieg des Churfürsten Moritz gegen Kaiser Karl V. und der vermehrte Verkehr mit Neugläubigen, welcher durch die Friedens-Verhandlungen zu Linz und Passau herbeigeführt wurde. Auf diese Art geschah es, daß schon im dritten Jahre der Herrschaft Albrechts V. die kirchlichen Verhältnisse des Landes sich wesentlich verändert hatten. In mehreren Städten zeigte sich Abfall unter der Bürgerschaft, welcher durch pflichtvergessene und abtrünnige Geistliche genährt wurde. Auch mehrere der vornehmsten unter den adeligen Landsassen, ja einige der ersten Diener des Herzogs selber waren der neuen Lehre zugethan. Unter jenen standen die Grafen von Ortenburg und Haag oben an, welche, wenn auch in Bayern begütert, doch zugleich unmittelbare Glieder des Reiches, und als solche der Freiheit des Religionsfriedens theilhaftig wa-

ren; unter diesen befand sich sogar des Herzogs Hofmarschall, Pancraz von Freyberg. Sie hatten sich zwar noch nicht offen zum Lutherthum bekannt, aber eben deshalb war ihre Wirksamkeit um so gefährlicher. Der Kanzler Leonhard von Eck, welcher mit so erfolgreichem Eifer für die Erhaltung der Reinheit des alten Glaubens gesorgt hatte, war wenige Tage nach seinem Herzoge gestorben, und es ist offenbar, daß auf Herzog Albrecht auch in kirchlichen Angelegenheiten die milderen Ansichten seines Schwiegervaters, des Königs Ferdinand, und die schwankenden religiösen Gesinnungen seines Schwagers, des Erzherzogs Maximilian, einigen Einfluß übten. So kam es denn dahin, daß am Münchener Hofe von Albrechts-Regierungs Antritt an bis zum Schluß des Trienter Conciliums die Meinung vorherrschte: man müsse den Neuerern Concessionen machen; durch Nachsicht und gütliche Belehrung werde man mehr ausrichten, als durch Strenge und gewaltsames Verfahren. Der weitere Verlauf der Begebenheiten zeigte, wie wenig diese humane Richtung mit einer Zeit in Einklang stand, in welcher die protestantisch gewordenen Fürsten keine Gewalt-Maaßregel gescheut hatten, um ihre Unterthanen zur Nachfolge in der Religions-Aenderung zu zwingen.

Eine von den oberösterreichischen Ständen an den König Ferdinand gerichtete Petition um Gestattung mehrerer kirchlicher Neuerungen, gab den im December 1553 zu Landshut versammelten bayerischen Landständen Veranlassung zu gleichen Bewegungen. Die von dem Prälaten-Stande eingelegte Protestation hinderte nicht, daß von der Landschaft beschlossen wurde, „etliche Artikel der Religion halber, darin Aenderung zu machen“, dem Herzoge vorzulegen. Demzufolge ward eine Schrift abgefaßt, in welcher die Stände von „der großen Trübsal“ und dem „drohenden Verderben“ sprachen, deren Quelle in dem „sündhaften Wandel“ läge, und welchem nicht anders abzuhelfen wäre, als mittels einer bessern

Leitung des Volkes durch Hirten, „welche nicht, wie jetzt, böses Beispiel gäben, und allerlei Tand statt der reinen Lehre betrieben. „Die Stände baten daher, es möchte das Evangelium gepredigt, das Sacrament des Altars, wie es seit vielen Jahrhunderten gehalten worden, gereicht, (sie verstanden aber darunter die Reichung unter beiderlei Gestalt) aller Mißbrauch abgestellt, und die Pfarrkirchen mit tauglichen Seelsorgern versehen werden. — Um die Aufregung zu vermehren, war das Gerücht verbreitet worden, der Herzog gehe damit um, eine Inquisition zu errichten. Wirklich ließen sich auch die Stände verleiten, in einer Nebenschrift dem Herzoge vorzustellen, wie sehr eine solche Maaßregel alle Einigkeit zerstöre, und dem Lande zu Schaden und Abfall und zum Hasse bei deutscher Nation gereichen würde, weshalb er gebeten werde, solchen „aus Neid und Gift kommenden Anschlägen" kein Gehör zu geben. — Es gelang dem Herzoge, die Stände durch allgemeine Versicherungen zufrieden zu stellen, so wie er selbst sich bei der von ihnen gegebenen feierlichen Zusage beruhigte, daß sie keine Aenderung der Religion oder Absonderung vom Gehorsame der wahren Kirche beabsichtigten. Die Folge bewies jedoch, daß die Leiter der Bewegung es mit diesem Versprechen so genau nicht nahmen.

Wie sehr es aber des Herzogs ernstlicher Wille war, nur gütliche Mittel anzuwenden, zeigen die Verhandlungen einer gegen Ende dieses Jahres, von dem Erzbischofe von Salzburg veranstalteten Tagsatzung, einer Art von Provinzial-Synode, zu welcher die Bischöfe von Regensburg, Passau und Freysing (ersterer in Person, letztere durch Bevollmächtigte) dann die Gesandten des römischen Königs und des Herzogs von Bayern sich in der salzburgischen Stadt Mühldorf versammelten. Es ist merkwürdig, daß zu derselben Zeit, als der regierende Herr in Bayern einige Jahre hindurch ein etwas schwankendes Benehmen in Religionssachen zeigte, es wieder ein Prinz aus dem Hause Bayern war, welcher

als Metropolitan die Nothwendigkeit kräftiger Maaßregeln zur Wahrung des alten Glaubens darthat. Wie wir oben bereits erwähnt haben, war seit dem von Churfürst Moritz begonnenen und siegreich geführten Kriege das Eindringen der Neuerungen in Bayern (sowie auch in Oesterreich) immer bedenklicher geworden [1]). Nachdem die neue Lehre unter dem Adel und den Bürgern schon bedeutende Fortschritte gemacht, fieng jetzt auch das Landvolk an, den Predigern zuzulaufen, welche im Sinne Luthers und seiner Anhänger das sogenannte reine Wort Gottes verkündeten, auch nahm das Begehren nach der Communion unter beiden Gestalten immer mehr überhand. In einigen Gegenden des Rentamts (Regierungs-Bezirkes) Burghausen kam es hauptsächlich durch die aufrührerischen Predigten eines ausgesprungenen Mönches, Mathias Seidenneter — soweit, daß das Bauernvolk die heiligen Bilder zerstörte, die Pfarrer zur Reichung des Kelches zwang, und einen Priester, der mit dem Kreutze nach Altötting wallfahrtete, tödlich mißhandelte. Um solchen Uebelständen abzuhelfen, hatte Erzbischof Ernst wiederholt mit seinem Neffen Verhandlungen pflegen lassen, in deren Folge am 17. December — also noch vor dem Schluße des Landtages — jene Provinzial Synode (oder Kongrega-

---

1) Khan mein gnädigster Her anderst nit gedenkhen, dann das die beharlichen einhaimischen Krieg, die sich nun im heiligen Reich Teutscher Nation nahent im dritten Jar her gantz beschwärlich erzaigt vnd erhalten haben, vnd noch laider des khain End ist, den gemainen Mann dahin beursachen, vnd ain Hoffnung zu ainer abtrinigen vermainten Libertet vnd Freihait geben, vnd (wie etwo vnnd zu der Zeit des Pauren-Aufstanndts aus gleichen Ursachen des Preterts des Evangely auch beschehen) also auch yetz ainen verfürerischen verstanndt vnd Außlegung des Evangely wider an die Handt nemen, vnd Ires gefallens von ainer ungehorsam zu der andern fallen wollten". Salzburgische Preposition d. d. Mühldorf den 28. December 1553.

tion, wie sie in den Acten genannt ist) zu Mühldorf eröffnet wurde.

Die Stellung der bayerischen Bevollmächtigten war dahier um so schwieriger, als bei den zu gleicher Zeit zu Landshut statt findenden Verhandlungen mit den Landständen der Herzog, wie wir sahen, für nothwendig gehalten hatte, große Nachgiebigkeit zu zeigen. Der Erzbischof hatte als hauptsächliche Berathungs-Gegenstände folgende vier Punkte aufgestellt: 1) wie die verführerischen, ketzerischen und schismatischen Lehren abgestellt, und das Volk wieder auf den rechten christlichen Weg geleitet werden möge; 2) durch welche Mittel die Unterthanen in der Einigkeit der Kirche beständig zu erhalten seyen; 3) auf welche Weise und mit welchen Strafen gegen diejenigen zu verfahren, welche auf ihrem Irrthum beharren würden; 4) welche gemeinschaftliche Vorkehrungen zu treffen seyen, falls die jetzigen Religions-Bewegungen in einen offenen Aufruhr der Unterthanen ausarteten.

So zeitgemäß in Bezug auf die allgemeine Gestaltung der Dinge die Aufstellung dieser Fragen war, so kam sie doch dem Münchner-Hofe im gegenwärtigen Augenblicke ziemlich ungelegen. Gleich die erste Instruktion, welche der Herzog seinen Bevollmächtigten [2]) nach Mühldorf gab, enthält die Weisung: „So viel die Handlung betrifft, die mit denen, so in unserem Fürstenthum von der alten Religion abfällig geworden, fürzunehmen ist, sollen die Gesandten unserm freundlich lieben Vetter sagen, daß wir solche Handlung, sonderlich dieses unsers jetzt währenden Landtages wegen, haben einstellen müssen“.

2) Landshut den 15. December 1553. — Die bayerischen Gesandten waren der Hofmeister Hans von Trenbach, der Dechant von St. Peter, Anton Kresinger, der Canzler Simon Eck von Burghausen, der Rath Christoph Seld und der Secretär Heinrich Schweicker.

Die von dem Erzbischofe gemachten Anträge betrafen hauptsächlich eine bessere Beaufsichtigung der Lehre, Herstellung der Disciplin, kräftigere Einschreitungen gegen die Abgefallenen, und eventuelle Verabredungen für den Fall entstehender Unruhen. Sonderbarer Weise verhielten sich die Gesandten des Königs Ferdinand [3]) vollkommen unthätig; sie erklärten, daß sie bloß angewiesen seyen, über die ganze Verhandlung an ihren Herrn Bericht zu erstatten. Auch die bayerischen Abgeordneten, obgleich sie bereits ihrer Instruction gemäß Milderung der strengeren Artikel erlangt hatten, hielten doch für nothwendig, vor Abschluß des Recesses an den Herzog zu berichten, worauf ihnen nachfolgende Weisung zuging, welche die damals im herzoglichen Rathe geltenden Grundsätze vollkommen charakterisirt: „Wir wollen unserm Vetter, dem Erzbischof, nicht Ordnung oder Maaß geben, mit seinen Unterthanen auf gemeldete Weise zu handeln. Aber wir haben Bedenken, die unsern also stracks zum Bekenntniß und Widerruf anzuhalten, und tragen Sorge, es möchten Wenige dahin zu bringen, sondern mit der Güte und guter Bescheidenheit vielmehr zu bewegen seyn, sich hiefür den alten christlichen Ordnungen in der Communion und sonst gleichförmig zu halten, dabei man sie bei diesen Läufen unsers Erachtens auch billig bleiben ließe“.

Der Erzbischof hatte zur Verhinderung weiteren Abfalles, ein ausführliches Mandat entwerfen lassen, welches auch in den bayerischen Landen im Namen des Herzogs publicirt werden sollte. Da darin eine strengere Beaufsichtigung nicht nur der Geistlichen, sondern auch der Laien beantragt war, so hatte dieß zu dem oben erwähnten Gerüchte von Einführung einer Inquisition Veranlassung gegeben. „Das Mandat“, berichten die Gesandten aus Mühldorf, „ist aus den Ursachen,

3) Der Abt von Cremsmünster, und der Doctor Bernhard Walther, Regiments-Herr zu Wien.



daß es gar zu scharf und rauh gestellt ist, und besonders eine weitläufige Ausspürung in sich schließt, die den Sectischen zu allerlei Verdrehungen und Sticheleien Anlaß geben würde, gestellter Maaßen nicht anzunehmen, noch rathsam, es unter E. F. Gn. Namen ausgehen zu lassen, vornehmlich der Fürsten und Stände halber, die dieser Lehre anhänglich sind". (Durch den Heidelberger Fürstenverein, welcher im März dieses Jahres geschlossen worden, war der Herzog in engem Bündnisse mit Kurpfalz und Würtemberg.) Die Gesandten zu Mühldorf wurden sonach beauftragt, in Uebereinstimmung mit der den Landständen gegebenen Versicherung, zu erklären, es sey durchaus des Herzogs Meinung, sich in keine Inquisition einzulassen, „welche dem gemeinen Wesen auch mehr zu Zerstörung und Aufruhr als zum Guten gereichen möchte"; dem Erzbischofe aber wolle er der Geistlichen halber nicht Maaß geben, und bei seinen bayerischen Unterthanen, so viel immer möglich und mit Bescheidenheit geschehen könne, darob seyn, daß die Abgefallenen wieder gebracht und die Katholischen standhaft erhalten werden.

Der Receß dieser Mühldorfer-Tagsatzung, welcher am 30. December 1553 geschlossen und besiegelt wurde [4]), enthält viele zweckmäßige Bestimmungen, namentlich die Herstellung der Disciplin und Lehre betreffend; allein in manchen wesent-

4) Er trägt die Siegel des Erzbischofs, des Bischofes von Regensburg, des bayerischen Gesandten Hans von Trenbach, des freysingischen Canzlers Jodoc Münch und des passauischen Domherrn Michael von Kinnburg. Die Gesandten des Königs Ferdinand nahmen keinen Theil. — Von dieser Mühldorfer-Versammlung findet sich eine kurze Notiz in einer academischen Abhandlung Fr. von Strebers. Uebrigens erwähnt ihrer kein bayerischer Geschichtschreiber. Auch Fl. Dalham (Concilia Salisburgensia) macht keine Meldung davon. Die oben gelieferten Nachrichten sind, wie überhaupt der Inhalt dieser ganzen Darstellung aus den Original-Acten im königl. Reichsarchiv gezogen.

lichen Dingen ist er auf halbe Maaßregeln beschränkt. Bei der gänzlichen Theilnamslosigkeit König Ferdinands, und bei der Vorsicht, mit welcher von bayerischer Seite alle auffallend strenge Verfügungen vermieden wurden, war dieß nicht anders zu erwarten. So ward hinsichtlich der Abgefallenen bestimmt, es sei mit ihnen gütlich zu handeln, und höchster Fleiß anzuwenden, damit sie nicht durch die Schärfe, sondern durch christliche Ermahnung und bessere Belehrung wieder auf die rechte Bahn gebracht werden; auf welche Weise aber gegen die Halsstarrigen einzuschreiten sey, welche vor ihrem Irrsal nicht mehr weichen wollten, darüber sollte eine neue Berathschlagung angestellt werden. In Bezug auf die verführerischen Bücher wird gesagt, sie sollen „so viel sich mit guter Bescheidenheit thun läßt", bei den Laien und sonderlich bei dem gemeinen Mann abgestellt werden. Gemeinsame Verabredungen für den Fall, daß irgendwo ein Aufruhr entstünde, wurden nicht getroffen, da die bayerischen Gesandten erklärten, hierüber nicht instruirt zu seyn. Um ein gerechtes Urtheil über das Benehmen zu fällen, welches Herzog Albrecht unter diesen schwierigen Umständen beobachtete, darf man nicht übersehen, daß erst anderthalb Jahre seit dem Passauer Vertrage verfloßen waren, daß der Religionsfriede noch nicht geschloßen war, und noch große Gährung in ganz Deutschland herrschte, daß Carl V., der dem bayerischen Hause nie ernstlich wohl wollte, noch nicht abdicirt hatte, aus welchen Ursachen auch der Herzog für nothwendig gehalten, sich mit protestantischen Fürsten in ein Defensiv=Bündniß einzulassen. Aber auch abgesehen von solchen politischen Beweggründen dürfen wir als unzweifelhaft annehmen, daß Herzog Albrecht in diesen ersten Regierungs=Jahren der persönlichen Ueberzeugung war, es könne in Religions=Sachen durch Sanftmuth und Nachgiebigkeit mehr erreicht werden, als durch Schärfe und Strenge. Gewiß, ein sehr verzeihlicher Irrthum, da nicht Indifferentismus ihm zu Grunde lag.

Es zeigte sich indessen nur zu bald, daß des Herzogs mildes

Benehmen nicht die gehoffte Wirkung hatte. Der Geist der Neuerungen griff immer mehr um sich. Mehrere Adeliche verjagten auf ihren Besitzungen die katholischen Pfarrer und setzten lutherische Prediger an deren Stelle. Die Regierung bemühte sich, dieß zu verhindern; auch schritt sie ernstlich gegen die Excesse ein, welche das Landvolk sich an einigen Orten gegen den katholischen Gottesdienst erlaubt hatte. Alles dieß mehrte aber die Aufregung unter den Landsassen; und auf einem im Frühjahre 1556 nach München berufenen Landtage kam es zwischen den beiden weltlichen Ständen und dem Prälatenstande zur förmlichen Spaltung. Die ersteren verweigerten von vorn herein jede Berathung der herzoglichen Proposition wegen einer Geldhülfe, ehe ihnen im Punkte der Religion willfahrt seyn würde. Durch die bisherigen Erfolge ermuntert, fiengen sie jetzt schon an, eine keckere Sprache zu führen, so daß der Herzog nicht umhin konnte, ihnen wiederholt „ihren Trotz“ und „ihre Vermessenheit“ zu verweisen. Ihr Begehren ging geradezu auf Gestattung des Abendmahls unter beiden Gestalten, der Verehelichung der Priester, und des Fleisch-Essens an gebotenen Fasttagen. Nach wiederholtem Schriften-Wechsel sah sich Herzog Albrecht, welcher die ständische Geld-Bewilligung nicht entbehren konnten, endlich gezwungen, ihnen wenigstens theilweise nachzugeben. Es erfolgte daher die bekannte Declaration vom Samstag vor Judica (21. März) 1556, des wesentlichen Inhalts: „Da Jemand das hochwürdige Sakrament Leibes und Blutes Christi unter beiderlei Gestalt, auch unerwartet des vorstehenden Reichstages und desselben Entscheidung, doch ohne Verachtung und Verdammung der einerlei Gestalt, auch deren, die es also hieführan nehmen oder reichen werden, und also ohne Aergerniß reichen und empfangen werde, desgleichen da Jemand, nicht aus eigenwilligem Frevel zu Verachtung der alten katholischen Kirchen-Ordnung, sondern zur Nothdurft seines Leibes oder zu nothwendigem Unterhalt seines Weibes Kindes und Hausgesindes zu den verbotenen Zeiten sich des



Fleisches gebrauchen würde, — daß sich derselbe hierum keiner Strafe noch Ungnade zu befahren haben solle". — Und in dem Patente vom 31. März 1556, durch welches diese Declaration öffentlich ausgeschrieben wurde, heißt es ausdrücklich: „Obgleich der Herzog noch immer der Meinung sey, daß ihm als einem katholischen gehorsamen Fürsten und Reichsstande nicht gezieme, im christlichen Glauben einige Neuerung oder Veränderung zu thun, und gemeiner christlichen Kirche hierin eigenwillig vorzugreifen, so habe er doch auf der beiden weltlichen Stände der Landschaft emsiges und beharrliches Anhalten ihnen etlicher Punkte halber gegenwärtige Declaration gegeben, nicht in der Meinung, ihnen diese Punkte zu bewilligen oder zuzulassen, was ihm nicht gebühre, auch dafür nicht verstanden werden solle, sondern allein um sie und andere Unterthanen, die sich ihrer Gewissen halber darin so hoch beschwert finden, vor der besorgten Strafe und Ungnade bis auf fernere christliche und gebührliche Vergleichung der Religion zu versichern". Uebrigens fügte der Herzog bei, er werde nicht dulden, daß irgend ein Priester durch Drohung oder Gewaltthat zur Reichung des Abendmahles unter beiden Gestalten gezwungen werde, indem er „solches eines jeden Priester eigener Conscienz heimgestellt habe".

Die natürliche Folge hievon war, daß die Mehrzahl der Geistlichen sich zur Spendung des Kelches nicht ermächtigt glaubte, und die Ruhestörer daher Veranlassung fanden, auf dem Landtage des folgenden Jahres 1557 die Sache neuerdings in Anregung zu bringen [5]). Im Widerspruche mit der Gewissensfreiheit, welche die Neuerer stets im Munde führten, verlangten sie jetzt, der Herzog solle den Priestern

5) Kurze Zeit vor Eröffnung dieses Landtages hatte der Herzog verordnet, daß alle Religionssachen vor einen besondern Rath, bestehend aus dem Hofmeister Wilhelm Lösch als Präsidenten,

befehlen, das Abendmahl unter beiden Gestalten zu reichen. Sie wollten sogar von dieser Bedingung die beantragte Geld-Bewilligung abhängig machen. Der Herzog fand jedoch Mittel, durch einige materielle Zugeständnisse die Mehrheit des Adels zufrieden zu stellen. Da er überdieß das Versprechen gab, eine eigene Gesandtschaft an die Bischöfe abzuordnen [6]), um sich mit ihnen über den Vollzug der letzten Deklaration zu benehmen, zeigte sich der größere Theil der Stände wieder beruhigt. Der Herzog glaubte nicht besser thun zu können, als daß er an die Spitze dieser Gesandtschaft denselben Grafen von Ortenburg stellte, [7]), welcher auf dem letzten Landtage sich am entschiedensten im Sinne der Bewegung

---

den Beisitzern Wig. Hund Dr., Georg von Gumpenberg, Christ. Seld Dr., Onuphrius Perbinger Dr., und dem Sekretär Heinrich Schweicker, gezogen werden sollen. Dieses Collegium hatte hauptsächlich darüber zu wachen, daß über die Declaration von 1556 nicht hinausgegangen werde.

6) Früher schon war der Dr. Faltenmaier in ähnlicher Absicht an die Bischöfe gesendet werden.

7) „Instruction, was unser von Gottesgenaden Albrechten Pfalzgrauen bey Rhein, Herzogen in Obern- vnd Niedern Baier ꝛc. Landtsassen, Rete vnd liebe getreue, der wolgeborne Joachim Graun zu Orttenburg, Wiguleus Hundt zum Sulczemoos der Rechten Doktor, vnd Benedikt Pirchinger vnser Rentmaister alhie zu München von unserwegen bei den Hoch- vnd Erwürdigen in Gott vattern, vnsern besonder lieben Herrn vnd Freundten, Herrn Michaele Erzbischoven zu Salzburg, Legaten des Stuels zu Rhom, Herrn Ottonen Cardinale und Bischonen zu Augsburg, Herrn Eberharden zu Eystat, Herrn Leonen zu Freysing, Herrn Geörgen zu Regenspurg vnd Herrn Wolfgangen zu Passau Bischoven fürbringen, werben und handeln sollen". Darin ist besonders hervorgehoben, daß sehr viele herzogliche Unterthanen sich lieber des hochwürdigen Sacraments ganz enthielten, als daß sie dasselbe unter einer Gestalt nähmen, woraus zuletzt völlige Gottlosigkeit entstehen müßte. Sodann wird an die Bi-

ausgesprochen hatte. Die Sendung blieb jedoch ohne Erfolg; denn die Bischöfe sahen sehr gut ein, daß die beabsichtigten Neuerungen nur dahin zielten, der Einführung des Lutherthums den Weg zu bahnen [8]). Sie machten in ihrer Antwort (vom 5. Februar 1558) vorzüglich geltend, daß es nicht in ihrer Macht liege, in den Satzungen der allgemeinen apostolischen Kirche Abänderungen zu gestatten; indem solches nur der höchsten geistlichen Obrigkeit und den heiligen Concilien zustehe. Dabei wiesen sie auf die Beispiele der letzten Jahre

---

schöfe begehrt, „auf eine stattliche und christliche Visitation vnd Reformation bedacht zu seyn", und am Schluße wird sogar die Drohung beigefügt: „Wo das vber vnser vorigs vnd yzigs villfeltigs Ansuechen bei Iren Liebden vnd freundschafften nit zu erheben, würden wir zu Letst, in krafft von Gott dem Herrn benohlenen fürstlichen Ambts vnd vnser Conscienz nach, lennger nit vmbgenn mögen, bei vnser Briesterschafft, deren wir vngenerlich mechtig, durch Rechtmessige vnd in solchem Fall zuegelassene weg dermassen einsehen zu thun, damit die öffentliche Laster gestraft, die Missbreuch vnd große Ergernus in vnserm Fürstenthumb abgestellt würden".

8) Auch die Protestanten hatten dieß erkannt, weßhalb sie alle solche Bewegungen unterstützten. „Wiewol ettliche meynen", schrieb Landgraf Wilhelm von Hessen den 16. April 1564 an den Grafen Ludwig von Nassau, „es werde aus der Kay. Maj. zugesagten Reformation ettwann nichts weytters werden, alß allein daß Jr. Maj. die coenam sub utraque vnd die Priesterehe werden zulassen, desgleichen den Artikel de Justificatione ine aller irer Maj. erblanden zue predigen, vnd daß eß sonnsten Ire Maj. bey merentheyls allen alten Ceremonien werde pleiben lassen, So wolten wir doch, daß solchs allenthalben in Hispanien, Nidderlandt vnd Italien auch also gehalten wurde; dan wan ein alter baw an einem oder zweyen ortten begindt zu fallen, sonderlich wan der Artikel de Justificatione erklingt, so gehet das andere Grampelwerkh auch baldt vber inen hauff". *Groen van Prinsterer*, Archives, T. I, p. 171.

hin, wie ein Irrsal das andere geboren, und zuletzt förmliche Absonderung daraus hervorgegangen. So seyen bei dem Sakrament des Altares durch dieses Trachten nach dem Genusse der beiden Gestalten höchst verwerfliche Meinungen entstanden: einige Priester hätten außer der Messe consecrirt, und das Sacrament ohne vorhergehende Beicht und Absolution gereicht, andere hätten gelehrt, es sey unter der Gestalt des Brodes allein der Leib und unter der Gestalt des Weines allein das Blut Christi, und eine jede Gestalt nur ein halbes Sakrament; etliche glaubten, die wesentliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi finde nicht kraft der Consecration, sondern erst im Genusse statt; andere hielten alles bloß für Figuren, oder wenn sie auch die wesentliche Gegenwart zugaben, so leugneten sie doch die Verwandlung des Brodes und Weines. Alle diese Irrthümer seyen die Folge der Reichung des Laien-Kelches, und sie — die Bischöfe — müßten derselben sich um so mehr widersetzen, als die Communion unter einerlei Gestalt jederzeit durch die allgemeine christliche Kirche — „so eine Grundfeste und Säule der Wahrheit ist" — beständiglich bekräftigt, und diejenigen, so dawider gehandelt, jederzeit für abgefallen gehalten worden.

Am herzoglichen Hofe war man indessen noch lange nicht zu dieser Erkenntniß von der Verderblichkeit der begehrten Concessionen gelangt. Es sey doch besser, ward den Bischöfen erwidert [9]), in diesem einen Punkte des Laien-Kelches zu coniviren, als, wie bisher geschehen, „viele gräuliche und ärgerliche Secten der undisciplinirten verführerischen Priester zum Verderbniß der armen christlichen Seelen zu dulden". Die Bischöfe aber behaupteten [10]), daß die Schuld hievon hauptsächlich in der unglücklichen Declaration von 1556 liege; denn so oft sie einen Priester seiner Irrlehren halber

9) Herzogliches Schreiben vom 15. Febr. 1558.

10) Schreiben vom 22. März 1558.

zur Strafe ziehen wollten, berufe sich derselbe auf dieses herzogliche Zugeständniß.

Wenn Herzog Albrecht hinsichtlich dieser an die Bischöfe gestellten Begehren sich in offenbarem Unrechte befand, so waren dagegen seine Klagen über den Verfall der Kirchenzucht um so begründeter. Das sittliche Verderbniß war unter dem Klerus auf einen hohen Grad gestiegen, sie diente den Neugläubigen zu einem willkommenen Vorwande, die katholische Religion überhaupt in den Schatten zu setzen. „Was bewegt“ — schrieb der Herzog an die Bischöfe — „die Priester mehr zur Einführung und Erzügelung der neuen verführerischen Lehren, als daß sie damit bei den einfältigen unverständigen Laien — die ohnedieß zu allerlei Neuerung geneigt sind, unter dem Schirme der evangelischen Freiheit allerlei gefährliche und beschwerliche Gelegenheit suchen — Anhang und Favor erlangen, und also ihren unpriesterlichen Wandel vertheidigen, beschönigen und hiedurch bringen? Ja, was thut auch bei den Priestern, die noch katholisch sind, mehr und größeren Schaden, als ihr ärgerlicher ungeistlicher Wandel, mit welchem sie den Laien Ursache geben, die katholische Lehre in Zweifel und Verdacht zu ziehen“?

Auf unausgesetztes Dringen des Herzogs ward endlich in den Jahren 1558 und 1559 eine allgemeine Kirchen-Visitation durch bischöfliche und landesfürstliche Commissäre vorgenommen. Hier zeigte sich nun, daß das Uebel bereits einen höhern Grad erreicht hatte, als zu vermuthen gewesen. Bei weitem die größere Anzahl der Weltgeistlichen lebte in öffentlichem Concubinat [11]). Aber auch in der Lehre hatte

11) Bei den meisten Pfarrern und Beneficiaten lautet in den Visitations-Protokollen die Rubrik *de vita*: „Hat ein Khöchin vnd dabey drey (vier, fünf &c. &c.) Khinder; seind mutua fide obligirt, einander nit zu verlassen; helt sich sonsten Priesterlich“ u. s. w. — Es kömmt sogar zuweilen vor, daß ein Geistlicher geradezu erklärt, er halte seine Köchin für sein Weib, obgleich er sie nicht zur Kirche geführt; wenn auch seine Kinder von der

das Verderbniß schon in höchst trauriger Weise um sich gegriffen. Viele Seelsorger wollten nur zwei Sakramente anerkennen, die Taufe und das Abendmahl; die Anrufung Mariens und der Heiligen ward von den meisten verworfen. Die Bischöfe selbst hatten sich so nachläßig gezeigt, daß in vielen Gegenden des Landes seit Menschen Gedenken nicht mehr gefirmt worden war. Die letzte Oelung ward nur äußerst selten mehr begehrt. In den meisten Städten war die Communion unter beiden Gestalten beinahe allgemein geworden; auf dem Lande war sie nicht so häufig; indessen nahm hier die Zahl Derjenigen, welche sich ganz des Abendmahles enthielten, von Jahr zu Jahr zu. Vorzüglich verderbt waren die Schullehrer; sie gebrauchten häufig Luthers Katechismus, und erlaubten sich hie und da sogar, in der Kirche gegen den Willen des Pfarrers, Psalmen anzustimmen, in welche dann die ganze Gemeinde einfiel.

Man sieht, wie nahe an vielen Orten das Volk bereits dem Abfalle gekommen war. Die Bewegung nahm auch hier den Gang, den sie allenthalben eingeschlagen. Bei den Laien war es der irrthümliche Drang nach dem Genuße des Kelches, bei den Priestern hingegen die Aufhebung des Cölibats, was die Aenderung befördern sollte. Es fehlte nur noch, daß bei den Landesfürsten die Lüsternheit nach den geistlichen Gütern die Oberhand gewann, so war die kirchliche Umwälzung vollendet. Allein Gott, welcher unser Vaterland zur letzten Zuflucht-Stätte seiner heiligen Kirche in Deutschland ausersehen hatte, legte in die Herzen der Regenten jene unerschütterliche Glaubens-Stärke, welche von nun an gleichsam zur erblichen Tugend in dem bayerischen Hause wurde.

So streng gläubig indessen Herzog Albrecht sich unter allen Verhältnissen erzeigte, so blieb doch am Münchner Hofe

Welt nicht für ehrlich gehalten würden, so hoffe er doch, daß sie vor Gott ehrlich seyen. (Visitations-Protokolle von 1558 und 1559.)

noch immer die Meinung vorherrschend, daß bei dem traurigen kirchlichen Zustande des Landes einige Nachgiebigkeit nothwendig sey, und daß eben durch theilweise Concession jener beiden Punkte einerseits das Volk und andererseits der Clerus vor weiterem Abfalle bewahrt werden könnte. Man meinte vielleicht, die Bewegung bemeistern zu können, indem man sie zu dirigiren, und nur bis zu gewissen Schranken zu führen dachte. In gleichem Sinne waren daher auch die Instructionen für den Doctor Augustin Paumgartner abgefaßt, welcher im Jahre 1562 in Begleitung des Jesuiten Crurillon zu dem nach mehreren Unterbrechungen wiedereröffneten Trienter Concilium abgeordnet wurde [12]). Außer der Herstellung der verfallenen Kirchenzucht waren es hauptsächlich die beiden Punkte des Laien-Kelches und der Priester-Ehe, auf welche er dringen sollte.

---

12) Durch Breve vom 5. December setzte der Papst unsern Herzog von der Wiedereröffnung des Concils in Kenntniß: „Paterno animo Nob^{tem} tuam hortamur et rogamus, ut velis ad Concilium oratores mittere cum mandatis, ut mos est, tuo illi nomine interfuturos". Dieß Breve ward durch den Nuntius Delfino überbracht, welcher mit Commendonne nach Deutschland gesendet worden, um die Fürsten zur Theilnahme am Concil einzuladen.

(Fortsetzung folgt.)

III.

Geschichte einer Zeitung.

(Schluß.)

Das Journal des Debats aus dieser Zeit ließe sich als reiches Archiv von Documenten des Uebermuths, der Siegestrunkenheit Bonapartes und der hündischen Kriecherey der Franzosen, worin es selbst als unübertroffenes Vorbild erscheint, benützen. Man lese nur die Berichte über den Congreß in Erfurt, deren pomphaftestem der Witz des Zufalls in der gleichen Nummer einen Reisebericht nach der Insel Elba beifügte. Andere Witze mögen sich weniger absichtlos hinein geschlichen haben, doch wurden sie nur äußerst sparsam angebracht, verschwanden allgemach völlig. Einer noch fällt in das Jahr 1809. In der Nummer des gleichen Tages las man: „heute ist von Grenoble ein Theil der alten Bildsäulen der Villa Borghese angekommen"; dann: „eine Uebersetzung von Ciceros Rede über den Raub des Verres, bekannt unter der Aufschrift: die Bildsäulen, ist wirklich unter der Presse". — den Hochpunkt erreichte aber die prunkvolle Wortmacherei in den Berichten über Bonapartes zweite Vermählung.

Während des Krieges gegen Rußland war das Journal des Debat das helle Echo aller Großsprechereien über sich und aller Hohnsprechereien gegen die Feinde, welche anfangs aus den nordischen Steppen so laut über Europa hallten. Daß das leiseste eigene Urtheil zu jener Zeit in keinem Blatt verlauten durfte, zumal in solchen nicht, welches Bonapartes Leibdichter redigirte, welches der Futterkasten für seine Günstlinge war, wird wohl zu bemerken überflüssig seyn. Wie anders heutzutage, wo die Phrasenmänner von ihren löschpapierenen Thronen die Geschicke der Länder und Völker zu lenken sich vermessen und ihren Federkiel Alexanders Schwert gleich achten, das jeden gordischen Knoten zerhaue! Aber Bonaparte hatte eine Direction de l'esprit public eingeführt, vor welcher sie damals so zahm wedelten, wie die abgerichteten Wachtelhunde. Als sich die kaiserliche Verwaltung durch Mallet

hatte beschleichen lassen, und der worttapfere Pasquier in einem Apothekenofen seinen Muth erwärmte, Bonaparte aber von Moskaus zündelnder Lohe in die kalte Winternacht hinausstürzte, da war es das Journal de l'Empire welches in obligater Weise den Parisern vorsang, was das für glückliche Ereignisse gewesen seyen, um den Thron der neuen Dynastie zu festigen. So giengs während der ganzen Dauer des Krieges fort, bis man am ersten April 1814 über dem Blatt wieder den Titel erblickte: Journal des Debats, und gleich darunter: „Monsieur, Bruder des Königs, ist zu Vesoul eingetroffen"; dann etwas weiter unten: „Bonaparte (der Kaiser und Napoleon waren bereits aufgegeben) ist auf mehrere Meilen von unsern Mauern zurückgeworfen".

Aber über diesen Zeilen, welche die Herstellung eines alten Königsthrones, die Rückkehr eines ruchlos vertriebenen Fürstenhauses, den nahen Fall eines siegbekrönten Kriegshelden, den Sturz eines prunkvoll aufgerüsteten Herrschersitzes, das Eintreten eines gewaltigen Umschwunges der Dinge, die Vorzeichen eines erschütternden Wechsels menschlichen Glückes andeuteten, stehen gewichtigere Worte, deren Vollgehalt für ein Zeitungsblatt einen hellen Klang hat, die in dem Gemüth seines Eigenthümers tiefere Bewegung hervorrufen, als die Betrachtung von allem Jenen, denen er ernstere Beherzigung wünschen muß, als den Flammenzügen, welche eine unsichtbare Hand bei König Belsazars Gastmahl auf die Mauer zeichnete. Man liest nämlich über jene beiden änigmatisch gehaltenen und doch den Inhalt ganzer Bände der Weltgeschichte so klar darlegenden Berichten mit großen Buchstaben gedruckt: „Die Herrn Abonnenten werden benachrichtigt, daß die Abonnementbedinguiße stets fort die nämlichen bleiben". Das Heldenschwert ist gebrochen, die Krone ist zerstampft, der Thron liegt in Trümmern, der Riesen-Bau ist aus allen Fugen gewichen, der Götze wird mit Koth beworfen, es wogt von allen Seiten die Feindesmacht heran, die Horden aus dem fernen Asien schwärmen über Frankreichs seit Jahrhunderten nicht betretenen Boden; und ruhig inmitten des Krachens und Stürmens und Rasselns und Tobens sitzt der Zeitungsschreiber und tröstet mit der Zusicherung, daß der Abonnementspreis der gleiche bleibe; und wie die Lerche durch die blauen Lüfte sich wiegt. und mit heller Kehle ihr Wohlbehagen kund thut, so singt sich der Zeitungsmann sein lustiges „die Abonnementbedingnisse bleiben stets fort die nämlichen"!

„Eine Restauration ist ungedenkbar"! hatte das Journal de l'Empire im Lauf von zehen Jahre oftmals mit der breitesten Zuversicht

verkündet. Eine Restauration war nicht allein gedenkbar, sie war wirklich gekommen. Welch' ein Vorzug für den Menschen, daß er mit der Fähigkeit ausgestattet ist, auch in das Ungedenkbare sich fügen zu können; welch ein nicht zu ermessendes Glück, daß unveränderte Abonnementsbedingnisse solches Fügen ihm so unendlich erleichtern! Jetzt, bekennt das Journal unter seinem restaurirten Titel, daß es an der Restauration stets gearbeitet habe, daß seine verborgensten Wünsche endlich in Erfüllung gegangen seyen. In gebundener und ungebundener Rede scheint es seines gesammten Vorraths von Enthusiasmus mit Einenmal sich entledigen zu wollen, und über der allgemeinen Rührung will es in selbsteigener Rührung beinahe zerrinnen. Aber auch die Erinnerung, wie es den Gefallenen vergöttert, wie vor ihm auf den Knien herumgerutscht, wie es den Weihrauch nicht allein aus vollen Händen, sondern gleichsam in vollen Fässern vor ihm gestreut, wie es den empörendsten ekelhaftesten, unwürdigsten Götzendienst vor ihm unablässig getrieben, ist für dasselbe zerronnen; hieße es ihn bloß einen Tyrannen, Despoten, Unterdrücker, so möchte dieß noch hingehen, aber er ist ihm jetzt ein Tiger in Menschengestalt, ein Feigling, ein Lügner, ein Bretterkönig, in Folge sogar ein Crocodil. Nichts, bis auf den Taufnamen herab will es mehr an ihm gelten lassen. „Der Despot, sagt es einmal, ist ein Usurpator selbst in Beziehung seines Namens, er heißt Niklaus“. Ein Andersmal: Nein, er hieß nicht Niklaus: Maximilian hat er geheissne; aber er hat diesen Namen abgelegt, damit man keine Vergleichungen ziehe zwischen ihm und Robespierre“. Heute Pantheon, morgen die Gemonien; was verschlägts? die Abonnementsbedingnisse bleibes die nämlichen.

Der Besitz der ursprünglichen Eigenthümer des Journals, welche Bonaparte einst dessen beraubt hatte, wurde durch die Restauration wieder restaurirt, Gründe genug, diesen jetzt aufrichtig ergeben zu seyn, womit sich ein Band knüpfte, bei dem nicht allein die Abonnements-Verhältnisse nichts litten, sondern die Abonnenten beträchtlich zunahmen. Denn abgesehen davon, daß die Schreibart des Blattes eine vorzügliche war; schlossen jetzt die Vornehmsten Capacitäten, wie Chateaubriand und andere sich an, erwarb es sich Ruf, die Legitimität zu vertreten, ward es vom Hofe begünstigt, gehörte es zum guten Ton desselben. Alle Gewandtheit für Ergebenheitsausdrücke ward nun für den jetzigen Herrn aufgeboten und wo möglich noch überboten; ein leichtes war es jetzt dem Blatt gewesen, für den legitimen König selbst in den Tod zu gehen, wenigstens in Zusicherungen und Worten. — In den hundert

Tagen erwies er sich kleinlaut. Sein Eigenthümer, Bertin, war nach Gent geflohen und redigirte dort den Moniteur von Gent. Man wußte aber doch nicht recht, ob er mit Ludwig XVIII. oder vor Bonaparte geflohen sey.

Am 15. Juli 1812 war in dem Journal de l' Impire zu lesen: „Ein junger Rath des kaiserlichen Gerichtshofes ist zum geheimen Sekretär von Madame Mutter ernannt worden". Dieser Rath hieß Elias Decazes. Er war eben derjenige, welchen Frankreichs Unstern nach der zweiten Restauration an dessen Spitze stellte, wo er zu des Landes und des Volkes Verwirrung nur zu lange waltete, bis eine traurige Katestrophe ihn, nachdem er das Wirrsal unheilbar gemacht, von seiner Höhe herabschleuderte. Unter diesem Minister war alles gestattet, einzig reine Liebe zu dem Monarchen und den monarchischen Institutionen verpönt. Es wurde eine Censur aufgestellt, nicht um die schlechte Presse zu zügeln, sondern um die rein royalistischen Aeußerungen zu unterdrücken. Das Journal des Debats schmiegte sich unter die von der Gewalt ausgegangene Maaßregel; die bishergen politischen Principien desselben flüchteten sich in den Conservateur. Hier vereinigten sich Chateaubriand, la Mennais (damals noch nicht gefallen), Castelbajac, Bonald, Fievée und Andere. Mit dem Sturze von Decazes gewann das Journal des Debats seine Freiheit wieder. Es sprach über die Ermordung des Herzogs von Berry, welche jenen herbeigeführt, in ähnlichen Gesinnungen, wie der Conservateur. Am 29. September 1820 war folgendes zu lesen: „Seit zwei Jahrhunderten ist es nun das drittemal, daß Gott durch ein Wunder seine Huld, seine glänzende Vorliebe für das erhabene Geschlecht, welches Er auf Frankreichs Thron gesetzt hat, bethätigt, indem Er es zuläßt, daß der geheiligte Stamm der Bourbonen neue Sproßen dann jedesmal hervortreibt, wenn er auf immer erstorben zu seyn scheint, und indem selbst aus seinen Unfällen sein Heil hervorgehen muß. Unausforschliches Geschick der ältesten Monarchie Europas! Sie lebt wieder auf in gesicherter Fortdauer in eben dem Augenblick, in welchem sie zu erlöschen scheint. Aus Grabesgrüften ziehet sie Leben und Kraft. Heinrich Karl Ferdinand Maria Dieudonné, Herzog von Bordeaux, ist geboren"!

Dergleichen Expectorationen an die Herzogin von Berry, an den jungen Thronfolger, an Frankreich waren noch manche in dem Blatt zu lesen. Das Zerwürfniß zwischen dem Ministern Villele und Chateaubriand war der Wendepunkt seiner Politik. Eines Tages trat der Direktor des Blattes in das Kabinet des Herrn von Villele und erklärte

demselben ganz trocken: „ich habe das Ministerium Decazes gestürzt, ich werde sie ebenfalls stürzen". —

„„Möglich, erwiedete der Minister, dann aber müssen Sie revolutionär werden; denn wie Sie die Doctrinen meines Ministeriums angreifen, müssen Sie zugleich das monarchische Princip untergraben"". Der Minister hatte Recht der Zeitungsmann aber hielt Wort. Das Ministerium Decazes hatte die Revolution mit Kraft, die königlich Gesinnten mit Mißtrauen ausgestattet, jedem Nachfolger Hemmschuhe zurückgelassen. Bei aller Gewandtheit und Thätigkeit, die Herr Villele in siebenjähriger Leitung der Angelegenheiten entwickelte, schien er den Männern der Revolution zu viel, den Männern des Königthums zu wenig zu thun, daher ein zweifaches Mißbehagen zu keimen begann. Jene stellten die Rückkehr des Despotismus, diese Erneuerung der Anarchie in Aussicht. Das Journal des Debats schlug sich, man kennt die Beweggründe nicht genau, wahrscheinlich mag die Verbindung mit Chateaubriand am meisten getrieben haben, auf Seite jener.

Natürlich behutsam, langsam, wie der Hinblick auf das Hypomoglion alles Lebens, auf die allein richtige Uebersetzung der horazischen;

Si fractus illabatur orbis,
Impavidum ferient ruinae.

„Die Abonnements-Verhältnisse bleiben stets fort die nämlichen". Solches forderte Behutsamkeit; langsam, darum desto gefahrlicher. Errinnern wir uns, in welchen Kreisen der Gesellschaft das Blatt vorzüglich gelesen wurde: in den höheren, in den mit dem Hofe in Berührung stehenden, von den königlich Gesinnten zu Paris und in den Provinzen: sie betrachteten es als Organ des Königthums, als Herold der gesunden Doctrin, es hatte in seiner Huldigung an den Herzog von Bordeaux, an die Herzogin von Berri den Gefühlen von tausend und tausend Franzosen das Wort geliehen. Es durfte die Narrenkappe nicht alsbald abwerfen, sonst wären zwar die Abonnementsbedingnisse, nicht aber die Abonnentenzahl sich stets fort gleich geblieben. Aber wie feiner verkappter und listiger die Sache angelegt worden, um so verderblicher wirkte sie. Der Constitutionel, welcher mit offener Visir gegen die legitime Monarchie in die Schranken trat, hat derselben lange nicht so viel geschadet, als das Journal des Debats. So gewiß ist es, daß ein offener Feind bei weitem nicht so gefährlich ist als ein zweideutiger Freund. Schon im Jahr 1824 gestaltete sich das Verhältniß der öffentlichen Blätter für und gegen die Regierung folgendermaaßen:

Für		Gegen	
Gazette de fr.	2300	Constitutionel	16250
Etoile	2750	Journ. de Debats	13000
Journ. de Paris	4165	Quotidienne *)	5800
Drapeau blanc.	1900	Courier français	2975
Moniteur	2250	J. de Commerce	2380
Pilote	1925	l' Aristarque	925
	14345		41330

Ein Jahr später hatte sich das Verhältniß bereits zu 12580 gegen 44000 verschlimmert.

Mögen diejenigen, welche unbedingte Preßfreiheit sogar als ein Vehikel zum Regieren anpreisen, der Thatsachen eingedenk seyn, welche sechs Jahre später eintraten!

Noch trug das Journal der Debats die weiße Fahne, noch lagen in seinen Schriftkasten die stereotypen Ergebenheitsphrasen, aber die Lehren waren ausgetauscht. Die Mehrzahl der Menschen würden brüllen, wenn man ihnen eine Uhr an die Erde würfe und zerstampfte, daß tagtäglich bald diese bald jene Schraube gelockert, jetzt von diesem jetzt von jenem Rädchen ein Zahn ausgebrochen wird, bis endlich das ganze Werk in Trümmer auseinander fällt, das nehmen sie geduldig hin, loben vielleicht gar noch die sorgliche Aufmerksamkeit dessen, der so verständig der Uhr sich annehme, bis die gänzliche Zerstörung der Uhr zu völliger Unherstellbarkeit ihnen allzuspät die Augen öffnet.

Neben dem Wahlkrieg von 1826 mußte Hr. Villele Hrn. Martignac weichen. Bertin de Vaux hatte die Frechheit Karl X. zu sagen: „Ich bins, der dieses Ministerium gemacht hat. Daß es sich nur gut gegen mich benehme, sonst werde ich mich seiner entledigen, wie ichs mit dem andern gethan habe". Darum sehen wir in andern Staaten remüante Advokaten, jakobinische Rechtslehrer, und gellende Kammerschreyer um unbedingte Preßfreiheit heiser sich kreischen; — das Yo el rey ist zu kitzelnd.

Die Mitarbeiter des Journals des Debats waren, in Rücksicht ihres Talentes und ihrer Betriebsamkeit allerdings Männer von Bedeutung, aber sie strebten Männer von öffentlicher Bedeutung; Män-

*) Diese Organ der Gegenopposition, der Ultraroialisten.

ner des anerkannten Einflusses zu werden. Gerade das war es, was Karl X. widerstrebte. Sie wollten sich ihm aufdringen, er wollte sie von sich abwehren; darum untergruben sie auf allen mögliche Weise, durch alle Mittel, wenn nicht gerade das Ansehen seiner Person, so doch die Wirksamkeit seiner hochbetrauten Diener. Nichts wurde unversucht gelassen, um dem König ein Ministerium aus dem linken Centrum aufzubürden; jeder Versuch steigerte des Königs entschiedene Abneigung gegen ein solches. Martignac durchblickte das Treiben, ohne Mittel zu besitzen, es zu hemmen. „Wir rücken der Anarchie entgegen"! rief er da einst von der Tribüne der Deputirtenkammer; es war wenige Tage vor seinem Zurücktritt.

Sollte der König denjenigen sich in die Arme werfen, welche den Saamen der Anarchie mit vollen Händen ausstreuten, weil sie nach Stellen und Jahrsgehalten hungerten? Sollte er ein Ministerium wählen, dessen Glieder in unverückter Treue ihm ergeben waren, aber in der bereits stürmisch gewordenen Kammer keinen sichern Boden hatten? Er entschied sich für das Letztere, das Ministerium vom 8. August kam zu Stande. Dem Scharfblick der erlauchten Gefangenen von Ham entging es nicht, welche eine mißliche Stellung ihnen bereitet werde, sie sträubten sich; Liebe, Gehorsam, Treue gegen den König trugen zuletzt den Sieg davon.

Wie die Zeitungsmänner ihre Hoffnungen zerronnen sahen, wurden sie wüthend, erklärten sie dem Ministerium offen den Krieg. Daß das Königthum unvermeidlich in denselben müsse verflochten werden, konnten sie wohl einsehen. Aber bei aller erheuchelten Ergebenheit gaben sie leichten Sinnes dasselbe hin, wenn sie nur dem durch vereitelte Absichten gestachelten Haß fröhnen konnten. Jeder Tag goß auf die Männern, die im Rath des Königs saßen, neues Gift, neue Verläumdung, neuen Hohn. Fleißig wurde Englands Opposition citirt, auf die Prärogativen seines Parlaments hingewiesen, die Revolution von 1688 in Errinnerung gebracht, zwischenein einmal mit allem Schein des Ernstes behauptet, gleich als wollte man durch Spott zum Versuch antreiben, eine solche sey in Frankreich unmöglich.

Am schändlichsten benahm sich das Blatt bei den Vorbereitungen zu dem Zug gegen Algier. Alles wurde hervorgesucht, um denselben mißbeliebt zu machen, die Rüstungen zu hemmen. Düpin scheute sich nicht, von den Tribunen zu sagen: „Was auch die Minister vorschlagen mögen, man muß es zurückweisen, und wären die Anträge dem Lande noch

so heilsam". Das Journal des Debats verfocht die Interessen Sr. barbareskischen Hoheit mit auffallender Wärme; es stellte eine Berechnung an, daß eine Armee nicht weniger als 27 Tage zum Ausschiffen bedürfte; die Oppositionsblätter hatten den Dey sogar auf die erforderlichen Gegenvorkehrungen aufmerksam gemacht, die es dem gegebenen Rath gemäß zu veranstalten, nicht unterließ. Eine Commission von Offizieren, die von Ministerium zu Rath gezogen wurde, der Admiral Düperré, andere Männer von Gewicht, stellten das Vorhaben als unausführbar, die Schwierigkeiten als unüberwindlich, die Gefahren als unzählig dar. Einige jüngere Marine-Offiziere, die jungen Angestellten bei dem Consulate bekämpften siegreich alle erhobene Schwierigkeiten. Der Erfolg hat gelehrt, daß jene Abrathenden bloß Opposition machten, um Opposition zu machen, daß ein allgemeiner Koller beinahe alle Geister befallen hatte. Die andern Mächte vernahmen des Königs Vorhaben zum Theil mit Vergnügen, zum Theil ohne Einwendung zu machen, nur England verlangte Auskunft. Der König bemerkte: „Wir mischen uns auch nicht in Englands Angelegenheit, es überlasse uns die unsrigen". So ward dem englischen Kabinet eine würdige Antwort ertheilt. Zu anderer Zeit hätte der glänzende Erfolg der Heerfahrt ganz Frankreich elektrisirt, jetzt suchten die Oppositionsblätter alles hervor, wodurch sie Tadel und Vorwürfe auch auf diesem Wege auf das Ministerium werfen konnten.

Wir haben oben die Worte ausgehoben, mit denen das Journal des Debats die Geburt des Herzogs von Bordeaux begrüßte. Zwischen dem 29. Juli und 9. August des Jahre 1830 klang noch hie und da ein Laut der Sympathie für denselben durch. Am 30. Juli verlangte es nur noch die Anklage des Ministeriums vom 8. August. Am 1. August las man: „Die Stelle eines General-Lieutenants des Reichs, welche man dem Herrn Herzog von Orleans angeboten hat, trägt denselben Charakter der Lojalität an sich, wie alle bisherigen Schritte; es wird dadurch nichts entschieden". — Am 6. August erklärte es: „Das Regieren des Hauses Bourbon über Frankreich hat für immer aufgehört". Noch schwebte es aber im Ungewissen, wer hinfort Frankreichs Geschicke lenken werde, nach welchem Gestirn es seine Augen zu richten habe. Am 8. August bezeichnete es die letzten leisen Hoffnungen, die es in Betreff des Herzog von Bordeaux in den Tagen der Unentschiedenheit noch hatte durchblicken lassen, für ungeziemend: Selbst unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans, sagte es an diesem Tage, dürfe Heinrich V. nicht König werden. Der neue Stern, dem man die Huldi-

gungen darzubringen hatte, war jetzt aufgegangen; die Abonnements-Bedingnisse blieben stets fort die nämlichen". Der Rabe, welcher vor Domitians Ende über das Forum von Rom geflogen war, hatte jetzt dem Journal des Debats sein: „Alles wird nach Wunsch gehen", zugekrächzt.

Nicht volle zehn Jahre früher hatte es gesagt: „Sehen wir nicht, wie eine Parthei bedrohlich zum Umsturz des Throne sich verschwört, den das königliche Kind, das uns eben geschenkt worden ist, einst besteigen soll. Umschwebt uns nicht der Schatten des Herzogs von Berri, zuwinkend, wir sollen um die Wiege des Herzogs von Bordeaux wachen. Prinz! gleich dem Stern, welcher als letztes Hoffnungszeichen dem vom Sturme gepeitschten Seefahrer erscheint, so erscheinen Sie mitten unter unsern politischen Stürmen! Mögen um ihre Wiege alle Gutgesinnten sich reihen; alle Entwürfe der Schlechten an derselben zerschellen! Wachsen Sie, um die Tugenden des edlen Geschlechts nachzuahmen, das Sie umgiebt. Im Kreise treuer Unterthanen, bedroht von unversöhnlichen Feinden, haben Sie das Weltlicht erblickt. Wachsen Sie heran, zum Wohl der Einen, zum Verderben der Andern! Fügen Sie dem Wunder Ihrer Geburt, das Wunder eines, Ihre Unterthanen beglückenden, für Sie glorreichen Lebens hinzu"!

Zehn Jahre später war dieser Prinz für Frankreich eine Unmöglichkeit geworden, sein Haus, das Haus der Wunder, hatte für immer zu regieren aufgehört; aber die Abonnementsbedingnisse waren stets fort die nämlichen geblieben. — Hatte Bonaparte so Unrecht, wenn er dieses Schreibervolk zu kaiserlichen Kammerknechten machte?

IV.

Ueber die Berufung deutscher Gelehrten an die Universität von Berlin.

Die Erwartungen, die Friedrich Wilhelm IV. vorausgingen, als er den preußischen Thron bestieg, waren keine geringen, und wenn der neue König bei der Huldigung seinem Volke zurief: „es möge keine glänzende Regierung im gewöhnlichen Sinne des Wortes von ihm erwarten, sondern eine schlichte, christliche, die nicht den flüchtigen, eitlen Beifall der Welt, sondern das Gericht eines ewigen Richters vor Augen habe", so dienten diese Worte nur dazu, unsere Erwartungen noch mehr zu steigern, und das namentlich in einer Zeit, die so freigebig und redselig in glänzenden Versprechungen, und so karg und einsylbig im Halten ist.

Seit der Huldigung ist ein Jahr vorübergeflossen, und das zweite ist schon weit vorgerückt: ob aber das, was in Preußen seitdem geschehen, jenen Erwartungen entsprochen, hierüber uns zu erklären und überhaupt ein Urtheil über die Thätigkeit des neuen Monarchen nach den verschiedenen Seiten seines Wirkens hin zu fällen, dazu scheint uns die verlaufene Frist noch allzukurz. Die neue Regierung hatte gleich bei ihrem Beginne noch so manche Aufgaben und Verlegenheiten, die ihr die Vorgängerin hinterlassen, zu lösen und zu ordnen, daß ihre vorzüglichsten Kräfte fürs erste hiedurch in Anspruch genommen wurden; ihre eigenen neuen Fäden hat sie erst kaum angesponnen: es wäre darum voreilig und anmaaßlich, ein Totalurtheil über ihre Tendenz und die Mittel, die sie in Anwendung bringt, zu fällen. Allein dieß kann uns nicht verhindern, über einzelne ihrer Maaßregeln,

die sich der Betrachtung als ein Ganzes darbieten, unsere Meinung zur gegenseitigen Verständigung auszusprechen, und sie von unserem Standpunkte aus, der in der Religion ein katholischer, in der Politik ein deutscher ist, zu beleuchten, indem wir allen denen, die diesen Standpunkt nicht theilen, gern das gleiche Recht eigener Beurtheilung einräumen.

So haben sich diese Blätter bereits über die Errichtung eines Bisthums der vereinten anglikanischen und sogenannten deutsch-evangelischen Kirche ausgesprochen; sie würden das gleiche in Betreff der Landtage, und namentlich des rheinischen gethan haben, wenn es von ihnen abgehangen hätte; Niemand aber kann sie wohl mit einem Anschein von Recht und Billigkeit daran verhindern, sich über eine andere Maaßregel der neuen Regierung mit ihren Lesern zu besprechen, wir meinen die Berufungen, die Friedrich Wilhelm an ausgezeichnete Gelehrte in den verschiedenen deutschen Bundesländern hat ergehen lassen, um sie um seinen Thron her zu versammeln.

Bei der Stellung, die Preußen in der Mitte unseres Vaterlandes einnimmt, ist alles, was dort Durchgreifendes geschieht, von keiner geringen Bedeutung für das gesammte Vaterland, und es wäre daher ein ganz undeutscher, unbegründeter Vorwurf, wenn man einem nichtpreußischen Beurtheiler preußischer Verhältnisse von Berlin aus zuriefe: er möge sich um seinen eigenen Topf kümmern und nicht in fremdem Breie rühren, denn was Preußen einbrockt, wird doch Deutschland zuletzt ausessen müssen. Allein die erwähnte Maaßregel ist an sich selbst schon doppelter Natur: denn wenn einerseits die Beurtheilung fragt, was Preußen durch die Berufenen gewinnt, so hat sie andererseits zu erwägen, was die Bundesländer durch die ihnen Entführten verlieren, und ob jener Gewinn den Verlust aufwiege.

Wir haben geglaubt, diese Worte zur Verständigung vorausschicken zu müssen, da man sich jenseits nicht damit begnügt,

die katholische Presse durch eine einseitige Censur in jeder Weise zu hemmen, indem man ihr die Besprechung der wichtigsten Fragen untersagt; sondern noch obenein ihre Absichten anfeindet und verdächtigt, wenn sie je einmal ein halblautes Wort gesagt hat *).

Die deutsche Geschichte hat das Eigenthümliche, daß sie seit ihrem ersten Beginne, im Laufe der Jahrhunderte zeigt, wie einem gewissen Gefühle der Familieneinheit der ganzen Nation; ein Streben die Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit der einzelnen Stämme zu wahren und zu schirmen, entgegentritt. Gegenüber jenen Schranken, welche die Politik und die Glaubensspaltung zwischen uns aufgerichtet, ist das vorzüglichste Band, welches uns dermalen vereinigt, unsere Sprache und unsere gemeinsame Denk- und Empfindungsweise; das heißt unsere geistige Physionomie, durch die wir uns als Abkömmlinge eines gemeinsamen Stammvaters erkennen, die in der Geschichte anderen Nationalitäten gegenüber ihre eigene Bestimmung haben. Die vorzüglichsten Träger dieses Bandes, die Männer der Wissenschaft, die den Gedanken und das Wort meistern, sind daher seit frühe schon nicht als aus-

*) Man wird die obige Sprache vielleicht bitter finden; das mag sie allerdings seyn, man wird sie aber nicht ungerecht finden können, wenn man bedenkt, daß diese Blätter bekanntlich schon vor ihrem Erscheinen auf den preußischen Posten verboten waren, und daß sie auch jetzt noch nicht nur den Posten, sondern auch den Buchhandlungen von dem preußischen Ministerium verboten sind, nachdem doch König Friedrich Wilhelm selbst sein Ministerium in dem rheinischen Landtagsabschied darauf hingewiesen, daß eine freimüthige, in den Schranken der Mäßigung sich haltende Besprechung gestattet sey, daß aber unsere bayerische Bundescensur allzu nachsichtig sey und dieses Verbot nothwendig mache, diesen Vorwurf wird ihr das preußische Ministerium nicht machen können, so wie die Redaction dieser Blätter sich auch bewußt ist, die Schranken des Erlaubten, der Mäßigung und des Anstandes nicht überschritten zu haben.

schließlich ihrer einzelnen Provinz, sondern als dem gemeinsamen Vaterlande angehörig angesehen worden. Es ist daher auch ein Brauch, der nicht erst seit gestern besteht, daß, wenn sich ihnen in ihrem nächsten Vaterlande kein entsprechender Wirkungskreis öffnet, wenn sie als unverstandene oder mißachtete Propheten bei den Stammgenossen kein Gehör finden, daß sie dann ihren Wanderstab ergreifen und sich in dem weiteren Vaterlaude bei den Bruderstämmen eine neue, ihrem Geiste mehr entsprechende Heimath suchen. Sie weihen ihre Kräfte einem Herrn, der ihre Weisheit besser zu nutzen und zu schätzen weiß; sie richten ihr Wort an eine Jugend, die lernbegierigeren, strebsameren Geistes das Zündende, Begeisternde begeisterter auffängt. Das Gleiche gilt auch von den Fürsten, wenn sie zur Ausführung größerer, umgestaltender Ideen, mögen sie nun die Kirche, den Staat oder die Wissenschaft betreffen, in ihrer nächsten Umgebung unter ihren eigenen Unterthanen keine geeignete Männer fanden; so haben auch sie sich bei den Bruderstämmen umgesehen, und, ohne daß dadurch das freundnachbarliche Verhältniß beeinträchtigt worden wäre, von dorther tauglichere Werkzeuge um ihren Thron versammelt. Was daher gegenwärtig in Preußen geschieht, ist, wie jeder von selbst weiß, keineswegs etwas Neues; es ist mehr oder minder schon in allen übrigen Bundesländern geschehen, und hat Friedrich Wilhelm IV. Schelling von München berufen, so hat sein Vater den Vorläufer desselben, dem der neue Messias die Wege abgraben soll, von Heidelberg in seine Nähe beschieden; und wenn Schelling Berlin das Pantheon deutscher Philosophie nennt, so deutet er selbst auch zu gleicher Zeit an, daß die Götter dieses Pantheons keine dii indigenae, sondern fremde Gäste sind, die man aus allen Gauen herbeibeschieden, wie die sizilischen Fürsten einst die hellenischen Denker und Dichter an ihr Hoflager einluden.

Fassen wir nun die Berufungen näher ins Auge: so drängt sich uns die Bemerkung auf, daß sie mit wenigen Aus-

nahmen unmittelbar dem Lehrstande angehören; es sind nicht Offiziere, noch Staatsmänner oder Prälaten, sondern Professoren für die Lehrstühle seiner ersten Universität, an die des Königs Ruf ergangen. Weit entfernt, diese Bevorzugung befremdlich zu finden, scheint sie uns vielmehr der Anerkennung aller Einsichtigen ganz vorzüglich werth. Denn wir dürfen daraus schließen, daß der neue Monarch eine Wahrheit erkannt hat, die sich uns von Tag zu Tag mehr aufdrängt. War nämlich die Erziehung der Jugend jemal für eine Zeit eine Lebensfrage, so ist sie es für die unsrige, und kein Zweifel, daß von ihr unsere Zukunft gutentheils abhängt. Wir dürfen daher, ohne den Verdacht der Schmeichelei zu befürchten, einem Lande Glück wünschen, dessen Fürst, selbst mit Geist und Kenntnissen reichlich ausgestattet, die geistige Bildung seiner Jugend sich vor Allem angelegen seyn läßt, und diesem bedeutsamen Zwecke gegenüber kein Opfer und keine Mühe scheuet. Und in der That, wie könnte auch ein Fürst die Talente des Staates der Zukunft auf reichlichere Zinsen leihen, als wenn er an die Spitze des aufblühenden Geschlechtes Führer und Meister stellt, die seine schlummernden Kräfte wecken und entfalten, und es zu großem, segensreichen Wirken befähigen und begeistern. Für einen, den er aus der Fremde herbeigerufen, werden ihm dann hundert unter den Seinigen erstehen. Gilt aber diese Bedeutung der Erziehung von einem Lande, so ist sie für Preußen gültig, indem hier, wie in diesen Blättern früher einmal dargethan *) worden, das Erziehungswesen so wie das Militär, ganz und gar eine Sache des Staates ist, dem sich kein Unterthan entziehen kann. Vom Staate hängt in Preußen mittel- oder unmittelbar die Erziehung eines jeden ab; denn der Staat ist es, der alle jene, die erziehen oder unterrichten wollen, prüft und ihnen die Erlaubniß dazu ertheilt, und vor dessen Prüfungscommissionen die Erzogenen und Unterrichteten wieder Rede und Antwort

---

*) Siehe hist.-pol. Blätter Bd. 7. S. 727.

stehen müssen, wenn sie auf irgend eine öffentliche Thätigkeit Anspruch machen wollen. Sohin leuchtet von selbst ein, wie viel dort, wo die häusliche Erziehung so gut wie gar nicht besteht, darauf ankömmt, daß die Regierung der öffentlichen nicht nur all ihre Sorgfalt schenke, sondern sie auch in einem guten Geiste leite und an ihre Spitze die geistige Blüthe der Nation stelle.

Ein zweiter Umstand, der diese Berufungen auszeichnet, scheint uns darin zu bestehen, daß sie vorzugsweise Berlin zu Gute kommen. Auch dieß wird jeder Billigdenkende natürlich finden, daß ein Fürst insbesonders darauf bedacht sey, die Hauptstadt seines Landes, den Sitz seines Thrones, die Mitte seiner Regierung, auch zu einem Mittelpunkte der Intelligenz seines Volkes zu machen. Denn jeder begreift von selbst, wie viel darauf ankömmt, daß hier, wo die entscheidenden Maaßregeln, für das ganze Land ergriffen, und die Befehle nach den Provinzen hinausgesendet werden, die Umgebung auch eine wahrhaft aufgeklärte, gründlich gebildete sey, die in der öffentlichen Meinung den Grundton angebe, und an die sich der Monarch bei schwierigen Fragen mit Vertrauen und Aufklärung wenden könne. Ueber dieß mag man sonst über Berlin denken, wie man will; so wird man ihm doch ohne Ungerechtigkeit Eines nicht versagen können: daß nämlich hier, wie nicht leicht in einer anderen deutschen Stadt, ein Zuströmen einer strebsamen, talentvollen Jugend stattfinde, die dort nicht blos dem Studium um des täglichen Brodes willen nachgeht, sondern die Wissenschaft um ihrer selbst wegen liebt. Wenn daher der König dieser wissensdurstigen Jugend, die sich später wieder über sein Land ausbreiten, und den Funken in die Heimath tragen wird, Männer zu Führern gibt, die an der Spitze deutscher Wissenschaft stehen, und deren Name mit Achtung von aller Mund genannt wird, so hat er sich dadurch wie uns scheint, einen Anspruch nicht bloß auf den Dank seiner preußischen Unterthanen, sondern aller Deutschen erworben.

Dieß ist die eine Seite, welche diese Maaßregel der Betrachtung darbietet, sie hat aber auch noch eine andere. Die freimüthige Gerechtigkeitsliebe, womit wir die erstere dargestellt, und alles Gute und Löbliche anerkannt, gibt uns wohl in den Augen jedes Billigen ein Recht, auch die andere minder erfreuliche zu berühren, und unsere Bedenklichkeiten und Besorgnisse mitzutheilen.

Es wird wohl Niemand in Abrede stellen, daß nur der ein begründetes Recht auf eine gesegnete Erndte habe, der seinen Acker im Schweiße seines Angesichtes bestellt, und den Saamen darauf ausgestreut, und ihn gehegt und gepflegt hat. Ganz und gar nicht löblich aber würde es zu nennen seyn, wollte Einer, der es versäumte, seinen Garten zu bebauen; oder der es nicht verstanden, seinen Boden zu bemeistern, also daß er ihm, als die Zeit der Erndte gekommen, nur Dornen und Disteln getragen, nun in das Feld des Nachbarn hinüber gehen, und um Geld und gute Worte ihm seine blühenden und mit Früchten bedeckten Bäume ausgraben und auf seinen Acker sie hinüberverpflanzen. Wir wollen nicht behaupten, daß dieß Bild auf jede der fraglichen Berufungen seine Anwendung finde; namentlch waren die Brüder Grimm durch die bekannten hannöverischen Verwickelungen außer Thätigkeit gesetzt. Allein gewiß ist, daß Preußen die Männer, welche es mit seinem Rufe beehrt, nicht aus dem Dunkel hervorgezogen; ihren Verdiensten fehlte die Anerkennung nicht, es konnte ihren äußeren Gehalt erhöhen, aber ihr innerer war kein unbekannter, auf den unsere Nation erst durch diese Berufung aufmerksam gemacht worden wäre. Die meisten sind auch schon sogar über die Mitte des Lebens hinaus, und es wird ihnen den Entwurzelten nicht leicht fallen, in dem neuen fremden Kreise sich einzugewöhnen, und darin heimisch zu werden. Wenn es daher auch allerdings für Preußen rühmlich ist, daß es über eine engherzige Landesbeschränktheit hinaus seine geistigen Werkmeister sich zu seinem Baue aus allen deutschen Ländern zusammenberuft: so legt

es doch auch zugleich damit das Bekenntniß ab, daß es ihm, obschon es sich vorzugsweise das Land der Intelligenz nennt, doch in 26 Friedensjahren mit allen seinen Bildungsanstalten nicht gelungen sey, Zöglinge, sich heranzuziehen, womit es diese Stellen bei seinem Werke hätte versehen können. Bayern aber ist insbesonders befugt, auf diesen Umstand aufmerksam zu machen. Denn nachdem man so lange an den Ufern der Spree mit mitleidigem Achselzucken von den kümmerlichen Finsternissen, die dieses Land bedeckten, gesprochen und geschrieben, sieht man sich doch zuletzt gedrungen, keine geringe Zahl, und eben nicht die kleinsten der neuen Lichter, von dort herüber zu nehmen, und auf den großen Leuchter der Berliner Universität aufzustecken. Wenn wir nämlich auch Bopps nicht gedenken wollen, der seine linguistischen Studien mit einem bayerischen Stipendium begann, dem Bayern aber unglücklicher Weise Othmar Frank vorzog; wenn wir auch von Schönlein und Cornelius absehen, weil der eine schon früher sein Vaterland mit der Schweiz vertauscht; und der andere selbst aus dem rheinpreußischen Düsseldorf nach Bayern herübergewandert war; so hat Preußen von Bayern dennoch Stahl, Rückert und Schelling entliehen; und wenn München Hermann behalten hat, so ist dieß nicht die Schuld des Berliner Ministeriums gewesen. Von der Substitution eines bayerischen Bischofs auf den Erzstuhl von Köln sprechen wir hier absichtlich nicht, weil sie einem andern Gebiet angehört.

Nun will es uns aber bedünken, daß diese Weise, sich mit gemachten Renommeen und Illustrationen zu umgeben, zwar die wohlfeilste und müheloseste, aber aus den oben angeführten Gründen nicht eben die ersprießlichste sey, die geistige Bildung eines Volkes zu fördern, und wir würden es aufrichtig bedauern, wenn das preußische Ministerium mit diesen Berufungen Alles glaubte gethan zu haben. Dieß wäre allerdings in der Weise einer äußerlichen brillanten Regierung die auf Journallob

ausgeht; nicht aber wie es einer gründlich Soliden ziemt, und wie wir es erwartet haben. Unserer unmaaßgeblichen Meinung nach wäre nun ein, zwar für den Augenblick minder glänzendes, aber wohl für die Zukunft nicht minder wirksames Thun, wenn das preußische Ministerium sich die Mühe geben wollte, junge Talente, die eine Zukunft haben, aber noch unbekannt oder verkannt sind, in ihrem Dunkel aufzusuchen, und sie an die rechte Stelle zu setzen. In einem Lande, das mehr als 14 Millionen Einwohner zählt, und darunter deutsche Provinzen, in denen es dem Volke weder an Wißbegierde noch an leichtfassendem Geiste gebricht, kann an solchen kein Mangel seyn. Freilich an einen König, auf dem so tausendfache Sorgen lasten, kann man diese Zumuthung nicht richten; wohl aber an seine Minister, zu deren Befähigung die Gabe der Geisterunterscheidung beinahe als eine unerläßliche Bedingung gehört. Denn weiß der Minister des öffentlichen Unterrichts an die Spitze der Jugend einen jungen Lehrer zu stellen, der ihr einen neuen Geist einhaucht; so hat er unserer Ansicht nach mehr gethan, als mit hundert Verordnungen, die er heute erläßt, die er Morgen verändert, und die Uebermorgen neuen Platz machen, wie wir dieß nicht einmal erlebt haben. Es ist schon recht, die geistigen Sommitäten unseres Volkes gehören nicht bloß ihrer nächsten Heimath, sondern dem gesammten Vaterlande; und wir erkennen eben hierin einen eigenthümlichen Vorzug des unseren an, der wesentlich dazu dient, das Gefühl seiner Einheit in lebendiger Wirksamkeit zu halten. Wir glauben daher auch, daß die Genannten nicht nur das Recht, sondern sogar die Verpflichtung haben, wenn daheim ihrem ihnen von Gott anvertrauten Talente ein angemessener Wirkungskreis versagt ist, sich ihn anderwärts aufzusuchen. Wir wollten durch das Gesagte nur ausdrücken, daß wir keineswegs Bewunderer und Heger jenes nomadisirenden Geistes unserer Gelehrten seyn wollen, und noch weniger alles mit der Anregung einer solchen Geisterwanderung gethan glauben.

Alle diese Berufungen, vor Allem die von Schelling, sind von dem Bedürfniß ausgegangen, dem umwuchernden Verderben schlechter Doctrinen nicht durch die Gewalt, sondern durch die Pflanzung und Ausbreitung besserer Lehren zu wehren. Der Berufene hat gleich in seinem ersten Auftreten Berlin die Metropole der deutschen Philosophie genannt, wo ihre Geschicke zur Entscheidung kommen müßten. Das, ist wahr in dem Sinne, als dieser Staat seit seinem Entstehen enger als irgend ein Anderer, sich mit der Wissenschaft verbunden, und daher auch an all ihrem Wechsel Theil genommen; so daß wenn beim Tode des Königs der französische Herold ausruft: Le Roi est mort, vive le Roi! der preußische proclamiren könnte: der König ist gestorben, es lebe die neue Philosophie! In der That, die ersten Anfänge dieses Königreiches hängen schon durch die Berliner Academie enge mit der Leibnizischen Monadenlehre zusammen. Unter der nachfolgenden Regierung machte die Wolfische Philosophie sich breit; wurde aber, da ihr Leisten zur herrschenden Dogmatik nicht passen wollte, sofort exilirt, und ihr unter Galgenstrafe eingeschärft, sich nicht mehr im Reiche der Weltweisheit betreten zu lassen. Der rauhe Rügemeister trat ab, Friedrich rief die Harmlose wieder heim, mit ihr aber auch den Pantheism der Encyclopädisten. Diese hatten die Welt, nachdem sie den Gott aus ihr, als eine überflüßige Hypothese, gewiesen, in eine vollkommene Democratie umgewandelt, in der die Dinge, in einem Sozialcontract gefügt, sich selber lenkten und regierten. Diese ihre Lehre konnte freilich einem unbeschränkten Könige nimmer zusagen; Er fügte ihr daher, wie in seinen Schriften zu lesen, eine Weltseele bei, die in Mitte aller Dinge selbst ein Ding ihrer Art, nur bevorrechtet vor den andern, wie ein Herz sie alle beherrschte und regierte; und sofort richtete er seinen Staat nach dem Vorbild dieser Lehre zu einem Musterstaate modernen Pantheisms ein. Die Schnellfuhr lief gut in ihren Geleisen, so lange die Seele sich regte; als diese aber alt wurde

und lebensmüde, waren die andern Seelen, die sich in den Sozialcontract ohne Gott geeint, unterdessen stark geworden, und Frankreich wurde nun auch nach dem Vorbild ihrer Lehre in eine Demagogie umgewandelt, und der Behemoth, der auf den Wässern schwamm, rührte sich gefährlich, und wurde der Weltseele und ihrem Gehäuse bedrohlich. Darum erfolgte unter der neuen Regierung, durch das Religionsedict, eine Protestation der alten pensionirten Dogmatik gegen die Innung der ehrwürdigen Maurer am Naturtempel, und die kantische Philosophie, die unterdessen der alten Metaphysik ein Ende gemacht, wurde in der Metropole einstweilen nicht zugelassen. Das Religionsedict war unterdessen im Kampfe mit dem Behemoth schlecht bestanden, auf den catalaunischen Feldern war es abgewiesen worden, und der Sieger darauf ans Land gestiegen. Eine neue Philosophie fiel nun wieder mit dem neuen Wechsel der Herrschaft zusammen; das Ich mußte zum Widerstande sich in seiner ganzen Kraft zusammennehmen; setzte es sich selber als das unmittelbar Gewisse, dann war der Gegner in's unbewußt Fabelhafte hinausgeschoben, und man konnte gelegentlich seiner sich entledigen. So wurde die Fichtische Lehre in der Metropole herrschend, aber bei Jena wollte es ihr nicht gelingen, das Seyn auf der That zu ergreifen; der Behemoth und der Führer, den er sich aufgesetzt, wurden wieder siegreich. Nun ging die Anweisung zum seligen Leben aus, die geblähten Geister hielten sich bescheiden; jetzt neigte der, welcher seither ihren Spielen lächelnd zugesehen, mit Nachsicht zu ihnen nieder, und der Behemoth erlag der vereinten Anstrengung Aller, und wurde in die Fluthen zurückgetrieben. Aber die im Feuer gearbeitet, hatten Feuers Macht erfahren; statt der philosophischen Ideen waren politische eingewandert, und die Aerzte erschrocken darüber, hatten ein Consilium medicum über den Kranken abgehalten. Regen sich Mäuse im Magen, so sendet die Katze zu ihnen herunter, die wird aufräumen unter den Nagethieren; also war das Endurtheil der Facultät. Es wurde sofort zum Werk geschritten, Hegel

wurde berufen, und der brachte Murr das gute Thier mit, um verstärkt durch das Cordial der Union, den überladenen Magen des Staates von der Dyspepsie zu heilen. Wie es ihm damit gelungen, haben wir seit vielen Jahren gesehen, darüber aber ist das Ende der vorigen Regierung herbeigekommen, und beim Beginne der neuen hat sich ein neues Consilium vereinigen müssen, um zuzusehen, wie zu helfen. Dies hat Schelling berufen, und der hat recht gethan, daß er hingegangen.

Der Berufene hat, wie die Berichterstatter uns belehrten, in seinen zwölf ersten Vorlesungen über das Verhältniß seiner Lehre zu der seines Vorgängers sich ausgesprochen. Die Identitätsphilosophie hatte Alles aus dem Seynkönnen der Dinge abgeleitet, und zwar wohl die Reihefolge dieser Dinge, nicht aber ihre wirkliche Existenz erwiesen; und indem ihr Gott blos Endursache aber nicht bewirkende Ursache gewesen, war sie nur zu dem Beweise vorgedrungen, daß wenn Gott existire, er nothwendig existire, nicht aber daß er existire. Der Irrthum, das logische Werden mit dem Wirklichen, den seynkönnenden Gott mit dem wirklich Seyenden zu verwechseln, habe darum nahe gelegen, und ihn habe der Hegelianism verschuldet, und diese negative Philosophie über ihre nothwendigen Gränzen ausdehnend, sie zur absoluten gemacht. Der ontologische Beweis für das Daseyn Gottes entscheidet bekanntlich also: das nothwendige Wesen kann sein Daseyn nur in seiner Wesenheit gegründet haben; es muß also existiren, wenn es möglich ist. Ein Wesen, aus dessen Wesenheit sein Daseyn folgt, existirt, wenn es möglich ist, das ist, wenn es eine Wesenheit hat; Gott aber ist ein solches Wesen, aus dessen Wesenheit sein Daseyn folgt, er existirt also. Möglich aber sind solche Wesen, deren innere Bestimmungen sich nicht aufheben, wie Realitäten und Verneinungen; da aber im Begriffe Gottes der Inbegriff aller Realitäten gedacht wird, so ist kein Widerspruch in ihm, folglich ist er möglich. Mit diesem Beweise der Nothwendigkeit aus der Möglichkeit des unmittelbar

Gewissen aus dem Seynkönnen, hat der Gründer der Monadologie bekanntlich die ganze Metamorphose neuerer Philosophie, die jetzt mit einer letzten Verpuppung enden soll, eröffnet; und die Hegelianer haben nichts gethan, als die Fahrt nach dem ontologischen Beweis gemacht, und nachdem sie damit die runde Welt umfahren, sind sie wieder im alten Hafen eingelaufen, und ihre Fregatte soll nun abgetakelt werden. Sie haben auf ihrer Reise des existirenden Gottes nicht habhaft werden können, denn der hatte den Rücken ihnen gewendet, und so durften sie wieder ihrerseits ihm den Rücken zuwenden, er war also hinter ihnen; und je weiter sie nach vorwärts kreuzten, um so weiter kamen sie ab von ihm. Sie haben es zu nichts anderem bringen mögen, als zu einem Kreislaufe des göttlichen, in dem sich ihr eigener Kreislauf spiegelte; zu jenem machtlosen Gotte, der immer dasselbe thuend, nichts Neues zu schaffen im Stande ist. Daher ist es denn auch gekommen, daß sie, in einem Solchen ihr eigenes Bild erkennend, sich ihm unterschoben; und bei der Heimkehr sich selber für den ausgegeben, den sie so lange außer sich gesucht, und darum nicht zu finden vermocht.

Das wäre nun alles gut, und die Schule könnte dieses Resultates, das lange äffendes Blendwerk aus dem Wege verscheucht, sich erfreuen. Aber wie nun? Der Staat selber hat das Schiff auf seinen Werften ausgerüstet, unter seiner Flagge ist es hingefahren, die Mannschaft und die Capitänschaft hat er selbst ausgehoben, und mit Instructionen sie versehen, damit sie auf seine Kosten in den unbekannten Meeren kreuzten, und neben den seltsamen Produkten unentdeckter Länder, besonders den ihm zurückbrächten, der seit den glänzenden Tagen der Herrschaft Voltaires in Sanssouci gänzlich ihm verkommen, und wie es schien, zu den frommen Aethiopen zum Male hingezogen. Der Staat hat die Lehre, die jetzt als einen ungeheuern Irrthum sich erweist, so viel an ihm gewesen, in die hohen Schulen eingeführt; er hat sie auf die Lehrstühle der Universitäten erhoben, und sein Volk ihrem Unterrichte an-

vertraut. Dort hat sie mit allen rationalistischen und naturalistischen Bestrebungen von sonst woher, gemeine Sache gemacht, und der Jugend in tausend Wegen sich bemeistert, und weiter und weiter in dieser ihrer Einwirkung um sich greifend, sich zugleich innerlich mehr und mehr gestärkt und ausgebreitet, also daß wenn noch ein halbes Menschenalter in der Weise hingegangen, alle einflußreichen Stellen in ihren Händen gewesen seyn würden. Mit den Schaaren von Theologen ihres Zeichens, die die Verbündeten gebildet, haben sie alljährlich immer wieder aufs Neue, Land und Volk überzogen, während Andere, die anderes Zeichen sich gewählt, allmählich die Stühle der Beamten angefüllt. Die Systeme werden jetzt sich ändern; man wird begreifen, daß ein lebendiger Gott als wirkende und als Endursache aber auch zugleich, als eine in die Andere überführend, aller Philosophie untergelegt werden muß, und daß auf ihm auch allein die Fundamente jedes Staates mit Sicherheit ruhen. Aber wird es mit dieser geänderten Ueberzeugung und mit dieser Zurücklenkung zur alten ursprünglichen Ordnung ohne weiteres gethan seyn? Der Staat längst schon rationalisirt, soll jetzt in Mitte seines Ueberganges zur gänzlichen Hegelianisirung ergriffen, und zu einer andern Ordnung der Dinge hinübergeleitet werden; aber wird dieß so leicht zu erwirken seyn, folgen die realen Dinge so schnell dem Wandel flüchtiger Gedanken? Mit welchem Rechte wollte man denen, die fortdauernd zur früher autorisirten Ordnung der Dinge sich bekennen, wehren, ihrer Ueberzeugung anzuhängen, und ihr mit allen Mitteln, die ihnen ihre Stellung giebt, weitere Ausbreitung zu verschaffen? Mit welchem Rechte wollte man solchen, die in dieser Ueberzeugung aufgewachsen, eine Stellung versagen, wenn nun ihre Zeit herangekommen, eine solche einzunehmen. Sind wir nicht in diese Doctrinen von oben her eingewiesen worden; hat man ihnen nicht allen Vorschub gethan; haben wir diese Lehren seit vielen Jahren nicht von allen Dächern predigen hören, während Entgegengesetzte sich uns kaum vernehmlich machen konnten? Haben unsere Grundsätze nicht in

den neuerdings wieder herausgegebenen Schriften des großen Königs, den wir Alle ehren, und auf dem der Ruhm unseres Landes ruht, ihre beste Gewähr gefunden? Haben wir es etwa an uns fehlen lassen, und nicht mit allem Eifer nach der Wahrheit gestrebt, und nun wir sie ergriffen zu haben glauben, soll sie uns ein Hemmniß werden auf unserem ferneren Lebenswege; weil die Winde oben in der Höhe umgeschlagen, sollen wir sogleich das Wesen, das uns zur andern Natur geworden, ablegen und radical umändern. Man wird einer solchen Entgegnung nur wenig Triftiges entgegenzusetzen im Stande seyn; und die mancherlei Verlegenheiten, die daraus hervorgehen müssen, werden den Staatsmännern die Gefahr nahe legen, die daraus entspringt, wenn der Staat, statt sich auf den Grund alter Wahrheit zu setzen, den Wechsel der Meinungen sich zum Grunde nimmt, und in allzuvertraulicher Nähe mit dem Wandel der Doctrinen sich identifizirt. Vom Continente ist er dann auf die bewegliche Meereswelle hinübergegangen, und hat seine Habe dem ungetreuen Elemente anvertraut. Im Nachdenken unter dem Drucke dieser Verlegenheiten, geht dann Einer oder der Andere wohl einen Schritt noch weiter, und der wahren, tieferliegenden Ursache des Uebels nachforschend, geräth er auf die rechte Spur; und wenn hier denn auch keine Heilung des Uebels möglich seyn sollte, so wehrt die Vorsicht, die solche Betrachtungen hervorgerufen, doch wenigstens seinen weiteren Vorschritt.

Wir haben bisher vorausgesetzt, daß es dem Verkünder der positiven Philosopie gelingen werde, ihr allgemeinen Eingang zu verschaffen. Er muß es erwarten; diese Zeit aber, die die Absurdität mit einem kühnen Schluck in sich hineingefressen, mithin also mit ihr nicht mehr geschlagen werden kann, müßte ihr Handwerk schlecht verstehen, könnte sie diese Erwartung nicht zu Schanden machen. Er hat seither würdig den Gegnern gegenüber gestanden, und ihren Unwillen zu binden gewußt; aber hinter dem Faden, mit dem er sie umsponnen, schärft sich die Gallenbitterkeit des Zornes, und

harrt der Gelegenheit, anderwärts auszubrechen. Unter seinen Zuhörern sitzt ein Theil, der seit Jahren zu den Füßen aller Propheten gesessen, und von jedem das Heil erwartet. Zum zwanzigstenmale haben sie schon im Seher des Tages den längst verkündeten Messias verehrt; hat ihr Glaube aber als irrig sich erwiesen, dann haben sie ruhig den Staub von ihren Gewändern abgeschüttelt, und in Geduld des Nächstkommenden geharrt. Von diesen hat die neue Lehre freilich keines großen Widerstandes sich zu befahren, wird aber auch von ihnen nur geringer Hilfe sich erfreuen. Aber die Andern, die keinen Messias erwarten dürfen, weil der Messias, der den Gott von seiner ewigen Gedankenlosigkeit befreien soll, in ihnen steckt, und gegen den falschen Propheten seiner Haut sich wehrt, die werden so leichten Kaufes sich nicht überreden lassen, daß sie Froschlaich verschluckt, und daß die Sumpfbrut, die ausgekrochen, nun ihr Brekekekex coax, coax aus ihnen hervororakelt. Sie, die seit so vielen Jahren das Reichsvicariat für den Logos geführt, und zugleich die Reichssiegelträger in allen Landen und Provinzen der Intelligenz gewesen, sie werden sich nimmer weiß machen lassen, daß sie all die Zeit nur einen bösen Traum geträumt, und einer blos negativen Philosophie obgelegen, in der sie delirirend das Mögliche mit dem Wirklichen verwechselt, und nachdem ihr preßhafter Geist nun seine Crise in einem logischen Ausschlag gemacht, in fortdauerndem Irrseyn noch den angesetzten Schorf für den absondernden lebendigen Leib genommen. Sie werden vielmehr ausrufen: positiv ist was mannhaft, immer fernem und sich mehr fernendem Ziele nach vorwärts entgegenstrebt, wir also sind die Positiven; dieser aber, der, als er jung gewesen, mit uns gegangen, will nun uns rückwärts wenden; hinterwärts sollen wir das Ziel uns setzen, und es suchend also den Krebsgang gehen. Nimmer werden wir zu dieser Lehre uns bekennen, die eine wahrhaft Negative ist, die Lehre des Obscurantismus von Anbeginn, die sich nun abermal als die des Lichts giebt.

Er mag nun Vernunft zu ihnen reden, die Beweise triftig und wohlverkettet aneinanderreihen, mit den Kreisen seiner Argumente sie umspinen; sie erkennen keinen Geisterbann, und lachen des Beschwörers, der den Feind im Geiste sucht, der ganz anderwärts sein Lager sich gewählt. Also wird alles auf einen Streit zwischen den in Possibilitäten überreichen logischen Papiermännern, und den philosophischen Grundbesitzern hinauslaufen, ein Streit, der in einer Zeit, die mit Sack und Pack im Reiche der Phanthastik sich angesiedelt, schwer zu vermitteln seyn möchte. Zu hoffen steht jedoch, daß innerhalb des Kreises der Zuhörer und außerhalb desselben, zwischen den Messianern und Antimessianern eine dritte zahlreiche Klasse vernünftiger, wirklich belehrbarer Menschen in der Mitte steht, die begreift, daß die Streitfrage, aus der Schulsprache in die Sprache des Lebens übersetzt, lautet: soll die Wand des großes Narrenhauses die inneren Räume, oder die Aeußeren ins gränzenlose sich dehnenden umschließen? Nehmen diese nun nach solcher Einsicht ihre Maaßregeln, dann wird die Welt geborgen seyn.

Wir haben noch mit keinem Worte die Katholischen berührt, die wir als Repräsentanten der Bevölkerung ihres Glaubens unter den Zuhörern supponiren müssen. Es wird diese in etwas befremdet haben, als sie den Ausspruch vernommen, den die Berichterstatter also gefaßt: der reinen Vernunftwissenschaft könne man eben so wenig die Forderung stellen, christlich zu seyn, wie etwa der Geometrie. Es wird ihnen klar eingeleuchtet haben, daß freilich Zahlen und Buchstaben und Diagonalen sich zu keiner Confession bekennen, daß aber beim Philosophiren über die höchsten Dinge doch Gott vom Mitphilosophiren sich nicht ganz ausschließen lassen möchte. Sie werden es ganz begreiflich gefunden haben, daß die neue Philosophie nichts mit einer Paraphrase des kirchlichen Dogmas gemein haben wollte; sie aber, die gewohnt sind, die Welt, nach Abzug des Bösen in ihr, als eine Paraphrase des Wortes

von Gott zu betrachten, werden immer den größten Triumph einer Philosophie darin erblicken, wenn sie sich mit diesem gesprochenen Worte zum höheren Subobjecte deckt, und daher sich nimmer abhalten lassen, jede Neue, die sich ihnen bietet, an dies Wort zu halten, und jede Nichtübereinstimmung an das mitunterlaufende, störende Böse anzuknüpfen. Solche Bedenken führen darauf hin, daß vor definiter Entscheidung des ganzen geistigen Prozesses, dem katholischen Geist nach ein Einsehen und eine Stimme zukömmt. Die menschliche Vernunft ist frei gegeben, auf ihre Gefahr hin mag sie dieser Freiheit in alle Wege sich gebrauchen. Als die „Reformation" eingetreten, stiegen die Gedanken auf: das Christenthum mit Zubehör sey nur erschlichen in die Weltgeschichte eingetreten, und es könne wohl nur ein ungeheurer Irrthum vom Anbeginne her gewesen seyn. Wohl! so geht denn auf die Untersuchung aus, Vortheil und Nachtheil aber werden auf eure Rechnung fallen. Das ist also die Aufgabe des Protestantims geworden, und er hat sie kühnlich übernommen; an Keckheit hat er es nicht fehlen lassen, und er ist bis zur äußersten Gottesferne vorgedrungen, und hat überall Boden und Terrain sich geprüft. Ueberall aber hat er die Firmamente vorgefunden, die zur Veste zwischen den Wässern erbaut worden, und da diese den Ausgang Suchenden überall zurückgewiesen, hat er endlich zur Rückkehr sich entschließen müssen. Dieser Regressus hat jetzt begonnen; ihn einzuleiten, ist die Sendung, die Schelling zu Theil geworden, und er wird sie erfüllen. Ist die Bahn also zweimal durchmessen, ist der ganze Kreis überschaulich geworden, daß nirgendwo ein möglicher Irrthum sich bergen könnte; dann hat der Protestantism diese seine Bestimmung erfüllt, und damit zugleich seine eigene Geschichte in einem Vorbilde sich vor Augen gestellt. Dann ist die durch die Umstände herbeigeführte Episode abgelaufen, und die Zeit herangekommen, wo auch dem katholischen Geiste mitzuwirken geziemt und gebührt. Eine wohlthätige Fügung hat ihn seither von dieser Theilnahme an einem Acte abgehalten, der sich

außer dem Bereich der Kirche vollziehen mußte, dessen Vortheile aber ihr und ihrer Wahrheit zu Gute kommen.

Wie alles dieß nur immer sich wenden möge, die Regierung hat durch diese Maaßregel ein richtiges Verständniß der ganzen Lage der Dinge bewießen, und durch die Sorge und Aufmerksamkeit, die sie der Universität Berlin zugewendet, die Wichtigkeit des Institutes unter den gegenwärtigen Umständen anerkannt. Daß ihre Sorge zuerst nach dieser Seite sich hingewendet, haben wir als natürlich und zum Theile durch die Dringlichkeit geboten anerkannt; es würde aber freilich nimmer zu billigen seyn, wollte diese Pflege eine Ausschließliche auf Unkosten der Provinzen werden. Es war ja gerade eine der größten Hoffnungen, die der neue Monarch bei der Gelegenheit der Provinzialstände geweckt, daß seine Regierung ein Gegensatz zu dem despotischen, lebentödtenden, Alles uniformirenden französischen Centralisationswesen, das provinzielle Leben aller Glieder der Monarchie heben und fördern werde. Die Erhöhung des Etats der Universität Königsberg schien in der That ein Anfang zu Gunsten wissenschaftlicher Anstalten in den Provinzen. Gehen wir jedoch die bisher bekannten Beförderungen durch, so kommen sie alle dem einzigen Berlin zu Gute. Ja wenn wir einen Blick auf die fünfzehn jüngst verflossenen Jahre werfen, so scheint uns diese einseitige und ausschließliche Bevorzugung Berlins nicht von gestern her; denn was bietet uns während dieses Zeitraums z. B. die Geschichte der Rheinuniversität Bonn unter ihrem Curator Rehfues für ein anderes Bild dar, als das klägliche des fortschreitenden Verfalles, und eine Litanei von Verlusten, die nicht ersetzt wurden. Hat der Tod sie nicht zur trauernden Wittwe gemacht, und hat sich nicht Berlin, noch obenein mit dem Physiologen Müller, einem Rheinländer bereichert, ohne ihr dafür eine Entschädigung zu gewähren. Und haben nicht die Provinzialuniversitäten auf eine besondere Pflege Anspruch, indem Berlin ohnehin im Besitz so vieler Vorzüge, wie sie eine Hauptstadt gewährt, die Jugend

übermächtig anzieht, und die Hörsale der Provinzen mit Verödung bedroht. Es ist im Besitz der größten wissenschaftlichen und Kunstsammlungen, als oberster Sitz der Beamtenwelt sucht hier der Studirende Verbindungen zur künftigen Versorgung anzuknüpfen, als Sitz der obersten Prüfungscommissionen, vor denen er erscheinen muß, kann er ihm ohnehin nicht entgehen. Kömmt nun zu all diesen Vortheilen noch der hinzu, daß man seinem Lehrstande alle Illustrationen des In- und Auslandes einverleibt, so ist die Besorgniß keine ungegründete, daß diese Centralisation der Intelligenz für das geistige Leben der Provinzen von den gleichen nachtheiligen Folgen sich erweisen werde, wie Frankreich dieß leider zu spät beklagt. Ein Thatbestand der sicherlich nicht in den Absichten und Ansichten des gegenwärtigen Königs liegt.

Und die Männer selbst, die man nach Berlin berufen, werden sie dort eine geistige Nachkommenschaft erwecken. Wird es ihnen nicht ergehen, wie ihren Vorgängern, und man nach 26 andern Jahren auch ihnen wieder Nachfolger aus den verschiedenen Bundesländern herbeirufen müssen. Das user, das Abnutzen großer Persönlichkeiten, machen die Franzosen der Regierung Louis Philipps zu einem Hauptvorwurfe, es gilt von den Hauptstädten im Allgemeinen, und von Berlin insbesondere. Denn keine deutsche Stadt fröhnt so sehr der Mode, wie gerade Berlin, wo man am Abend in den Koth tritt oder keines Blickes mehr achtet, was man am Morgen mit affectirtem Enthusiasmus vergöttert. In keiner deutschen Stadt giebt es eine so zahlreiche Parthei, die mit solcher Frivolität das Geringfügigste wie das Wichtigste und das Wichtigste wie das Geringfügigste behandelt, und mit den gleichen emphatischen Ausdrücken von dem Fuße einer Tänzerin, wie von der salbungsreichen Rede ihrer Prädikanten spricht. Wird diese Parthei nicht die neu Berufenen etwa wie Opernsänger anhören, die dafür bezahlt sind, um sie zu unterhalten, und die man auszischt oder denen man den Rücken kehrt, wenn sie langweilen. Allein wenn wir auch gern glauben wollen, daß dieser frivolen

Parthei gegenüber die Zahl jener, denen es mit der Wissenschaft heiliger Ernst ist, weit überwiegend sey, und daß durch eine Einwirkung auf sie, Schelling der negativen ungläubigen Richtung protestantischer Wissenschaft einen Damm entgegensetzen werde, und eine Umkehr auf den positiven Weg der Geschichte und des Glaubens zu bewirken sey, so können wir uns doch nicht darüber täuschen, daß den Vortheilen, die der Wissenschaft und dem wissenschaftlichen Universitätsleben aus seiner nahen Berührung mit dem Throne und den Ministerien erwachsen, auch nothwendige sehr erhebliche Nachtheile gegenüber stehen. Auch abgesehen von der Berliner Moralität, oder Immoralität, womit es unsere Jugend bedroht, müssen wir daher dringend wünschen, man möge in Berlin bei der Austheilung der Intelligenz nicht bloß an sich, sondern auch an die Provinzen und ihre Lehranstalten denken.

So viel hätten wir im Allgemeinen über diese Maaßregel zu bemerken, es bleibt uns nur noch übrig, daß wir mit der gleichen Freimüthigkeit uns auch als Katholiken über diese Bevorzugnng Berlins auszusprechen. Obschon Preußen an 6 Millionen Katholiken besitzt, so haben diese doch, wie jederman weiß, keine ihnen angehörige Universität, wie die Protestanten ihrer drei ausschließlich besitzen, Berlin, Königsberg und Halle; die Katholiken dagegen müssen sich mit den Protestanten in die beiden übrigen Universitäten Breslau und Bonn theilen. In welchem ungünstigen Verhältnisse sie aber auch an diesen beiden Universitäten den Protestanten gegenüber stehen, das kann ein flüchtiger Blick auf das Verzeichniß der Professoren zeigen. Geschieht es nun noch, daß man außer dieser geringen Theilnahme der Katholiken an den Provincial-Universitäten diese zum Vortheile der Hauptstadt in Verfall gerathen läßt, so sind es wieder offenbar die Katholiken die ganz vorzüglich hiebei beeinträchtigt werden. Denn es wird wohl keinem preußischen Minister, die selbst alle ohne Ausnahme Protestanten sind, einfallen, in das protestantische Berlin einen Repräsentanten der katholischen Wissenschaft zu

berufen, hier, wo selbst Schelling seiner christlichen Richtung wegen schon als ein halber Katholik und Anhänger des Autoritätsglauben angefeindet wurde, nachdem dieselbe Sekte aus demselben Grunde den gleichfalls protestantischen Stahl öffentlich ausgezischt. Darum ist es, wie uns dünkt, eine Pflicht der katholischen Rheinländer, Westphalen, Schlesier und Posener, sich an das Gerechtigkeitsgefühl ihres Königs zu wenden, daß dem Verfalle der Simultanuniversitäten Einhalt gethan werde, und ihre Stimme zu erheben, damit auch sie an den Wohlthaten der neuen Regierung Theil nehmen, indem man die Lücken mit Lehrern besetzt, die ihr Vertrauen und ihre Achtung besitzen, oder zum wenigsten ihre Hoffnungen geweckt haben.

Nun zum Schlusse noch ein Wort. Bis hieher haben wir es mit Jenen in Preußen zu thun gehabt, die es mit der deutschen Sache gut und ehrlich meinen, die sich über jeden großen Mann, den Preußen gewinnt, freuen, weil sie glauben, daß das Gute, was er wirkt, zuletzt doch auch dem gemeinsamen Vaterlande zu Gute komme. Es giebt aber dort auch noch eine andere Parthei, die sich so laut macht, daß man ihr Daseyn nicht verkennen kann, uud diese meint es blos mit sich allein gut. Der Gewinn, den Preußen zieht, macht ihr keine größere Freude als der Verlust, den die Bruderstämme dadurch erleiden, indem sie sich dadurch ihrem Ziele um so näher gerückt glaubt. Preußen und seine Vergrößerung einzig im Auge kümmern sie sich um das übrige Deutschland nur in so weit, als es dieser Vergrößerunq dienen kann. Wie sie daher glauben, daß Preußen durch seinen Zollverein sich der materiellen Interessen bemächtiget habe, so möchten sie auch, daß es sich und namentlich Berlin zum Monopol aller deutschen Intelligenz mache. Es mag diese Parthei immerhin eine kleine seyn; so ist sie doch keine verächtliche, da es gerade sie ist, die durch Bücher und Journale keinen geringen Einfluß auf die öffentliche Meinung übt. Und in der That ist ihre Absicht in Bezug auf das Ausland

schon ziemlich gelungen: denn glauben nicht Engländer und Franzosen gar häufig, in Preußen und Berlin sey alles deutsche Leben und Wesen beschlossen. Und wenn sie nun gar den Paradiesvogel mit seinen neuen Federn brilliren sehen, werden sie dann nicht sich noch mehr in dieser Meinung bestärkt finden. Ob diese wissenschaftlichen Illustrationen Berliner oder überhaupt Preußen sind, danach werden sie nicht fragen, es genügt ihnen, daß sie in Berlin sind, um über Berlin das ganze übrige Deutschland zu vergessen.

Wir haben hierauf aufmerksam gemacht, nicht um selbstmörderischen Zwiespalt, sondern um wechselseitige Nacheiferung zu wecken. Mögen die Fürsten der übrigen Bundesländer wohl bedenken, daß es sich hier um eine Lebensfrage handelt und daß der, welcher sich selbst vergißt, noch schneller von der Welt vergessen wird. Mögen sie daher den Bestrebungen Preußens gegenüber nicht müssig bleiben und können sie bei geringeren Mitteln die Verluste, die sie an tüchtigen Männern erleiden, nicht abwenden, so mögen sie wenigstens darauf bedacht seyn, die Einbuße durch jungen Nachwuchs auszugleichen. Vor allen anderen aber ist unser Wort an Oesterreich gerichtet, wenn Preußen, das sich bei der Errichtung seines Bisthums von Jerusalem in seinen Manifesten laut und öffentlich an die Spitze der sogenannten deutsch-evangelischen Kirche stellt, wenn Preußen, sagen wir, in seinen Berufungen an seine große protestantische Hochschule in der Hauptstadt vorzugsweise auf Förderung protestantischer Wissenschaft bedacht ist, und sich dafür keine Kosten gereuen läßt, möge dann Oesterreich, das katholische Oesterreich, hierin eine Aufforderung erkennen, auch seiner großen Mittel sich zum Besten der katholischen Wissenschaft zu bedienen und so manche schlummernde Kräfte wecken, müßige in Thätigkeit setzen und mißachteten anerkennend entgegen kommen. Möge es aber vor allem nach dem Vorgange Preußens, das aus allen Bundesländern die geistigen Kräfte des Protestantismus an sich zieht, aus seiner Beschlossenheit heraus treten und sich

einem innigen freien lebendigen Verkehr mit dem wissenschaftlichen Leben des katholischen Deutschlands öffnen, einem Verkehr des brüderlichen Gebens und Empfangens, den keine geistigen Zollschranken hemmen. Wird also Oesterreich für das katholische Deutschland seyn, was Preußen für das protestantische sich zu seyn bestrebt, so wird es Bayern nicht an sich fehlen lassen, und Deutschland und seine Wissenschaft bei diesem Wetteifer den Gewinn davontragen. Die Kirche aber kann mit freudiger Zuversicht die Endresultate erwarten, denn sie hat wohl die Oberflächlichkeit, aber nicht die gründliche Wissenschaft zu fürchten.

V.

Bibliographische Notiz über die Verpflanzung des anglikanischen Episcopats nach Preußen.

Bei der Verbindung, in welche die preußische Regierung neuerlich mit England zum Behufe der Einsetzung eines protestantischen Bischofs in Jerusalem getreten ist, wurde in England und, wenn wir nicht irren, auch in Deutschland, die Vermuthung geäußert, daß es hiebei auch auf eine Verpflanzung des englischen Episcopats nach Preußen abgesehen sey. Vielleicht dürfte die folgende Mittheilung auf diese Frage um so mehr einiges Licht werfen, als es derselbe Herr von Bunsen ist, der dießmal die orientalische Bisthums-Angelegenheit für Preußen negotiirt hat.

Der englische Geistliche Froude, dessen hinterlassene Schriften und Aufsätze im J. 1838 in London erschienen sind, schreibt im J. 1833 aus Rom an einen Freund: „Wir sind mit dem preußischen Gesandten, Hrn. Bunsen, bekannt geworden, der uns Vieles in Bezug auf Deutschland gesagt hat,

was uns merkwürdig ist, vor Allem dieß, daß jetzt zur Einführung der Episcopal-Verfassung im ganzen Umfang des preußischen Gebietes Vorbereitungen getroffen werden. Die Schwierigkeit liegt in der gegenwärtigen Geistlichkeit; sie wollen, wie ich höre, sich einer Reordination nicht unterwerfen; wie kann nun ein Bischof sie unter seine Jurisdiction nehmen, oder wie kann einer von ihnen zum Bischof consecrirt werden, ohne vorher ordinirt zu werden? Ich fürchte diese Schwierigkeiten werden nicht ohne eine Aufopferung des Princips beigelegt werden". — Remains of the late Rev. *R. Hurrell Froude*. London 1838, Tom. I. p. 302.

VI.

Album.

„Es gibt deutsche Renegaten, mehr als von jeder andern Nation in der Türkei", ließ sich kürzlich das gelesenste deutsche Blatt aus Constantinopel schreiben. — Die Erklärung dieser betrübenden, und für unser Nationalgefühl keineswegs schmeichelhaften Thatsache, liegt nicht gar zu fern. Im Norden der protestantische Territorialismus der älteren Zeit, verdrängt durch die modernen, jede positive Grundlage verwischenden polizeilichen Unionsversuche der letzten Jahrzehnte; daneben der Sieg des Philosophismus über den Rest der ältern christlichen Reminiscenzen, durch Eindringen desselben in die Massen, verbunden mit Setzung der „materiellen Interessen" als höchsten und einzigen Zweck des Lebens; dann der auf diesen Grundlagen ruhende, höhere und niedere Volksunterricht; im katholischen Süden und Westen der auf das nämliche Ziel hinauslaufende Kampf einer beständigen Aufklärung gegen die Kirche, gleichviel, ob mit illuminatisch-revolutionä-

ren, oder josephinisch-despotischen Waffen geführt, endlich die Lähmung der Kirche, durch eine in demselben Geiste gehandhabte Polizeiaufsicht und Staatscensur — dieses Alles zusammengenommen, hat der Mehrzahl der Deutschen in Sachen der Kirche und des Glaubens, eine indifferentistische Dressur, und zugleich eine Schmiegsamkeit unter die Befehle der Gewalt gegeben, eine Fähigkeit, sich mit Verläugnung ihrer bessern Ueberzeugung in Zeit und Umstände zu schicken, die jene Abfälle mehr als genügend erklärt. Manche dieser Renegaten mögen sogar noch, vom hohen Meere des Zweifels aus, den Koran als einen rettenden Port begrüßt, und mit dem Evangelienstürmer Strauß, in Muhammed die sagenhafte Beimischung von dem rationalistischen Kerne unterscheidend, den letztern mit aufrichtiger Ueberzeugung als den Ausdruck dessen anerkannt haben, was sie von Jugend auf gelernt und geglaubt hatten. — Welche glänzende Aussichten dieser Zustand der Geister in unserm Vaterlande einem östlichen Eroberer öffnen könnte, der geistliche und weltliche Gewalt in einer Hand vereinigt und beide durch hinlängliche militärische Macht zu stützen im Stande wäre, wenn es ihm vorher nur noch gegeben wäre die katholische Bevölkerung Deutschlands ihres alten Glaubens entkleidet, und somit das einzige Element eines tüchtigen moralischen Widerstandes beseitigt zu sehen, dieß hat der bekannte, gegenwärtig in Düsseldorf stationirte Verfasser der „europäischen Pentarchie", mit großer Sachkunde dargethan.

VII.

Die katholische Bewegung in der protestantisch-bischöflichen Kirche von England.

Erster Artikel.

(Schluß.)

Wenn die Festhaltung des Grundsatzes, daß die Episcopalverfassung auf göttlicher Einsetzung ruhe, die anglikanische Kirche der katholischen wieder um einen Schritt näher brachte, so wurde diese Annäherung noch größer und bedeutungsvoller, als im Laufe des 17. Jahrhunderts allmählig ein großer Theil des Episcopats, der Theologen auf den Universitäten und der Geistlichen sich von den vorzugsweise calvinistisch genannten Lehren lossagte, und die dieser entgegengesetzten katholischen wieder ergriff. Es war dieß eine in ihren Folgen ungemein weitgreifende Veränderung, es wurde aber damit auch der Grund zu einer Spaltung innerhalb der Kirche selbst gelegt, welche noch gegenwärtig fortdauert, noch täglich die heftigsten Reibungen erzeugt, und auch die Laien um so weniger unberührt läßt, als es sich dabei nicht um blos speculative, sondern um solche Fragen handelt, welche fast in jedem Moment zur Anwendung kommen, und durch die das religiöse Leben des Christen wesentlich bestimmt wird.

Hinsichtlich der Dogmen von der ewigen Vorherbestimmung des Menschen, von dem freien Willen und der Gnade, von der Bedeutung des Glaubens und der Werke in der Rechtfertigung und der Erlangung des Heils, von der Gewißheit der eigenen Seligkeit theilten die ersten protestantischen Bischöfe und Theologen in England völlig die Ansichten der

schweizerischen Reformatoren; sie waren Calvinisten im vollen Sinne des Wortes, so zwar, daß Calvins und Bullinger's Schriften selbst als Lehrbücher auf den Universitäten gebraucht wurden. Wer nicht wie Luther und Calvin die gänzliche Zerstörung des freien Willens im Menschen, die absolute, der göttlichen Gnade auch nicht einmal einen Anknüpfungspunkt übrig lassende Verdorbenheit der menschlichen Natur lehrte und glaubte, der wurde mit der unübersetzbaren Bezeichnung eines Free Willer den Pelagianern und Papisten beigezählt, und hatte, so weit die Gewalt der Bischöfe reichte, so wenig Duldung zu hoffen, daß diese der Königin Elisabeth den Vorschlag machten, alle unverbesserlichen Arianer, Pelagianer oder Freien-Willens-Männer (Free-Will-Men) sollten auf eine Festung gebracht, dort zur Zwangsarbeit angehalten und von allem Verkehr mit andern abgeschlossen werden, bis sie ihre Irrthümer bereuten *).

Am deutlichsten sprach sich diese Gesinnung in den sogenannten Lambeth-Artikeln aus, welche der Erzbischof Whitgift von Canterbury im Jahre 1594 an der Spitze einer Synode bekannt machte. Daß Gott von Ewigkeit einen Theil der Menschen zur Verdammniß, einen andern zur Seligkeit vorherbestimmt habe; daß der Stand der Gnade und Rechtfertigung nicht verloren gehen könne, und der Gläubige die unfehlbare Gewißheit seiner eignen künftigen Seligkeit habe; daß der Mensch in dem, was das Heil angeht, keinen freien Willen habe — diese theils calvinistischen, theils allgemein protestantischen, auch von den Lutheranern vorgetragenen Lehren wurden hier in den stärksten Ausdrücken behauptet. Dieses Bekenntniß sollte als Ergänzung der Haupt-Bekenntnißschrift der neun und dreißig Artikel dienen, die in weniger bestimmten Phrasen abgefaßt, das calvinistische System mehr voraussetzten und begünstigten, als offen aussprachen. In welchem Sinn, dem arminianischen oder dem calvinistischen, diese

*) *Strype's* Annals of the Reformation I, 207.

Artikel zu nehmen seyen, darüber ist, seitdem der englische Clerus sich in zwei dogmatisch entgegengesetzte Partheien gespalten hat, viel und lange gestritten worden *); wenn indeß die Gesinnung der Verfasser, so wie der ersten Unterzeichner und Vertheidiger zur Norm genommen wird, dann kann es nicht zweifelhaft seyn, daß der calvinistische der einzig wahre Sinn der Artikel ist. Bis auf Laud's Zeiten huldigte das ganze Episcopat fast ohne Ausnahme, huldigten die beiden Universitäten Oxford und Cambridge dieser Lehre; das Oberhaupt der englischen Kirche, König Jakob I., war lange Zeit ein bitterer Gegner der Arminianer, und die Theologen, die er zur Theilnahme an der Synode nach Dordrecht abordnete, zeigten sich dort mit dem Verfahren und den Beschlüssen der herrschenden Parthei völlig einverstanden.

Bei solcher Herrschaft des Calvinismus hatte bisher zwischen den Puritanern und den Anhängern der bischöflichen Kirche in dogmatischer Beziehung keine Veranlassung zu einem Zwiste bestanden; nur über die Verfassungsform und über einige Gebräuche hatte man gestritten. Jetzt aber, als Laud und mehrere Gleichgesinnte die arminianischen Lehren begünstigten, auch der Hof sie unter seinen Schutz nahm, und dieses System sich rasch und weit in der bischöflichen Kirche verbreitete, so daß man bereits die Anhänger des calvinischen Lehrbegriffs als doctrinelle Puritaner zu bezeichnen begann — jetzt erst erhielt der Kampf der Nonconformisten gegen das Episcopat eine tiefere Bedeutung. Es handelte sich ja um nichts Geringeres mehr, als um die Grundlehren des Protestantismus und die Lieblingsdogmen der Reformatoren, um die Lehren von der zugerechneten Gerechtigkeit, der absoluten Ohnmacht des Menschen in geistlichen Dingen, der unwiderstehlichen Wirkung der Gnade, der Prädestination, der Gewißheit und Unverlierbarkeit des Heils, Lehren, deren

*) S. die Schriften, welche früher Heylin und Hickman, später Nowell und Toplady darüber gewechselt haben.

Bedeutung auch dem Volke wohl verständlich gemacht werden konnte, und welche den Ohren der Menschen so angenehm klangen, daß ihnen mehr als irgend einer andern Ursache die glänzenden Erfolge des Protestantismus zugeschrieben werden müssen. Und eben diese Lehren wurden mit Recht als das festeste Bollwerk, als die eigentliche Scheidewand betrachtet, welche, so lange sie bestand, jede Annäherung an die katholische Kirche unmöglich machte *).

Zwei Generationen waren nun seit der zweiten Einführung der Reformation unter Elisabeth vorübergegangen, von der anfänglichen Neigung des Volkes für seine alte Religion waren jetzt nur wenige Spuren mehr zu entdecken; die Katholiken waren zu einer kleinen, machtlosen und schwer verfolgten Parthei zusammengeschrumpft (der päpstliche Gesandte Panzani, gibt ihre Zahl in England unter Karl's I. Regierung nur auf 150000 an), und waren großentheils durch ihre Religion selbst von dem gewöhnlichen gesellschaftlichen Verkehr mit ihren Mitbürgern ausgeschlossen; denn die anderwärts angewandten Mittel hatten auch hier ihre Dienste gethan. Die systematische Verunstaltung der katholischen Lehre, die uner-

---

*) Those old worthies — sagt der Archidiacon Blackburne (Works, Cambridge 1805, Vol. V. p. 420 — who predicted the return of popery, in consequence of the introduction of Arminianism, were not so widely mistaken as to the event, as may be imagened. They had good reasons to expect it, from the whole conduct of Laud and his fellows: and, though these were seasonably stopped in their career, their principles have been espoused and pursued by their successors, in such sort, as to give more than a suspicion to some competent observers, that the Church of England has been, and still is, though by degrees imperceptible to vulgar eyes, edging back once more towards popery. Blackburne schrieb dieß im Jahre 1766; mit welcher Zuversicht würde er jetzt erst den weiteren Entwicklungsgang der englischen Kirche prophezeien.

müdete Anwendung der apokalyptischen Bilder auf den Papst und die Kirche hatten die Gefühle des Abscheu's und des Hasses gegen die alte Religion in der Masse des Volkes gepflanzt, und dazu kam die mißliche Lage der Katholiken, in Folge welcher sie als die Feinde der sonst so populären Elisabeth, als diejenigen, die ihre Hoffnung auf das Ausland setzten, erschienen, wie sie denn auch jene vergleichungsweise mildere Behandlung unter den beiden Stuarts großentheils der Fürsprache auswärtiger Fürsten verdankten.

Waren demnach die Lehren, welche man seit einigen Jahren als Arminianisch bezeichnete, an sich schon unpopulär, so mußten sie noch überdieß den heftigsten Widerwillen und den entschlossensten Widerstand hervorrufen, wenn sie, wie nun allgemein geschah, dem Volke in ihrem engen Zusammenhange mit dem katholischen Lehrbegriffe gezeigt, und die Einführung derselben als eine schon mehr denn zur Hälfte vollzogene Rückkehr in die päpstliche Kirche geschildert wurde. Die Lehre, daß die Rechtfertigung und Beseligung des Menschen sich blos durch die gläubige Ergreifung der Gerechtigkeit Christi vollbringe, in Folge welcher diese Gerechtigkeit dem Glaubenden als seine eigene zugerechnet werde — diese Lehre hatten alle Reformatoren für das „Kennzeichen der stehenden und fallenden Kirche“ erklärt, sie bildete das Fundament des ganzen protestantischen Systems, und noch jetzt wird sie von allen denen, welche den alten Protestantismus aufrechtzuhalten gesonnen sind, für das „theuerste Kleinod ihres Zion und die unerläßliche Grundbedingung alles gesund christlichen Lebens“ erklärt *). Die Arminianer verwarfen dieses Dogma, und kehrten zur alten Lehre zurück. „Sobald man“, sagt Möhler richtig **), „von

*) Worte von Delitzsch in der Zeitschrift für die gesammte lutherische Theologie und Kirche, Jahrg. 1841, 3tes Heft, S. 70. In demselben Sinne äußern sich die Berliner evangelische Kirchenzeitung und die Erlanger Zeitschrift für Protestantismus und Kirche.

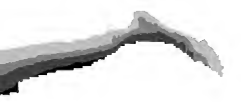
**) Symbolik, 5te Auflage, S. 637.

unwesentlichen Bestimmungen und der Verschiedenheit des Ausdrucks den Blick hinwegzuwenden im Stande ist, muß sich einem jeden unbefangenen Beobachter die auffallendste Uebereinstimmung (der remonstrantischen Lehre vom Glauben und der Rechtfertigung) mit der katholischen Lehre aufdringen". In England wurde anfänglich, als der Arminianismus sich dort verbreitete, die Aufmerksamkeit auf diesen wichtigsten aller Streitpunkte noch weniger hingelenkt, die Controverse drehte sich hauptsächlich um die calvinischen Dogmen von der Prädestination und Vorherbestimmung zur Verdammniß, um die Leugnung des freien Willens, den Umfang der Erlösung, die unwiderstehliche Wirkung und Unverlierbarkeit der Gnade. Es lag aber in der Natur der Sache, daß auch die Frage von der Rechtfertigung hiebei zur Sprache kam, und der Biograph des Erzbischofs Laud bemerkt: zu den Punkten, in welchen man jetzt *) anders lehre, als früher, gehörten neben den Dogmen vom freien Willen, der Prädestination, der allgemeinen Gnade auch die Lehre von der inhärirenden Gerechtigkeit — bekanntlich die unterscheidende Doctrin der katholischen Kirche im Gegensatze gegen die protestantische einer bloß in Zurechnung des Verdienstes Christi bestehenden Gerechtigkeit — und die von dem Verdienst oder der Belohnung der guten Werke **).

So standen sich nun Hof und Hochkirche als Begünstiger, Parlament und der eifrig-protestantische Theil des Volks

*) Laud war im Jahre 1620 Bischof von S. Davids, 1626 von Bath und Wells, 1628 von London und 1633 Primas von Canterbury geworden.

**) The doctrines are altered in many things; as, for example: the Pope not Antichrist, pictures, free-will, predestination, universal grace, inherent righteousness, the preferring of charity before knowledge, the merit (or reward rather) of good works; the thirtynine articles seeming patient, if not ambitious also of some Catholic sense. *Heylyn's* Life of Laud. p, 252.



als Feinde des Arminianismus entgegen. Während einerseits der Bischof Davenant von Salisbury wegen einer calvinistischen Predigt, die er vor dem Könige gehalten, knieend einen Verweis von dem geheimen Rathe hinnehmen mußte, faßte andererseits das Haus der Gemeinen im Jahre 1628, trotz des königlichen Verbots, sich mit Religionssachen nicht zu befassen, den Beschluß, daß jeder, welcher Neuerungen in der Religion einführen, oder Papismus oder Arminianismus befördern würde, als ein Feind des Reiches angesehen werden solle *). Die Patrioten, welche ihr Augenmerk auf die Befestigung und Erweiterung der politischen Rechte und auf Beschränkung der königlichen Gewalt gerichtet hatten, machten in diesem und in den folgenden Parlamenten gemeinschaftliche Sache mit der religiösen Parthei; die letztere zerfiel in zwei Hauptfractionen: bei den Puritanern war Abschaffung des Episcopats und Aufrichtung einer presbyterianischen alleinherrschenden Kirche der leitende Gedanke; wogegen die Calvinistischgesinnten, die sich zur englischen Staatskirche hielten, die ihnen gleichgültige Frage der Kirchenverfassung dem Interesse des Dogma unterordneten, und sich gerne den Schritten und Angriffen der Puritaner, mit welchen sie durch Gleichheit des Glaubens verbunden waren, anschloßen.

Es ist nicht zu läugnen, daß die Besorgnisse derjenigen, welche damals eine Schwächung des protestantischen Elements in der englischen Kirche fürchteten, wohl begründet waren. Die Absicht Laud's und seiner gleichgesinnten Collegen war offenbar, die englische Kirche nicht nur in der Verfassung, sondern auch im Dogma, der Disciplin und dem Gottesdienste von den protestantischen Partheien des Continents völlig zu trennen, die erstere durch Aufhebung jeder Gemeinschaft den protestantischen Einwirkungen, welche sonst unvermeidlich waren, zu entrücken, und ihr eine Gestalt zu geben, in welcher

*) *Collier's* Eccl. Hist. II, 750. *Rushworth* hist. collections, I, 670.

sich ihre durchgängige Verwandtschaft mit der katholischen und der griechischen Kirche so einleuchtend darstellen sollte, daß sie von jenen beiden als eine im Besitze der gemeinsamen katholischen Grundlehren befindliche, wenn auch getrennte Kirche anerkannt werden müßte. Eine völlige Wiedervereinigung mit dem römischen Stuhle lag hiebei keineswegs in seinem Plane, wiewohl ihm dieß damals und späterhin vielfach zur Last gelegt worden ist; er war zu stolz, sich einem kirchlichen Oberhaupte unterzuordnen; den kirchlichen Primat des Königs ließ er sich gefallen, weil dieser ganz nach seinen Eingebungen handelte *). Aber alle Anordnungen Laud's in kirchlichen Dingen gingen sichtbar aus dem Einen eben angedeuteten Princip hervor. Der Communiontisch erhielt durch die Stellung, die man ihm, der bisher in der Mitte der Kirche gestanden, am Ende derselben anwies, und durch die Gestalt, die man ihm gab, die Bedeutung und Erscheinung eines Altars; ein Crucifix wurde mitunter darauf gesetzt, und die Geistlichen sollten sich gegen denselben verneigen. Schon dieß erregte so heftigen Unwillen und leidenschaftlichen Widerstand, daß nachher einer der angesehensten Männer Englands, Sir Benjamin Rudyard gleich in der ersten Sitzung des langen Parlaments im Jahre 1641 äußerte: die ganze Kirche, das ganze Königreich sey in Unruhe und Verwirrung gestürzt worden wegen der Aufstellung einer Metapher — eines Altars *). Laud ging aber noch weiter: die Geistlichen sollten

*) He did not wish, to transfer them (the Clergy) to the Pope, but to establish in himself a control as absolute and irresponsible as the successor of St. Peter claimed — sagt *Price*, Hist. of Protest. Nonconformity, II, 92.

**) Er wollte nämlich sagen, die Bezeichnung Altar könne doch nur metaphorisch gemeint seyn, weil, so lange nicht auch eine wirkliche Gegenwart des Leibes Christi in der Eucharistie gelehrt und geglaubt werde, von einem eigentlichen Opfer, und folglich auch von einem wahren Altar nicht die Rede seyn könne. Rudyard's Rede steht in der Parliamentary History, II, 644.

nun auch wieder den seit der Reformation verrufenen und geschmähten Titel Priester führen, und es wurde bekannt gemacht, daß in der Vergebung der Kirchenämter bei gleichen Verdiensten die ehelosen Geistlichen den verheiratheten vorgezogen werden sollten. Neue Kirchen consecrirte der Erzbischof mit allen in der katholischen Kirche gebräuchlichen Feierlichkeiten.

Unter den Bischöfen sahen die calvinistisch-gesinnten, Davenant, Morton, Hall, Williams, alles dieses natürlich mit Misfallen und Unmuth an, aber andere waren, von gleichem oder auch besserem Geiste, als Laud beseelt, mit seinen kirchlichen Einrichtungen, wenn auch nicht mit der despotischen Härte, mit welcher er Widerstrebende behandelte, einverstanden, und selbst zum Theil bereit, noch weiter zu gehen. Dieß waren jene, welche durch das Studium der Kirchenväter und Concilien genährt, die englische Kirche nach dem Vorbild der alten Kirche in den vier oder fünf ersten Jahrhunderten reformiren wollten. Der berühmte Casaubon, der unter Jakob I. nach England gekommen war, und bei seiner Vorliebe für die alte Kirche den damaligen Protestantismus, wie seine Briefe zeigen, nur mit Verdruß und Ekel betrachtete, hatte zur Pflanzung dieser Gesinnung beigetragen. Der Bischof Goodman von Gloucester war der Ansicht, alle Angriffe auf die römische Kirche seien eben so viele der englischen Kirche, die von jener nur aus politischen Gründen, nicht innerlich und wahrhaft getrennt sey, geschlagene Wunden, er stand daher allgemein im Rufe, im Herzen katholisch gesinnt zu seyn, und hinterließ in seinem Testament die Erklärung, daß er in dem Glauben der heiligen katholischen und apostolischen Kirche sterbe, als deren Mutterkirche er die Kirche von Rom betrachte, wie er denn auch überzeugt sey, daß jede andere Kirche nur, so weit sie im Glauben mit der Römischen übereinstimme, zur Seligkeit führe*). Der Bischof Andrews von Winchester, einer der

*) The court of King James I, by Godfr. *Goodman* Bp. of

gelehrtesten Männer, die England in jener Zeit besaß, und allgemein verehrt, hatte schon am Hofe der Elisabeth über die Nothwendigkeit der Beichte und der allen ächten Protestanten so verhaßten Bußwerke gepredigt, in seinen Schriften gegen die Cardinäle du Perron und Bellarmin gab er einen großen Theil der protestantischen Unterscheidungslehren preis, und hinsichtlich der Eucharistie stellte er die Lehre der Englischen Kirche so dar, als ob sie, gleich der katholischen, eine wahre Gegenwart des Leibes Christi behaupte, und nur über die Art und Weise dieser Vergegenwärtigung (ob sie nämlich durch Consubstantiation oder Transsubstantiation geschehe, nichts entschieden habe*). Doch den größten Anstoß bei den eifrigen Protestanten erregte nebst Laud der Bischof Montague von Chichester, welcher in den Zugeständnissen, die er den Katholiken, namentlich hinsichtlich der Heiligenanrufung und der den Bildern Christi gebührenden äußeren Ehrfurchtsbezeigung machte, so weit ging, zugleich als Beförderer der arminianischen Lehre die Calvinisten so sehr erbitterte, daß das Parlament zweimal eine Untersuchung gegen ihn einleitete, ihn erst zur Haft verurtheilte, und dann auf des Königs Verwendung nur gegen eine Bürgschaft von 2000 Pfund frei ließ. In den Anklagepunkten war unter andern hervorgehoben, daß er die Dordrechter Synode eine fremde und partheiische Versammlung genannt, daß er von purita-

Gloucester, publ. by J. S. Brewer, Lond. 1839. Introd. p. XII.

*) *Hallam* Const. Hist. II, 86. Andrews blieb auch aus Rücksicht auf seine kirchliche Würde ehelos, weshalb das Epitaphium auf seinem Monumente von ihm sagt: Coelebs migravit ad aureolam coelestem. Unter aureola verstehen die Theologen die Krone oder besondere Belohnung der Jungfräulichkeit im Himmel. Von seinem vortrefflichen, einen ächtkatholischen Geist athmenden Gebetbuche, welches er in Griechischer Sprache zu seinem Privatgebrauche verfaßt hatte, ist im Jahre 1828 eine ausgezeichnet schöne Ausgabe in London erschienen.

nisch-gesinnten Bischöfen geredet, daß er über Bellarmin mit Achtung, aber über die protestantischen Theologen Calvin, Beza, Parkins, Whitaker und Reynolds geringschätzig sich geäußert habe *). Man sieht, daß der Arm des Calvinismus, wo ihm die Macht dazu gegeben war, nicht minder schwer lastete, als der der Staatskirche und ihres Primas Laud, und daß jener noch weit mehr als dieser jedes freie Wort, jede selbstständige Aeußerung in Religionssachen zu unterdrücken gesonnen war. Es waren dieß dieselben Männer, die es nachher dahin brachten, daß das Parlament des Jahr 1640 den König mit Petitionen bestürmte, den John Goodman, dessen einziges Verbrechen in seiner Eigenschaft als katholischer Priester bestand, sofort hinrichten zu lassen, und die auf Karls Weigerung sich so ungehalten zeigten, daß Goodman, um einen Bruch zwischen dem Könige und dem Parlamente zu verhüten, selbst die Bitte stellte, der Monarch möge ihn der Schärfe des Gesetzes überlassen **).

Montague's Gesinnung war so überwiegend katholisch, und sein Wunsch, die englische Kirche mit der katholischen wieder vereinigt zu sehen, so lebhaft, daß er, die Ansichten anderer nach den seinigen messend, den päpstlichen Gesandten Panzani versicherte, die beiden Erzbischöfe und sämmtliche Bischöfe, mit Ausnahme von Morton, Hall und Davenant, seyen bereit, die kirchliche Suprematie des römischen Bischofs anzuerkennen; die übrigen streitigen Punkte könnten, meinte er, durch eine Conferenz gelehrter und gemäßigter Theologen ohne Schwierigkeit ausgeglichen werden ***). Aber auch die Schilderung, welche der besonnene und scharfblickende Benedictiner Skidmore im Jahre 1634 von der Gesinnung der einfluß-

*) *Toplady's* historic Proof. Lond. 1779. II. 654.

**) *Nalson's* impartial Collections, I. 738.

***) Memoirs of Greg. Panzani, ed. by J. Berington, p. 131 — 201.

reichsten Männer in der englischen Kirche entwarf *), beweiset, daß man in der That der katholischen Kirche nahe stand, und daß eine Sehnsucht nach katholischer Einheit und nach vollständiger Verwaltung der Sakramente bei Vielen erwacht war. Die gelehrten und gemäßigten Männer waren seinem Berichte nach größtentheils geneigt, den Papst als primae sedis Episcopus und als Patriarchen des Occidents anzuerkennen — woraus sich ergibt, daß auch Montague's Versicherung, so weit sie gegründet war, doch wohl blos von einem auf kirchlicher und menschlicher Anordnung, nicht auf göttlicher Institution beruhenden Primate, den man dem Papste einräumen wolle, zu verstehen ist. Wichtiger ist, daß nach Skidmores Angabe die Meisten auch hinsichtlich der Verdienstlichkeit der guten Werke, der Zahl und Wirksamkeit der Sakramente, der realen Gegenwart in der Eucharistie mit den Katholiken übereinstimmend dachten, daß sie die Beichte anzunehmen, und der Eucharistie den Charakter eines Opfers, wenigstens eines Gedächtnißopfers zuzugestehen bereit waren. Man erkenne, hieß es, die römische Kirche als Mutterkirche, und alle mit ihr in Verbindung stehenden als wahre Kirchen an, man begehre nur, in der Beibehaltung einiger abweichender Punkte von ihr geduldet zu werden, wie sie ja auch in Folge der zu Florenz geschlossenen Union den griechischen Kirchen manche Abweichungen nachsehe. Manche äußerten auch den Wunsch, der Papst möge doch eine eigne Synode berufen, auf der dann die vollständige Wiedervereinigung der britischen Kirche wohl zu Stande gebracht werden könne.

Allein diese Hoffnungen wurden bald durch die schnell sich drängenden Ereignisse vernichtet. Die furchtbare Reaction des Calvinismus gegen die ariminianischen Lehren und den katholischen Ritus, die Härte Laud's und seiner Sternkammer, die gehäßige Verlegung von Tänzen, Mummereien und

*) Sie steht in den State Papers collected by Edw. Earl of *Clarendon*, Oxford 1767, I. 9. 17.

Volksspielen auf den sonst mit jüdischer Strenge gefeierten Sonntag, die gehäuften politischen Mißgriffe des Königs, alles dieses entzündete die zugleich religiöse und politische Umwälzung, und führte zu einem blutigen Religions- und Bürgerkrieg, in welchem die königliche und hochkirchliche Parthei unterlag. Das Haupt des Erzbischofs fiel — ein Opfer calvinistischer Rache — unter dem Beile des Henkers. Die Presbyterianer, die bisher eine verhältnißmäßig kleine Parthei gebildet hatten, erhielten im langen Parlament, durch das ganze Gewicht, das ihre schottischen Glaubensbrüder an der Spitze einer Armee in die Wagschale warfen, verstärkt, die Oberhand; der schottische Covenant, der die Verpflichtung enthielt, aus allen Kräften an der Ausrottung des Papstthumes und der Prälatur (Prelacy), nämlich des englischen Episcopats zu arbeiten, wurde von dem Parlamente und im Lande angenommen; wiewohl zahlreiche, mit Tausenden von Unterschriften bedeckte Petitionen bewiesen, daß die Mehrheit des Volkes die Erhaltung der bisherigen Kirchenverfassung wünschte. Dennoch kam es im Jahre 1642 durch den Einfluß der Schotten und das Uebergewicht der Presbyterianer in der Hauptstadt dahin, daß das Episcopat förmlich abgeschafft wurde. Tausende von anglikanischen Geistlichen wurden unter der allgemeinen Bezeichnung: „Aergernißgebende Prediger" (scandalous Ministers) aus ihren Stellen vertrieben, viele blos darum, weil sie sich bei Nennung des Namens Jesu verbeugt, oder den Chorrock getragen, oder eine Orgel in der Kirche angebracht, oder weil sie sich der kürzlich befohlenen Entblößung der Kirchen und der Zerstörung aller religiösen Symbole und Verzierungen widersetzt hatten *).

Jetzt zeigte sich erst recht klar, wie viele protestantische Elemente im schroffsten Gegensatz gegen die katholischen, welche die englische Kirche seit zwanzig Jahren auszubilden versucht hatte, in England gährten. Die siegestrunkene calvinistische

*) *Lathbury's* Hist. of the English Episcopacy, p. 155 ff.

Parthei war zwar im Moment ihres Triumphes auch schon in sich gespalten, denn neben den Presbyterianern hatte sich die schnell erstarkende Secte der Independenten erhoben, welche der despotischen Alleinherrschaft der Synoden und Presbyterien das Princip der Unabhängigkeit der einzelnen Gemeinden entgegenstellte; aber in dem Bekenntnisse der calvinistischen Lehren und in dem Hasse gegen alle Ueberbleibsel des Papstthums waren beide einverstanden. Die Reformation, welche ihrer Ansicht gemäß unter Elisabeth nur zur Hälfte oder kaum zur Hälfte vollbracht worden war, sollte nun vollständig durchgeführt werden. Das Parlament machte Verordnungen, und seine Armee gab ihnen den gehörigen Nachdruck. Diese Armee bestand keineswegs aus zusammengelaufenem Gesindel, sondern aus frommen Calvinisten, die ihr Schwert nur zur Ehre Gottes zogen, täglich ihre Betstunden und Predigten abhielten, und unter welchen Tausende sich berufen und befähigt fühlten, selbst zu predigen, und von den Kanzeln herab zur Gottesfurcht zu ermahnen. Unter den „Zeichen des papistischen Götzendienstes“, deren Zerstörung jetzt beschlossen wurde, war es vor Allem das Zeichen der Erlösung, welches, wo es immer angebracht war, auf's sorgfältigste vertilgt wurde. Wo ein Kreuz auf ein Grab gepflanzt war, da wurde es abgebrochen, jede religiöse Verzierung eines Grabsteins galt schon als ein Monument des Götzendienstes. Bilder Christi wurden von den „Heiligen“ Kriegern als Ziele bei ihren Schießübungen gebraucht, und während Statuen der Apostel in einer Kirche zerschlagen wurden, ließ man das Bild des Satans unversehrt. Mit besonderer Lust wurden die gemahlten Kirchenfenster zerbrochen, und die Kirchen in Ställe verwandelt, was selbst der Paulskirche in London wiederfuhr. Dieß geschah so häufig, daß man bemerkte, die Reformation sey nun in England in der That recht gründlich und vollständig, da auch die Pferde zur Kirche giengen. Noch unter dem Protectorate wurde einer der berühmtesten englischen Theologen, Jeremy Taylor, blos darum in's Gefängniß geworfen, weil, nicht er, sondern der Buch-

händler in einem von ihm verfaßtem Buche ein Bild des Erlösers als Titelkupfer angebracht hatte*). Die Orgeln in den Kirchen wurden theils zertrümmert, theils verkauft, theils in Wirthshäusern aufgestellt.

Das Parlament hatte mit dem Episcopat auch die Liturgie der englischen Kirche abgefaßt; in Verfassung und Gottesdienst sollte die presbyterianische Form allein herrschen; doch war diese Herrschaft weder allgemein noch lange dauernd. Stark als Mittel der Zerstörung, erwies sich dieses System schwach und gebrechlich, sobald es zu erbauen und zu bewahren galt. Die Independenten, mit dem klugen, und im Ganzen gemäßigten Cromwell an der Spitze, bemächtigten sich der Gewalt und den verschiedenen Secten, die sich in den letzten Jahren sehr vervielfältigt hatten, wurde einige Duldung bewilligt. Aber die bischöflichen Geistlichen blieben von ihren Stellen auch unter Cromwells Herrschaft ausgeschlossen, und ein von ihm noch im J. 1655 erlassenes Edikt trieb sie auch noch aus den Familien, in welchen sie als Hauskapläne oder Jugendlehrer ein Asyl gefunden hatten. Erst durch die Restauration unter Karl II. wurden auch die alten kirchlichen Verhältnisse wieder hergestellt.

*) *Lathbury* p. 187 — 192.

VIII.

Die neuere Philosophie.

Vierter Artikel.

Wir haben die Versuche englischer Denker die Skepsis Humes mit den Waffen des natürlichen Verstandes zu bekämpfen geprüft, was unsere deutschen Platone dagegen gesagt haben, bleibt uns noch zu untersuchen übrig. Kant, an der Spitze derselben stehend, sagt uns selbst, „daß es die Skepsis Humes war, die ihn aus seinem mehrjährigen dogmatischen Schlummer weckte, und seinen Untersuchungen im Felde der speculativen Vernunft eine andere Richtung gabe". Die kantische Philosophie ist in dieser Hinsicht schon von höchster Bedeutung, als ein Bestreben einer der scharfsinnigsten und gelehrtesten Denker der neuern Zeit, die Angriffe des berühmtesten Zweiflers derselben Zeit mit Gründen der reinern Vernunft abzuwehren. Wir glauben indeß bei dieser Untersuchung den Leser mit einer ausführlichen Darstellung der kantischen Kritik der Vernunft verschonen zu müssen. Denn schwerlich ist in unsern Tagen irgend eine Philosophie allgemein bekannter, als die sogenannte kritische. Für unsern Zweck ist es hinreichend, die Resultate derselben aufzunehmen und diese in doppelter Beziehung zu betrachten, in ihrem Verhältnisse zu Humes Skepsis und zu den Dogmen des christlichen Glaubens.

Nach einer scharfsinnigen Zergliederung und Sonderung analytischer und synthetischer Urtheile, geht Kant daran, zu beweisen, daß dem menschlichen Geiste gewisse Thatsachen des Bewußtseyns eingeboren sind, die synthetischer Art sind. Es

sind theils Anschauungen, theils Begriffe. Zu jenen gehören die transcendentalen Intuitionen des Raums und der Zeit, die unserm Receptionsvermögen als nothwendige Formen beiwohnen. Zu den transcendentalen Begriffen gehören die Kategorien, welche die absoluten Formen unseres Verstandes sind. Die Ideen von der Seele, vom Universum, von Gott, sind transcendenter Art, deren reelles und objektives Daseyn zu beweisen, über die Kräfte der theoretischen Vernunft hinausgeht. Diesem Geschäfte ist die praktische Vernunft allein gewachsen.

Wir bemerken sogleich, daß die Resultate der kantischen Kritik, keineswegs die des natürlichen Verstandes sind; weil sie allen Begriffen des letztern diametral entgegengesetzt sind. Der natürliche Mensch betrachtet den Raum und die Dinge im Raum als außer sich existirende Gegenstände, nach Kant ist der Raum in uns, mithin auch die Erscheinungen im Raum; der natürliche Mensch ist überzeugt, daß in den Dingen selbst eine Succession, eine Aufeinanderfolge statt findet, daß sie entstehen und vergehen, daß alles, wie Salomon sagt, seine Zeit hat, und in bestimmten Perioden abläuft; Kant aber läugnet diese Ansicht; nach ihm ist die Zeit eine innere Succession unserer Vorstellungen, die die Dinge an sich nicht im mindesten berühren. Der natürliche Verstand glaubt an eine objective Weltordnung, an eine Beziehung der Dinge auf einander, an bestimmte Naturverhältnisse, die unabhängig von seinen Begriffen bestehen, Kant aber verwirft diese natürlichen Ansichten. Kraft seiner Hypothesen, daß die Dinge sich nach unsern Begriffen richten müssen, lehrt er: daß alle Einheit, Ordnung, Zusammenhang in der Welt lediglich das Werk unseres eigenen Verstandes und gewisser demselben eingebornen Begriffe sind. Alles demnach was der schlichte Menschenverstand als objektive Existenzen ansieht, betrachtet der kritische Philosoph als subjective Anschauungen und Begriffe, ihm ist die Welt ein Spiegel, in dem das Ich seine eigene Gestalt, die verschiedenen Formen seines eigenen Innern gewahrt. In Folge dieser Verhältnisse begann die Kantische Philosophie eine ve-

hemente Polemik gegen den Gemeinsinn, um ihm alle Ansprüche auf eine Stimme in Sachen der Speculation abzuschneiden; dieser Krieg gegen den natürlichen Menschenverstand wurde mit großer Erbitterung von den Continuatoren der kritischen Philosophie fortgesetzt, selbst nachdem die Principien Kants aufgegeben waren. Der Gemeinsinn, hieße es, sey nur ein Banner und warte vergebens auf eine Philosophie, die seinen Konsens begünstige. Dennoch verblieb die Majorität auf der Seite des gesunden und auch christlichen Verstandes, der die Ordnung der Welt als ein Werk Gottes zu betrachten fortfuhr.

Hat nun, fragen wir, die kritische Philosophie die Skepsis Humes wahrhaft widerlegt, und was haben wir durch dieselbe hinsichtlich der Gewißheit unserer Urtheile gewonnen? Hume läugnet die Allgemeinheit und Nothwendigkeit unserer Begriffe, zumal des Begriffes der Causalität; Kant auf das, allen Menschen beiwohnende Bewußtseyn gestützt, behauptet das Gegentheil; beschränkt aber seine Behauptung dahin, daß diese Gewißheit keine Anwendung zuläßt auf das objective Daseyn der Dinge. Während also Hume alle unsere Begriffe in Zweifel und Ungewißheit verhüllet, zerstreut die kritische Philosophie den Nebel, und sie geht siegreich aus demselben hervor, um uns statt des Zweifels mit der Gewißheit zu beschenken, daß wir von allem, was um uns ist und vorgeht, schlechterdings nichts wissen können. An die Stelle des Zweifels setzte sohin Kant die absolute Unwissenheit. Was wir dadurch gewonnen, und ob hier ein Fortschritt oder Rückschritt wahrzunehmen sey, möge der Leser selbst beurtheilen.

Aber, sagen die kritischen Philosophen, Kant hat das, was er sagt, bewiesen, er geht gründlich zu Werke, er prüft alles und hält fest, was das beste ist! Es ist doch sonderbar, daß die Anhänger Kants so ganz vergessen haben die Worte, die er selbst in der Vorrede zur Kritik der reinen Vernunft niederschrieb. — Sie wollen uns daher erlauben, diese merk-

würdige und zu wenig beachtete Stelle hier wörtlich zu wiederhohlen. Seite XVI. heißt es: „Bisher nahm man an, alle unsere Erkenntniß müsse sich nach den Gegenständen richten; aber alle unsere Versuche über sie a priori etwas durch Begriffe auszumachen, wodurch unsere Erkenntniß erweitert würde, gingen unter dieser Voraussetzung zu Nichte. Man versuche es daher einmal, ob wir nicht in den Aufgaben der Metaphysik damit besser fortkommen, daß wir annehmen, die Gegenstände müssen sich nach unserm Erkennen richten, welches so schon besser mit der verlangten Möglichkeit einer Erkenntniß derselben a priori zusammenstimmt, die über Gegenstände, ehe sie uns gegeben werden, etwas festsetzen soll. Es ist hiemit ebenso, als mit dem ersten Gedanken des Kopernikus bewandt, der, nachdem es mit der Erklärung der Himmelsbewegungen nicht gut fort wollte, wenn er annahm, das ganze Sternenheer drehe sich um den Zuschauer, versuchte, ob es nicht besser gelingen möchte, wenn er den Zuschauer sich drehen, und dagegen die Sterne in Ruhe ließe".

Kant giebt hier selbst freie Kritik der reinen Vernunft für nichts als einen hypothetischen Versuch, den er mit der kopernikanischen Hypothese von den Weltbewegungen vergleicht, wobei zu bemerken ist, daß, um in der von Kant angegebenen Analogie fortzufahren, seine Hypothese über die Entstehung unserer Begriffe gerade das Gegentheil ist von der des Kopernikus. Nach diesem dreht sich der Zuschauer, während die Sterne ruhen, nach Kant aber drehen sich die Gegenstände um den Zuschauer, sie nehmen alle Formen des anscheinenden Verstandes an, während dieser immer und unverändert derselbe bleibt. Fragen wir aber weiter nach der Ursache, warum die Hypothese des Kopernikus aus ihrer ersten problematischen Stellung zur allgemeinen Anerkennung gelangte, so finden wir, daß sie sich als Wahrheit bewährte, dadurch, daß sie die Erfahrung auf ihrer Seite hatte, nachdem Keppler und Newton erwiesen, daß durch sie in dem scheinbaren Chaos der Weltbewegungen Ordnung und Gesetz sichtbar wurden; daß

dadurch alle Erscheinungen eine leichte und einfache Erklärung fanden, und jede neue Entdeckung eine neue Bestätigung wurde. Mit der kantischen Hypothese verhält es sich gerade umgekehrt, sie verstößt immer und ewig gegen alle Erfahrung und kann daher nie dahin gelangen, allgemeine Anerkennung zu finden. Wir wissen zwar wohl, daß, was Kant anfänglich für Hypothese ausgab, im Verlauf seines Werkes als Wahrheit festgehalten wurde; aber seine Autorität ist nie außerhalb seiner Schule anerkannt worden; der gesunde Verstand aller Menschen steht ihm ewig als eine unüberwindliche Mauer entgegen.

Hume hatte das Daseyn moralischer Gefühle, eines natürlichen Wohlwollens nicht geläugnet. In einem Lande geboren und erzogen, das Jahrhunderte lang unter dem Einflusse christlicher Ideen gestanden, konnten die Spuren christlicher Liebe unmöglich ganz verwischt seyn, sie mußten ihm überall begegnen. Eine Sittlichkeit aber, die keine Garantie habe, als dunkle Gefühle und Empfindungen, gewährte ihm keine Zuverläßigkeit. Was dem Hume als Gefühl erschien, wollte Kant auf einen eingebornen Begriff zurückführen. So begann er seine Kritik der praktischen Vernunft und behauptete, daß ebenso wie die theoretische Vernunft oder der Verstand seine angebornen Kategorien habe, so existire auch in der praktischen Vernunft, unabhängig von aller Erfahrung und derselben vorangehend, ein transcendentales Gesetz der Sittlichkeit als kategorischer oder absoluter Imperativ. Gegen dieses Postulat der kritischen Philosophie hatte Hume ein leichtes Spiel, mit demselben Recht, womit Kant es behauptete, konnte Hume es läugnen; denn für die Existenz des kategorischen Imperativs, findet sich bei Kant nicht der geringste Beweis. Eben so wenig ist er im Stande gewesen, die verbindende Kraft des Imperativs zu beweisen, deren Befehle, die von der eigenen Vernunft des Individuums ausgehen, haben nur so viele Verbindlichkeit, als ihnen von diesem freiwillig eingeräumt wird, denn von sich selbst nimmt niemand

Befehle an. Die Idee, daß die Vernunft sich selbst befehle, ist in der That ein so widersprechender Gedanke, daß, wofern sie nicht ein so berühmter Urheber, wie Kant gehabt, man dieselbe nicht der geringsten Beachtung gewürdigt hätte. Wenn wir nun ferner bedenken, daß die heiligsten Ideen der Menschheit vom Daseyn Gottes, von der Freiheit und Unsterblichkeit der Seele von Kant auf den kategorischen Imperativ basirt werden, und daß demnach jene Wahrheiten auf einem bloßen unbewiesenen Postulat beruhen, und mit demselben stehen und fallen, so ist es offenbar, daß die kritische Philosophie gegen den Skepticismus nur wie eine papierene Wand sey, die keinen Widerstand zu leisten vermag.

Alle Anpflanzungen der neuern protestantischen Metaphysik, außerhalb des Geheges der christlichen Kirche, haben das gemeinsame Schicksal der Unbeständigkeit mit einander getheilt. Durch allmählige Umwandlungen, gelangte man zu ganz entgegengesetzten Resultaten, und dem Stifter einer gewissen Schule wurde von seinen eigenen Anhängern gerade zu widersprochen. Ein auffallendes Beispiel dieser Unbeständigkeit menschlicher Dinge gewährt uns die Geschichte der kantischen Philosophie; Fichte sowohl als Schelling traten nicht sogleich mit der Prätension auf, ein neues System einführen zu wollen, sie waren von der Tiefe und Gründlichkeit der Untersuchungen des Königsberger Philosophen innigst überzeugt, es handle sich nur darum, in dieselben größere Einheit und systematische Ordnung einzuführen. Am Ende aber ihrer Arbeiten stellte sich die kleine Differenz heraus, daß die Behauptung Kants von der reinen Subjectivität alles menschlichen Wissens und dessen objectiver Blindheit dahin zu verstehen sey: daß alles, was das Ich denkt, objectiv wahr sey: daß die Dinge sind, wie sie gedacht werden, und daß das Ich der Maaßstab aller Dinge sey. Vergleichen wir diese Wandelbarkeit der neuern Metaphysik mit der Beständigkeit der mittelalterlichen Philosophie, so ergibt sich, daß der stäte Wechsel der neuern Ansichten keinen andern Grund hat, als

die gänzliche Abwesenheit einer religiösen Grundlage; ihnen mangelt die Unwandelbarkeit göttlicher gegebener Principien.

Die kantische Philosophie stand durch ihre Principien im direkten Widerspruche mit allen christlichen Wahrheiten und welche auch übrigens die Mängel seyn möchten, die an der leibnitz-wolfischen Schule hafteten, so stand diese in religiöser Beziehung höher als die kantische. Es ist unverkennbar, daß die kantischen Lehren ein bedeutender Fortschritt zum absoluten Unglauben waren. Das große, wunderbare Schauspiel der Welt verwandelte sich, durch die Gläser der kritischen Optik gesehen, in eine bloße Phantasmagorie der Ichheit, und in die Reflexe eigener Gedanken. Ja so weit hatte sich Kant in seine eigene Hypothese verwickelt, daß er mitten in einer christlich gebildeten Zeit, zu behaupten sich vermaß, daß wir zum Behuf unserer teleologischen Urtheilskraft, eine Intelligenz als Urheber der Welt *supponirten*. In der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft lehrt er, daß alles, was wir in der Welt Schönes und Erhabenes erblicken, und was uns ein Wiederschein ihres göttlichen Urhebers gewährt, nichts sey als ein subjectives Spiel unserer Gedanken und Empfindungen, eine Ansicht, die ganz dazu gemacht ist, alle Begeisterung für immer zu tödten und zu begraben. Nichts ist daher auffallender, als die sterile Geistlosigkeit, die alle orthodoxe Anhänger der kantischen Principien traf; daher die habituelle Unfähigkeit der Jüngern etwas anderes hervorzubringen, als etwa eine andere Wendung der kantischen Worte. Es ist daher begreiflich, daß diese Philosophie Männern, wie Herder und Jakobi als Aberwitz erschien.

Der Königsberger Weise, an seine Ichheit, wie an seine Studierstube gebannt, verwandelte die Autonomie Gottes in die Autonomie seiner praktischen Vernunft. Die Furcht und Liebe Gottes wollte er durch das reine Wohlgefallen am kategorischen Imperativ ersetzen. Eine rein abstrakte Formel, die nicht eine einzige bestimmte Pflicht, weder in Bezug auf Gott noch auf Menschen vorschreibt, sollte des ungeachtet als Maaßstab dienen, um die subjektiven Maximen daran zu prüfen

und ihre Congruenz mit dem Gesetze zu ermitteln. Die gänzliche Gehaltlosigkeit dieser Sittenlehre, wurde mit dem leeren Pomp der stoischen Großthuerei bemäntelt, und die Erhabenheit des Ich, das aus reinem Interesse für das leere Gesetz seiner praktischen Vernunft handelt, vielfältig herausgestrichen. Die verschrobene Begeisterung erzeugte mitunter einen Dünkel, der ins Lächerliche fiel. Der abtrünnige Kapuziner-Mönch Fessler z. B. gab seine erste Braut daran, weil sie die Gültigkeit des kantischen Imperativs schlechterdings nicht anerkennen wollte, welches ihm als das Zeichen einer niedrigen Seele galt, die unfähig sey aus reinem Wohlgefallen an ein Gesetz zu handeln, und deren subjective Maximen daher nicht zu gebrauchen wären.

Wenn ein irriges Princip aufgestellt worden, so ermangeln selten spätere Denker, alle Bedingungen und Consequenzen desselben mit logischer Schärfe zu entwickeln. Diese Vollendung falscher Richtungen scheint selbst im Plane der göttlichen Fürsicht zu liegen, und eine Zulassung derselben zu dem Ende, daß der Irrthum in seiner Nacktheit erkannt und aufgegeben werde. So wurde der falsche Standpunkt, auf den Kant alles menschliche Wissen gestellt hatte, von Fichte bis in seine ersten Gründe entwickelt, und die gänzliche Unstatthaftigkeit der kantischen Hypothese, daß die Gegenstände sich nach unsern Begriffen richten, aufgedeckt und erwiesen. In dieser Hinsicht ist die Wissenschaftslehre bedeutungsvoll und lehrreich.

Wir übergehen hier den Versuch Reinholds, die kritische Philosophie in ein System zu bringen, und dieses auf einen Grundsatz zu reduziren, aus dem die Resultate dieser Philosophie, die auf analytischem Wege gefunden waren, in synthetischer Ordnung sich deduziren ließen. Im Grunde hatte die Theorie des Vorstellungsvermögens, die kantischen Lehren um keinen Schritt weiter gefördert, sondern dieselben nur in der Form einer abstracten Allgemeinheit ausgesprochen. Der Grundsatz, daß alle Vorstellungen aus der Synthese zweier Elemente entspringen, dem formellen Element der Einheit, dem

Ich angehörig, und dem materiellen Element der Vielheit, der Außenwelt angehörig, war nur ein genereller Ausdruck der kantischen Theorie, daß die Kategorien Principien der Einheit, und die Dinge Principien der Vielheit sind. Das Mangelhafte und Unvollendete dieses Systems, das die Vorstellung aus zwei heterogenen Bestandtheilen componirt, wurde auch von Reinhold anerkannt, sobald Fichte mit seiner Ichheitslehre auftrat.

Der erste Keim der Wissenschaftslehre lag schon, nur unentwickelt, in der Kritik der reinen Vernunft, welcher einem scharfsinnigen Geiste wie Fichte nicht entgehen konnte. In dem Abschnitt der Kritik, die von der transcendentalen Deduction der Kategorien handelt, hat Kant selbst gleichsam mit dem Finger auf die Ichheitslehre hingewiesen. Ihm sind die Kategorien die ursprünglichen Bedingungen der Einheit des Selbstbewußtseyns: der Uebergang von diesem Punkte zur Theorie der Ichheit lag nicht mehr fern. Da nun überhaupt aus der ganzen Hypothese Kants folgt, daß alle unsere Vorstellungen und Begriffe nur Reflexe der Ichheit sind, und das Daseyn des statuirten Dings an sich nirgends zum Bewußtseyn gelangt, so ist es begreiflich, wie dasselbe in Fichtes Vollendung der kritischen Philosophie endlich ganz verschwindet. Da überdem Fichte, über die Thätigkeit des Ichs unabläßig brütend, besser und bestimmter als jemand vor ihm erkannte, daß zur Idee des Ichs gehöre, sein eigenes Object zu seyn, so glaubte er in der Idee des Selbstbewußtseyns den Schlüssel zum Verständniß der ganzen kritischen Philosophie gefunden zu haben.

Die einseitige Richtung der kritischen Philosophie von Fichte bis auf die höchste Spitze getrieben, führte nun zu den seltsamsten und abentheuerlichsten Theoremen, die mit scheinbar logischer Konsequenz durchgeführt wurden. Das Ich ist absolut und setzt sich selbst; und dennoch ist es in seiner Selbstaffirmation bedingt und relativ; es ist unabhängig und abhängig, es ist bestimmt und unbestimmt, es ist endlich und

unendlich zugleich, und als solches in steter Wechselwirkung mit sich selbst. Dieses scheint ein Widerspruch zu seyn, aber von nun an müssen wir uns darauf gefaßt machen, dem Satze des Widerspruchs oder der Identität zu entsagen und denselben zu verleugnen. Es ist dies die conditio sine qua non zum Verständniß der neuesten deutschen Philosophie. Hegel macht darauf aufmerksam, daß die aristotelische Logik seit zwei tausend Jahren, von Aristoteles bis auf ihn, keine Fortschritte gemacht habe. Er übernehme es daher, diese alte griechische Logik zu reformiren, und zur Probe dessen beginnt er die neue Logik mit dem Grundsatze der Identität des Seyns und Nichtseyns. Mit einem so furchtbaren Grundsatz, daß jedes Ding sich selbst gleich und ungleich seyn kann, läßt sich in der That alles mögliche beweisen. Wenn das Quadrat zugleich ein Cirkel und der Cirkel zugleich ein Quadrat seyn kann, so kann man ohne Widerrede das Gerade als Krumm, und das Krumme als Gerade betrachten, wie man es eben zum Behuf seiner Ansicht nöthig hat. Die erste Probe dieser höchst metaphysischen Logik verdanken wir schon Fichte. Das Ich setzt sich und es setzt sich nicht, es ist Ich und es ist Nicht-Ich. Wenn es sich setzt als nicht gesetzt, so ist es ein Nicht-Ich. Bald ist es endlich, bald ist es unendlich. Wenn das Ich alle Thätigkeit in sich setzt, so ist das Ich unendlich und das Nicht-Ich, die Kehrseite des Ichs endlich. Setzt aber das Ich alle Thätigkeit in das Nicht-Ich, welches von dessen Belieben abhängt, so ist das Nicht-Ich unendlich und das Ich endlich. So wie gewandte Taschenspieler ihre Kugeln aus einer Hand in die andere werfen, daß der Zuschauer nie weiß, wo sie endlich sind; so spielt und würfelt Fichte das Unendliche und das Endliche durch einander, bald ist das Unendliche im Ich, bald im Nicht-Ich, hier und dort, wie es sich trifft.

Höchst merkwürdig ist nach Fichtes Theorie die Genesis des Selbstbewußtseyns. Die absolute Thätigkeit des Ichs ist ursprünglich eine bewußtlose, sie geht ins Unendliche. Aber in

irgend einem Punkte ihrer Richtung stößt sie an ein unbekanntes X an, und springt in sich zurück, wie die elfenbeinerne Kugel an dem Rande des Billards und nun sieht es sich selbst zum erstenmale und nennt sich selbst mit Freuden: Ich. Auf diese platte und mechanische Weise wird die Entstehung des Bewußtseyns erklärt. Aber was geschieht? das Ich erkennt sich, und erkennt sich auch nicht. Seine reflectirte Thätigkeit erscheint ihm als die seinige, aber auch als die Thätigkeit eines andern, des Nicht=Ichs nämlich; und es setzt sich selbst seine eigene Thätigkeit entgegen, als wäre es nicht die seinige. Von diesem allen weiß der gemeine Verstand nichts, wohl aber der transcendentale Philosoph, der sich in die Urthat des Ichs zurückversetzte, und ohne dasselbe vor seinen eigenen Augen wiederhohlen läßt, der transcendentale Philosoph zwingt sein eigenes Ich zur Reproduction aller vormals bewußtlosen Handlungen, und so sieht das transcendentale Ich, daß es selbst das Nicht=Ich ist, denn das Obstacle kann es nicht sehen, weil es ein X ist und ein X bleibt, das ist die transcendentale Natur des Ich, daß es ewig nur sich selbst sieht und verurtheilt ist, ein ewiges Einerlei über sich selbst zu brüten, und mit dem Nicht=Ich, seinem eigenen Schatten, sich herumzuschlagen.

Ueber diese letzte Bestimmung der Ichheit giebt uns der practische Theil der Wissenschaftslehre interessante Aufschlüsse. Das Ich soll alle Thätigkeit in sich setzen, das Nicht=Ich soll aufhören, alles soll Ich werden. Aber das Ich ist nun ein solches, oder ist sich seiner nur im Gegensatz gegen das Nicht=Ich bewußt, dieß kann und darf daher nimmermehr aufhören, das Nicht=Ich begränzt das Ich, aber dieses gegen die Schranke ankämpfend, schiebt sie weiter hinaus. Dadurch ist nun der Grund zum ewigen Progreß gelegt. Könnte die Schranke schlechthin vernichtet werden, so würde die absolute Thätigkeit des Ich ins Unendliche sich verlieren, und bewußtlos werde. Die Schranke muß also seyn und auch nicht seyn, sie ist ein nothwendiges Uebel. Dieses sind die ersten

tröstlichen Resultate der für wahr angenommenen kantischen Hypothese, daß alles Wissen rein subjectiv sey.

Von Gott ist in dieser Construction des theoretischen und practischen Bewußtseyns mit keiner Sylbe die Rede.

Und wozu ist es nöthig, einen Gott zu postuliren, der das Ich absolut ist, sich selbst setzt, und zwar als unendliches. Das Ich hält sich an seine eigene projectirte Unendlichkeit, welche ist und nicht ist; die immer werden soll, und nimmer erreicht wird. Dieß Verschwinden der Idee Gottes vom Horizonte des menschlichen Wissens gehört zu den Fortschritten der neuern Philosophie. Das ist eine der herrlichen Früchte einer Weisheit, die die Fessel der Hierarchie gesprengt hat, und in der Sphäre des Wissens mit Freiheit sich bewegt. In ihrer ersten Richtung gegen die Natur hin, um in ihr das Wesen der Dinge zu entdecken, verlor sie Gott aus dem Gesichte, und die Theokratie ging in Physiokratie über. Dieß geschah in Frankreich; in Deutschland schien sie mit Kant eine geistigere Wendung zu nehmen, und dennoch verschwindet auch hier die christliche Idee Gottes, die Kritik der reinen Vernunft will von Gott nichts wissen; die theoretische Vernunft erzeugt die Idee eines höchstens Wesens zum Behufe der Einheit ihrer subjektiven Constructionen, von ojectiver Realität einer solchen Idee weiß sie nichts. Die practische Vernunft postulirt nun zwar einen Gott, aber nur für jenes Leben; für dieses Leben ist sie hinlänglich mit dem kategorischen Imperativ versehen. An der Entwickelung des Drama dieses Lebens hat Gott keinen Antheil; der Deus ex machina erscheint erst im fünften Act, wo die Tugend belohnt, und das Laster bestraft werden soll. Die practische Vernunft könnte wohl befehlen und tugendhaft handeln, aber belohnen kann sie nicht, hier muß ihr Gott zu Hülfe kommen und das Nöthige thun. Diese ganze Theorie jedoch ist, wie man sieht, nicht reine Philosophie, sie ist nicht aus einem Stücke gemacht. Die Idee Gottes ist ein heterogenes Element. Fichte übernahm es diese Theorie zu läutern, und das fremd-

artige Element als überflüssig hinauszuschaffen. So erzeugt sich jene reine Philosophie der Wissenschaftslehre, deren pulsirenden Punkt ein unermeßliches Vertrauen auf das Selbstsetzen bildet, und an der Geschichte des deutschen Universitätslebens die besondern Phänomene der absoluten Ichheit hervorrief. Bald jedoch werden wir in der Fortbildung der kantischen Schule den Name Gottes aus der Verbannung wiederkehren sehen; aber nur den Namen, denn der nunmehr erscheinende philosophische Gott war nicht mehr jener alte Gott, den die katholische Kirche, die Christen seit Jahrhunderten zu fürchten und zu lieben gelehrt hatte; es war ein absolutes Wesen, das alles ist, und zu dem der Philosoph selbst als integrirender Bestandtheil gehört. Von der Furcht oder Liebe eines solchen Wesens kann keine Rede seyn, es dient nur dazu, der absoluten Ichheit des Einzelnen eine neue Sanction zu geben. Von dieser letzten Phasis der neuern deutschen Philosophie werden wir im Folgenden Einiges sagen.

IX.

Literatur.

De l'Unité spirituelle de la Société et de son but au-dela du temps — par Ant. Blanc et Bonnet *).

Unter diesem Titel sind die drei ersten Bände eines Werkes erschienen, in welchem die Aufgabe einer Theorie der menschlichen Gesellschaft in solcher Tiefe und Umfang aufgefaßt und gelöst worden, daß es bestimmt zu seyn scheint, in der Entwickelung dieser Wissenschaft Epoche zu machen, und sich als ebenbürtig den besten Werken eines Maistre und Bonald an die Seite zu stellen. Es ist eine merkwürdige Erscheinung unserer Zeit: daß Frankreich, nachdem es im vorigen Jahrhundert mit seinem flachen Materialismus die Welt überschwemmt und verführt hat, jetzt zur Besinnung gekommen und Denker hervorgebracht

*) Chez Pitoris, editeur — Paris 1841. 3 vol. 8.

hat, die durch den Tiefsinn ihrer Forschungen nicht leicht von Jemanden übertroffen werden. Nachdem die katholische Philosophie des Mittelalters, Scholastik genannt, durch den Unglauben der neuern Zeit, vom Schauplatze der Welt zurückgedrängt und eingeengt worden, und neuere Systeme allerlei Art umsonst versucht haben, ihre Stelle einzunehmen und sich geltend zu machen, wird die Tendenz, eine katholische Philosophie zu regeneriren, in Frankreich sowohl als im katholischen Deutschland sichtbar. Der kirchliche Sinn, der beide Nationen verbindet, wird ohne Zweifel ihren gemeinsamen Bestrebungen Einheit geben, und die katholische Kirche zum zweitenmal eine große, allumfassende Philosophie erzeugen, die, von aristotelischen Begriffen unabhängig, ihre Form und ihr Wesen aus den Tiefen des Christenthums selbst schöpfen wird. Denn hier oder nirgends liegen die Gründe der Wahrheit verborgen, und wohin die menschliche Philosophie, dieselben verlassend, geräth, das beweißt die protestantische Wissenschaft, die nach mehreren Umwandlungen sich endlich in die Wüsten und Einödden des Pantheismus verloren hat.

Das vorliegende Werk, die reife Frucht langer Meditationen, glauben wir als einen bedeutenden Versuch, eine umfassende katholische Philosophie zu bilden, bezeichnen zu dürfen. Sehr würde man sich irren, glaubend, der Verfasser habe seine Aufgabe einer socialen Theorie auf einseitige Weise gelöst, und etwa auf Lehrsätze aus der Metaphysik basirt. Im Gegentheil, der Verfasser hat sein Problem in solchem Umfange aufgefaßt und bearbeitet, daß die drei vorliegenden Theile vorerst nur die Grundlagen der Theorie der Gesellschaft bilden, die erst in den folgenden zwei oder drei Bänden ihre Ausführung finden soll. Der Verfasser hat uns selbst den Gang seiner Ideen vorgelegt, der ohne Zweifel den Beifall aller tiefern Denker finden wird. Die Elemente der Gesellschaft bilden die menschlichen Individuen, daher setzt die Theorie der Gesellschaft die Theorie des Individuums voraus; denn die Constitution eines Ganzen beruht nothwendig auf der Constitution seiner Bestandtheile. Demnach betrachtet der Verfasser mit Recht die Psychologie als die wahre Grundlage aller socialen Theorien. Durch diese Tiefe seines Blickes so viele seiner Vorgänger hinter sich lassend, bleibt er dennoch nicht hier als bei einer letzten Grenze stehend, sondern er geht darüber hinaus, und erhebt seine Blicke zur Erkenntniß des Wesens, nach dessen Ebenbilde der Mensch erschaffen ist, und in Tiefen des Wesens aller Wesen eindringend, die Offenbarung in der Hand, schafft er die Ontologie, und begegnet hier den tiefsten Denkern

alter Zeiten. Fremd ist ihm jener ausschließende, negative Charakter vieler Philosophen, die, voll von der Wichtigkeit ihrer eigenen Verdienste, mit Herbe und Bitterkeit die Versuche anderer Denker abweisen; mit der Milde einer katholischen Philosophie läßt er die Verdienste anderer gelten, da, wo sie die höchsten Wahrheiten berührt oder geahnet haben.

Wie Jemand, der auf einem mit Ruinen besäeten Boden einen Palast aufführen wird, zuvor den Schutt wegräumen muß, um für sein neues Gebäude Platz zu gewinnen, so auch hat der Verfasser in den Prologomenen, die den größten Theil des ersten Bandes einnehmen, eine durch Tiefe und Gründlichkeit meisterhafte Kritik der falschen Theorien der Societät geliefert. Er hat hier den Beweis geführt, daß so mancher Denker, dessen Name berühmt ist, weit davon entfernt gewesen, seine Aufgabe durchschaut zu haben, und daher sein Gebäude in die Luft hingestellt und die klare Einsicht in die Wahrheit verdeckt hat. Dies gilt zumal von den Philosophen der drei letzten Jahrhunderte, die mit ihren Theorien des Naturrechts die wahren Rechte der Gesellschaft verwirrt und verfälscht haben. Diese Denker einerseits die heilige Tradition vom Ursprunge der menschlichen Gesellschaft bei Seite lassend, wie es Mode geworden, andererseits der allgemeinen Erfahrung Trotz bietend, zogen es vor, die Gesetze der menschlichen Gesellschaft aus ihrem erträumten Naturstande ableiten zu wollen. Daß die göttliche Offenbarung von unsern heutigen Rechtsphilosophen als Fabel behandelt wird, das zu hören, sind wir gewohnt; mit welchem Recht aber sie die allgemeine Erfahrung ignoriren, daß der Mensch stets in Gesellschaft anderer lebend angetroffen wird, dies begreifen wir nicht. Wir begreifen, daß unsere Rechtsphilosophen ungläubig sind, denn nach der Thesis der Zeit muß ein tüchtiger Philosoph ungläubig seyn; warum sie aber sich gegen alle Erfahrung blind machen, das begreifen wir nicht. Lebt der Mensch überall in Gesellschaft; kann er sogar außer derselben nicht leben, so ist ja offenbar die Gesellschaft der natürliche Zustand des Menschen, das einzige Medium, in dem er sich entwickeln kann. Einen Physiker würde man belächeln, wenn er also raisonnirte: Es ist wahr, daß man die Fische stets im Wasser lebend antrifft; aber um das Naturgesetz dieser Thiere kennen zu lernen, müssen wir die Fische nach dem betrachten, was sie außer dem Wasser sind. Im Grunde aber ist das Raisonnement neuerer Rechtsphilosophen diesem gleich: Der Mensch lebt stets in Gesellschaft und kann nur in der Gesellschaft seine physische und moralische Ausbildung erhalten; um aber die

Gesetze der geselligen Ordnung aufzufinden, müssen wir den Menschen außer der Gesellschaft betrachten, und nach dem, was er im reinen Naturstande ist; oder mit andern Worten, wir sollen die Gesetze der Geselligkeit aus dem Zustande der Ungeselligkeit ableiten. Die berühmtesten Rechtslehrer neuerer Zeit sind von der Hypothese des Naturstandes ausgegangen, und haben darauf ihre Theorien gebauet: Grotius und Hobbes, Puffendorf und Montesquieu und andere weniger berühmte Namen stimmen hierin zusammen. Diese Männer alle betrachten die Gesellschaft als einen künstlichen Zustand, als eine conventionelle Ordnung.

Da nun jedes Wesen die Entwicklung aller seiner Kräfte und den Zweck seines Daseyns in seinem natürlichen Zustande am besten erreicht, so führt die Voraussetzung des Naturstandes zu der Folgerung, daß des Menschen Pflicht sey, in seinen natürlichen Zustand zurückzukehren, oder zum wenigsten, daß der Naturstand das ideale Vorbild aller geselligen Verhältnisse seyn solle. Hier jedoch trennen sich die Meinungen aus dem natürlichen Grunde, daß ein jeder vom Naturstande seine eigene Ansicht hat. Das Feld ist hier ganz frei, an die Offenbarung glaubt man nicht, und um die Erfahrung kümmert man sich nicht, es kann sich also ein jeder seinen Naturstand einrichten, wie es ihm beliebt.

Unter den verschiedenen Hypothesen giebt es zumal zwei, welche die Extreme bilden, in deren Mitte andere liegen, die sich dem einen oder dem andern anschließen oder annähern. Als die beiden Repräsentanten der Extreme können Hobbes und Rousseau angesehen werden; denn weil Liebe und Haß die beiden Elemente des menschlichen Herzens bilden, so hängt alles davon ab, welches dieser beiden Elemente man als das im Naturstande vorwaltende betrachtet. Nach Rousseau ist der Naturstand ein Zustand allseitiger Liebe, nach Hobbes ein Zustand allseitigen Krieges; beide Hypothesen erklären sich aus dem Charakter dieser Männer und den Umständen, worin sie lebten. Rousseau, innerlich zerstört und in tiefem Zwiespalt mit der ganzen menschlichen Gesellschaft, entwarf mit der ganzen Gluth seiner warmen Phantasie ein reizendes Bild vom seligen Leben der Wilden. Mit wenigen, leicht zu befriedigenden Bedürfnissen begabt, fließt das Leben des Natursohnes im steten Wohlseyn und Heiterkeit dahin, unerschüttert vom Gedanken des Todes, der in seinen Frohsinn nicht hineinpaßt. Unschuld und Wohlwollen verbindet ihn mit andern seines Gleichen; Haß und Feindschaft sind seiner unverdorbenen Natur fremd. Wo etwa vorübergehender Zwiespalt sich hervorthut, wird er bald und leicht geschlichtet, wie

Streitigkeiten, die bei Knabenspielen entstehen. Und nachdem er, umgeben von allen Reizen einer großen, unerkünstelten Natur, ein langes Leben genossen, schlummert er endlich ein unter dem Laubdach eines schattigen Baumes, an den blumigen Ufer einer rieselnden Quelle, eingewiegt von allen Tönen der Natur, die allmählig in seinem Ohre hinsterben, wie eine herrliche Musik, die sich in der Ferne verliert. Diese anmuthigen Träume Rousseau's wurden von seinem Freunde Berardin de St. Pierre treulich getheilt, und in mehreren reizenden Idyllen: Paul und Virginie, die indianische Hütte u. s. w. verewigt. Rousseau selbst meint, daß unter allen existirenden Nationen die Karaiben es sind, die am wenigsten vom Naturstande sich entfernt haben, vermuthlich, weil sie doch nur ihre gefangenen Feinde auffressen.

Die Kehrseite des reizenden Naturlebens bildet bei Rousseau der Staat mit allen seinen künstlichen Einrichtungen. In dem schwülen Dunstkreis einer dichtgedrängten Menschenmasse werden alle Leidenschaften, alle Schlangen des menschlichen Herzens ausgebrütet. Tausend, dem Naturmenschen unbekannte Bedürfnisse erwachen: Habsucht und Genußsucht, Hinterlist und Betrug, mit ihrem ganzen Gefolge von Heuchelei und Verstellungen, durchwühlen und untergraben das im Staate eingepferchte Geschlecht. Der Staat gleicht einem großen Spitale, von Kranken bevölkert, die sich ihre ansteckenden Seuchen mittheilen, mit jedem Jahre das allgemeine Uebel vergrößern, und die Menschheit ihrem endlichen Untergange entgegenführen.

Die Ansicht Rousseau's von der Vortrefflichkeit des Naturstandes haben mehrere Philosophen angenommen. „Der Naturstand“, sagt Locke, „ist ein Zustand der Gleichheit, der Freiheit, des Friedens, des gegenseitigen Wohlwollens, ein Zustand vollkommener Glückseligkeit“. Daraus folgt, daß der gesellige Zustand civilisirter Menschen ein Zustand der Ungleichheit, der Knechtschaft, des Krieges, des gegenseitigen Hasses, ein Zustand des vollkommenen Elendes sey. „Wenn ich den Anfang und Wachsthum der großen Staaten betrachte“, sagt Böhmer, „so finde ich, daß Gewalt und Hinterlist ihren Ursprung begründen“. Montesquieu glaubt eben so wenig an die Ursprünglichkeit der menschlichen Gesellschaft. „Im Stande der bloßen Natur“, sagt er, „waren die Kriege und Feindseligkeiten den Menschen fremd, und der Friede war ihr erstes Naturgesetz. Um sich von den bürgerlichen und politischen Gesetzen einen rechten Begriff zu machen, muß man den Menschen vor der Stiftung der Gesellschaft betrachten“.

Hobbes mitten im Getöse der blutigen Bürgerkriege Englands ge-

boren und erzogen, glaubte in diesen gewaltsamen Erschütterungen des englischen Staates ein Bild des wiederkehrenden Naturstandes zu erblicken. Den Erscheinungen der Zeit seinen Begriff des Naturstandes entlehnend, schien ihm dieser Zustand des allgemeinen Krieges einem Ungeheuer gleichend, das seine Einwohner auffrißt und verzehrt. Die Ansicht Hobbes ist demnach der absolute Gegensatz der Rousseau's. Die Idee Volneys, vom Anfange der Menschheit, ist von dem Hobbes nicht sehr verschieden. Den an Leib und Seele nackten Menschen wirft der Zufall in die Wildnisse einer rohen Natur. Eine Waise, von der unbekannten Gewalt, die ihn erzeugte, verlassen, irrt er wie die andern Thiere, ohne Erfahrung und ohne Fürsicht in den Wäldern umher. Von Feinden rings umgeben und vom bittern Gefühl des Hungers gequält, verfolgt er das Wild in den Wäldern, die Fische an den Ufern der Ströme, bis ihn Erfahrung und Nachdenken dahin bringen, seinem öden, traurigen Daseyn durch gesellige Verbindungen ein Ende zu machen.

Diese Ansichten berühmter Philosophen über den Anfang der Menschengeschichte sind hinreichend, um zu beweisen, in welche Widersprüche denkende Männer gerathen sind, welche, die Fackel der Offenbarung verschmähend, sich ihren willkührlichen Dichtungen hingaben. Auf der Voraussetzung des erträumten Naturstandes bauend, sind die meisten Rechtslehrer neuerer Zeit dahin gelangt, die menschlichen Gesellschaften als künstliche Verbindungen anzusehen, die allerlei willkührlichen Uebereinkünften ihr Daseyn verdanken. Das Urtheil aber über den Werth geselliger Verbindungen fällt ganz verschiedentlich aus, nach den verschiedenen Meinungen, die man sich vom Naturstande gemacht hat. Den Anhängern Rousseau's gleicht der Staat einem großen Gefängnisse, aus dem man sich, je eher je besser, zu befreien habe, um zur Freiheit und Glückseligkeit im Schooße der Natur zurückzukehren. Zu dem Ende müsse vor allen Dingen das Eigenthumsrecht aufhören, und der gemeinsame Genuß aller Güter der Natur wieder hergestellt werden. Der entgegengesetzten Schule ist der Naturstand ein unerträgliches Uebel, das man verlassen müsse, um durch gesellige Verbindungen Schutz, Sicherheit und ungestörten Lebensgenuß zu erlangen.

Aus der ersten Hypothese eines ursprünglichen Naturstandes der Menschheit folgte eine zweite, die allgemein von allen Anhängern der ersten angenommen worden. Nimmt man an, die Menschen haben anfänglich, ohne alle innere Verbindung, neben einander gelebt, ein jeder auf sich selbst und den ungehinderten Gebrauch seiner Kräfte ver-

wiesen, so ist man genöthigt, die Entstehung der Gesellschaft als ein secundäres Factum zu behaupten, um dessen rechtlichen Ursprung man sich zu bekümmern habe. Da aber unter freien, an Rechten gleichen Individuen Niemand zu gebieten hat, und jeder Versuch der Art als rechtlose Anmaaßung abzuweisen wäre, so blieb kein anderer Ausweg übrig, als die Bildung der Gesellschaft aus einer freien und willkührlichen Uebereinkunft abzuleiten. So entstand die Idee des berüchtigten Contrat social, deren allgemeine Verbreitung eine so verderbliche Einwirkung auf Frankreich ausübte. In diesem Lande brachte es Rousseau durch seine sophistische Beredsamkeit dahin, daß der Contrat social beinahe als Glaubensartikel angenommen, und von Abbé Sieyes als Basis der neuen Staatsverfassung aufgestellt wurde. Anhänger des Contrat social sind in Frankreich Volney, Labatier de Cartres u. A., in Deutschland Puffendorf, in England Bentham; wir nennen diese als die berühmtesten. Hobbes nimmt auch den Contrat social in Anspruch für seinen Staat, er ist jedoch hierüber weniger skrupulos, und meint, daß ein tüchtiger Tyrann ein noch besseres und kürzeres Mittel sey, um den rebellischen Willen Eintracht und Friede zu gebieten. Ihm ist der innere Friede Zweck der Gesellschaft, und jedes Mittel müsse als gut anerkannt werden, das zu diesem Zwecke führt.

Die Unstatthaftigkeit des geselligen Vertrags zur Begründung der Gesellschaft ist von allen tiefern Denkern neuerer Zeit anerkannt und erwiesen worden, es ist daher überflüssig, lange dabei zu verweilen. Nur eine Bemerkung erlauben wir uns, die am kürzesten zum Ziele führt: Mit der Entstehung des Staates durch den geselligen Vertrag verhält es sich, unseres Dünkens, wie mit der Erfindung einer conventionellen Sprache. Was Rousseau so richtig von der Erfindung der Sprache bemerkt, daß sie die Existenz der Sprache schon voraussetzt, denn um eine Convention zu treffen, muß man sich gegenseitig mittheilen können, und bedarf somit der Sprache als Organ der Mittheilung; dasselbe gilt von der conventionellen Errichtung der Gesellschaft. Aus disparaten Elementen entspringt keine Einheit, und um einen geselligen Vertrag zu bilden, müssen die Menschen schon in geselligen Verbindungen leben. Wo solche schon existiren, mögen in denselben über die Verhältnisse der Mitglieder neue Verträge errichtet werden. Die Entstehung der Verträge setzt daher schon die Gesellschaft voraus, in der sie ihre Garantie finden, wie die Ausbildung der Sprache eine solche schon voraussetzt. Hätten die Menschen anfangs in absoluter Unabhängigkeit neben einander bestanden, so müßte man die Idee Hobbes

als die vernünftigste annehmen, daß die geselligen Verbindungen durch Gewalt und List, oder durch äußere Kräfte auf mechanische Weise bewirkt worden, wie es auch Boehmer annimmt. Eine solche, durch Compression der Elemente gebildete Gesellschaft würde aber auch naturgemäß sich wieder auflösen und in den Naturstand zurückgehen, sobald der äußere Druck in etwas nachließe. Willkührliche Uebereinkünfte sind daher nur in existirenden Gesellschaften möglich, und Constitutionen können nach gemeinsamen Berathungen in denselben festgesetzt werden. Die Gesellschaft aber aus einem willkührlichen Vertrag ableiten zu wollen, ist eine Idee, welche Offenbarung, Geschichte und Vernunft gegen sich hat.

Die Fiction des Naturstandes und der Entstehung des Staates mittelst einer willkührlichen Convention sind die beiden, eine zeitlang weit verbreiteten Irrthümer, die in den Prolegomenen des vorliegenden Werks zuerst widerlegt werden. Andere, nicht minder bedeutende Verirrungen neuerer Staatslehrer kommen sodann an die Reihe. Wir werden in einigen Artikeln versuchen, sie zu entwickeln, so wie die Grundideen des Verfassers, um so das Lob, welches das vorliegende Werk uns zu verdienen scheint, zu motiviren.

X.

Der Protestantismus in Münster.

(Ein Beitrag zur Schilderung der politischen Seite der Glaubensspaltung des sechszehnten Jahrhunderts.)

I. Erstes Auftreten des Lutherthums in Münster.

Eine der lehrreichsten Episoden in der Geschichte der kirchlich-politischen Umwälzungen des sechszehnten Jahrhunderts ist die Schreckenszeit zu Münster. Die Begebenheiten derselben sind bekannt; hier aber soll die weniger bekannte Entwicklungsgeschichte jener Lehre, deren blutige Frucht in dem wiedertäuferischen Königreiche Zion in's Leben trat, und die Kette von Begebenheiten beleuchtet werden, deren letztes, nothwen-

diges Glied jene grausige Katastrophe war. Wenn man so häufig behaupten hört, daß der, seiner ruhigen Besonnenheit halber vielbelobte Deutsche, der wilden Schwärmerei romanischer Nationen schlechthin unfähig sey, so möchte eine richtige Würdigung der Gräuel des wiedertäuferischen Unwesens in Westphalen diesen Ruhm bedeutend schmälern. Der vermeintlich nüchternste und phlegmatischste aller deutschen Volksstämme ward plötzlich, als die mystische Seite des Protestantismus sich in ihm, ohne äußere Hemmnisse, mit vollkommener Freiheit entfalten und zur Reife gedeihen konnte, in einen Taumel religiös-politischen Wahnsinns versetzt, wie ihn die Geschichte höchstens von den Assassinen berichtet, oder Reisende ihn an den Hindus beobachtet haben, die sich von Zeit zu Zeit in wilder Lust der Selbstvernichtung unter den Wagen des Jaggernaut zu werfen pflegen. Vielleicht dürfte diese Erwägung der landüblichen Sicherheit: daß Deutschland von dem pseudomystischen Fanatismus am wenigsten zu fürchten habe, — einigen Eintrag thun, — zumal, wenn man erwägt, daß Secten von ähnlicher Färbung in allen protestantischen Ländern bis auf den heutigen Tag fortleben, stets bereit, wie ein unterirdisches Feuer, in hellen Flammen aus jeder Spalte hervorzubrechen, welche Sorglosigkeit oder Schwäche der Regierungen ihnen öffnen könnte.

Außer dieser Einsicht in die politische Natur des protestantischen Mysticismus liefert der Vorgang in Münster zugleich einen höchst merkwürdigen Beitrag zur Naturgeschichte der politischen Revolutionen überhaupt. — Ob die Bühne, auf welcher Tragödien solcher Art aufgeführt werden, ein Land, wie England und Frankreich, oder eine deutsche Mittelstadt sey; ob das Ungewitter die Welt bewege, oder ein kleines deutsches Territorium in Schrecken setze, ist für Jene unwesentlich, die sich mit der Physiologie und Pathologie der menschlichen Gesellschaft aus wissenschaftlichem und sittlichem Interesse zu beschäftigen lieben, und im Stande sind: aus

einem geschichtlichen Paradigma geeignete Schlüsse auf die Gegenwart zu ziehen.

Die ersten Regungen des kirchlich=revolutionären Geistes tragen in Münster denselben Charakter, wie fast in allen andern Städten des Reiches. Sie sind bei weitem mehr politischer, als dogmatischer Natur. Hier wie überall in Deutschland war die Neulehre und die Empörung gegen die Autorität der Kirche, im ersten Beginn der Bewegung, nichts als eine Standarte für politische Zwecke, ein zeitgemäßer Schild, hinter welchem Eigennutz, störriger Ungehorsam, und Lust nach fremdem Eigenthum einen bequemen Versteck suchten und fanden. — Der neue Glaube trat zuerst um das Jahr 1524 zu Münster in einer Form auf, die von der damaligen Lehre Luthers in keiner Weise verschieden war. Zuerst begannen vier neuerungssüchtige Kapelläne und einige fanatische Schullehrer auf den Abfall von der Kirche hinzuwirken, — und bald hatte sich aus der Hefe des Volkes eine ziemlich zahlreiche Zuhörerschaft um sie gesammelt. „Einen so großen Anhang“, sagt Kerstenbroick, der die Geschichte der Wiedertäufer in Münster als Augenzeuge schreibt, „würden sich aber diese Leute nie gemacht haben, wenn es durch Gelehrsamkeit hätte geschehen müssen. Denn die mehrsten derselben besaßen nicht die geringste Wissenschaft. Bloß durch ihre außerordentliche Kühnheit; dadurch, daß sie fertig schwätzen konnten, die guten Werke verdammten, und denselben alle Belohnung absprachen, dem Volke eine ausgelassene, sogenannte evangelische Freiheit erlaubten, höchst unverschämt auf die Geistlichkeit schmähten, bloß hiedurch, sage ich, brachten sie es dahin, daß der Pöbel, der schon alles das Seinige durchgebracht hatte, daher Gelegenheit nahm, nicht nur die Geistlichkeit zu verachten, sondern auch in seiner Raserei so weit ging, daß er sich überredete, er könne gegen dieselben unternehmen, was er wolle“.

Nachdem die Rädelsführer des Irrglaubens einige Zeit ungestraft in diesem Sinne hatten lehren dürfen, geschah auch

in Münster, was unter denselben Voraussetzungen noch nie und nirgends ausgeblieben, weil es in der einfachsten Natur der Dinge liegt. Die reichlich ausgestreute, revolutionäre Saat trug ihre Früchte; der Pöbel fing zuerst an zu glauben, was er lange genug gehört hatte, und dann zu thun, was er glaubte. „Die Verwegensten unter dieser Rotte“, fährt Kerstenbroick fort, „die den Müßiggang für das größte Gut hielten, fingen demnach zuerst an, haufenweise in die Klöster zu dringen, wo sie theils höflich um Speise baten, theils solche als ein Recht mit Ungestüm forderten, welche man ihnen auch, vor Schrecken über diese ungewöhnliche Begegnung, und um ein größeres Ungemach zu verhüten, reichte; da sie nun sahen, daß ihre Bosheit ungestraft hinging, wurden sie noch verwegener, und unternahmen gegen die Geistlichkeit und einige wohlhabende Bürger noch weit ärgere Dinge“. — Im März des Jahres 1525 wurde ein Anschlag zur Plünderung des abgelegenen, reichen Frauenklosters Nitzink gemacht. — Drei Männer sollten, mit List oder Gewalt, gegen Abend in dasselbe eindringen; in einiger Entfernung vom Kloster stand ein Haufe „evangelisch“ Gesinnter, nebst ihren Weibern und Kindern, mit Säcken und Körben bereit, den Raub wegzuschaffen. Zufällig kannte jedoch eine Magd jene drei, die man vorausgeschickt hatte, und nannte sie mit Namen. — Diese Entdeckung vereitelte den Anschlag, der noch desselben Abends an den Bürgermeister der Stadt berichtet ward, welcher nun endlich anfing einzusehen, daß Ernst und Strenge allein den offenen Ausbruch einer Empörung verhindern könne.

Am andern Morgen wurden die Beinzichtigten durch die Stadtdiener auf das Rathhaus vor den versammelten Magistrat geholt. — Unten hatten sich fast alle Handwerker versammelt, die mit wüthendem Gebrüll Leben und Freiheit der Väter der Stadt bedroheten. Voll Angst und Schrecken glaubten diese, — die Natur dieser Empörung völlig mißkennend, — durch gütliches Zureden den Sturm beschwören zu können. Vier Rathsherren, welche beim Volke besonders in Ansehen

standen, wurden mit der Frage hinabgeschickt: was man begehre? — Ihnen antwortete ein betäubendes Geschrei: — die Geistlichen seyen von den bürgerlichen Lasten und Stadtdiensten frei; sie trieben zum Nachtheil der Zünfte Handel und Gewerbe; man solle dem Frauenkloster Nitzink und den sogenannten Fraterherren ihre Einnahmerechnungen abnehmen und ihnen Verwalter setzen, die ihnen so viel als sie zu ihrem Unterhalte brauchten, reichen, das Uebrige aber unter die Armen vertheilen sollten. Nicht minder begehrte man, daß den Klöstern und Geistlichen die Webstühle zerbrochen würden, weil diese Beschäftigung der bürgerlichen Nahrung Eintrag thue. Wolle der Rath hierauf nicht eingehen, so werde das Volk beide, Obrigkeit und Clerus, gleich gering achten, „auch wäre nicht viel daran gelegen, wenn man auf so gesinnte Obern das Schwert zückte, und sie aus dem Wege räumte, damit man an deren Stelle Männer wählen könne, welche sich des Wohles der Bürgerschaft besser annehmen".

Drohungen solcher Art waren mehr als hinreichend, jede Regung von Kraft in dem erschreckten Rath zu ersticken, und ihn zur schmiegsamsten Nachgiebigkeit zu bewegen. Es ward versprochen: die erwähnten Einnahmerechnungen einzufordern, die Webstühle in Verwahrung zu nehmen. Ueberhaupt werde man Alles, was zur öffentlichen Ruhe und zum Besten der Bürger diene, nach allen Kräften zu bewerkstelligen suchen.

So allgemeine Versprechungen konnten die Leiter des Aufruhrs kaum anders, als zu Gunsten ihrer Sache deuten. Sie schwiegen für den Augenblick, aber nur um neue, tiefergreifende und umfassendere Forderungen vorzubereiten. Noch während der Magistrat mit der Ausführung seiner Maaßregel in beiden Klöstern beschäftigt war, fielen in dem friedlichen, deutschen Münster Scenen vor, welche die Kenner des Alterthums an das Treiben der Demagogen zu Rom und Athen, in den Zeiten der wildesten Pöbelherrschaft, erinnern mußten. Die Volksaufwiegler liefen, nach Kerstenbroick's lebendiger Schilderung, noch an demselben Tage, „wider alle Erwar-

tung, haufenweise rasend durch die Sträßen, suchten einem jeden, der ihnen begegnete, denselben Geist des Aufruhrs theils mit schmeichelhaften Worten, theils mit Ungestüm einzuflößen. Warum geht ihr so schläfrig einher? sagten sie. Wisset ihr nicht, daß wir bald die Freiheit, dies edle Kleinod, wonach sich ein Jeder von Natur sehnt, besitzen werden? Habt ihr noch nicht davon gehört, daß die Finsterniß des Irrthums bald wird vertrieben seyn? daß das Licht des Evangeliums, welches bisher durch den Stolz und den Geiz der Papisten ist unterdrückt worden, der Welt aufgegangen? Daß man ihre Betrügereien jetzt entdeckt hat? Daß das schwere Joch der guten Werke uns abgenommen worden, und die evangelische Freiheit der Knechtschaft, welche ein jeder Vernünftige verabscheut, ein Ende gemacht hat? ——— Viele schlechtdenkende, zu dieser Rotte gehörende Leute gesellten sich zu diesem Schwarm, viele kamen auch aus bloßer Neugierde herbei, nur wenige näherten sich diesem rasenden Haufen, um die Unruhe zu dämpfen. Die Klügsten hielten sich in ihren Häusern und sahen dem Lärm in der Ferne zu".

Der neu erregte Aufruhr war noch heftiger, als der so eben gestillte. Dießmal wurden dem Rathe schriftlich vierunddreißig Punkte überreicht, für deren Annahme durch die vier Stände des Stiftes Münster er sorgen solle. Der Inhalt derselben bezeichnet genau den damaligen Standpunkt der Reformatoren in Münster, wie in den meisten übrigen, der Neulehre zugewendeten Städten. Es waren Forderungen, welche der Spießbürger damals zu stellen pflegte, wenn er, durch die Prädikanten aufgehetzt, den alten gewohnten Zügel des Gehorsams abstreifen wollte. Die meisten jener Artikel betreffen Habe, Gut, Gewerbe, Abgabenfreiheit und sonstige Rechte der Geistlichen, Zwangs- und Bannrechte der Stadt, Zollfreiheit der von auswärts eingeführten Weine u. dgl. m. — Während anderswo den Mönchen Müßiggang und Bettelngehen zum Vorwurfe gemacht ward, legten umgekehrt

die Neugläubigen in Münster ihnen zur Last, daß sie durch Fleiß und Betriebsamkeit ihren Lebensunterhalt zu gewinnen suchten. Künftig sollten sie weder ihre Ochsen fett machen, noch Leinwand weben, noch ihr Korn dörren dürfen. — Die Werkzeuge, deren sie sich zu diesen hassenswürdigen Verrichtungen bedient, sollten sie verkaufen, oder gewärtigen, daß „das Volk“ sie derselben beraube. Unmittelbaren Bezug auf die neue Freiheit des „Evangeliums“ haben nur wenige Bestimmungen. Jeder Mönch solle aus dem Kloster gehen, seine Tracht verändern und sein Eingebrachtes mit sich herausnehmen dürfen, „ohne Nachtheil seines guten Namens befürchten zu müssen“, Carmeliter, Augustiner und Dominikaner sollten nicht mehr in der Stadt geduldet, Exequien und Seelenmessen in den Testamenten der Bürger nicht mehr angeordnet werden; „indem dergleichen Dinge altväterisch sind, und zu nichts dienen“. Auch solle es jedem Christen frei stehen, wann er wolle, Hochzeit zu halten, folglich die verbotene Zeit (vor Weihnachten und Ostern) abgeschafft seyn. Die unmittelbar darauf folgende Bestimmung: daß alle unzüchtigen Weibspersonen, und die Beischläferinnen der Priester, durch gewisse Kennzeichen von den ehrbaren Frauenzimmern sich unterscheiden sollen, deutet auf Unordnung in den Sitten eines Theiles der Geistlichkeit. Als eine der Ursachen des Mangels an Achtung vor dem Priesterstande darf dieser Umstand nicht mit Stillschweigen übergangen, gleichzeitig aber auch nicht verschwiegen werden, daß der Abfall von der Kirche nicht von jenen ausging, die an den laxen Sitten einiger Priester gerechten Anstoß nehmen, sondern von den Anhängern einer Parthei, deren eigene Aufführung, wie weiter unten zu erwähnen ist, selbst die ärgsten Gräuel überbot, die, mit Recht oder Unrecht, schlechten Geistlichen Schuld gegeben wurden.

Die Beistimmung zu den eben bezeichneten Artikeln wurde dem Magistrate, dessen Herzhaftigkeit solchen Proben in keiner Weise gewachsen war, mit leichter Mühe von dem aufrührerischen Pöbel abgezwungen, dessen bösliche Schlauheit

sich in dem Verlangen aussprach: der Magistrat möge auch die Einwilligung der höhern Geistlichkeit erpressen, da diese sich gerade in der Stadt aufhalte; und mit Hülfe derselben die Stimme der übrigen Stände des Stiftes zu gewinnen suchen. — Daß die Aufrührer und ihre Rathgeber, die Prädikanten, den Magistrat der Stadt zum Mitschuldigen ihrer Verbrechen zu machen suchten, darf Niemanden befremden. — Daß aber der Rath von Münster sich und seine Würde soweit vergaß, daß er am Freitage nach Himmelfahrt 1525 sich, nachdem die Thore geschlossen waren, zu den in der Stadt anwesenden, vornehmen Geistlichen verfügte, und von ihnen, wie Kerstenbroick sagt, „mehr kühn als weislich“, begehrte, daß sie jene Artikel lesen und unterzeichnen sollten, dieß würde unglaublich scheinen, wenn nicht jedes Jahrhundert Beispiele ähnlicher, aus Feigheit begangener, politischer Selbstmorde aufzuweisen hätte.

Die Domherrn fügten sich dem stürmischen Begehren des Raths und unterzeichneten die Artikel, entfernten sich aber in den nächsten Tagen, mit Ausnahme eines Einzigen, den schwere Krankheit zurückhielt, aus der Stadt, die ihnen keine Sicherheit mehr gewährte. — Dieser Schritt wurde, durch ein zufälliges Zusammentreffen der Umstände, ein entscheidender Wendepunkt für die Lage der Dinge in Münster. Einerseits verloren viele Bürger durch die Abwesenheit des geistlichen Adels ihren Lebensunterhalt, und wurden einer kirchlichen Umwälzung gram, die ihre bürgerliche Nahrung schmälerte; andererseits bekam nun der, bei weitem entschiedenere untere Clerus dadurch freie Hand, daß er vom Domkapitel verlassen, sich auf seine eigene Kraft und Thätigkeit angewiesen sah. — Einigen kräftigen Männern aus seiner Mitte gelang das, wovor der Rath der Stadt so lange zurückgebebt war. Drei „evangelische“ Prediger, zum Theil durch rohe Ausschweifungen entehrte Menschen, wurden von der Kanzel geschafft, ein vierter, minder schädlicher, erhielt eine fette Pfründe, die seine Gedanken in Religionssachen so gründlich

änderte, daß seitdem nicht mehr ein Wort zum Nachtheil der Kirche von ihm vernommen ward. Somit war nicht nur die Quelle des Unheils verstopft, sondern es zeigte sich auch: daß die Angst der Stadtobrigkeit vor der Rache der Neugläubigen völlig leer und umsonst gewesen war. — Niemanden wurde, als sich auch nur der Anfang und die erste Spur eines männlichen Entschlusses zeigte, ein Haar gekrümmt, und das Geschrei der Anhänger jener Prädikanten verhallte ohne weitern Nachtheil für jene Katholiken, welche den Muth gehabt hatten, ihre sich einfach von selbst verstehende Pflicht und das zu thun, was die Feinde der Kirche nie anders erwartet hatten. — Allmählig als die Prädikanten zum Schweigen gebracht waren, beruhigten sich die Gemüther, und als endlich die Domherrn in die Stadt zurückkehrten; wurden sie, nach dem Zeugnisse unserer Quelle, von den Einwohnern mit größerer Freude aufgenommen, als der Haß gewesen war, womit man dieselben hatte abziehen sehen.

Wir haben diesen ersten Abschnitt der Geschichte der münsterischen Unruhen, mit größerer Ausführlichkeit erzählt, als es gewöhnlich geschieht, weil dieser oft nicht ohne Absicht in den Hintergrund gestellte Zeitraum den Einfluß des reinen, noch von keinerlei wiedertäuferischem Einfluß getrübten Lutherthums, — auf die städtische Bevölkerung in Deutschland überhaupt, treffend bezeichnet. Außerdem ergeben sich aus dem bisher erzählten Vorgange drei große Wahrheiten. Die „Reformation" ging erstens: in ihrem Entstehen, mit nichten aus einem religiösen Aufschwunge des Volkes hervor. Die Masse begriff von dem Streite über Glauben und Werke, Freiheit und Gnade, Schrift und Tradition ursprünglich nur die Consequenz, daß das Eigenthum der Kirche gleichsam herrenlos, und mithin gute Beute seyn solle. — Hatte es sich auf diese Weise gewöhnt, die älteste, heiligste und wohlthätigste aller Gewalten als Tyrannei und Unterdrückung gering zu achten und zu hassen, so war zweitens die Anwendung auf alle weltliche Obrigkeit auf Erden unvermeidlich,

sobald diese das Unglück hatte, den Leitern der Empörung gegen die Kirche zu mißfallen. — Es wird heute von allen denkenden Protestanten ohne Widerspruch zugegeben, daß die politische Revolution eine Tochter der „Reformation" sey. Hierüber ist kein Streit. Nur darin irren Manche, daß sie glauben: die politischen Folgerungen aus der Lossagung von der Kirche seyen erst seit dem 18ten Jahrhundert gezogen worden. Die Geschichte der „Reformation" in Münster ist ein Beispiel unter tausend, daß der Abfall von der Kirche und die principienmäßige, gewaltsame Auflehnung gegen die rechtliche Ordnung im Staate, vom ersten Augenblick an, Hand in Hand gegangen sind.

Drittens beweist aber auch der oben erzählte Hergang, daß die Revolution in Münster, wie jede andere; in ihrem ersten Entstehen feig, und nur der Halbheit und Unentschiedenheit fürchterlich und gefährlich war. Die Aufrührer verloren jedwedes Zutrauen zu sich selbst, als sie, nicht einmal auf Strenge, sondern blos auf milden Ernst, und auf eine Gesinnung stießen.

Wer diesen Fall, und viele ähnliche überlegt, kann sich schwerlich enthalten, dem bekannten Ausspruche, den der Weise von Stagyra über die Kunst und die Künstler that, eine analoge Anwendung auf die Politik zu geben: Noch immer, wenn eine Regierung, die im Besitze war, durch eine Revolution gestürzt wurde, ist sie durch sich selbst gefallen. —

XI.

Die geistlichen Uebungen zu Mölten im südlichen Tirol.

Auf einer Wanderung durch das Mittelgebirg, das sich zwischen dem Etsch- und Sarnthal südlich von Meran gegen Botzen hinzieht, kam ich am 10. Oktober in die Pfarrgemeinde Mölten, die mit ihren Filialen mehr als zweitausend Seelen zählt, und gleich ihrer westlich liegenden Nachbarin Tisens der wirksamste Punkt für die Einheit und Nährung des christlichen Lebens in der Umgegend ist. Im Wirthshause eingekehrt, bemerkte ich eine ungewöhnliche Spannung und Bewegung bei den Landleuten; und auf meine Erkundigung erhielt ich von dem Wirthe die Nachricht, daß man mit freudiger Ungeduld die Patres Redemptoristen erwarte, welche hier geistliche Uebungen halten sollten. Schnell war ich zu einem längern Aufenthalte entschlossen; denn es bot sich mir die willkommene Gelegenheit, eine Sache, gegen welche ich bereits so viele Stimmen in der leidenschaftlichen und confusen Manier dieser Zeit vernommen hatte, in Mitte einer tüchtigen, geistig wie leiblich gesunden Bevölkerung durch eigene Anschauung und Erfahrung kennen zu lernen.

Die Wohnungen sind weithin bis auf zwei Stunden verstreut, und nur die Kirche, das Pfarrhaus, die Schule, das Wirthshaus und einige andere Häuser liegen auf einem felsichten Hügel beisammen. Hier versammelte sich nun das Volk an dem wunderschönen Herbstnachmittage in großer Zahl; Männer und Frauen, Bursche und Mädchen standen und lagerten gesondert, und Alles sprach von den fremden Priestern. Da hieß es plötzlich: sie kommen; und schon sah man sie auch, in ihrer geistlichen Kleidung mit großen Pilgerhüten, auf den dort üblichen Saumthieren vom tiefen Thale langsam durch den Wald heraufreiten, von einem dichten Volkshaufen begleitet, der aus den nächsten Wohnungen zusammenströmte, mit treuherziger Neugier sie betrachtete, begrüßte, und sich beeilte, zugleich mit ihnen anzukommen. Es waren sechs Priester mit einem Layenbruder. Von dem Pfarrer und der ge-

sammten Geistlichkeit brüderlich empfangen, ruhten sie einige Stunden von dem beschwerlichen Ritte im Pfarrhofe aus; der Anfang der geistlichen Uebungen wurde auf vier Uhr bestimmt.

Durch die Vermittlung meines Wirthes erhielt ich in der überfüllten, wie in der Adventszeit blau verhängten Kirche einen bequemen Platz. Zur angegebenen Stunde trat die Pfarrgeistlichkeit mit den Bußpredigern, wie das Volk sie nannte, ein; still, ohne Gesang und Musik segnete der Pfarrer im Pluviale das Volk und die Angekommenen mit dem Ciborium, ergriff dann ein großes, gegen vier Schuhe hohes Crucifix, und übergab es dem Obern mit den Worten: ich übergebe Ihnen Christus den Gekreuzigten, damit Sie in seinem Namen das Wort Gottes verkünden mögen! worauf dieser das Kreuz küßte, und es allen Priestern zum Kuße darbot. Nun mit dem Kreuze die Kanzel besteigend, pflanzte er es dort auf zum Zeichen, daß die geistlichen Uebungen ihren Anfang genommen, und die Absicht dieser Uebungen erklärend, leitete er sie folgendermaaßen ein: „wir sind nicht hier, um euch zu unterrichten, als wenn der Unterricht euerer Pfarrgeistlichkeit ungenügend wäre; um euch neue Dinge zu lehren, die ihr noch nicht wüßtet; sondern um die ewigen Wahrheiten, die ihr schon oft gehört, den Unterricht, den ihr schon oft empfangen, in wenigen Tagen zu wiederholen, kräftig zusammen zu drängen, gleichsam unter ein Bild zu bringen. So wie der Mensch im Zeitlichen mehr leistet, wenn er mehrere Tage lang ausschließend nur eine Arbeit verrichtet, so leistet er auch mehr im Ewigen, wenn er sich einige Tage lang ausschließend diesem hingibt. Darum ist ein Tag des Heils für euch gekommen, wo ihr nachdenken sollt über euer vergangenes Leben; wo ihr es ordnen, reinigen, bessern und förderlich einrichten sollt für die Zukunft. Euch alle lade ich ein zum Unterricht, zur Predigt, zur Beichte, besonders aber euch, ihr Hausväter und Hausmütter. Und kommt nicht allein; sorget, daß auch eure Kinder und Dienstboten, so viel es möglich, diesen geistlichen Uebungen beiwohnen. Christen, hütet euch in diesen Tagen des Heils vor der Sünde und ihrer Gelegenheit! Zerreißt euere sträflichen Verbindungen und Bekanntschaften, damit die Gnade Gottes ungestört in euere Herzen einziehen und ungetrübt dort wohnen könne. Betet mehr, als gewöhnlich; denn wer betet, der verlangt, und wer verlangt, der wird erhört werden". — Am Schluße verkündigte er, es werde während der geistlichen Uebungen täglich Abends um sieben Uhr mit der großen Glocke geläutet werden, damit sich alles Volk niederknieen und drei Vaterunser beten möge für die Bekehrung der Sünder.

Diese Worte, von einem ernsten Manne mit würdigem Ernste vorgetragen, waren nicht ohne sichtbare Wirkung. Das Volk ging bewegt nach Hause; und als ich, in der Kirche zurückgeblieben, bald darauf die große Glocke läuten hörte und ins Freie trat, erblickte ich Alles betend auf den Knieen, sogar die grauen Männer und wilden Bursche in den Zimmern des Wirthshauses. Wie mancher betete brünstig für die Sünder, selbst ein Sünder! Wer beugte, bändigte diese furchtlosen, trotzigen Söhne des Gebirgs, wenn nicht die Macht des Glaubens und die Kraft der heiligen Kirche?

Für die Zeit der Uebungen war folgende Tagsordnung festgesetzt. Von halb fünf Uhr morgens an wurden heilige Messen gelesen. Um halb sieben Uhr war die Frühepredigt; um zehn Uhr Unterricht. Nachmittags um vier Uhr erklärte ein Priester den Rosenkranz, und betete ihn von der Kanzel mit der Gemeinde; darauf folgte die sogenannte große Predigt, welche durch Inhalt und Vortrag die eindringlichste Wirkung beabsichtigt. Vor der Predigt, dem Unterrichte und dem Rosenkranze werden dem Volke christliche Uebungen vorgesagt, es werden ihm kurze Morgen- und Abendgebete, Tischgebete gelehrt; dann, wie es die gute Meinung erwecken, sich begrüssen, was es bei aufwallendem Zorne, bei bösen Gedanken betrachten und beten soll: alles eben so einfach als rührend. Als man ihm in den ersten Tagen die Nothwendigkeit solcher Acte erklärte, hörte es aufmerksam zu; später sprachen die Leute die Worte nach, bis zuletzt der Priester das Gebet nur anfing, das Volk aber sogleich fortfuhr, und die Uebrigen vollständig hersagte. Es muß Jeden tief ergreifen, wenn er sieht, wie die gesammte Bevölkerung sich so ganz den Händen ihres geistlichen Führers übergibt, wie sie Alles thut, Alles läßt, Alles betet und nachspricht, was er zu thun, zu lassen, zu beten und nachzusprechen befiehlt.

Die Frühepredigten behandeln, in unserer gewöhnlichen Predigtform, nur mit mehr Affekt vorgetragen, die Hindernisse der Bekehrung — böse Gelegenheiten, falsche Schamhaftigkeit in der Beicht; — die Sünden, welche die Wurzel vieler andern Fehler sind — Aergerniß, Unkeuschheit, Trunkenheit; — endlich die Mittel, sich in der Tugend zu befestigen, wie Gebet, Betrachtung des Leidens Jesu ꝛc. ꝛc.

Der Unterricht hat den Charakter unserer Christenlehren. Die ersten Vorträge, welchen ich beiwohnte, betrafen die Beicht. Die Fragen: welches sind die Bestandtheile der Beicht; wie soll man beichten; wann hat man gut, wann schlecht gebeichtet, wann ist die Beicht gül-

tig, wann ungültig; was ist eine Generalbeicht, wann ist sie nothwendig, nützlich, schädlich — wurden populär und klar abgehandelt.

Die Spät- oder große Predigt erörtert in vollständig ausgearbeiteten Vorträgen jene Wahrheiten der Religion, die zunächst das Herz erschüttern und zerknirschen sollen: die Nothwendigkeit, unsere Seele zu retten, die Sünde, den Tod, das Gericht, die Hölle. Bestimmt, nicht bloß zu unterrichten, sondern zu rühren, und zu entzünden, weicht sie auch von der gewöhnlichen Form ab. Ohne Eintheilung, ohne Kanzelsspruch, das Thema kräftig aus der heiligen Schrift durch Stellen der Väter, durch Beispiele der Heiligen und durch die Lehre der Kirche beweisend, wendet sie sich am Schluße, nachdem das Volk aufgefordert worden niederzuknien, mit voller Macht an das Herz. So vernahm ich bei der Predigt von der Sünde ungefähr Folgendes: „Betrachtet die Folgen der Sünde an dem Falle der Engel! Einer einzigen, ihrer ersten, nur in Gedanken, in einem Augenblick begangenen Sünde wegen wurden sie für die Ewigkeit in den Abgrund der Hölle gestürzt. Betrachtet sie an Adam! durch ihn wurde das ganze Menschengeschlecht unglücklich. Alle Sünden von Adam an bis zu dieser Stunde, alle Morde, Gräuel, Schändungen des Heiligsten sind Folgen dieser ersten Sünde. Ach, wenn euch dieß rührt und schreckt, so fasset den Vorsatz: keine Sünde mehr! sprecht es mir nach: keine Sünde mehr!" — In den ersten Tagen sah ich das Volk bewegt, es weinte, dennoch wagten es nur wenige und leise die Worte nachzusprechen. Aber am dritten und vierten Tage nahm die Zerknirschung zu, und als das Volk wie mit einer Stimme rief: keine Sünde mehr! keine Sünde mehr! fühlte auch ich mich im innersten Herzen getroffen. Und wenn nun der Prediger das Crucifix herabnimmt, und, es erhebend, dem Volke zuruft: „ergreift euch nicht der Sturz der Engel, der Fall eurer Stammeltern, so betrachtet die Folgen der Sünde an euerm gekreuzigten Erlöser! Wer hat diesen allerheiligsten Leib zerrissen, wer mit Blut bedeckt, wer ans Kreuz geschlagen? wer hat diese Hände und Füße durchbohrt, wer hat dieses göttliche Herz durchstochen, wer dieses himmlische Haupt mit Dornen gekrönt? — waren es nicht meine und eure Sünden? Wer wagt es noch stumm zu bleiben, wenn ich euch zurufe: keine Sünde mehr! keine einzige Sünde mehr!" — da blieb kein Herz unbewegt, kein Auge trocken, das ganze Volk schrie wie mit einem Munde: keine Sünde mehr! keine einzige Sünde mehr! Als der Priester nach diesem heftigen Ausbruche niederknieete, dem Volke mit tiefer gebrochener Stimme die Acte der Reue vorsagte, welche dieses weinend und schluchzend nachsprach, dann schweigend und feierlich mit

dem großen Kreuze den Segen gab und die Kanzel verließ, — wer mochte da noch an der Leib und Seele durchdringenden, heiligenden Kraft unsers Glaubens zweifeln?

Erst nach einigen Tagen, wenn das Volk durch Unterricht und Predigt genügend belehrt und zur Reue bestimmt ist, beginnen die Beichten, und zwar zuerst mit den Kindern; was mir wohl gefiel, weil es gewiß von großer Wirkung auf die Eltern ist, wenn sie ihre lieben, vielfach noch unschuldigen Kinder vorausgehen sehen auf dem Wege der Buße. Am darauffolgenden Tage wurden die Kleinen in einer nicht weit entfernten Kapelle versammelt, von demselben Priester, der sie für die Beichte unterrichtet hatte, auch für die heilige Communion vorbereitet, dann drei- bis vierhundert an der Zahl in Procession zur Kirche geführt. Voraus gingen vier das Jesukind tragend, mehrere hatten Fahnen, alle zogen paarweise und beteten den Rosenkranz. Bei ihrem Eintritte in die Kirche fing das Hochamt an. Ist dann die Communion am Altar vorüber, so tritt ihr geistlicher Führer zum Speisegitter, erinnert sie mit kurzen feurigen Worten an die Erhabenheit der Handlung, an die Nähe Jesu Christi, und bittet den harrenden Priester, ihnen den allerheiligsten Leib zu reichen. Jetzt ertönt die Orgel, und während unser Erlöser vor den Augen der Gläubigen in die schuldlosen Kinderseelen eingeht, läuten die Glocken, und wird auf dem Chore ein angemessenes Lied gesungen. Nach dem Amte spricht derselbe Priester wieder zu den Kindern, lehrt sie Jesum in ihrem Herzen verehren, ihm danken, Gutes versprechen. Zuletzt schließen sie mit einem Gebete für den Kaiser, für ihren Bischof, für ihren Pfarrer.

Der Communion der Kinder folgte um zehn Uhr der Unterricht der Erwachsenen, welcher für jeden Stand, für die Männer, Frauen, Junggesellen und Jungfrauen, gesondert ertheilt wird, so wie diese auch nach Vollendung desselben gesondert beichten, und dann in derselben Weise, wie die Kinder, feierlich communiciren. Hiedurch wird neben der vollkommenen Belehrung jedes Standes über die heiligen Sacramente der Buße und des Altars eine große, wohlthätige Ordnung erreicht, und jedes unanständige Gedränge von Personen verschiedenen Geschlechts am Beichtstuhl und Speisegitter vermieden. Die Frauen machten den Anfang; und obgleich von der Theilnahme ausgeschlossen, erfuhr ich doch, daß der Unterricht zunächst die verschiedenen Pflichten gegen ihre Männer, Kinder und Dienstboten betraf. Ihnen folgten die Jungfrauen, diesen die Männer, zuletzt die Junggesellen. Bei den Communionen der Männer und Frauen trug immer der älteste Mann

und die älteste Frau ein großes Kreuz in den Armen; bei jener der Jünglinge trugen vier ein schön bekleidetes Standbild der seligsten Jungfrau. Bei allen herrschte andächtige Sammlung und wahre Frömmigkeit; weil wir aber ein tieferes Ergriffenseyn des weiblichen Geschlechts von religiösen Uebungen gewöhnt sind, bewegt uns die Andacht des Mannes, weil seltener und mehr für die Kraft des Glaubens zeugend, stärker und eindringlicher; und so fühlte ich mich auch hier am meisten bewegt, als ich diese bärtigen Männer, diese schönen, stolzen, sonst so unbeugsamen Jünglinge, mit dem mächtigen Körperbau, mit der sichern, vielgeprüften Ringfertigkeit, so demüthig und zerknirscht, mit niedergesenktem Haupt und Blick wie schüchterne Lämmer einherschreiten sah. Uebrigens konnte es mir nicht entgehen, daß bei der Procession der Männer und Jünglinge das Frauengeschlecht gar wohlgefällig auf seine so umgewandelten Männer, Söhne und Brüder blickte, welche die starre, wilde Natur, die den Weibern, Müttern und Schwestern schon schwere Sorgen bereitet, ganz abgelegt zu haben schienen.

Daß bei diesen Beichten und Communionen eine musterhafte Ordnung herrscht, dazu trägt gewiß die sorgsame Aufmerksamkeit und Leitung der geistlichen Führer viel bei; die vorzüglichste Bürgschaft liegt aber wohl in dem Festhalten des Grundsatzes, daß niemand zur Beicht und Communion zugelassen wird, der nicht der Pfarrei angehört. Der Pfarrer hat im Namen der Gemeinde die geistlichen Uebungen begehrt, und dadurch ein bestimmtes, vorzügliches Recht darauf erworben; und indem die Zudrängenden aus benachbarten Gemeinden abgewiesen werden, erzeugt sich auch dort das Verlangen nach einer Mission, während zugleich der entscheidende Vortheil erreicht wird, daß nach der Anzahl der Pfarrkinder sich sowohl die Dauer der Uebung, als die Zahl der nothwendigen Priester zum voraus berechnen läßt, daß stürmisches Gedränge und Störungen jeder Art vermieden sind, daß man die Arbeit übersehen und, da die ganze Gemeinde, beaufsichtigt von ihrem Pfarrer, zur Beicht und Communion geführt und in allen ihren geistlichen Bedürfnissen befriedigt wird, ein ganzes, abgeschlossenes Werk vollbringen kann.

Ein die innerste Seele verwundender und zugleich heilender Act ist die feierliche Abbitte vor dem hochwürdigen Gute, die in den letzten Tagen der geistlichen Uebungen statt findet. Zum ersten Male wird das Allerheiligste vor der Abendpredigt ausgesetzt, und zum ersten Male besteigt der Priester die Kanzel mit Roket und Stola, während sonst

nur im schwarzen Kleide, mit einem Kreuze im Gürtel, gepredigt wird. Vor dem Anfange der Predigt über die unwürdige Communion wird die Monstranz mit einem Schleier verhüllt. Die Worte des heil. Paulus: „wer immer dieses Brod unwürdig ißt, und diesen Kelch unwürdig trinkt, der macht sich schuldig an dem Leib und Blut unsers Herrn“, wurden klar und bestimmt auseinandergesetzt; am Beispiele des Apostels Judas wurden die Folgen der unwürdigen Communion nachgewiesen, endlich jene bezeichnet, die unwürdig communiciren. „Wenn ihr euch schuldig wißt“, fährt dann der Prediger fort, „jemals unwürdig communicirt zu haben, so werfet euch nieder vor dem Allerheiligsten“ -- hier wird die Monstranz enthüllt — „und bittet die entsetzliche Schuld mit mir ab. Doch wie kann ich für Andere abbitten, wenn ich es nicht zuerst für mich selbst thue? Ja, wenn ich mein priesterliches Gewand betrachte — macht es mir keine Vorwürfe? habe ich es nicht oftmals unwürdig getragen? Darum lege ich es ab im Gefühle dieser Unwürdigkeit. Hier meine Stola, das Zeichen meiner priesterlichen Würde, die ich verletzt; hier das weiße Gewand, das Zeichen der Unschuld, in der ich hätte wandeln sollen; ich lege sie zu deinen Füßen nieder“. Nach diesen Worten legte der Priester Stola und Roket auf die Kanzel; das Volk weinte in tiefer Zerknirschung. Und als er nun sprach: „meine Christen, jetzt bittet auch ihr dem höchsten Gute alle Unbilden und Entheiligungen ab! rufet mit mir, Jesus, der du nun nicht unser Richter, sondern unser Erbarmer bist, Jesus, Barmherzigkeit“! da stürzte Alles auf die Kniee, da rief Alles wie mit einer Stimme: Jesu, Barmherzigkeit! Barmherzigkeit, o Jesu!

Ich hatte Aehnliches niemals gesehen, wie hier, wo zweitausend Menschen, von jedem Alter und jeder Gemüthsart, gleichsam in ein Herz verschmolzen, nur ein Gefühl, nur einen Wunsch hatten.

Von der Abbitte, die hierauf der Priester im Namen des Volks vortrug, verstand ich wegen des Schluchzens der Leute wenig, doch trat bald wieder mehr Ruhe und Stille ein; als aber der Priester zum Pfarrer sprach: „hochwürdiger Pfarrer, treten Sie hin zum Altar, und ertheilen Sie dem zerknirschten und reumüthigen Volke, zum Zeichen seiner vollkommensten Aussöhnung mit seinem göttlichen Erlöser, den Segen mit dem Allerheiligsten“! da weinte das Volk abermals in tiefer Rührung.

Diese Abbitte ist offenbar der Glanzpunkt der geistlichen Uebungen. Es ist ein erschütternder, aber zugleich versöhnender, beruhigender Moment; und beim Austritte aus der Kirche sah ich Alles in Thränen,

aber es waren Thränen eines milden Schmerzes, einer innern Reue, die von der sichern Hoffnung der Verzeihung durchdrungen wird.

Abends war zum ersten Male das große Kreuz auf dem Kirchhofe mit Blumen umwunden, mit Lampen beleuchtet, und das Volk kniete betend vor demselben. Es war dieß das Zeichen, der Heiland sey versöhnt und die Zeit der Buße nahe ihrem Ende. Und so war es auch; nach einem zwölftägigen Aufenthalte der fremden Priester zu Mölten wurde der Schluß der geistlichen Uebungen angekündigt. An diesem Tage war in der überfüllten Kirche die ganze Gemeinde versammelt, das Sanctissimum ward ausgesetzt, der Priester segnete am Altar die gesammte Pfarrei nach allen Weltgegenden, und der Obere der Mission bestieg zum letztenmale die Kanzel. Er ermuntert das Volk zur Beharrlichkeit, zeigt ihm seine Feinde, die Welt, das Fleisch, den Satan; er lehrt die Mittel, um guten Vorsätzen getreu zu bleiben, empfiehlt den öftern Gebrauch der Sacramente, die tägliche Betrachtung, den Besuch des Allerheiligsten, eine große Andacht zu Maria. Er beurlaubt sich von ihm, bittet es um Verzeihung wegen begangener Fehler, bittet es um sein Gebet, und verspricht ihm das seinige. Dann erhebt er das Crucifix mit den Worten: „sehet hier, einen Freund lasse ich euch zurück, euren besten! sehet den göttlichen Sohn, der für euch gestorben ist! er bleibt bei euch. Aber versprechet, ihn nie mehr zu beleidigen! knieet nieder und empfanget meinen Segen! Ich unwürdiger Diener Jesu Christi segne euch im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, im Namen des Vaters, der euch erschaffen, des Sohnes der euch erlöset, des heiligen Geistes der euch geheiliget hat. Ich segne euch im Namen der allerseligsten, unbefleckten Jungfrau Maria, aller Heiligen und Engeln des Himmels. Eure geistlichen Obrigkeiten segne ich nicht, vielmehr bitte ich den Herrn, daß Er sie segnen möge. Aber in Kraft meiner priesterlichen Würde segne ich euren Kaiser und die ganze kaiserliche Familie; euren Landeshauptmann, alle eure Obrigkeiten und die Vorgesetzten dieses Orts. Und nun, liebe Christen, segne ich mich selbst. Im Namen Jesu Christi segne ich euren Leib und eure Seele. Ich segne eure Augen damit ihr nichts sehet, was euch zum Verderben gereicht, eure Ohren, damit ihr nichts freiwillig hört, was Gott beleidigt; euern Mund, damit er nichts Sündhaftes ausspreche. Ich segne eure Hände und Füße, damit ihr sie zu nichts Unrechtem gebrauchen möget. Ich segne eure alten schwachen Eltern, die die Kirche nicht mehr besuchen können; alle eure kleinen Kinder, damit ihr sie christlich erziehen und im Himmel wieder sehen möget. Ich segne eure Felder, damit sie euch überflüssige Früchte brin=

gen mögen, ich segne eure Geschäfte, eure Hausthiere, alle eure Besitzthümer, eure Hoffnungen. Ich segne das Brod, das ihr esset, die Erde, die ihr betretet, die Luft, die ihr athmet. Vorzüglich aber segne ich eines Jeden Seele, jene Seele, die das kostbare Blut, Jesu Christi gekostet hat. Ich segne die Seele und alle ihre Kräfte, das Gedächtniß, den Verstand und den Willen. Ich segne euer Gedächtniß, damit ihr stets der Gnaden eingedenk seyd, die euch Gott in diesen geistlichen Uebungen, und besonders in dieser Kirche verliehen hat. Wenn ihr die Kanzel seht, wo der Herr zu euch gesprochen, den Altar, wo ihr Jesum empfangen, die Beichtstühle, wo er euch eure Sünden vergeben, dann erinnert euch der genossenen Gnaden und seyd dankbar! Ich segne euern Verstand, damit ihr Gott recht erkennet, täglich zu ihm betet, und oft an ihn denket, der eurer ja immer gedenket. Besonders aber segne ich euren Willen, damit ihr mit eifriger Liebe jenem Gotte dienet, der euch so sehr liebt, und dem ihr alle eure Liebe und Kräfte schuldig seyd. Alle euere Schritte segne ich, die ihr gemacht habt, um Gottes Wort zu hören, alle Beichten und Communionen, die ihr verrichtet, alle Thränen, die ihr in diesen Tagen vergossen, alle guten Entschlüsse und Versprechen, die ihr Jesu Christo gemacht habt".

Hierauf ergreift er das Crucifix und ertheilt dem knieenden Volke ernst und feierlich den Segen mit den Worten: Benedictio Dei omnipotentis, Patris et Filii et Spiritus sancti descendat super vos et maneat semper!

Jener Segen, den mir einer der anwesenden Weltgeistlichen nach seinen stenographirten Noten mittheilte, beschließt in seiner gläubigfrommen Kraft und Erhabenheit würdig das Ganze. Nach wenigen Stunden sah das wackre Volk seine priesterlichen Gäste wieder durch den Wald hinreiten, und Jung und Alt blickte ihnen mit nassen Augen nach, bis sie hinter der Felsenecke verschwunden waren. —

Seit lange gewöhnt, gerade dasjenige, wofür sich Herz und Geist in mir am liebsten und lebendigsten entscheiden, als etwas Fremdes und Ungewisses mir gegenüber zu stellen, und mit allen Zweifeln und Einwürfen der Gegner seine Kraft und Unversehrlichkeit zu prüfen, fühlte ich mich alsbald versucht, auch diese geistlichen Uebungen einer solchen polemischen Operation zu unterwerfen, indem ich die hauptsächlichsten Gründe, die von Wohl- und Uebelgesinnten gegen die Missionen vorgebracht werden, schärfer erwäge und beleuchtete.

Zuerst pflegt man zu versichern: die neuerlich versuchte Einführung der Missionen müsse von vorneherein bedenklich erscheinen, weil sie in

unsern ausgebildeten Staats- und Kirchenverfassungen, wo Unterricht und Gottesdienst vollkommen geordnet seyen, in keiner Weise mehr nothwendig wären.

Hier muß nun zuerst der doppelte und verschiedene Zweck und Charakter der Missionen ins Auge gefaßt werden. Der Missionär verkündet und verbreitet das Evangelium wilden Völkern, und wird, wo die geregelte kirchliche Einrichtung fehlt, ein herumwandernder Pfarrer, der seine weit zerstreute Heerde mit Wort und That, als gewöhnlicher Seelsorger, lehrt und weidet. Als solcher ist er allerdings in unsern Verhältnissen überflüssig. Der Missionär hat aber auch einen außerordentlichen Beruf und außerordentliche Mittel zu ungewöhnlichen, an bestimmte Perioden und Formen geknüpften Einwirkungen auf das Volk; und in dieser Eigenschaft ist er in den Wildnissen Amerika's vielleicht entbehrlicher, als in unserm civilisirten Europa. Wenn den außerordentlichen Bewegungen und Erscheinungen in der physischen Natur eine reinigende, befruchtende und fördernde Macht zugestanden wird, so erweiset sich diese Macht um vieles eindringlicher und wirksamer in der sittlichen Welt. Was im Laufe der Geschichte im größten Verhältnisse geschieht, wenn von Gott erweckte Männer in den gewöhnlichen Gang der Dinge erschütternd, heilend und umgestaltend eingreifen, das ergibt sich auch bei jedem Menschen im Kleinen, und wir erfahren immer und überall, daß Neues, Fremdes, Ungewöhnliches bei gleichem, oft geringerm innern Werthe mehr und kräftigeren Eindruck macht als das Alte, Wohlbekannte, Alltägliche. Auf diese Seite der menschlichen Natur sind nun die periodischen geistlichen Uebungen durch fremde Missionäre in den bestehenden Pfarrgemeinden gegründet, auf ihr ruht ihr ganzes Geheimniß. Ohne Gefährdung und Schwächung der pfarramtlichen Competenz und Würde, wollen sie durch besondere, vielfach erprobte und bestätigte Feierlichkeiten, durch erweckende und erschütternde Predigten über die ewigen Wahrheiten und durch eigenthümlich eingeleitete und angeordnete Beichten und Communionen das Volk auf außerordentlichem Wege zur aufrichtigen Zerknirschung und Bewegung führen, um es in dieser Erneuerung wieder der treuen Sorge und Obhut seines wirklichen Seelsorgers zurückzugeben. Die tüchtigsten und gewissenhaftesten Pfarrer erkennen dieses am klarsten; sie wissen, daß der gewöhnliche Mensch unter der trefflichsten Leitung allmählig gleichgültig, lau und träge wird, und daß die fremden Priester durch das Neue, Ueberraschende und Außerordentliche eine Umwandlung der Gemeinde, ein Herausreißen aus dem Schlummer der Gewöhnung be-

wirken, das ihnen niemals gelingt; nicht, weil sie weniger geschickt, weniger eifrig, weniger fromm, sondern weil sie keine fremde, neue, ungewöhnliche Erscheinung sind. Darum sind diese Uebungen nützlich, ja nothwendig, weil nur die größten Heiligen im gewöhnlichen Fortgange der Dinge nicht stumpf werden, wir andern Alle aber, Gebildete wie Ungebildete, Fromme wie Laue, zuweilen einer außerordentlichen Erfrischung bedürfen, um im Kampfe des Lebens nicht zu ermatten.

Ich war absichtlich noch einige Tage zu Mölten geblieben, um von der Ortsgeistlichkeit selbst etwas über die Wirkung der Mission zu vernehmen, und ich kam bald mit mehreren jungen Geistlichen, frommen, gebildeten Männern, zusammen. „Das Volk, sagten sie, ist wie umgewandelt; die ganze Gemeinde hat Generalbeichten gemacht, hält sich von den Gewohnheitssünden fern, bittet uns um öftere Beichten, um fortgesetzte Hülfe. Auffallend ist besonders die Frömmigkeit der Männer und Jünglinge. Wir hätten dieß niemals für möglich gehalten; und in der kurzen Zeit von 12 Tagen dritthalb tausend Menschen in ihrem Gewissen vollkommen beruhigt, im Geiste erneuert“! — Ich frage nun; in welch' anderer Weise soll ein Pfarrer ein solches Werk, eine solche Umwandlung seiner Gemeinde vollbringen?

Man wird vielleicht entgegnen: dieß könne wenigstens nicht geläugnet werden, daß der eigentliche ordentliche Seelsorger durch solche Uebungen in Schatten gestellt, daß sein Ansehen gemindert werde, daß der Reiz und die Wirksamkeit des gewöhnlichen Gottesdienstes für den gemeinen Mann dadurch verloren gehe.

Dieser Einwurf ist eben so häufig als grundlos, und da er nur durch die gänzliche Unkunde der Sache selbst erklärbar wird, so dürfte man ihn füglich mit der Bitte beantworten, die Dinge, über welche man urtheilen will, erst kennen zu lernen, sie in ihren Wirkungen und Folgen erst zu beobachten und zu verstehen, bevor man den Stab über sie bricht. Man muß doch wohl von dem Gesichtspunkte ausgehen, daß die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, die auch gegen das Größte und Herrlichste im täglichen Verkehre gleichgültig wird, nicht aber der Pfarrer Schuld ist an der Lauigkeit und Sündhaftigkeit seiner Gemeinde. Wie sollen nun geistliche Uebungen, die nichts anders wollen und wirken als jedem Einzelnen in der tiefsten Zerknirschung das Gefühl der eigenen Schuld und die Ueberzeugung aufzudringen, daß er zum eigenen Verderben die Stimme seines Seelsorgers nicht gehört, dessen Warnungen und Gebothe nicht beachtet — wie sollen sie den schuldlosen Pfarrer in Schatten stellen? Vielmehr wird durch sie das Ansehen des-

selben befestigt, das geistliche Band mit der Gemeinde viel enger geknüpft. Vorerst durch das Gefühl der Dankbarkeit; denn er beruft die Missionäre zu den geistlichen Uebungen, er übergibt ihnen seine pfarrliche Jurisdiction, er läßt sie, bewegt von der uneigennützigsten Liebe und Sorge für die Gemeinde, arbeiten in seinem Weinberge. Dann wird die Gemeinde in den geistlichen Uebungen stets an ihren Hirten gewiesen; aufgefordert ihn um Vergebung zu bitten, ihm zu gehorchen, für ihn zu beten; endlich wird sie ihm als demjenigen übergeben, der für die Erhaltung und Entwickelung des ausgesäten Guten wachen muß. Sie erhält ihn gleichsam als einen Vater zurück, der die gebesserten Kinder mit neuer Liebe und Sorgfalt umfängt. Und auf diesem Wege soll die Autorität des Pfarrers, soll der Reiz und die Wirksamkeit des gewöhnlichen Gottesdienstes für den gemeinen Mann verloren gehen! Thörichte Leidenschaft! die nicht begreifen kann, daß es sich bei den geistlichen Uebungen um eine wahrhaftige Besserung und Erneuerung, also um die Wiederherstellung und Schärfung des getrübten oder ganz verlornen Sinnes und Bewußtseyns für die Bedeutung und Herrlichkeit der täglichen Lehren, Geheimnisse und Gnadenmittel unserer heiligen Kirche handelt! Wo diese Uebungen bestanden, war der häufigere und andächtigere Besuch des gewöhnlichen Gottesdienstes ihre Folge, das bezeugt die allgemeine Erfahrung.

Wir läugnen keineswegs, rufen einige ehrliche Bedächtige mit einem großen Chor falscher Gesellen, die wirkliche Erschütterung und Umstimmung des Gemüths durch diese geistlichen Uebungen. Dürfen wir aber darum als ein echtes und nachhaltiges Heilmittel eine Bewegung und einen aufflammenden Eifer preisen, die ohne Dauer und Bestand, weil ohne festen Grund und Kern, nur in augenblicklicher Wallung und Gefühlschwelgerei aufgehen, und einem mächtigen Strohfeuer gleichen, dessen Glut alsbald verlöscht, oder auch wohl von einem plötzlichen Sturmwinde nach anderen Richtungen verderblich hingetragen wird?

Es gibt Ansichten und Behauptungen, die beim ersten flüchtigen Blick eine verführerische Blendung üben, wenn man ihnen aber schärfer in's Auge sieht, sich als durchaus oberflächlich und hohl erweisen. Wäre das Feuer, welches die Missionen anzünden, nur eine rasche Aufwallung der Gemüther, ein aufflammender Eifer ohne nährende, nachhaltige Kraft: so müßten wir sie allerdings verwerfen. Allein eben dieß, die angebliche Qualität des Strohfeuers, muß erst bewiesen werden, und diesen Beweis blieb man bis jetzt, und wird ihn immer schuldig bleiben. Unsere heilige Kirche pflegt sich nicht mit Strohfeuern zu befas-

sen, pflegt keine geistlichen Institute zur Unterhaltung solcher Feuer zu gründen und zu bestätigen. Und hätte sie in den Missionen wirklich etwas der Art hervorgerufen — wahrlich, dann wären ihre Feinde nicht von jeher auch die heftigsten Feinde der geistlichen Uebungen, sondern ihre beredten Sachwalter geworden. Mehr als jedes Räsonnement wiegt und entscheidet aber die Thatsache, das Leben. Darum kann ich diesem Einwurfe gegenüber nichts Gültigeres vorbringen, als das Zeugniß vieler frommer und verständiger Pfarrer aus dem Oberinn- und Etschthal; in deren Gemeinden im vorigen Jahre diese Uebungen stattfanden, und die sich bei meinen Nachforschungen über diesen Punkt in voller Uebereinstimmung rund und kräftig aussprachen. „Noch immer“ sagten sie, „spüren wir die Frucht der geistlichen Uebungen. Häufigerer Besuch der Kirche, öfterer Gebrauch der Sacramente, seltnere Aergernisse, wenig Herumschwärmen auf der Gasse, keine nächtlichen Zusammenkünfte junger Leute verschiedenen Geschlechts, wenig Trunkenbolde: dieß sind ihre Folgen. Und daß ist wahrlich kein Strohfeuer; es ist ein rechtes, ausgiebiges Feuer, das sie anzünden, aber es ist die Pflicht der ordentlichen Seelsorger, unermüdlich und gewissenhaft das entzündete zu nähren und zu hüten. Wo es nicht anhält, da liegt die Schuld an uns Pfarrern; wo aber die Leute unter sorglicher und gläubiger Führung oftmals beichten und communiciren können, wo sie fleißig und wachsam zur Mäßigkeit, zur Eintracht und Liebe, zum Gebete, zur innern Betrachtung aufgemuntert werden: da erlöscht das Feuer nicht, und leuchtet und wärmt auch nur am gehörigen Ort. Uebrigens unterstützen die Missionäre unser pfarramtliches Bemühen durch einen wiederhohlten Act, indem sie nach drei bis vier Monaten wieder zu uns kommen, um während drei bis vier Tagen eine sogenannte Renovation, eine geistige Erneuerung und Auffrischung zu halten, die abermals reiche Früchte bringt. Deswegen können wir jenen Tadel durchaus nicht gelten lassen, schon deswegen nicht weil er nicht unsern priesterlichen Gästen, sondern allein uns Pfarrern zum Vorwurfe gereichte“.

„Fragen Sie doch diese Klasse von Anklägern“, bemerkte zuletzt Einer, „warum sie noch irgend einem Priester gestatte, den Beichtstuhl, die Kanzel zu betreten? Wer kann wissen, ob die Bekehrung des Sünders, die er im Beichtstuhle bewirkt, nicht gleichfalls nur eine schnelle Aufwallung, ein aufflammender Eifer ohne Nachhalt ist, ob er nicht bloß ein Strohfeuer angezündet hat, das nach wenigen Tagen erlöscht? Welcher Prediger weiß voraus, ob seine Worte echte Feuerflammen seyen, die nur gründliche, bleibende Bekehrungen hervorbringen? Wenn

also der ordentliche Seelsorger in den Beichtstuhl und auf die Kanzel gehen darf, auf die Gefahr hin, eitel Strohfeuer anzuzünden; sollte es der Missionär nicht eben so gut wagen dürfen? Thun wir, was wir können; wenden wir die ordentlichen und außerordentlichen Mittel an, die uns die heilige katholische Kirche zum Heile der Seelen verleiht, und lassen wir das Gelingen dem Herrn über! Bei allen geistlichen Uebungen werden Seelen wieder in die alten Sünden zurückfallen, bei dem heiligsten Beichtvater werden Seelen den guten Weg wieder verlassen, den er sie geführt hat, doch daran sind nicht jene Uebungen, nicht der fromme Beichtvater Schuld, sondern das menschliche Elend und unsere große Gebrechlichkeit. Aus solchen Gründen also die geistlichen Uebungen nicht einführen oder untersagen zu wollen, ist nicht minder lächerlich und thöricht, als den Beichtstuhl zu schließen und die Kanzel zu verbieten". —

Noch einer Anklage muß hier gedacht werden, die, von kecker Arglist ersonnen und von kurzsichtiger Zaghaftigkeit nachgebetet, auch in manchen höhern Regionen einige Scheu und Befangenheit verursacht hat, weil man durch falsche Berichte einer mechanischen oder rationalistischen Büreauintelligenz irre geleitet, manchmal dumpfes Schweigen oder äußere Lähmung für innern Frieden, geistige und sittliche Bewegung aber für drohende Unruhe ansieht. Man hat nämlich tückisch darauf hingedeutet, daß durch Missionen die öffentliche Ordnung während der sogenannten Restaurationsperiode in Frankreich und noch vor kurzer Zeit auch in Belgien auf sehr bedenkliche Art gestört wurde, und daß die Wahrscheinlichkeit nahe liege, diese geistlichen Uebungen seyen nicht ohne politischen Beigeschmack, und geheime Träger und Werkzeuge staatsgefährlicher Verbindungen und Umtriebe. Zwar sollte man glauben, dergleichen Insinuationen müßten von jeder Seite ohne Weiteres als Beleidigung des gesunden Menschenverstandes abgewiesen werden, da es denn doch eine allzu thörichte Zumuthung ist, Anstalten darum für geheime Feinde des Königthums, der wahren Religion und Sittlichkeit zu halten, weil sie von der ehrenwerthen Verbrüderung ungläubiger Revolutionäre, blasphemirender Freimaurer, rationalistischer Liberalen und von einigen wohldressirten, nach Zeit und Umständen sich orientirenden protestantischen Journalen beschimpft, verfolgt und verdächtigt werden. Allein nicht nur die Mitschuld der Missionäre an jenen Unordnungen, sondern diese überall als unvermeidlich prophezeiten Unordnungen selbst sind, abgesehen von jenen damals in Frankreich und neuerlich zu Tilis in Belgien künstlich erregten, ein freches, für leicht-

gläubige und nervenschwache Staatsmänner angelegtes Lügenspiel. In Italien, Savoyen, in der Schweiz und in Tirol, im Elsaß, abgesehen von jenem gemachten Scandal zu Tilsis, auch in Belgien — wo zeigte sich Unordnung und aufrührischer Spuck im Gefolge der geistlichen Uebungen, wo waren sie nicht im gleichen Maaße fruchtbringend für den äußern wie innern Frieden? Wohl mag sich durch sie jene antichristliche oder revolutionäre Meute beunruhigt und gestört fühlen, die aller Orten ein anders Reich zu gründen strebt, als das Reich Gottes und der von Gott geheiligten Obrigkeit, stürme sie nun im Gewande des nackten Radikalismus und Unglaubens durch die Welt, oder schleiche sie leise und vorsichtig, mit wohlanständig patriotischen Redensarten, im vorschriftmäßigen Costüme und mit Glacéhandschuhen durch Hörsäle, Antichambres und Bureaus.

Uebrigens dient zur Beruhigung auch der ängstlichsten Gemüther noch die Bemerkung, daß französische Zustände und Ereignisse für Deutschland durchaus nicht zur Richtschnur gewählt werden können. In Frankreich, wo Alles, auch das religiöse Leben, einen politischen Charakter annimmt, wo der frömmste Priester einer politischen Parthei angehört oder wenigstens zugezählt wird, wo jede Versammlung von Menschen als eine politische Demonstration erscheint: da wurde in den Missionen nicht sowohl das religiöse, das geistliche Element als solches, sondern die Befestigung der Bourbone, der Legitimisten, in deren Dienst und Interesse man die Geistlichkeit glaubte, gefürchtet, gehaßt und verfolgt. Auch ist die Art und Einrichtung der französischen Missionen von der in Deutschland, der Schweiz und im Elsaß üblichen wesentlich verschieden. In Frankreich werden sie mit großen Gepränge und Geräusch, mit vieler schallender und schimmernder Ausschmückung, nach des Landes Sitte und Geschmack, angekündigt, gehalten und geschlossen, und zu Tausenden strömt das Volk zusammen, so daß bei einer Mission oft dreißig bis vierzig Tausend Menschen gegenwärtig sind. Von diesem Allen findet aber bei den Deutschen nichts statt, wie ich oben umständlich berichtet habe.

So hat sich denn nach einger Anschauung und auf dem Wege rücksichtsloser Prüfung meine Ueberzeugung von der Natur und Wirksamkeit dieser geistlichen Uebungen klar und sicher festgestellt. Die katholische Kirche hat die ordentliche Seelsorge eingeführt und die außerordentliche; beide sind nützlich, beide zweckmäßig, beide unentbehrlich; sie begleiten, tragen und unterstützen sich gegenseitig. Anfänglich waren in der Kirche nur Missionäre, welche die ordentliche und außeror-

dentliche Seelsorge zugleich verwalten, wie die Apostel, ihre Nachfolger und die Heidenbekehrer bis zu dieser Stunde. In der fortschreitenden organischen Entwicklung der Kirche aber, und sobald sich die ordentliche Seelsorge in bestimmt umgrenzten Gebieten einwurzelte, bildete sich neben ihr auch die außerordentliche selbstständig aus; hieher gehören die Orden; denn was waren die Dominikaner, Franciscaner und der ersten Bestimmung nach auch die Jesuiten anderes als lehrende und Buße predigende Missionäre? Später entstanden eigene Congregationen für die besondern geistlichen Uebungen, wie die Congregation des heiligen Vincenz von Paulus, des allerheiligsten Erlösers vom heil. Alphons Liguori und die neueste der Passionisten. Diese von unserer heiligen Kirche dargebotenen außerordentlichen Mittel mit starrer Ausschließlichkeit zu verwerfen, heißt die Eigenthümlichkeit des menschlichen Herzens verkennen, den Geist der Kirche nicht verstehen, kein einsichtsvoller Seelsorger seyn. Wenn jemals, so thut jetzt, wo die Massen dem Indifferentismus und der antichristlichen wie revolutionären Verführung preisgegeben sind, die innigste Verbindung, das innigste Zusammenwirken aller guten Kräfte und Mittel, der ordentlichen wie der außerordentlichen, Noth. Dieß wissen auch alle frommen, verständigen, von selbstsüchtiger Eitelkeit freien Pfarrer, und in dem Maße, in welchem sie mit sorgsamer und väterlicher Liebe ihren Gemeinden ergeben, ihnen getreue gewissenhafte Hirten sind, sprechen sie es laut und entschieden aus. Darum sind die Missionen in diesem Geiste und Charakter eine große gemeinsame Angelegenheit des kirchlichen Gesammtlebens. Der ordentliche Seelsorger wird ohne den Missionär, der Missionär wird ohne den Pfarrer nicht genügend, dauernd, zu wirken vermögen. Der Pfarrer muß den Missionär rufen und wirken lassen, der Missionär muß das Volk erschüttern, entflammen, es im Geiste erneuert und geläutert seinem Hirten zurückgeben, und dieser muß die entzündete Flamme nähren, leiten, kräftigen, und überwachen. Beide müssen sich mit inniger Liebe die Hände bieten, müssen sich mit gleicher Hingebung für unser irdisches und ewiges Wohl wechselseitig unterstützen, stärken und ergänzen.

XII.

Miscelle aus der bayerischen Geschichte.

Zu den schönsten Aufgaben eines Geschichtschreibers gehört, nebst der geeigneten Darstellung der Thaten und Ereignisse des Menschengeschlechts, auch die Rettung großartiger Persönlichkeiten vor den Verunglimpfungen, welche ihnen theils die Nachlässigkeit, theils absichtliches Uebelwollen Einzelner bereitete. Es ist dieß ein Act der Gerechtigkeit, welche die Gegenwart dem Andenken der Vorwelt schuldig ist und durch welchen sie sich zugleich um ihre eigenen Zeitgenossen verdient macht, da sie ihnen da klar zu sehen gestattet, wo bisher nur mit getrübtem Blicke angeschaut werden konnte. In keinem Theile der Geschichte ist aber eine solche Vindication nothwendiger, als in der der drei letzten Jahrhunderte, von welcher man, ohne fürchten zu müssen, der Uebertreibung beschuldigt zu werden, geradezu behaupten kann, daß die überwiegende Mehrzahl der Geschichtsbücher, in wie ferne sie Bayern berühren, in einem nicht nur diesem Lande ungünstigen Sinne geschrieben sind, sondern die merkwürdigsten Persönlichkeiten, die vorzüglichsten Handlungen entstellen und verkehren. Baron von Aretin hat in seinem schätzbaren Werke: „Bayerns auswärtige Verhältnisse“, mehrmals Gelegenheit gehabt, solche historische Sünden bei angesehenen Geschichtschreibern der Gegenwart nachzuweisen. Es sey erlaubt, die Reihe derselben durch einen Nachweis zu vermehren, der den Freunden vaterländischer Geschichte, wie wir glauben, deßhalb willkommen seyn möchte, weil der zu rügende Irrthum von einem Historiker ausging, den man als einen der

gründlicheren anzusehen pflegt, und auf Kosten eines Mannes geschah, dem Bayern in den schwierigsten Zeitumständen seine Erhaltung, Deutschland seine Freiheiten, die deutsche Kirche ihren Bestand wesentlich mitverdankt, Leonhard von Eck, Kanzler des Herzogs Wilhelm IV., gestorben 1550.

Einem umsichtigen, zögernden und lauernden Fürsten gegenüber, wie K. Carl V. war, konnte sich ein Mittelstaat, wie Bayern, nur durch eine ähnliche Politik von der gewaltigen Uebermacht retten. Wir sehen auch, je mehr das habsburgisch-spanische Haus sich ausbreitet, und je mehr die protestantischen Fürsten an der alten Reichsverfassung rüttelen, desto ängstlicher und sorgsamer die bayerischen Herzoge sich an die Grundpfeiler der geselligen Ordnung Europas anschließen, die katholische Kirche einerseits, und die alte, den Kreis jeder Thätigkeit und ein großes Maaß von Freiheiten bestimmende Reichsverfassung andererseits. Diese Politik, welche bis auf die Zeiten Maximilian Emanuels und mit kurzer Unterbrechung bis zum Ende des tausendjährigen Reiches fortgeführt wurde, unter ähnlichen Verhältnissen noch heutzutage gilt und das Erbgut der Wittelsbacher ward, wurde in dem entscheidenden Augenblicke, wo die Staaten Europas einer allgemeinen Wendung der Dinge unterlagen, von H. Wilhelm IV. und dem klugen, vorsichtig zögernden Kanzler Leonhard von Eck begründet, dem Manne, der mit einer tiefen Gelehrsamkeit einen eben so festen Glauben und mit einer bewunderungswürdigen Geschäftskenntniß die unermüdlichste Thätigkeit verband. Eben dieser Mann, den wir nicht anstehen, bayerischen Staatsmännern aller Zeiten zum Muster vorzustellen, wird von Rommel in dessen Philipp I. dem Großmüthigen (Gießen 1830) S. 460 als der bestechliche, dem Kaiser verdächtig gewordene Kanzler des Herzogs Wilhelm geschildert. Da hinzugefügt wird, Eck habe nichts heftiger getadelt, als K. Carls einseitige, die Reichsverfassung verletzende Declarationen habe mit Verachtung vom h. Bunde gesprochen und die Agenten des

Landgrafen von den Gefahren der deutschen Freiheit unterhalten, so möchte man fast vermuthen, es sey dem Landgrafen Philipp gelungen, den bayerischen Kanzler durch Geld auf seine Seite zu ziehen.

Nicht ohne ein schmerzliches Gefühl schlägt man deshalb die darunterstehende Note 158 nach, den Beweis für eine Beschuldigung zu finden, welche die Unbescholtenheit des Kanzlers für alle Zeiten zu zerstören im Stande wäre. Allein wie erstaunt man nicht, wenn man in dieser Note (Bd. II, S. 445) folgende Aeußerungen des bayerischen Kanzlers an den hessenschen Agenten findet, auf welche die obige dreiste Anklage beruht. Wir schreiben sie, um die Denkungsart Eck's wie die des J. 1541 zu schildern, ganz ab: „Von Freiheit deutscher Nation sey sein Bedenken, daß, wenn die deutschen Fürsten nicht ihre Köpfe zusammenrichteten, würden sie elender denn die Paschas unter den Türken. Der König Ferdinand sey ein desparater, verzweifelter Mensch, gleich dem Erzbischof von Mainz, ärmer denn kein Bettler im Lande; ihm sey ohne Verderben deutscher Nation nicht zu helfen. Der Kaiser den Teutschen nicht hold, denen er nichts vertraue und die zu bethören er in einer Stunde einen Abschied und zugleich eine widersprechende Declaration gebe. — Ihm selbst (dem Kanzler) habe man 30.000 fl. versprechen lassen, wenn er gut österreichisch werden wollte, worauf er erklärt: lieber Leib und Leben als *libertatem germanicam* zu verlassen".

Wie getreu Eck diesen seinen Entschluß gehalten, geht aus den bitteren Klagen des Kaisers i. J. 1548 hervor, als Eck sich den kaiserlichen Verfügungen in Betreff der Schlichtung des Glaubensstreites durch das Interim mit besonderer Kraft entgegensetzte. In seinem bitteren Ingrimme beschuldigte der Kaiser den Kanzler, er denke nur daran, Geld zu erlangen. Wie aber Carl V., als der Kanzler eilf Tage nach

dem Tode Heinrich Wilhelms IV. (1550) gestorben, seine frühere Meinung zurücknahm und oftmals in verwickelten Angelegenheiten sich den Rath des Mannes zurückwünschte, der beide Partheien durchschaute und eben dadurch Bayern und die katholische Sache in Sicherheit zu bringen vermochte, so sieht sich auch unser Historiker unwillkührlich gezwungen, nachdem er Seite 460 die unbegründete Anklage leichtsinnig ausgestossen, Seite 466 den Kanzler den eifrigsten Verfechter teutscher, reichsständischer Freiheit zu nennen, womit die ganze Anklage von selbst zerfällt.

So viel als einen Beweis des Leichtsinns und der Taktlosigkeit auch der besseren protestantischen Geschichtschreiber, sobald es sich — um das ihnen seit 300 Jahren verhaßte Bayern und katholische Angelegenheiten handelt.

XIII.

Der Protestantismus in Münster.

(Ein Beitrag zur Schilderung der politischen Seite der Glaubensspaltung des sechszehnten Jahrhunderts.)

II. Kampf der lutherischen Parthei gegen den Bischof von Münster.

Die Wegschaffung der aufrührerischen Prädicanten genügte, für fünf Jahre die Ruhe äußerlich herzustellen. Allein das Feuer glimmte unter der Asche fort, und der gefährlichste Schaden: die feige Haltungslosigkeit des Rathes der Stadt war nicht geheilt. Bei mehreren Gelegenheiten trat dieser Mangel an jedweder Achtung gebietender Entschiedenheit so unzweideutig hervor, daß die im Dunkeln fortlebende Parthei der Neuerer dadurch nothwendig wieder ermuthigt werden mußte. — An der Spitze derselben stand schon damals ein Name, der später eine welthistorische Berühmtheit erhalten hat. — Bernhard Knipperdolling, ein reicher Tuchhändler, hatte sich bei jedweder Reibung mit der Stadtobrigkeit vorangestellt, und für die Aufwiegler des gemeinen Mannes, wenn der Rath sie wegen Unfugs zu bestrafen Miene machte, mit leidenschaftlicher Heftigkeit Parthei genommen. Einst ließ der Bischof, den er mit beleidigendem Spotte verhöhnt hatte, ihn in einem Städtchen in der Nähe von Münster, wohin er gegangen war, verhaften, mehr zur Verhütung seiner weitern Umtriebe, als um die empfangene Beleidigung zu strafen. — Allein der Pöbel von Münster zwang den Rath und die vornehmen Geistlichen: den Bischof durch unaufhörliches Bitten zur Loslassung seines Gefangenen zu vermögen. Erstaunt

über die immer dringender werdenden Gesuche willigte zuletzt der Prälat in ein Begehren, welches er sich um so weniger erklären konnte, da eben jener Mensch durch seinen aufrührerischen Sinn schon oftmals die Stadt in Gefahr gebracht, soll aber zugleich das prophetische Wort hinzugefügt haben: er fürchte, daß Knipperdolling einst noch die Stadt Münster und die ganze Diöcese umkehren werde. Dieser vergalt seine Loslassung durch die Drohung: so viel Heller er durch seine Gefangenschaft eingebüßt, so viel tausend Dukaten solle durch ihn die Diöcese verlieren. Auch hegte nicht bloß er allein so feindliche Gesinnungen, sondern mit ihm die ganze Genossenschaft der heimlichen Jünger der Neulehre. Als im Jahre 1528 das sogenannte Paradies, ein bischöfliches Gerichtsgebäude, durch Nachläßigkeit der Arbeiter, die das Bleidach desselben ausbesserten, in Flammen aufging, und alle redlichen und gebildeten Leute über den unersetzlichen Verlust einer bedeutenden Bibliothek und zahlreicher Handschriften und Denkmäler, selbst aus den Zeiten Karls des Großen, Thränen vergossen, brachen die Lutherischgesinnten in hellen Jubel aus. Jetzt sehe man deutlich den Zorn Gottes gegen die Katholiken; jetzt sey dem Baum die Axt an die Wurzel gelegt und die Zeit der Erndte gekommen; nun würden die Anhänger des Papstes wie Stoppeln vertilgt; der Brand dieses Satanstempels sey ein unfehlbares Vorzeichen des Unterganges des Papstthums.

Trotz dieser Stimmung der heimlichen Gegner der Kirche und der Schwäche der städtischen Obrigkeit erhielt sich die Ruhe, so lange die Prädicanten den Aufruhr nicht von der Kanzel schüren durften. — Allein im Jahre 1529 ward ein junger Priester, Bernhard Rottmann, gebürtig aus Stadtloo im Münsterischen, an der, außerhalb der Stadt gelegenen St. Moritzkirche angestellt, der anfangs streng kirchlich predigte, nach einiger Zeit jedoch eine, der Religionsneuerung günstige Richtung nahm. Die Canonici des dortigen Stifts suchten die Ursache hiervon nicht in seinem bösen

Willen, sondern in mangelnder theologischer Wissenschaft, und beschlossen den sonst hoch begabten Mann auf ihre Kosten noch eine zeitlang auf einer katholischen Universität studieren zu lassen. Mit Gelde reichlich ausgestattet, sollte er nach Köln ziehen, brach jedoch seine gegebene Zusage, und ging heimlich zuerst nach Wittenberg, wo er Melanchton's genauere Bekanntschaft machte, unternahm hierauf eine Reise durch Oberdeutschland, und kehrte, nachdem er sich einige Zeit in Straßburg aufgehalten, nach Münster zurück. Hier suchte er anfangs mit großer Verschlagenheit alle grellen Ausdrücke in seinen Predigten zu vermeiden, änderte aber allmählig alle katholischen Kirchengebräuche nach lutherischem Muster. Bald floßen auch seine Reden von den Grundsätzen der Neuerung über. Die guten Werke wurden verdammt, und die immer mehr überhand nehmende Zügellosigkeit gab, nach Kerstenbroick's richtiger Bemerkung, nicht undeutlich zu erkennen, „man sey überzeugt, die Sünden würden nicht gestraft werden". — Hier, wie überall in jener Zeit trug die damalige Grundlehre der „Reformation", daß auf den Glauben Alles, auf das Thun nichts ankomme, ihre Früchte. — „Auf diese Weise", sagt der eben genannte Schriftsteller, „zogen die Neulinge viele verarmte Leute, als welche dadurch Hoffnung bekamen, sich an fremden Gütern ungestraft vergreifen zu können, an sich". — Daher „verehrten Viele mit Schulden beladene Leute Rottmann gleich einem Gott", und stromweise zog das Volk von Münster durch Neugier gelockt, troß des Verbotes der Stadtobrigkeit, in seine Predigten.

Die Dreistigkeit dieses Irrlehrers wäre kaum zu erklären, wenn nicht, wie Kerstenbroick sagt, einige Räthe des Bischofs theils Urheber dieser Neuerung gewesen wären, theils dieselbe begünstigt hätten. — Sogar der Geheimschreiber jenes Prälaten ließ ihm zu wissen thun: er möge sich nicht fürchten, wenn der Bischof irgend eine harte Verfügung gegen ihn erlasse; er (der Secretär) werde ihm davon immer zeitig genug durch heimliche Boten aus der Kanzlei Nachricht

geben. So war es also nicht zu verwundern, daß Rottmann seinem Bischofe keinen Gehorsam leistete, als dieser ihm das Predigen untersagte. — Die Correspondenz, welche er hierüber mit seinem geistlichen Obern anknüpfte, hat Kerstenbroick der Nachwelt aufbewahrt. Sie muß auf jeden Unbefangenen durch die widerliche Heuchelei des schlauen Prädicanten einen wahrhaft peinigenden Eindruck machen. — Weit entfernt, seinen Abfall von der alten, oder (um jede Zweideutigkeit auszuschließen) von der römischen Kirche offen und ehrlich einzugestehen, und durch diese Offenheit wenigstens eine Bürgschaft für die subjective Aufrichtigkeit seiner neuen, irrigen Ueberzeugung zu liefern, — sucht er auf jede mögliche Weise, durch tausend Ausflüchte und Zweideutigkeiten den wahren Sachverhalt zu verdunkeln. Er kann sich nicht erklären, warum ihm denn der Predigtstuhl verboten sey; er sey ja stets so eifrig gewesen; ach, wenn der Bischof doch nur die Thränen, welche die „Frommen“ über diese Härte vergießen, sehen, ihr Schluchzen hören könnte! Gewiß müßte er unschuldig verläumdet seyn; wie gern würde er sich vertheidigen, jede Anklage widerlegen, sich gutwillig jeder Strafe unterwerfen, wenn er eine verwirkt haben sollte. — Am widerlichsten ist der Mißbrauch des Wortes: Evangelium, welches Rottmann, wie die Außerkirchlichen jener Zeit überhaupt, mit der unsittlichen Lehre von der rechtfertigenden Kraft des bloßen Glaubens, und der Verwerflichkeit aller guten Werke, als gleichbedeutend nahm, und dann die kirchliche Obrigkeit fragte: ob sie es wagen werde, das Evangelium zu unterdrücken, das doch Christus gepredigt habe? — Anfänglich hatte der Bischof ihm bloß auferlegt: das Land zu räumen und nicht eher wieder zu kommen, bis ein Concilium über die neue Lehre entschieden haben werde. — Allein der Prädicant vergalt die unverdiente Milde durch die, in viele salbungsreiche Umschweife gehüllte Antwort: dieß erlaube ihm sein Gewissen nicht. „Durch die Gnade Christi seyen viele von ihm in der Lehre des Evangeliums unterrichtet, und im Glauben befestigt wor-

den. Was würden diese sagen, wenn er aufhörte, das Wort Gottes zu verkündigen, und wenn er sie verließe". — Die Furcht: daß durch ihn Aufruhr entstehen könne, rühre von Leuten her, die niemals Frieden haben. Könne man ihm je dergleichen beweisen, so unterwerfe er sich willig jeder Strafe. Aber gerade er bemühe sich eifrigst, die Ruhe des gemeinen Wesens zu erhalten. — Als ihm der Bischof, auf den Grund dieses Ungehorsams, das freie Geleit aufkündigen und aus seiner Wohnung im Moritz Kloster weisen ließ, zog er in die Stadt, und hielt sich bei den heimlichen Anhängern der Neulehre auf. — Von hier aus schrieb er noch einmal an den Bischof, und forderte dringend, im Vertrauen auf die Hülfe jener bischöflichen Räthe, mit denen er heimlich einverstanden war, einen ordentlichen und förmlichen Proceß, oder wenigstens den freien und sichern Aufenthalt in Münster, bis sein Glaubensbekenntniß, welches er nächstens öffentlich „Jedermann zur Beurtheilung" herausgeben werde, widerlegt oder angenommen sey.

Dieser zuletzt erwähnte Vorschlag, an welchen sich im Laufe dieser Verhandlungen das oft wiederholte Anerbieten schloß: öffentlich mit den Katholiken über den Glauben zu disputiren, — verdient eine nähere Beleuchtung. — Rottmann befolgte hier dieselbe Tactik, welche von der neugläubigen Faction in der Schweiz so oft mit Glück versucht worden war. — Er wollte die Katholiken in öffentliche Disputationen verwickeln, gleichsam als ob das wahre Christenthum und die rechtgläubige Kirche erst durch diese Untersuchungen ausgemittelt werden sollten, folglich bis jetzt zweifelhaft gewesen seyen. Gingen die Katholiken, was sie ohne höhere Genehmigung und Vollmacht gar nicht durften, auf solche Anträge ein, so konnten zungenfertige Prädicanten hoffen, durch großes Geschrei und kecke Behauptungen ununterrichtete Zuhörer in ihrem Glauben irre zu machen. Wenigstens bot sich ihnen die bereite Gelegenheit dar, die unverschämtesten Schmähungen gegen die herrschende Kirche, ohne eigene Gefahr, öffentlich

in das Volk zu werfen. Das Resultat war im schlimmsten Falle nur: daß Jeder bei seiner Meinung blieb. Gelang es jedoch den Prädicanten, den Pöbel zu ihren Gunsten zu fanatisiren, und warf sich dieser zum Kampfrichter auf, oder maaßte sich eine, selbst bereits von der Neulehre angesteckte, oder von den Fanatikern eingeschüchterte, weltliche Obrigkeit den Schiedsspruch an, so war begreiflicherweise der Sieg den Feinden der Kirche. — Im entgegengesetzten Falle, wenn die Katholiken, den Erfolg voraussehend, sich weigerten, vor solchen Richtern ihren Proceß zu führen: lag der Vorwurf nahe, daß sie, der Gerechtigkeit ihrer Sache mißtrauend, deren Erörterung scheuten.

Das Glaubensbekenntniß Rottmanns, welches von Langermann, einem seiner Freunde, in's Deutsche übersetzt und dem Volke in die Hand gegeben ward, damit dieses nicht nach der Kirchenlehre, sondern nach der heil. Schrift die theologischen Sätze des Neulehrers prüfen möge, — sollte, wie der Verfasser selbst in der Einleitung sagt, schriftlich das leisten, was ihm mündlich zu thun verboten sey. — Im Ganzen enthielt es die bekannten Irrthümer Luthers, auf dem damaligem Standpunkte ihrer Entwickelung, deren schwache Seiten Rottmann jedoch sowohl durch das, was er sagt, als durch das, was er verschweigt, mit großer, von nicht geringen Geistesgaben zeugender Geschicklichkeit zu verhüllen wußte. — Die Lehre von dem Verhältniß des Glaubens zu den guten Werken insbesondere, ist so hinterlistig gestellt, daß nur dem Theologen vom Fache die darin liegenden, gefährlichen Irrthümer klar werden konnten. — Nur der Ausspruch: „die Werke, welche in den Satzungen der Menschen ihren Grund haben, sind entweder unnütz oder gottlos“ (ein Satz, der durch das, was bald nachher in Münster geschah, einen furchtbaren Commentar erhielt), — spricht, wenigstens dem Princip nach, bereits den offenen Bruch mit Allem und Jedem aus, was jemals auf Erden Gehorsam gegen irgend eine geistliche oder weltliche Autorität genannt worden ist. — An=

dere Grundsätze, wie z. B., daß alle Christen Priester, die Sacramente bloße Bilder seyen, die uns an die Verheißung der göttlichen Gnade erinnern sollen, sind, wie jeder Denkende leicht einsieht, jeder Entwickelung im rationalistischen Sinne fähig, welche Rottmann ihnen zu geben nicht zauderte.

Die öffentliche Bekanntmachung dieses Glaubensbekenntnisses hatte auf das Volk einen um so nachtheiligeren Einfluß, als, nach Kerstenbroick's Aeußerungen, die katholische Geistlichkeit dem Angriffe gegenüber die Vertheidigung keineswegs mit der nothwendigen Kraft und Tüchtigkeit geführt zu haben scheint. — Man habe durch Predigten im entgegengesetzten Sinne das Volk nicht noch mehr reizen wollen, und scheint vielleicht zu früh den Kampf aufgegeben zu haben. — Vielleicht auch fehlte es dem Münsterischen Clerus an dem erforderlichen Maaße von Talent, ihn zu bestehen, denn man wendete sich, um eine Widerlegung des Rottmann'schen Glaubensbekenntnisses, deren Abfertigung aus der heiligen Schrift in keiner Weise schwer seyn konnte, nach Köln, und schwieg während dessen zu Münster. — Der Rath der Stadt war schläfrig und charakterlos, wie immer. So konnte der Erfolg nicht lange ausbleiben. — Nachdem die Erbitterung gegen die Geistlichkeit und den bessern katholischen Theil der Einwohner bis auf den Grad gesteigert war, daß kaum noch ein Priester sich ungeschmäht auf der Straße sehen lassen durfte, brach am 23. Februar 1532 der Aufruhr in hellen Flammen aus. Eine kleine Anzahl Verschworner aus dem Mittelstande, größtentheils übelberufene, sittenlose Menschen, bildeten den Kern. Obenan stand, wie gewöhnlich, Bernhard Knipperdolling; vornämlich thätig war ein gewisser Herrmann Bispink, der früher falsche Wechsel geschmiedet und mit falscher Münze betrogen haben soll. Diese sammelten, ermuthigt durch die geheime Unterstützung einiger Patrizier, einen Haufen gleichgesinnten Pöbels um sich, und führten den Bernhard Rottmann vor die St. Lambertskirche. — Als diese nicht geöffnet ward, bestieg Rottmann die vor dem Beinhause auf

dem Kirchhofe stehende hölzerne Kanzel, und entflammte das gemeine Volk zur Eroberung der „evangelischen" Freiheit und zur Vertilgung des Götzendienstes. — Der ergrimmte Pöbel folgte den Aufreizungen des Prädicanten, und brach in die Pfarrkirchen der Stadt. Viele heiligen Gefäße und Bilder wurden zerstört, die Altäre geschändet, alles vertilgt, was sich auf den kirchlichen Dienst bezog, oder sonst dem neuen Glauben zuwider war. An der St. Lambertskirche ward der rechtmäßige Prediger abgesetzt; Rottmann nahm dessen Stelle ein.

Es war leicht einzusehen, daß die Führer des Pöbels durch diesen gelungenen Aufruhr Herren der Stadt geworden waren. — Ihnen das Heft der Gewalt wieder zu entwinden, traute sich der Bischof Friedrich, aus dem Hause der Grafen von Wied, nicht Kraft genug zu; noch weniger mochte er vielleicht stummer Zeuge des Gräuels der Verwüstung seyn, welcher nun, wenn nicht ein Wunder den natürlichen Lauf der Dinge hemmte, nothwendig in kurzer Frist hereinbrechen mußte. Der Bischof legte daher seine Würde nieder, behielt sich eine jährliche Rente von 2000 Gulden vor, und zog sich nach Köln zurück, wo er 1549 starb.

Die Lage, in welcher sich sein Nachfolger, der eifrig katholische Herzog Erich von Braunschweig, der aufrührerischen Hauptstadt seines Landes gegenüber befand, läßt sich nur vom Standpunkte des damaligen Staatsrechts aus begreifen, so wie man umgekehrt den damaligen Stand der innern politischen Verhältnisse der deutschen Territorien aus einem spezialgeschichtlichen Falle solcher Art weit besser verstehen lernt, als aus allen Compendien und generellen Schilderungen des mittelalterlichen Staatsrechts. — Der Bischof hatte als Landesherr keine, oder nur äußerst unzureichende Mittel in Händen, einer Stadt wie Münster gegenüber seinen Befehlen mit Gewalt Achtung zu verschaffen, wenn ihnen der Gehorsam verweigert ward. Er hatte weder ein stehendes Heer, noch Geld, ein solches zu werben; mit der Forderung, daß die Stände

die dazu nöthige Summe aufbringen sollten, war er an deren guten Willen gewiesen. Münster dagegen, eine, nur mit schwachen Fäden an ihrem Landesherrn hängende Republik, besaß, durch altes Herkommen, das Waffenrecht, und jedenfalls factisch Wälle, Mauern und Gräben, deren Stärke die nachherige Belagerung erprobt hat. Hierzu kam die Lage des Reichs, dessen Regierung der revolutionären, politisch-religiösen Neuerung gegenüber machtlos, ja in ihrem eigenen Innern nichts weniger als entschieden war. — Und wäre sie es auch gewesen, so durften die treuen, katholischen Stände nicht vergessen, daß in dem schmalkaldischen Bunde eine bewaffnete Macht bereit stand: jeder Auflehnung, jedem Ungehorsam, jeder Gewaltthat ihren Arm zu leihen, wenn sich eine solche nur mit dem Schilde des neuen „Evangeliums" zu decken wußte. Unter diesen Umständen mußte sich der neu erwählte Bischof auf Ermahnungen und Befehle beschränken, welche die Prädicanten mit beleidigendem Hohne, die Bürgerschaft mit offenbarem Trotz, der Rath mit zweideutigen Ausflüchten beantwortete. Verlangte der Bischof die Wegschaffung des Rottmann aus der Stadt, so erwiederte dieser (der, wie die meisten neugläubigen Prädicanten, durch lange Gewohnheit eine wahrhaft unglaubliche Fertigkeit gewonnen hatte, gegen die evidente Wahrheit und das klare Factum zu streiten), — daß es ihm, dem unschuldigsten aller Menschen, noch nie gelungen sey, das Verbrechen zu erfahren, dessen er beschuldigt werde. Mit welchem Rechte man ihm denn verbieten könne, das Volk, und noch dazu an einem zum Lehren bestimmten Ort zu unterrichten? — Aus der peinlichen Lage, in welche solche Verhöhnung seiner Autorität den Bischof versetzte, erlöste diesen ein unvermutheter Tod. Er starb plötzlich, nach dem Genuße eines Bechers Wein, und das Kapitel wählte zu seinem Nachfolger den Bischof von Minden, Grafen Franz von Waldeck.

Auch dieser mußte, freiwillig oder nothgedrungen, auf der von seinem Vorgänger eingeschlagenen Bahn der fruchtlosen Ermahnungen, Befehle und Drohungen fortwandeln. Ihm

gegenüber nahm jedoch die revolutionäre Bewegung eine immer bestimmtere Farbe an. — Was damals in Münster geschah, ist, als ein Beispiel unter vielen tausend Fällen ähnlicher Art, zur Beurtheilung der Stellung des Protestantismus im Reiche von großer Wichtigkeit. — Die meisten unserer Zeitgenossen haben sich nämlich durch die, seit zweihundert Jahren gangbare Geschichtsverfälschung die feste Ueberzeugung einreden lassen, daß die Kriege des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts lediglich die nothgedrungene Vertheidigung der protestantischen Gewissensfreiheit, gegen gewaltsame Unterdrückung, zum Zweck gehabt hätten. In der That liegt Jedem, der von diesem Gesichtspunkte ausgeht, die Frage nahe: warum so großem Unheil und Blutvergießen, dessen nothwendige Folge die Zertrümmerung des deutschen Reiches seyn mußte, nicht schon damals durch den friedlichen Ausweg vorgebeugt sey, auf den man nach allen jenen Kämpfen heute gekommen? Warum man nicht damals schon beiden Religionen die gleiche Freiheit der Existenz gestattet, und Jedem das Recht eingeräumt habe, friedlich nach seinem Glauben und seiner Ueberzeugung zu leben? Wir bitten jeden unsrer Leser, der diese Ansicht selbst gehegt oder sie von Andern vernommen haben mag, dem nachfolgenden, aus den Urkunden geschöpften Berichte, der, wie bemerkt, den politischen Charakter des Protestantismus im sechszehnten Jahrhundert überhaupt bezeichnet, einige Aufmerksamkeit zu schenken.

Noch bei Lebzeiten des Bischofs Erich wurde auf Anstiften der Prädicanten von den Zünften der Stadt Münster dem Rathe eine Bittschrift überreicht, welche mit folgendem Satze beginnt: „Eine allgemeine Eintracht und ein wahrer Friede, Dinge, welche die Grundsäulen eines Staats und das Vergnügen des bürgerlichen Zusammenlebens ausmachen, können auf keine andere Weise erhalten werden, als wenn alle Bürger sich einer und derselben Religion, einem und demselben Recht und denselben Gesetzen unterwerfen". — Aus dieser unläugbaren Wahrheit, die nur im Munde derer

seltsam klang, die rastlos bemüht waren, die Einheit der Kirche zu zerreißen, hätte jeder unverdorbene Verstand nothwendig die Folgerung ziehen müssen: daß die Religionsneuerung als Störung der bürgerlichen Eintracht auf's schärfste bestraft, die alte Kirche auch durch das Schwert der Obrigkeit, um des äußern Wohles der Welt willen, geschützt werden müsse. Die Verblendung der Neugläubigen folgerte hieraus jedoch: daß der Magistrat von Münster diese Eintracht dadurch herstellen müsse, daß er entweder Rottmann bestrafe, und seine Lehre unterdrücke, „wenn es anders möglich sey, ihn eines Fehlers zu überführen; „oder die katholische Geistlichkeit zwingen müsse, der Lehre desselben beizupflichten, mit der Verkündigung des katholischen Glaubens inne zu halten", und sich nicht der Wahrheit, zum Verderben so vieler Seelen, ferner zu widersetzen, damit nicht ein neuer Aufruhr entstehen möge". — Die tiefe Heuchelei und der wahre Sinn dieser, dem Rathe der Stadt scheinbar gestellten Wahl, erhellt aus der einfachen Erwägung, daß eben diese Bittsteller es waren, welche, durch oft wiederholten Aufruhr und gewaltsame Vertreibung katholischer Prediger, bereits thatsächlich zu Gunsten des Neulehrers entschieden hatten, — von dem sie in eben dieser Bittschrift rühmten, „daß er das Evangelium von vielfältigen Mißbräuchen und schädlichen Irrthümern gereinigt, das Wort Gottes von allen Flecken gesäubert habe". — Bald nachher wurde selbst diese Maske weggeworfen, und ungescheut die eigentliche und wahre Absicht der Glaubensneuerer, auch in Münster, an den Tag gelegt: — die alte Religion und Kirche sollte, in dieser Stadt, wie im ganzen Reiche, mit Gewalt ausgerottet, den treugebliebenen Priestern die Ausübung ihres Gottesdienstes verboten, die Laien zum Besuche der Predigt und der außerkirchlichen Versammlungen gezwungen werden. — Die Neuerung forderte mit nichten, wie die heutige protestirende Geschichtschreibung es gerne glauben machen möchte, die bloße Freiheit für sich, sie wollte das Monopol, im gehäßigsten und übelsten Sinne

des Wortes, den gewaltthätigsten Glaubens- und Gewissenszwang nicht nur gegen alle Katholiken, die der weltlichen Macht einer „evangelischen“ Obrigkeit dem Rechte oder der Thatsache nach unterworfen waren, sondern selbst gegen Freie und Unabhängige, ja gegen die eigenen katholischen Obern der zur neuen Lehre Bekehrten, — und dieß zwar, weil Gott den Götzendienst aller Orten zu vertilgen im alten Testamente geboten habe. Daher, und weil keine katholische Bevölkerung, keine katholische Regierung ohne Verrath an ihrem Gewissen eine so unerhörte Tyrannei dulden konnte, die Religionskriege jener Zeit, welche halb Europa mit Blut und Zerstörung bedeckten.

Die eben geschilderte Lehre wurde in Münster sehr bald in ihrem vollen Umfange zur Anwendung gebracht. Kaum hatte der neuerwählte Bischof den Befehl seines Vorgängers zur Abstellung der aufrührerischen Lehre, und zur Wegschaffung ihrer Verbreiter wiederholt, als Knipperdolling eine Versammlung der Zünfte veranstaltete, bei welcher die heftigsten Rathschläge die Oberhand behielten, die wenigen ruhigen Bürger aber, welche ihre Stimme zu Gunsten der alten Religion und der rechtlichen Ordnung erhoben, mit vorgehaltenem Dolche zum Schweigen gebracht wurden. Vergebens warnte ein Goldarbeiter die Wüthenden vor bürgerlichen Unruhen, die selten zum Heil ihrer Anstifter ausschlügen, vergebens erinnerte er an einen ähnlichen Aufstand zu Köln im Jahre 1513, wo die Urheber der Empörung, nachdem sie sich ganz sicher geglaubt, ihren Anschlag mit dem Kopfe hätten bezahlen müssen. Die Bürgerschaft entschied für die Neuerung, wählte in diesem Geiste ihre Vorsteher, und ließ den Rath fragen: ob er das „Wort Gottes“ in allen Stücken beschützen und der Bürgerschaft beipflichten wolle? Auch dieses Mal suchte die geängstigte Obrigkeit sich einer entscheidenden, klaren Antwort durch feige Ausflüchte zu entziehen, wobei auch ihr der damalige Doppelsinn des Wortes „Evangelium“ treffliche Dienste hat. Allein die Sprecher des Volkes merkten die List, und

erklärten, daß der Pöbel von einer so heftigen Liebe zum „Evangelium" entbrannt sey, daß sie ihn nicht länger vom Aufruhr zurückhalten könnten, wenn man nicht bald Mittel finde ihn zu besänftigen. — So erfolgte am 14. July eine Verhandlung zwischen den Abgeordneten der Bürgerschaft und dem versammelten Magistrat, auf dem Rathhause der Stadt. Der Rath, obgleich im Herzen der Neulehre nicht gewogen, schämte sich nicht, auf die ihm gemachten Vorwürfe mit der verrätherischen Entschuldigung zu antworten: daß das Volk bisher noch keine aufrichtigen Prediger des Evangeliums erhalten habe, rühre weder aus Nachläßigkeit noch aus Vergessenheit des Magistrats her; sondern aus Mangel an dergleichen gelehrten und rechtschaffenen Männern, die man nicht so geschwind bekommen könne. — Auf einen zweiten Vorwurf: daß er die Bürgerschaft nicht genugsam gegen die Anklagen des Bischofs vertheidigt habe, wurde erwiedert: der Magistrat habe zwar die verwegenen Handlungen der Privatpersonen bei dem Bischof nicht vertheidigen können, wohl aber immer das, was von der gesammten Bürgerschaft beschlossen und ausgeführt sey. —

Nach dieser zaghaften Antwort rückten die Wortführer der Auflehnung ihrem eigentlichen Zwecke näher und forderten: daß die Obrigkeit alle diejenigen Kirchengebräuche abschaffen solle, welche mit der heiligen Schrift nicht überein kommen. Seyen diese dem Rathe unbekannt, so könne er dieselben aus den täglichen Predigten Rottmann's kennen lernen, oder ihn um schriftliche Mittheilung derselben bitten. Ferner möge der Rath ein Edikt ergehen lassen, worin Jedem, der etwas gegen Rottmanns Lehre einzuwenden habe, aufgegeben werde, dieses öffentlich bekannt zu machen. Wer überwunden werde, habe die Strafe seiner Verwegenheit zu erwarten. „Denn da die Bürger nicht zweifelten, daß Rottmann's Lehre mit dem Evangelium vollkommen überein komme, so könne dieser davon nicht abweichen, es sey denn, daß er aus der heil. Schrift eines Andern überführt werde".

Zu diesem Streite habe derselbe sich ja öfters angeboten, aber Niemand habe sich darauf einlassen wollen, (vielleicht deßhalb nicht, weil wie oben bereits bemerkt, Jene, die schon von vornherein entschlossen waren, Jeden zu bestrafen, der es wagte von Rottmann's Lehre abzuweichen, die Richter gewesen seyn würden.) Den Schluß bildete das Verlangen der Demagogen: der Rath möge mit erneuertem Eifer auf die alten Privilegien halten. — Seinerseits versprach der Magistrat, diesem Allen ein Genüge zu leisten, und sämmtlichen Predigern in der Stadt andeuten zu lassen, daß sie entweder die Lehrsätze des Bernhard Rottmann, mit Gründen aus der heil. Schrift oder der Vernunft widerlegen, oder gewärtig seyn sollten, daß die Obrigkeit mit Hülfe der Bürgerschaft so mit ihnen verfahren werde, wie es die Vorschrift der Gesetze und der Billigkeit erfordern. — Diese Unterwerfung unter den Willen der Volksführer krönte der Rath durch ein Schreiben an den Bischof, worin der katholischen Geistlichkeit der Vorwurf gemacht wird, daß sie sich nicht auf eine theologische Disputation mit Rottmann eingelassen habe. „Auch meinen wir nicht, daß wir die alten Kirchengebräuche in etwas abgeändert, geschweige gänzlich abgeschafft hätten. Und da über dem unsere Bürger uns den schuldigen Gehorsam geleistet, und sich alle für eine Religion erklärt haben, und sich dabei ruhig halten, so fordern es die Pflichten unsers Amts, die bürgerliche Eintracht so zu befestigen, daß die alten Rechte und Privilegien der Stadt in keinem Stücke gekränkt werden". —

Zu allen Zeiten haben Mangel an Charakter und willenlose Feigheit mehr Unheil in der Welt gestiftet, als selbstständige Bosheit und absichtlicher, mit festem Willen verübter Verrath je anzurichten im Stande waren. Nachdem die Obrigkeit der Stadt durch ihre eigene Schwäche in die Lage gerathen war, sogar die Rechtfertigung derer übernehmen zu müssen, von welchen sie mißhandelt wurde, so war auch in Münster, nach den eben erzählten Vorgängen, von einem

rechtlichen Schutze für die Katholiken keine Rede mehr. — Der Rath, welcher im Stillen die Neuerung verwünschte, willigte, „um größeres Unglück zu verhüten", in jede Gewaltthat, die der Haß der Feinde der Kirche irgend von ihm verlangen mochte. Am 6. August begehrten Deputirte des versammelten Bürgerausschusses die längst versprochene Absetzung aller „papistischen" Geistlichen, und Bestellung von Prädicanten in allen Kirchspielen. Der Rath versuchte durch Ausflüchte und Weitläufigkeiten die Entscheidung hinzuhalten. Allein die Deputirten der Bürgerschaft erklärten rund und keck; wenn E. Hochedler Magistrat nicht sofort die aufgebrachten Gemüther der Bürger besänftigen werde, so wollten sie die ganze Versammlung herbeiführen, mit welchen dann die hochweisen Herren selbst die Sache ausmachen könnten. — „Als der Rath dieses hörte", erzählt die schon öfters citirte Quelle, „fing er an sich zu fürchten. Denn er hielt es nicht für sehr sicher, mit dem rohen Haufen, der jeden Gedanken, der ihm einfällt, für den klügsten hält, etwas zu thun zu haben. Er fand es demnach für gut, die Sache in eine reiflichere Erwägung zu ziehen, und nachdem dieß geschehen war, wurde für dienlicher erachtet, dem rasenden Volk in einigen Stücken nachzugeben, und dem geistlichen Rechte, da es die Sache so erfordere, etwas zu benehmen, als sich tödlichen Gefahren muthwilligerweise bloß zu stellen". — Daher ward der Beschluß gefaßt: allen katholischen Predigern, auf deren angebliches Schweigen derselbe Rath, dem Bischofe gegenüber, so oft die Schuld der ganzen Irrung zu wälzen gesucht hatte, — von Obrigkeitswegen anzukünden: Daß sie sich des Predigens gänzlich zu enthalten hätten, den Mitgliedern der Kirchspiele aber zu befehlen, daß sie diejenigen Prediger, welche die Stadt ihnen setzen würde, so lange annehmen sollten, bis sie eines Irrthums überführt werden würden. Imgleichen sollten alle, dem „Worte Gottes grade zu widerlaufenden Ceremonien" abgeschaft seyn. —

Die Erlassung dieses Befehls hatte man der Obrigkeit

zugewiesen, die Ausführung übernahmen die Leiter des Aufruhrs selbst. Am 10. August fiel eine Rotte Neugläubiger, geführt von Rottmann, Brixius, Knipperdolling und ihren Genossen in die Kirchen ein, um den alten Gebrauch der Sacramente und die noch übrigen alten Kirchengebräuche abzuschaffen, die noch unbeschädigten Altäre und Bilder zu zerbrechen, die Priester aus den Kirchen zu vertreiben, die Prädicanten einzusetzen. Das Messelesen wurde verboten, das Singen deutscher Lieder anbefohlen. — Mit Ausnahme des Dom's und der Abtei Ueberwasser wurden an diesem Tage alle Kirchen von Münster entweiht.

Am 3. November ward auch der Aebtissin zu Ueberwasser die Einsetzung zweier Prädicanten angesonnen. Dießmal, wie so oft in der Geschichte, beschämte der Muth und die Festigkeit einer Frau die Weisheit der Staatsmänner. Die Aebtissin Ida von Meerfeld antwortete nämlich: daß ihr von dem Bischof und dem Dechanten schriftlich verboten sey, neue Prediger, oder Lehrsätze, die zum Aufruhr Anlaß geben könnten, anzunehmen, sondern solche zu vermeiden und zu verabscheuen. Sie unterstehe sich auch nicht eine unüberlegte Neuerung in Abwesenheit des Dechanten vorzunehmen. Würde ihr aber deswegen von Jemand Gewalt und Unrecht angethan, so werde sie solches nicht nur der Rache Gottes anheimstellen, sondern auch auswärtigen Fürsten, ja der ganzen Welt klagend vorbringen, woraus dann ein jeder Rechtschaffene leicht werde abnehmen können, von welcher Art die Frömmigkeit sey, mit welcher sie ihre Religion auszubreiten sich bemühten". Trotz dieser Vorhaltung vertrieben zwar die Aufrührer die katholischen Prediger auch aus jener Kirche, und setzten Prädicanten ein. Allein die Aebtissin weigerte sich mit ehrenhafter Folgerichtigkeit zum Unterhalte der Irrlehrer irgend etwas herzugeben, und die Aufrührer sahen sich genöthigt, Männer, welche der neuen Religion besonders zugethan waren, mit Beuteln von rother Leinwand, die an langen Stöcken befestigt waren, während der Predigt in der

Kirche herumzuschicken, und Geld zum Unterhalte der Prediger sammeln zu lassen. — „Da aber die mehresten Zuhörer", setzt Kerstenbroick hinzu, „so begierig auf die evangelische Lehre waren, daß sie, in andächtigen Betrachtungen vertieft, zu schlafen schienen, so befestigte man an den Enden der Beutel kleine Schellen, durch deren Geklingel sie aufgemuntert und mildthätig zu seyn erinnert wurden". —

Gab hier die Beharrlichkeit einer Frau den Vätern der Stadt — leider zu spät! — eine Lehre, die sie der revolutionären Neuerung gegenüber, seit dem ersten Beginn derselben hätten befolgen sollen, so geschah dieß in noch verständlicherer Weise von einigen alten Mütterchen, die sich am St. Katharinentage in der Minoritenkirche der schwer gekränkten Ehre des alten Glaubens auf handgreifliche Weise annahmen. Nach der Predigt nämlich machten dieselben in alter Weise einen Opfergang um den Altar, dessen Ertrag den dortigen Mönchen zu Gute kommen sollte. Während dessen war der Prädicant Brixius aus Norden in die Kirche gekommen, und rief mit höhnischem Gelächter: „das so eben erzählte Märchen (von der heil. Katharina) sey ausgedacht, um die papistische Habsucht zu füttern". „Aber plötzlich", so erzählt Kerstenbroick, „umringten ihn die frommen Weiber, und klopften ihn mit ihren Fäusten, Pantoffeln, Holschen und Kirchenbänken so derb ab, daß er aus dieser Passionspredigt nichts als seine eigene Passionsgeschichte, und grüne und gelbe Flecken auf seinem Gesichte davon trug". — Diese zeigte der erboste Prädicant des andern Tages der Stadtobrigkeit vor, und begehrte Genugthuung, erhielt aber den Bescheid: daß man die ganze weibliche Versammlung schwerlich zur Strafe ziehen könne, und daß die wahre Urheberin aus einer so großen Menge noch weniger heraus zu finden sey.

Aber leider blieben die eben erwähnten Aeußerungen einer entschiedenen Gesinnung ohne alle Nachahmung, und die Ereignisse in Münster bestätigen, wiederum die alte Erfahrung daß eine kleine, aber active Minorität von Rebellen und

Wagehälsen, eine große, loyale, aber passive Majorität wohlgesinnter, ruhiger Bürger, die keine auf diesen Fall berechnete Organisation und keine entschiedenen Führer haben, wie eine willenlose Heerde vor sich her treiben kann. Die bessern, katholisch gesinnten Einwohner fingen an, nachdem die Kirchenstürmer das Werk der Zerstörung begonnen hatten, ihre Habe aus der Stadt zu flüchten; wer da konnte, rettete auch seine Person. — Die Volksführer dagegen machten, im richtigen Gefühl ihrer Lage, den Antrag: der Rath möge die Festungswerke und das Geschütz der Stadt, in guten Stand setzen und sorgen, daß es nicht an sonstigen zur Vertheidigung nöthigen Dingen fehle; ein Begehren welches der Magistrat, lange schon das bloße Echo der Wünsche der Demagogen, alsbald zu erfüllen versprach.

Diese feige Nachgiebigkeit des Rathes, der seiner geheimen, den Demagogen jedoch wohlbekannten Ueberzeugung nach, noch immer katholisch war, mag jedoch weniger befremden, wenn man die Lage des Reiches im Allgemeinen erwägt. — Viel günstiger als die Stellung des Bischofs von Münster zu seinen rebellischen Unterthanen, war auch die des Kaisers nicht, im Verhältniß zu den protestirenden Ständen des Reichs. — Dieser wunderbare, hierarchisch-militärische Bau war zu sehr auf Eintracht der Gemüther in Hinsicht des letzten Grundes aller menschlichen Pflichten berechnet, als daß die Zerstörung seiner tiefern Grundlage nicht das gesammte Gebäude hätte wankend machen sollen. — Daher die namenlose Verwirrung, mit ihrem Gefolge von drohenden Zeichen naher Auflösung, welche durch den Protestantismus über das Reich hereinbrach. Ein anschauliches Bild dieser Lage der Dinge bietet folgender Vorgang. Während die Aufrührer in Münster die katholischen Kirchen stürmten, erhielt der Fürstbischof ein ernstes Schreiben des Kaisers, welches mit der Bemerkung anhebt: daß wenn man dem Aufruhr in jener Stadt nicht bald vorbaue, eine allgemeine Empörung und Vergießung vieles Menschenblutes die nothwendige Folge seyn wer-

de. „Da es aber“, fährt der Kaiser fort, „Unser Amt von uns fordert, diesem Uebel durch klugen Rath und zeitige Mittel zuvorzukommen, so wollen und befehlen Wir ernstlich daß Du, der Du Bischof der Münsterischen Diöces bist, auf das, was in besagter Stadt vorgeht, genau Acht gebest, die aufrührerischen Prediger nicht nur ihrer Aemter entsetzest, sondern auch aus der Stadt jagest, und die rebellischen Bürger mit der gebührenden Strafe belegest, und sie anhaltest ihrer Obrigkeit zu gehorchen“. — Als nun in Gemäßheit dieses Befehles der Bischof neue Drohungen an den Rath zu Münster ergehen ließ, wandten sich Knipperdolling und einige seiner Parthei im Namen der Obrigkeit und der Stadt Münster, obwohl diese nichts davon wußten, an das Reichskammergericht und erwirkten am 22. September 1532 ein Mandat desselben an den Fürstbischof, daß, nachdem sich derselbe unterstanden die Einwohner der Stadt durch verschiedene, mit Drohungen angefüllte Schreiben in Schrecken zu setzen, ja sogar einige gefangen wegzuführen, er weder dem Rathe noch der Stadt Münster, unter dem Vorwande irgend eines Verbrechens Gewalt anthun dürfe, wofern er nicht in die Strafe des Friedensbruchs, und in die Ungnade von Kaiser und Reichs fallen wolle. — Vielleicht war es ein Rest von Schaam, vielleicht auch die Furcht vor dem Zorne des Bischofs, die dießmal den Magistrat von Münster, nachdem er dieß Mandat gelesen, zu der Erklärung bewog: er wolle nichts damit zu thun haben, und überlasse es denen, die dasselbe erwirkt hätten, sich desselben nach eigenem Gefallen zu bedienen.

Nichts desto weniger hatte der Bischof Monate lang Ermahnungen und Drohungen, denen zuletzt flehentliche Bitten folgten, an dem Rathe von Münster verschwendet, ohne diesem jene Kraft des Willens einhauchen zu können, die ihm in so hohem Grade gebrach. Beherrscht von der Furcht vor den Prädicanten, antwortete der Magistrat durch eine Berufung auf die Privilegien der Stadt, kraft welcher der Bi-

schof einen jeden seiner Unterthanen bei seinen Rechten, Freiheiten und vernünftigen Gewohnheiten schützen, im Falle von Streitigkeiten aber das Kapitel entscheiden solle. — Schon früher hatte der Rath einen Versuch gemacht, den Landgrafen von Hessen zu einer Vermittlung im Geiste und zu Gunsten der Neulehre zu bewegen, und Münster unter den Schutz des thätigsten Begünstigers dieser letztern zu stellen versucht. Die Art und Weise aber, wie dieser den Versuch aufnahm, ist in sofern merkwürdig, als sie einiges Licht auf die treulose Politik des schmalkaldischen Bundes wirft, welcher schon damals hoffen mochte, den Bischof von Münster in seine Netze zu ziehen. Philipp von Hessen nämlich, dem die Plane und Absichten dieses Bundes gegen das Reichsoberhaupt vor Allem am Herzen lagen, und dem es folglich ganz besonders darauf ankommen mußte, Mißgriffe und demokratische Excesse der Neugläubigen vermieden zu sehen, ermahnt den Magistrat allein dafür zu sorgen: daß das „Wort Gottes" (in der Sprache der Secte: die neue Lehre) dem Volke rein verkündet werde. Zugleich aber möge er auch dahin trachten zu verhüten, daß unter dem Vorwande der evangelischen Freiheit keine Empörung unternommen, kein Ungehorsam gegen die Obrigkeit verübt werde. Ingleichen möge man die Kirchengüter nicht berauben, und Alles meiden was dem Evangelium zuwider sey. Alsdann zweifle er nicht, daß ihr Bischof, sich Allem geneigt zeigen werde, was zur Verherrlichung der Ehre Gottes, zur Ausbreitung des Evangeliums, und zum allgemeinen Besten der Republik gereichen könne. — Den Bischof von Münster sucht er dagegen durch die Bemerkung zu Gunsten der Neulehrer zu stimmen, daß wenn er sich des alten Glaubens annehme, er den Churfürsten von Sachsen und die ihm gleichgesinnten Reichsstände beleidigen werde. „Ueberhaupt werden Ew. Liebden wahrnehmen können, daß Ihre Kaiserliche Majestät nicht mehr ein so eifriger Vertheidiger der alten Kirchengebräuche sind; wie Allerhöchst dieselben sonst gewesen sind". — Wenn der Bischof diesen Lockungen damals

noch kein Gehör gab *), so lag der Grund schwerlich in einer tiefen religiösen Ueberzeugung, sondern theils in der Furcht vor der Rache des Kaisers und der katholischen Stände die ihn unfehlbar treffen mußte, wenn er offen zu den Feinden des Glaubens hinüberfiel, theils in der nur zu nahe liegenden Besorgniß, vor dem Geiste der Auflehnung gegen seine landesherrliche Autorität, der sich in den neugläubigen Prädicanten zu Münster immer lauter aussprach. Hielten diese und ähnliche Motive damals den Fürstbischof zurück, das zu thun was er im Jahre 1547 versuchte, so mag umgekehrt die Aussicht über kurz oder lang einen Bundesgenossen zu gewinnen, Philipp von Hessen gehemmt haben, daß er nicht einen gewaltsamen Schlag zu Gunsten der Neugläubigen in Münster wagte, wozu er sonst, kraft seines, nichts weniger als engen Gewissens, ohne Zweifel der Mann gewesen wäre.

*) Zur Charakteristik dieses Prälaten möge folgende Aeußerung aus J. Niesert's Münsterischer Urkundensammlung Vorrede S. XX. dienen: „Dem Fürstbischofe Franz war es mit der Erhaltung der katholischen Religion nie Ernst gewesen, seine Geneigtheit zu dem Protestantismus bemerkt man nicht undeutlich aus seinem ganzen frühern Betragen gegen die Stadt Münster besonders aus dem Vertrage mit derselben von 1533; klärer aber sieht man dieß aus seinem Benehmen gegen die Stadt Osnabrück. Nicht lange nach Eroberung der Stadt Münster aber legte er die Maske völlig ab, und zeigte sich offen als Anhänger der protestantischen Parthei; ja er war als katholischer Bischof unverschämt genug, auf dem Landtage von 1543 auf eine Kirchenreformation nach der Augsburger Confession bei den Ständen anzutragen; und als dieses abgelehnt wurde, bald darauf (1547) dem schmalkaldischen Bunde beizutreten. Sei es auch, daß er nachher wieder zurücktrat, so war es nur aus Furcht seine Bisthümer zu verlieren, die ihn dazu bewog, nicht Ueberzeugung, nicht fester Entschluß, seiner Würde und seinem hohen Rufe gemäß für die Aufrechthaltung der katholischen Religion nun thätiger zu wirken, denn er setzte sein ärgerliches Leben mit der Anna Poelmann ungestört fort, welche ihn als Sklaven noch immer gefesselt hielt“. — —

Welche geheime Motive aber auch auf allen Seiten obgewaltet haben mögen, so viel ist gewiß, daß der Geist der Apostel nicht in dem Bischofe lebte. Rottmann hatte am 16. August der Obrigkeit der Stadt Münster ein Verzeichniß der Mißbräuche überreicht, auf welches wir bei einer andern Gelegenheit zurückkommen werden. In diesem Aufsatze war die gesammte bisherige Gestalt der katholischen Glaubenslehre und Liturgie, als abscheuliche Gotteslästerung und verdammliche Abgötterei bezeichnet, und demgemäß, dem Grundprincip der „Reformatoren" zufolge, der Magistrat aufgefordert, die treuen katholischen Priester, als „widerspenstige Rebellen und Gotteslästerer mit den gebührenden Strafen zu belegen". Die Geistlichkeit sandte die Schrift nach Köln, damit dort eine Widerlegung derselben verfaßt werde, wandte sich aber auch gleichzeitig mit der Bitte um Rath und Hülfe an den Bischof. Die kurze Antwort desselben enthielt keines von beiden. „Unsre gegenwärtige Verfassung vergönnt Uns nicht, Euch weder mit gutem Rath, noch mit kräftigem Beistand zu dienen und zu Hülfe zu kommen". Der Hirt der Münsterschen Kirche, dem es freilich an weltlichen Mitteln fast gänzlich gebrach, beschränkte sich darauf: einen Antrag an die Ritterschaft zu stellen, daß sie ihm Hülfe und Rath in dieser schwierigen Sache leihen möge. — Allein auch dieser Schritt, obwohl der Adel des Stiftes dem alten Glauben noch anhing, führte nur zu überaus weitwendigen Conferenzen und Vermittelungsversuchen, die in gewöhnlichen, politischen Conflicten vielleicht zu einem Ergebniß hätten führen können, auf dem Gebiete der kirchlichen Irrungen aber damals wie immer völlig fruchtlos waren.

Nach so vielen verunglückten Versuchen konnte endlich auch der Bischof sich nicht länger der Ueberzeugung verschließen: daß der Weg der Güte bei diesen Gegnern zu keinem Ende führen könne. — Er entschloß sich demnach zur That; aber das gewählte Mittel zeigte nur zu deutlich, wie hülflos die katholische Sache damals in seinem Lande, wie im Reiche

überhaupt darniederlag. — Als einziges Mittel des Zwanges blieb ihm nichts übrig, als eine Heerde Ochsen mit Beschlag belegen zu lassen, welche auf Rechnung zweier Bürger von Münster nach Köln getrieben ward. — Hierüber gerieth jedoch die Stadt, weit entfernt sich zu unterwerfen, wie über den unerhörtesten Friedensbruch in die leidenschaftlichste Aufregung. — Der Rath begann neue Verhandlungen mit dem Domkapitel, dessen Vermittelung man nachsuchte und erhielt. Die Bürgerschaft aber nöthigte den Magistrat, dreihundert Söldner zu werben und für 2000 Dukaten Kupfermünze zu deren Besoldung schlagen zu lassen. Zugleich ward der Befehl gegeben, die Geistlichen nicht mehr aus der Stadt zu lassen, damit sie sich der Beraubung, welche man vor hatte, nicht entziehen könnte.

Dem eben erwähnten Schritte des Bischofs folgte bald ein zweiter, eben so erfolgloser. — Er ließ durch seine Reiter die verschiedenen, nach Münster führenden Straßen sperren, und verbot den Landleuten, Lebensmittel hineinzuführen. Allein hiergegen half sich die Bürgerschaft durch Ausfälle, welche reichliche Ausbeute gewährten. Die Stellung der rebellischen Stadt zu ihrem Bischofe ward dadurch von Tag zu Tage feindseliger, das Ende des Handels aber in keiner Weise näher gerückt. — Im Gegentheil wurde jetzt von der Stadt aus der Versuch gemacht, die kleinen Städte im Münsterischen von der Kirche abwendig zu machen, und ebenfalls gegen ihren Herrn aufzuwiegeln. Scheiterten gleich diese Bemühungen an der tüchtigen Gesinnung der Bürgerschaft jener Städte, so war dafür in Münster dem Treiben der Aufrührer ein desto freierer Spielraum geöffnet. — Die Widerlegung des Rottmann'schen Glaubensbekenntnisses, welche in dieser Zeit von Köln einlief, hatte, was von Anbeginn leicht vorauszusehen gewesen, nicht den geringsten Erfolg. Rottmann predigte dagegen in den gangbaren Schmachphrasen der „Reformatoren" über den Text: „die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbeigekommen", — und der von finsterm Haß

begeisterte Pöbel entschied, wie leicht begreiflich, für das neue Licht. — „Er hat aber", wie Kerstenbroick sagt, „nicht sowohl mit gründlichen Beweisen, als mit abgeschmackten Lästerungen die Artikel bekrieget". — Eine Folge des Sieges dieser neuen Tageshelle über die Finsterniß des alten Glaubens und des alten Rechts war ein empörender Religionszwang, zu dem sich der Rath der Stadt um die Weihnachtszeit, wiederum aus bloßer Feigheit, herbeiließ. Viele angesehene Männer und Frauen, die dem alten Glauben anhingen, hatten sich nämlich durch Fasten und Almosen zum Genuße des heil. Abendmahles vorbereitet, welches sie, weil die Pfarrkirchen bereits in den Händen der Außerkirchlichen waren, in der Sonntagskirche unter einer Gestalt genießen wollten. Da dieses der Magistrat vernahm, ließ er den 23. December durch die Rathsdiener jedem Bürger und jeder Hausfrau andeuten, daß sie bei dem gegenwärtigen Zustand der Sachen, zu Vermeidung des zu befürchtenden Aufruhrs, sich lieber sammt den Ihrigen des heil. Nachtmahls enthalten möchten. Er verbot auch zugleich, daß niemand seine Kinder in die Sonntagskirche zur Taufe sollte tragen lassen, weil sie nur in den Pfarrkirchen getauft werden sollten". —

XIV.

Das Recht der freien Forschung.

Wie versteht der deutsche Protestant die Freiheit in der Wissenschaft? — Diese Frage hat, um die Herzen der Katholiken den Schmerz der jüngst da und dort empfangenen Wunden nicht vergessen zu machen, in neuester Zeit das Schicksal, welches das Geschichtswerk: „Christliche Kirchengeschichte der neuesten Zeit rc.", Mainz 1841, dem Verfasser

Professor Riffel in Gießen, zugezogen, zur abermaligen Erwägung uns vorgehalten. Wenn Riffel am Pfingstfeste 1841 in der Vorrede zu seinem Buche ahnungsvoll die Worte niederschrieb: „Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß ich mir die Schwierigkeiten, wohl auch die Unannehmlichkeiten meines Unternehmens keinen Augenblick verhehlt habe; allein nach reiflicher Erwegnug glaubte ich vor denselben nicht zurückschrecken zu dürfen"; — so konnte er schon nach ganz kurzer Frist mit dem getroffenen Marquis Posa sprechen:

„— — — — — Wem galt das?
Ich glaube mir. — — —
— — Er ist geschwind, — der König —
Ich hoffte — länger —".

Am 19. November v. J. schon war der Coups gefallen — Dr. Professor Riffel, ohne vorgängige Frag und Antwort, von dem theologischen Lehrstuhl an der Gieß'ner Universität geworfen. Des „Dominicaners" Rolle hatte für diesmal das Frankfurter Journal Nro. 281 Beilage, von Gießen aus d. d. 8. Oktober instruirt, zu übernehmen die Gefälligkeit gehabt, und die großherzogliche Staatsregierung säumte nicht, von der „reinprotestantischen", wir setzen hinzu — von katholischen Fonds unterhaltenen Universität, den Gefährlichen wegzuräumen. Man hatte ihr des Dichters weisen Rath ins Ohr geraunt:

„Eng ist die Welt, und das Gehirn ist weit,
Leicht beieinander wohnen die Gedanken;
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen;
Wo Eines Platz nimmt, muß das Andre rücken; —
Wer nicht vertrieben seyn will, muß vertreiben,
Da herrscht der Streit, und nur die Stärke siegt".

Just dieselbe Lection hatte man nicht lange vorher der Stuttgarter Regierung wohlmeinend beigebracht. Auch in Schwaben drüben hatte zu Tübingen der Professor der katholischen Facultät, Mack, katholisch zu denken, und, wozu die ganze katholische Christenheit unter dem Himmel sich bekennt,

im Lande Würtemberg, in Sachen der gemischten Ehen zu schreiben sich erkühnt. Da fuhr aus dem scheinbar wolkenlosen Himmel ein Blitz hernieder, nicht zur Linken (es war kein omen faustum), und schleuderte den Getroffenen weit weg vom Catheder in das schwäbische Oberland. Das geschah in jenem Lande, jener Stadt, wo das eherne Standbild jenes seelenvollen Sängers prangt, der im süßen Ueberschwellen hochherziger Begeisterung den spanischen Philipp durch den Proselyten des neuen Glaubens, Marquis Posa, so anreden läßt:

„Der Mensch ist mehr, als Sie von ihm gehalten.
Des langen Schlummers Bande wird er brechen,
Und wieder fordern sein geheiligt Recht.
Zu einem Nero und Busiris wirft
Er Ihren Namen, und, — das schmerzt mich; — denn
Sie waren gut.

— — — — — — Lassen Sie
Großmüthig, wie der Starke, Menschenglück
Aus Ihrem Füllhorn strömen — Geister reifen
In Ihrem Weltgebäude! Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder! — —

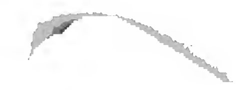
— — — — — —

Ein Federzug von dieser Hand, und neu
erschaffen wird die Erde. Geben Sie
Gedankenfreiheit.

Und der Dichter hatte Recht in seiner Sprache. Die ganze Entwicklung des Glaubens, dem er angehörte, und der jugendlichen Literatur, dessen sich der deutsche Protestantismus freut und rühmt, ist sie nicht auf dem Boden ihrer „gedankenfreien Kirche“ aufgeschossen? Man wähne nicht, daß wir für jenen Zuruf in uns ein Echo haben; — wir wissen wohl zu deuten und zu wägen. Aber wundern müssen wir uns, daß der deutsche Protestant jene Redensarten, wie einen Blumenstrauß, gleichviel von welchem Boden abgerissen, — vor die Brust sich steckt, von Denk- und Gewissens-

freiheit überfließt, das Recht freier Untersuchung und Besprechung in weitester Ausdehnung, weit über Gottes Thron hinauf in Anspruch nimmt; aber urplötzlich Gesicht und Farbe ändert, wenn ein anderer Christenmensch, sey es auch nur zur nöthigen Replik, sich unterwindet, was er denkt und glaubt, was ihm als Wahrheit oder Lüge gilt, in Schrift oder Wort zu gestalten. Husch, wird in den Taschen nachgesucht, und das für den Katholiken bereitete andere Gewicht und Maaß hervorgezogen. — Wir haben die Sache ernstlich anzusehen.

Dreihundert Jahre hat man Geschichte gemacht; hat man die Männer in Schrift und Kunst vergöttert, welche Hand an unser deutsches Vaterland gelegt, welche seine Dome verwüstet, seine Vesten gesprengt, seine Fluren in Oeden verwandelt haben, — Alles, um der „Gedankenfreiheit“ willen; und als sie müde endlich von dannen zogen, zur Stellvertretung Zwietracht und Argwohn im Reiche zurück ließen. Deutschland ist gefallen; seine Reichskrone wird nur noch als Antiquität dem schaulustigen Fremdling vorgezeigt; und was noch übrig blieb von dem theuren Vaterlande, gleicht einem säcularisirten Kloster, in dessen weite Räume die vormalige Grundholdenschaft als neue Grundherrschaft sich seiner Zeit vertheilt und eingefriedet. Seitdem nun das Reich zu denen gehört, die da einst waren, und nicht mehr sind, hat man sich daran gemacht, nicht nur überhaupt Biographien von dem Verlebten aufzusetzen, sondern namentlich den Verlauf der Krankheit, die ihm zum Tode ward, der Mit- und Nachwelt zu Bericht zu bringen. Das war nicht mühelos. Der Natur der Sache nach setzten als die Ersten sich zum Schreiben die, welche den Ruin herbeigeführt, und jetzt weiszumachen hatten, daß nicht sie das Unsägliche gethan, und die nunmehro, wie weiland Lady Macbeth, sich die Hände wuschen. Allein das ging so leichter Dinge nicht. Der Flecken erschienen immer neue und wieder neue, und man mußte wieder und wieder waschen. Wahrheit und Bewußtseyn sträub-



ten sich, und so ging das Ueberreden stets frisch von Neuem an. So ward die schmerzgesegnete „Reformation“ in langer Schleppe vor unsern Augen oft vor- und aufgeführt von Historikern und Dichtern, ersten Ranges und stufenabwärts bis zu jener Pilzeart von Schreibern, die sich mit demselben Recht das „junge Deutschland“ nennen, wie die Fleischkäfer in des gefallenen Löwen Leichnam sich „der junge Löwe“ nennen mögen. Während man so der katholischen Kirche und ihren Fürsten eine Ecce-Homo-Feier nach der andern präparirte, riefen edlere Gemüther, ein Plank, ein A. Menzel, in die wirre Scene. Verdutzt sah sich die Sippschaft einander an, als man ihnen die verfratzte Geschichte aus den Händen wand. Doch es waren immerhin noch Männer „ihrer Kirche“; man begnügte sich also, sie wie den Nikodemus in dem Pharisäer-Rathe anzugrinzen, und Krypto-Katholiken sie zu schelten.

Nun ein Katholik, und obendrein ein öffentlicher Lehrer der katholischen Theologie sich unterfängt, was hundert Protestanten mit unbestrittenem Fug vor ihm gethan, — eine Darstellung des Anfanges und Verlaufes der „Reformation“ zu schreiben; da er sich vermißt, aus Luthers eigener Mappe eine Bleistiftzeichnung von dem Bilde sich zu copiren, welches Luther so treu und allseitig in seinen Werken von sich selbst geliefert, — denn ich frage: was ist Riffels Buch im Ganzen viel mehr, denn ein Auszug aus des „Reformators“ herzeigenen Producten? — da erhebt sich ein Geschrei der Monopolisten, welche die Wissenschaft als ihr Regale — weggenommen, und heult: Gefahr dem Staat, dem confessionellen Frieden! Nicht so stürzt ein Douanier auf den Tabaksbeutel des wandernden Handwerksgesellen, wie das Frankfurter Journal auf das neuerschienene Riffel'sche Buch, um dessen Verrath und Pest der Behörde pflichtgemäß zu denunciren. Und was hat Riffel wohl darin erzählt? Daß ein Mönch, Luther geheißen, gelebt, der alten Kirche den Krieg erklärt; was er gethan und geschrieben hat, — und das Alles aus dessen ei-

genen Worten. Nichts oder wenig, weniger als er gesollt, hat er zur Verständigung hinzugethan. Vom deutschen Protestanten, der die Wissenschaft gepachtet, hätte man erwarten dürfen, er werde die Unbilden aufdecken, das falsche Zeugniß des katholischen Historikers beschämen, er werde ritterlich und ehrlich auf der Arena literaria den Fehdehandschuh nehmen oder werfen. Geschah von allem Dem etwas? Mit Nichten. Ohne bei seinem geistlichen Herren, dem Bischofe, Beschwerde nur zu führen, ohne ihn zur Verantwortung zu ziehen, wird er denuncirt und mit der Quarte seines Gehaltes von seinem Amte abgesetzt. — Ist das die gepriesene Freiheit in der Wissenschaft? Versteht der deutsche Protestant sich so auf das Recht der freien Forschung? — Als M ö h l e r ' s Symbolik an das Licht trat, wurde er höhern Orts angeklagt, in seiner Tendenz verdächtiget, unlauterer Absichten bezüchtiget, mit amtlichen Verweisen beladen, und seine weitere Stellung an der „reinprotestantischen" Universität ihm der Art verleidet, daß er eine andere Heimath auswärts suchen mußte. Ein anderer Professor daselbst wurde um die Zeit der beginnenden Kölner Wirren bei einem öffentlichen akademischen Acte aus Anlaß der Mischehen von dem Vorstande der Universität hart angelassen. Mack wird wegen einer Schrift dieses Inhalts entsetzt, während zwei Kirchenfürsten anderwärts aus gleichem Grunde das Leben in einer Festung kennen lernen. Durch zwei Drittheile Deutschlands bietet die Presse dem deutschen Protestanten ihre Dienste an. Der Katholik ist ohnehin nach dem Grundprincip seiner Religion, je positiver ihm diese ist, desto weniger zur Schreibseligkeit geneigt. Und nimmt er sich, Einer gegen Hundert, heraus, ein Wort in einer Sache, die ihn so nah betheiligt, mitzusprechen, so wird er von dem Advocatus Ecclesiae seines Amts verwiesen. Wohl der deutsche Protestant hat das wirksamste Mittel ausgedacht, beim Streite stets im Recht zu bleiben, — dem Gegner wird der Mund versiegelt. Ich erinnere mich, irgendwo gelesen zu haben:

„Welche Wahrheit darf man sagen,
Ohne drum verfolgt zu werden?
Solche nur, die aus dem Schlummer
Keinen einz'gen Hörer rüttelt,
Solche nur, die vom Gemeinplatz
Der Gewohnheit nicht abweichet,
Und es gerne läßt beim Alten;
Solche nur, die höflich, zierlich
Und in fein gedrehten Worten
Immer unterthänig redet; —
Aber nicht solche, die strenge
Fordert und verbessern will;
Solche nicht, die den Gedanken
Ganz in seinem hohen Ernste
Geltend machen will; nicht solche,
Die mit feurigen Zungen redet,
Jede Heuchelei entlarvend,
Jeden Unterdrücker hassend.
Wahrheit ist ein Schwert, das meistens
Den Besitzer selbst verwundet„.

Die Sache bietet uns noch mehr Vergleichungspunkte dar. Riffel hat nach Actenstücken eine Geschichte der Reformation zu schreiben angefangen, die aber bisher nicht vielmehr als eine Biographie des „Reformators“ Luther ist. Von einem Manne, der sein Thun und Denken, mit einer sehr achtenswerthen Offenheit, zur Schau ausgelegt, und selbst aus den Geheimnissen seiner Seele wenig Hehl getrieben hat, sollte man meinen, dürfe es erlaubt seyn, nachzusprechen, was er vorgesprochen, nachzuschreiben, was er von sich selbst — selbst geschrieben hat. Aber so sehr hat Strauß's mythologisirender Geist die protestantische Welt ergriffen, daß sie wider Luthers Mahnung hier das erste Mal zur Heiligen-Verehrung zurückverzaubert, nicht einmal an die schrecklichen Geständnisse glauben mögen, welche der Mann schwarz auf weiß von sich selbst gemacht; im Zorn wider den entbrennen, der diesen „Heiligen Gottes betrüben will“, und eher hören können, daß Gott und die Evangelien gelästert, als daß mit

Luthers Worten von Luther Wahrheit geredet werde. Den Beweis hoffen wir zu geben. In einem öffentlichen Blatte, dem W. Kirchencorrespondenten, Nro. 52 v. 28. Dez. 1841, ist S. 235 zu lesen: „Gießen, 8. Dez. Die Antipathie gegen Herrn Dr. Riffel und sein Buch ist auch in den untern Regionen rege und lebendig geworden. Der Singverein der hiesigen Bürger veranstaltete nämlich ein Concert, und bestimmte den Erlös, der durch besondere Beiträge, wozu auch Herr Riffel durch einen besondern Boten mit einer Subscriptionsliste eingeladen wurde, noch vermehrt werden soll, zur Anfertigung eines kostbaren Lutherbildes für die hiesige protestantische Kirche. Man wurde beim Concert Raths, eine Copie des colossalen Lutherkopfes auf der Wartburg malen zu lassen. Das Concert brachte solche Begeisterung in die Gemüther der Theilnehmer, daß die Sänger sich entschlossen, vor Riffels Wohnung mit einem Charivari den Beschluß zu machen; allein die Polizei legte der Ausführung Hindernisse in den Weg. Zufällig war auch Riffel dazumal nach Mainz verreist. Ein anderer Plan, die zwei Zugführer beim Leichenbegängnisse des Hrn. Bürgermeisters Schneider, der gerade am 25. November bestattet wurde, in ihrem vollen Trauerornate mit zwei beflorten Stäben, dem quiescirten Herrn Professor Glück wünschen zu lassen, scheiterte trotz der Belohnung von etlichen Thalern, die man ihnen angeboten hat, an der Bedenklichkeit dieser beiden Männer. Eines bessern Gelingens jedoch erfreut sich die Protestation einiger hiesiger Gymnasiasten. An dem Platze, wo im Jahre 1817 das dreihundertjährige Reformationsfest gefeiert, und zum ewigen Andenken drei junge Eichen dicht neben einander gesetzt wurden, — — errichteten die wackern Jungen einen Scheiterhaufen, und verbrannte darauf im Jubel ein Exemplar von Riffels Werk“. So weit der Kirchencorrespondent. Daß eine ehrsame Cassinogesellschaft zu Gießen zu ähnlicher Absicht schon früher sich das Wort gegeben, wissen wir aus anderer Quelle. — Stünde dieser Jungen-Streich



für sich allein, wir könnten ihn als das, was er ist, hingehen lassen. Nachdem aber die viel ernstere Demonstration von Oben herab vorausgegangen, so müssen wir die Frage wiederholen: Wie versteht der deutsche Protestant die Freiheit in der Wissenschaft? Oder noch genauer ausgedrückt: Wie verhält sich die Freiheit, die der deutsche Protestant in der Wissenschaft unter protestantischer Regierung genießt, zu der, welche dem katholischen Lehrer und Gelehrten unter gleichem Schutze zugestanden wird? Eine Parallele mag die Antwort hierauf geben.

Welches Buch ist uns Allen wohl ehrwürdiger, und vorab der „evangelischen Kirche“ und ihren Mitgliedern heiliger und unantastbarer als die Bibel? Als die „evangelischen Christen“ dem alten Mutterhause unfreundlich den Rücken kehrten, nahmen sie für die Einrichtung ihres neuen abgesonderten Haushaltes daraus nichts mit sich, als die Bibel. Luthers trotziges Vertrauen auf dieses Bollwerk ist bekannt; ebenso hing daran der Stolz der „jungen Kirche“; — die Bibel war ihr Alles, alleinige Quelle, Norm und Richterin im Glauben. Die historische Person des Sohnes Gottes und Welterlösers, wie ihn die Evangelien kennen lehren, wurde — wenn wir die Socinianer wegrechnen, — mit der von der altgläubigen Mutter anerzogenen Innigkeit auch von den getrennten Kindern noch lange fort verehrt, wie er verehrt werden muß, soll nicht unter der Hand das Christenthum zum Heidenthume werden. Man war berechtigt zu erwarten, die „evangelische Kirche“ werde mit unerbittlicher Strenge an dem theuersten Herzensgute, — der Unversehrtheit ihrer einzigen Glaubensquelle, festhalten, und eher das Blut, als diese Bücher sich entreißen lassen; — erwarten, die Schutzherrn der „evangelischen Kirche“ würden ein Attentat hierauf, wenn nicht mit Landesverweisung, doch mit Amtsentsetzung strafen. Nun laßt uns sehen, wie es steht mit der „gewissensfreien Kirche“, wie sie ihr „evangeli-

sches“ Christenthum gehütet? Wir wollen uns hier sehr kurz fassen: Zu Gießen, wo Riffel lehrte und seine Reformationsgeschichte schrieb, docirt an der „evangelisch-theologischen„ Fakultät Dr. Credner, der als Kritiker der Hegel-schleiermacher-strauß'schen Schule zugethan, in seiner Einleitung in's neue Testament, mit kurzem Räsonnement zwei Evangelien (des Matthäus und Markus) aus dem Canon weggeworfen, das dritte mit straußischen Harpyienduft versetzt, zurückgelassen, und obendrein acht canonische Briefe mit Marcions kritischem Messer weggeschnitten hat. Das gleiche Loos hat Dr. Baur dort, wo Möhler und Mack für den Glauben ihrer Kirche zu Frevlern wurden, den drei sogenannten Pastoralbriefen des Paulus bereitet. Wir nennen diese nur Beispiels halber; sie sind nicht die ersten, noch die ärgsten; Gleiches thun jetzt fast alle Lehrer, die auf der „Reformatoren“ Lehrstuhl sitzen. Das aber fragen wir ernstlich: welches Vergehen scheint den „evangelischen“ Christen schwerer, das der Professoren, welche die heiligen Bücher des Neuen Testamentes entwenden, (denn das Alte Testament wird kaum mehr solcher Mühe werth geachtet), die einzige Quelle des „evangelischen“ Christenthums abgraben und zerstören, oder das eines katholischen Professors, der eine Geschichte des „Reformators“ aus dessen eigenen Schriften nachzeichnet? Wer ist hier Jesus, wer Barrabas, Credner und die ihm gleichen, oder Riffel? Wer hat an der „evangelischen“ Kirche und ihrem Patronate schwerer sich versündiget, der eine Reformationsgeschichte schreibt, oder der auf dem Catheder die heiligen Bücher des Christenthums unterschlägt oder unterschlagen lehrte? Und wer hat diesen darum nur ein Haar gekrümmt? mit bösem Aug' sie angeblickt?? — Es handelt sich hier nicht um die Gründe ihres kritischen Verfahrens, — wir ehren „ihre kirchliche Gedankenfreiheit“, wollen sie ihnen mit Nichten verkümmern oder verkümmert wissen, sind auch weit entfernt, sie zu denunciren; aber die Parallele muß uns frei gegeben seyn; und nur, in wie ferne

es um ein christliches Gemeingut, oder näher, um das Gemeinbewußtseyn ihrer „Kirche" als einer „evangelischen" sich handelt, darf auch die Frage hingeworfen werden: woher das Recht, das Resultat subjectiver Kritik dem Gesammtkirchenglauben zu substituiren? Riffels Buch bildet und bindet keinen Glauben, die „evangelische Kirche" und der Staat hatten nichts von ihm zu befahren. Was aber wird aus dem Staat und der „evangelischen Kirche" werden, wenn die Evangelien entwendet sind? welches wird die nächste Zukunft einer Kirche seyn, deren überliefertes Glaubensgut die Kritik weggenommen und verschwendet, und die arm und bloß bei ihren Verwüstern betteln gehen muß? Und man zähle doch auf den „rein-protestantischen" Universitäten die theologischen Lehrer, welche den neutestamentlichen Canon der „alt-evangelischen Kirche" in seiner Integrität noch anerkennen, welche nicht den bei weitem größern Theil sammt dem Inspirationsdogma weit über Bord geworfen! Es ist dieß, wir wissen es, die Frucht der Gedankenfreiheit, welche die „Reformatoren" ihren Neugebornen als Pathengeld in die Windeln eingesteckt; wir wollen und werden sie nie darum beneiden. Aber daß dem Katholiken gegenüber der „Reformation" die Hände geschnürt, den „Evangelischen" aber zur Destruction des Evangeliums und Christenthums frei gegeben werden, das dürfen wir, der gemeinsame Christenname gibt uns das Recht dazu — als bedeutsames Zeichen unserer Zeit zur öffentlichen Klage bringen.

Riffels Buch konnte sehr heilsam werden. Es konnte die Mißgriffe zu Sinnen bringen, die den Anstoß zu Entwicklungen gaben, wie sie dermalen in der europäischen Christenheit betrauert werden. Aber es ist verpönt, an den Anfang zu erinnern, damit man vor keiner der Consequenzen, selbst der entsetzlichsten nicht mehr erschaudere, welche eben jetzt — von allen Seiten jene „Kirche" mit Auflösung bedrohen. Der historische Christus ist zum Mythus verkehrt. Der Gott des alten und neuen Testaments, als dessen Eingeborner Sohn der Christus des Evange-

liums angebetet wird, der lebendige Gott ist in der hegel-straußischen Schule entthront, ist zur Creatur in den Staub herabgestoßen, und Hegel-Strauß hat sein Reich begonnen. — Nur Bayern und Oesterreich ausgenommen, so hat diese destructive Lehre über alle Gauen Deutschlands sich ergossen. Und welche Gegenwirkung regte sich? Rechnen wir die für den neuen Gott-Strauß noch zu bornirten Schweizer weg, wer hat in den deutschen Landen dem Ludwigsburger Theologen ein Charivari gebracht oder zu bringen den Gedanken je gehabt? Wo wurde der Verwüster der Evangelien von den „Evangelischen" insultirt? Wo hat ein Haufen von glaubensfeuerigen Gymnasiasten sein, in vier Auflagen ins Volk hinausgeschwemmtes „Leben Jesu" mit einem Autodafé à la Gießen gefeiert? Wir haben nichts der Art gelesen, aber das wissen wir, daß in zwei neugegründeten Organen, — den theologischen Jahrbüchern von Zeller in Tübingen, und den deutschen Jahrbüchern von Ruge, unter den Augen der Regierungen gerade diese „evangelische" Theologie gepredigt, vertheidigt und verbreitet wird. Oder erstreckt sich die gewährte Freiheit bloß auf die Schulen der Theologie? Das wäre gewiß die merkwürdigste der Täuschungen! Werden die Jünger besser als die Meister? Werden sie zwieherzig dem Volke predigen, was sie selbst verlachen? Und ist nicht der Anfang schon gemacht? Wird nicht dieselbe Lehre dem Volke sogar in Poesie verkündet? Der Christus der Evangelien, nach hegel-straußischer Manier vor dem Publicum zum „Thoren" degradirt und infamirt? Wir beziehen uns hier, um doch die Freiheit, die dem Protestanten und die dem Katholiken in der Wissenschaft verstattet wird, in einem Beispiele zu versinnlichen, auf ein Büchlein, das jüngst von einem Schüler Hegel-Strauß' in die Welt hinausgesandet wurde. Es führt die Aufschrift „Laien-Evangelium" von Friedrich von Sallet, Leipzig 1842. Verlag von Friedr. Volkmar. Es verbreitet sich in Jamben über die Hauptdata der Evangelien, und blasphemirt in über

voltaire'schem Fanatism den historischen Christus des Evangeliums. Wir wollen aus Einer Stelle die Leser auf das Ganze schließen lassen. S. 441. wird mit Bezug auf Joh. VI. 71. „Judas der Verräther" so besungen *):

„Hab' ich euch Zwölf vor Allen nicht erwählt?
„Und Euer Einer ist ein Teufel doch".
Der Ausspruch wird von Christo uns erzählt,
Und mancher andre gleichen Inhalts noch.

Wie man zum Apostel wählen darf
Solch' Einen, den als Teufel man erkannt? — —
Der Menschenkenntniß nöthiger Bedarf
Muß doch dem Heiland bleiben zugewandt.

Statt zu gesteh'n: Er wußte nicht zuvor
Den schlechtesten und feigsten Schurkenstreich;
Läßt man ihn lieber wählen, wie ein Thor,
Und sich benehmen einem Heuchler gleich;

Ja dem Despoten gleich, der frech und kalt
Den Menschen nur als Sache braucht und bricht.
Hat er mit seines Wortes Allgewalt
Zu bessern je gesucht den Bösewicht?

— — — — — — — —

„Einer verräth mich heut aus euerm Kreis".
Johannes flüstert: „Welcher aus der Schaar"?
„Der ist's, dem ich" (erwidert Jesus leis)
„Den eingetauchten Bissen reiche dar".

Er taucht ihn ein, recht hold und gütig schier,
Und reicht ihn Jenem sonder Gram und Scham. —
Wer ist von Zwei'n der größte Judas hier?
Der, so den Bissen gab, der, so ihn nahm? —

Weh dem Verblendeten! wer es auch sey,
Der solche Züge von dem Herrn erdacht,

*) Was hier mit gesperrter Schrift erscheint, ist auch im Original dadurch hervorgehoben. — Von dem Ingrimm, womit der Verfasser wider die Fürsten sich ergießt, wollten wir absichtlich nichts ausheben, damit wir nicht der Polizei zu dienen scheinen.

Und ihm dies Bischen Menschenkennerei
Zu retten, ihn zum Zerrbild uns gemacht.

— — — — — —

Darum erschuf er und erzog sich den
So wohl, daß er dem Zwecke ganz entsprach.
Und als das Werkzeug seinen Dienst verseh'n,
Gab er's der Hölle preis und ew'ger Schmach.

Das ist ein saub'rer Gott. — Er sey verflucht! —
Der mit euch Spott treibt, gebt ihm wieder Spott!
Bringt dar Verruchtheit ihm, der selbst verrucht,
Und Unvernunft dem unvernünft'gen Gott!

Ihr habt das Recht. Selbst wollen muß er's ja.
Er sprach: Ihr sollt gleich mir vollkommen seyn! —
Und jede freche Unthat, die geschah,
Ist nur der höchsten Unthat Wiederschein.
U. s. w.

Unseres Wissens ist der Verfasser der erste, welcher die Grundsätze und Resultate des hegel'schen Pantheismus, und die strauß'sche Bibelkritik in gelungener Verschmelzung mittels der Poesie ins Volk hinausgeschleudert, und wozu? als damit es zünde? der Erste, der das populär zu machen unternahm, was seit langem in Halle, Berlin, Gießen und Tübingen rc. von den philosophischen und theologischen Lehrstühlen herab in gelehrten Formen gepredigt ward, und wird. Ob Friedr. von Sallet im öffentlichen Amte stehe, ist uns nicht bekannt. Aber sehen wollen wir, welche Adressen ihm die „evangelischen" Christen bringen werden; zusehen, ob ein „Gießner" Sängerverein ihn mittels eines Charivari riffeln; ob ein Feuer'chen den Lästerer des evangelischen Christus strafen werde; sehen, ob die Schirmvögte der „evangelischen Christenheit" den Meistern solcher Schüler, gleich dem katholischen Verfasser der „neuesten Kirchengeschichte" ihren Bann werden fühlen lassen. Bis dahin sey es uns erlaubt, gestützt auf die allbekannten Thatsachen, die Behauptung auszusprechen:

Es liegt den Schutzherrn der „evangelischen Kirchen" näher, das spezifisch-Protestantische (Lutherische oder Calvinistische) zu schirmen, als das allgemein- und positiv-Christliche zu conserviren; — die Praxis bezeugt: sie sehen lieber zu und nach, daß der christliche Gott, die Evangelien und der Weltheiland ihren Völkern in hundert Schriften und auf dem Catheder entrissen, als daß nur eine geschichtliche Darstellung der „Reformation" von katholischer Hand gegeben werde. Jenes ist freigegeben, — dieses bleibt verpönt.

Wir verlangen für die katholische Wissenschaft keine Gleichberechtigung, — diese imaginäre Münze, die fast nirgends existirt; wir sind nicht lüstern nach solcher freier Begünstigung, wir können sie nicht gebrauchen. Wir besitzen, was wir haben bona fide, erbrechtlich; können darum auch die Documente unseres Grundbesitzes nicht ableugnen, nicht vertilgen. Unser Glaube verbietet uns, den Glauben, aus dem wir leben, zu zerstören. Wir verschönern lieber, wo es angeht, unsere Kirchen, statt sie zu entleeren, zu berauben. Aber das Recht behalten wir uns frei, das Wort zu nehmen, wo die Thaten sprechen, und wenn jene unter Wehr und Schilddach stürmen, mit offener Brust sie zu empfangen. Die „evangelische Kirche" stützt sich auf die Fürstenstühle; die Fürsten betrachten sie als ihren Clienten. Man frage aber: was ist der Kirche, was ist dem Staate daraus für ein Heil erwachsen? Man sehe nur, wie unter katholischer Hut in Bayern der Protestantismus verhältnißmäßig christlich fest und ehrenhaft sich conservirt, während in den protestantischen Ländern und Lehranstalten das beschützte Reformationsprincip zu einer fortgesetzten Vernichtung des eigenthümlich Christlichen sich ausgeboren. Kaum findet sich mehr ein Rest gemeinsamen Glaubens, eines lebendigen christlichen Cultus: alles Ueberlieferte ist dahin, der Bau liegt in Trümmern, und schon wird fleißigst gearbeitet, auch die Fundamente auszugraben. Was

die Lehrer nicht gethan, haben die Unionsversuche herbeigeführt. Indem man die schroffen Mauern zu Einem Gewölbe zusammenbiegen wollte, sind beide eingestürzt. Kaum kennbar ist noch an den Resten, was und wie die alten Confessionen ausgesehen. Der herbeigerufene anglo = germanische Bischof wird staunen ob des Domes, den er findet. Das Volk hat sich officiell gewöhnt, was es vordem warm geglaubt, als gleichgültig wegzulegen; seine Lehrer und Gelehrten zwang „Brod", andern Raths zu werden; und wie man aus „Noth auch Tugend" macht, so haben sie hintenach, was sie zuerst gemußt, mit Lust getrieben. Hat man vorher Thüren und Fenster der Kirchen ausgehoben, so haben nachhin die Kinderchen mit deren bunten Scherben gespielt, und als die Lust verging, sie in den Koth geworfen. Nicht lange, und das Christenthum ist für den Protestanten ein Gewesenes. Schon spitzt Strauß die Feder, um die Reformatoren und ihr Werk zu den Mythen zu gesellen. Und sein Associé, Hr. Nork wird mit Kunstgeschmack, was jetzt noch leibhafte religiöse Historie ist, in sein astronomisches Kalender=Religionssystem etwa als einen „Mondsfinsterniß" einregistriren. — Zu diesem Stande hat das Princip reformatorischer Willkühr von der einen, Mythus patronicirende Begünstigung von der andern Seite her die Sache fortgeführt. Hätte man die geistigen Kräfte mit einander ringen lassen, gewiß das Ende wäre nicht so ausgefallen. Was aber die Zukunft bringe, bleibe Gott anheimgestellt.

Wie man übrigens auch das Verhältniß der Beschränkung oder Freiheit für den Katholiken gegenüber dem Protestanten, da und dort gestalten möge oder werde: das Eine können wir versichern: Die katholische Kirche verliert bei dem Handel nie. Wiederholte Fälle, wie bei Mack und Riffel sind nur geeignet, ihre innere Kraft zu heben, zu beleben. Man beschneidet den Weinstock, damit er seine Triebkraft concentrire und mächtiger entfalte. Glaubt es, — das Martyrthum hat seinen wundersamen Reiz.

Es schüchtert edlere Seelen nicht ein, es erweckt Begeisterung. Athanasius Schicksale haben dem Arianismus weher gethan, als die vereinte Thätigkeit vieler orthodoxen Bischöfe. Und wem diese Zeit des Martyrthums zu ferne liegt, nehme die Kölnergeschichte sich zum Sittenspiegel. Niemand mag gerne auch nur den Schein des Unterdrückers auf sich ruhen lassen, und stellt sich darum lieber auf die Seite des wirklich oder scheinbar Schwächern, dem ein Recht vorenthalten zu werden scheint. Das ist der geheime oft unbewußte Grund, warum in katholischen Ländern, wo die Protestanten die Minorität bilden, so viele Katholiken, deren Interessen zu den ihrigen machen. Es ist der Schein eines präsumtiven Rechts. Schon hat sich auf dem Felde der Wissenschaft diese Thatsache in neuerer Zeit zu Gunsten der katholischen Kirche oft bewährt. Endlich ist unstreitig der alte Zauber, womit der Protestantismus ehedem, so lange er noch positive Glaubenselemente mit sich führte, seine Bekenner hingehalten, abgewelkt. Geht es so fort, so muß alsbald die schauerliche Oede der Entchristlichung, welche diesen deutschen Tempel, wie einst die alten Burgen schwedenisirt, den alten Inwohnern den längern Aufenthalt verleiden.

Das bisherige Verfahren, so wenig wir es billigen, kann darum, wir wiederholen es, nicht unserer Kirche verderblich seyn. Nur die Gegner müssen bei dem beobachteten Verfahren, nach Außen, wie nach Innen hin verlieren. Nichts ist geeigneter, eine Religion in Mißcredit zu bringen als offene oder heimliche Gewalt. Wenn der Sturmwind in die Eichen fällt, wollen wir sehen, welche Blätter hängen bleiben, welche fallen.

XV.

Briefliche Mittheilungen

aus der Schweiz und aus Würtemberg.

Aus der **Schweiz.** Der leider eingegangene Fränkische Courier enthielt im October unter seinen Correspondenzartikeln aus der Schweiz eine Mittheilung, welche geeignet war, einen der würdigsten Männer dieses Landes, einen der unerschrockensten Kämpfer für Wahrheit und Recht, einen der ausgezeichnetsten Geistlichen in ein schiefes Licht zu stellen und denselben, nicht sowohl in der Schweiz, wo er zu gut bekannt ist, als daß ein bloßer Zeitungsartikel in dem wohlbegründeten Urtheil irre machen könnte, als bei seinen zahlreichen Freunden in Deutschland zu verdächtigen, nämlich den Hrn. Pfarrer Greith in St. Gallen.

Der fränkische Courier war ein Blatt, welches in der Schweiz weniger bekannt war, als er es verdiente; daher jener verunglimpfende Artikel hier etwas später transpirirte. Dieses berücksichtigend, könnte derselbe auf sich beruhen; aber die Erwägung, daß jenes Blatt in Süddeutschland einer wohlverdienten Achtung genoß, daß Hrn. Greith's Name dort einen guten Klang hat, daß die Verbreitung irriger Meinungen über solche Männer in solchen Blättern keineswegs so gleichgültig hingenommen werden und so erfolglos bleiben kann, als wenn dazu irgend eines der wohlbekannten Blätter anderer Farbe gewählt worden wäre (wodurch selbst ein entgegengesetzter Erfolg könnte hervorgerufen werden), legt dem Schreiber dieses die Pflicht auf, einige berichtigende Worte zur Kenntniß von Hrn. Greith's Freunden gelangen zu lassen. Er nennt es eine Pflicht — nicht weil er in irgend einer nähern Verbindung zu demselben stünde (er hat denselben persönlich nur ein einzigesmal gesehen), sondern weil er es überhaupt für Pflicht hält, der Wahrheit Zeugniß zu geben; weil er es für Pflicht hält, jeden Nebel des Irrwahns zu zerstreuen, die angegriffene Ehre solcher Männer, deren Grundsätzen, Thun und Wirken ihm aufrichtige Achtung gegen dieselben einflößen, so weit er es vermag herzustellen.

Dieser Entschluß war schon im Dezember vorigen Jahres gefaßt.

Es sollte ein wahrheitsgemäßes Zeugniß der Redaction des fränkischen Couriers zugesendet werden, als jene Maaßregeln eintraten, die dessen Fortsetzung anfangs in Frage stellten, und erst später diejenige Gewißheit eintreten ließen, welche Manche so schmerzlich berührt. Wohl aber wird der Schreiber dieses sich nicht getäuscht sehen in der Hoffnung, daß die historisch-politischen Blätter einige Worte der Rechtfertigung für Herrn Pfarrer Greith gerne aufnehmen werden.

Was den Einsender jenes Artikels in dem fränkischen Courier zu diesem unbegreiflichen Mißgriff veranlaßt haben mag, soll hier nicht erörtert werden. Es mögen dabei mehr subjective als objective Gründe vorgewaltet haben. Die beste Widerlegung der Anschuldigung: daß Hr. Pfarrer Greith die Farbe gewechselt, oder die immerfort mit eben so viel Folgerichtigkeit und Ausdauer als echter Freimüthigkeit und Unerschrockenheit verfochtenen Grundsätze nur als Mittel zu irgend welchem Zwecke benütze, dürfte am schlagendsten in seinen Voten der Großrathssitzung im vorigen October gegeben seyn, wo es sich darum handelte, Aargaus Piraten-Handwerk gegen die Klöster entweder zu sanctioniren oder zu bekämpfen. Ritterlich hat sich damals Hr. Greith, wie ein halbes Jahr früher, auf die Seite, ja an die Spitze derjenigen gestellt, welche gegen das Unrecht, gegen die Gewaltthat, gegen den Eides- und Bundesbruch aufgetreten sind; und an dem glänzenden Sieg, welchen diese Parthei, trotz aller Gegenbemühungen und selbst wider vielfach gehegte Befürchtungen im Canton St. Gallen endlich errungen hat, gebührt demselben ein nicht unbedeutender Antheil. Genügte diese Thatsache nicht; spräche dieselbe nicht mit so hellem und lautem Worte, so dürften wir doch volles Gewicht darauf legen: daß Hrn. Greith's Bestrebungen bei allen echten Conservativen, welche ihre Person nicht über ihre Grundsätze hinaufstellen wollen, entschieden und fortwährend für eben so lauter und edel angesehen werden, wie zu jeder frühern Zeit.

Unseres Bedünkens giebt es zur Würdigung eines Charakters — nach dem vollgültigen Begriff dieses Wortes — keinen sicherern Maaßstab als die Frage: inwiefern auf denselben das Semper et ubique idem anwendbar sey? Nun trete Jemand auf und zeuge wahrheitsgemäß, daß jener Maaßstab an Hrn. Greith mit Sicherheit nicht könne angelegt werden! Es wird ihm wohl schwer fallen, die positiven und negativen Beweise zu Entkräftung der Behauptung zu führen: daß Hr. Greith sich nicht scheuen dürfe, nach dem Semper et ubique idem bemessen zu werden. Er gehört weder zu den Wetterfahnen, die heute diesem, morgen jenem System huldigen, noch zu den Egoisten, welche

ihr öffentliches Benehmen den eigenen Zwecken unterordnen, oder von den subjectiven Erfolgen dasselbe abhängig machen. Die positiven Beweise hiefür liegen darin, daß alle rechtlich Gesinnten die St Gallische Tagsatzungs-Instruction in Betreff der aargauischen Klöster ihm vorzugsweise verdanken zu sollen glauben; daß er mit den anerkannt würdigsten Männern (statt vieler nennen wir nun den apostolischen Vicar Hrn. Mirer) im besten Vernehmen steht; daß die meisten einleitenden Artikel des in St. Gallen erscheinenden Blattes: „Der Wahrheitsfreund" aus seiner Feder geflossen sind. Negative Beweise sind die häufigen Ausfälle gegen ihn in den Brutal-radicalen Blättern, Hennes Pamphlet: „der Greithsche Erziehungsrath".

Vielleicht hat Hr. Greith bei vorkommenden Fällen vermieden, so rasch zuzufahren, wie etwa junge Brauseköpfe es gerne gesehen hätten! vielleicht verlangte er von solchen, die etwa diese oder jene Stelle im Auge haben mochten, um sein Mitwirken dazu eintreten zu lassen, noch andere durch die Anforderungen der Stelle bedingten Eigenschaften, als blosse Uebereinstimmung der politischen und kirchlichen Grundsätze mit den Seinigen. Hätte etwa dieß eine Mißstimmung hervorgerufen, welche in erster Aufwallung ihren Lauf nach dem fränkischen Courier genommen hätte, so könnte dieß Hrn. Greith nur zur Ehre gerreichen.

Hiermit möchten wir an einen Punkt gelangt seyn, an dem wir von dem hinc irae vielleicht nicht allzufern stünden. Die Nothwendigkeit, den berüchtigten Henne von der öffentlichen Lehranstalt zu entfernen, leuchtete allgemein ein. Ein Theil des Erziehungsrathes war zu raschem Voranschreiten geneigt, und wollte schon im Februar des vorvorigen Jahres denselben absetzen. Hr. Greith sah richtig, daß in diesem Fall Henne gegen den Erziehungsrath einen Proceß erheben würde. Dergleichen kann das Ansehen der Behörden in einem Freistaat, namentlich da, wo die Partheien so scharf gespalten sind und sich gegenüber immerfort auf der Lauer stehen, nie festigen oder erweitern. Greith wollte den Proceß vermeiden, dagegen die Untersuchung weiter fortsetzen. Diese Verfahrungsweise gewann die Oberhand. Es wurden dadurch noch manche Thatsachen, die sonst wahrscheinlich verborgen geblieben wären, ans Licht gefördert. Am Ende des Jahres erfolgte, von Hrn. Greith redigirt, eine Schlußnahme des Erziehungsraths gegen Henne, welche nicht direkte auf Absetzung lautete, aber für den Rest seiner Unterrichtszeit im Interesse der Sache solche Bestimmungen traf, welche nach dem Urtheil jedes tiefer Blickenden Hennes Resignation nothwendig zur Folge haben mußte und auch wirklich hatte. Kann nun Herrn Greith

dafür ein Vorwurf treffen, daß er unter minder unangenehmen Verumständungen den wesentlichen Zweck zu erreichen wußte?

Ein anderer Vorgang im abgewichenen Brachmonat dürfte bei einigen jungen Männern, deren Grundsätze und Bestrebungen sonst in aller Ehre gedacht werden kann', böses Blut gemacht haben. Allein ihrem Urtheil steht dasjenige älterer, erfahrener und für das wahre Wohl des Cantons darum nicht minder warmer und regsamer Männer gegenüber. Die Erneuerungswahlen für den Erziehungsrath waren vorzunehmen. Bereits waren sechs entschieden conservative Männer gewählt; es handelte sich noch um ein siebentes Mitglied. Da sprach Herr Greith sich dafür aus, einem gewissen, zwar radikaler Grundsätze wegen bekannten Pfarrer als solches zu belassen. Was bewog Hrn. Greith hinzu? Etwa jene wohlfeile Weisheit, mit keiner Parthei zu verderben? Jene ekelhafte Rücksichteley, für alle Fälle ein Hinterthürchen offen zu behalten? Jenes Hinken bald nach rechts, bald nach links, was für Schwachköpfe mit Klugheit gleichbedeutend ist? Nichts von allen dem; sondern Berücksichtigungen, welche nur ein ächt freier und und großartiger Charakter zu nehmen, und festzuhalten im Stande ist, der gedachte Pfarrer ist ein anerkannt tüchtiger und gewandter Schulmann, war damals das älteste Mitglied der Behörde, besaß durch langjährige Thätigkeit in derselben und durch offene Beweisung des Cantons in Schulangelegenheiten die genauesten, statistischen und örtlichen Kenntnisse in diesem Fach, konnte somit als ein lebendiges Protokoll betrachtet werden; seinen Tendenzen nach, paßte er allerdings nicht in die Behörde; aber als einer gegen sechs war er vollkommen unschädlich, konnte dagegen mittels seiner Erfahrung mancherley nützen. War es unter solchen Verhältnissen tadelnswerth, daß sich Hr. Greith für dessen ferneres Bleiben im Erziehungsrathe aussprach?

Mögen etwa einige darüber mißstimmt worden seyn, daß Herr Greith gegen eine durch den Kanton herumzubietende Petition zu Gunsten der aargauischen Klöster sich ausgesprochen hat? Wer einen solchen Aufschwung, eine solche allgemeine Declaration für geheiligte Institute, für Eigenthum und Recht eher zu hemmen als zu fördern suchte, anbei öffentlich doch zu denjenigen Gesinnungen sich bekennt, welche dadurch ausgedrückt werden sollten, der könnte allerdings einigen Verdacht auf sich laden. Allein auch hierin erscheint Hr. Pfarrer Greith vollkommen gerechtfertigt, um so mehr, da er nicht nach eigener Ansicht, sondern nach einstimmiger Schlußnahme der ehrenwehrtesten Notabilitäten geistlichen und weltlichen Standes handelte. — Er hatte

von Luzern Aufforderung erhalten, auch in St. Gallen, wie es unter den Katholiken der übrigen Kantone geschah, eine solche Petition zu veranstalten. (Welche Geltung die Volksmänner dergleichen Volksstimmen zugestehen, hat man an der Crispinus-Tagsatzung gesehen. (Hr. Greith berieth sich zuvor mit einigen Conservativen des besten Klangs. Diese alle pflichteten seiner Ansicht bei: es seye zweckmäßiger, im Canton St. Gallen keine Bittschrift dieser Art in Umlauf zu setzen, weil gegründete Hoffnung einer ehrenhaften Instruction durch den großen Rath zu hegen sey, eine solche Petition aber diese Hoffnung sehr in Frage stellen würde. Es könnte hieraus leicht der Uebertritt einiger reformirten, zumal jüngeren Rathsglieder der reformirten Stadt St. Gallen zu den Radicalen veranlaßt werden. So lange die Angelegenheit als Bundes-, Cantons- und Regierungssache behandelt werde, sey für einzelne das Moment des Rechts noch gewichtig genug, um sie vor einem solchen Uebertritt zu bewahren. Durch Veranstaltung einer Petition mische sich das Confessionelle in die Sache, und es entstehe die Frage: ob dieses alsdann nicht über jenes Moment das Uebergewicht erhalten dürfte? Sollte aber wider Verhoffen die Instruction ungünstig ausfallen, alsdann bleibe ja noch Zeit genug übrig, um das katholische Volk von St. Gallen zu vereinigen, daß es, in einer kräftiges Petition seine Ueberzeugung ausspreche.

Gleichzeitig aber veranlaßte Hr. Pfarrer Greith einen seiner Freunde im Canton Thurgau zur Veranstaltung einer solchen Petition. Hier konnte, hier mußte es geschehen, denn hier waren die Verhältnisse ganz anders als in St. Gallen.

Wir könnten noch manches andere anführen, woraus erhellen würde, daß jener Artikel des fränkischen Couriers in unbedachter Uebereilung geschrieben worden, nicht die mindeste Veranlassung vorhanden sey, daß Hrn. Greiths Freunde auch nur von ferne irre an ihm werden dürften. Er hat sich unter allen Umständen als der vir justus et integer bewährt, für den er auch bei denjenigen stets gegolten hat die ihn einzig aus seinem öffentlichen Auftreten kennen, und es gehört mit zu den krankhaften Erscheinungen unserer Zeit, daß oft eine individuelle Opinion, ein gekränktes Ehrgeizlein, der allersubjectivste Beweggrund verlocken kann, das Wesen und Wirken der ehrenwerthsten Männer in ein schiefes Licht zu setzen, und denjenigen in die Hände zu arbeiten, die ohnedem in blinder Wuth gegen dieselben unablässig ankämpfen:

Aus **Würtemberg.** In Nro. 352 des Jahrgangs 1841 des schwäb. Merkurs findet sich ein aus der Leipziger Allg. Zeitung herübergenommener

Artikel über die katholische Kirche Württembergs, welcher, wenn eine Ehrenrettung gegen schmähliche Angriffe erlaubt und die Behauptung, daß man auf Seite jenes Angriffes Recht und Wahrheit für sich habe, kein bloßes Vorgeben seyn soll, es sich gefallen lassen muß, in Folgendem etwas näher beleuchtet zu werden: Fassen wir das Raisonnement des Artikels in Einen Satz, so ist es der, daß sich „die Verbreitung thatsächlicher Entstellungen in so ungewöhnlicher Potenzierung bei der Parthei des Ultramontanismus zeige, daß demselben hierin höchstens einige französische jacobinische Blätter gleichstehen, welche früher als die unerreichten Meister in der Verbreitung thatsächlicher Unwahrheiten zu betrachten waren". Staunen wir über das Neue und Unerhörte dieser Behauptung, so steigert sich diese unsere Verwunderung noch mehr, wenn wir diese Behauptung von einem Blatte ausgehen sehen, das in Bezug auf seine Vorliebe für die Wahrheit so renomirt ist, daß Antistes Hurter in Schaffhausen dasselbe als „das große Lügendepot von Europa" betitelt, daß die allgemeine Zeitung, indem sie sich hierauf bezieht, schon in Nro. 244 des Jahrgangs 1840. S. 1942. Die „Unanständigkeit der Leipziger Allgemeinen Zeitung die gehässigsten Persönlichkeiten aufzunehmen, die theils auf Aberwitz, theils auf Lüge beruhen", rügt und sie bei vielen andern Gelegenheiten der Unrichtigkeit, ja der schamlosen Lügenhaftigkeit beschuldigt. Halten wir überhaupt Umschau auf dem Gebiete der deutschen Zeitungen, welches sind die Blätter, welche die abgeschmacktesten Erzählungen, Behauptungen und Raisonnements, wenn sie auch hundertmal der Unwahrheit überführt werden, stets aufs Neue mit offener, nie erröthender Stirne feilbieten? Sind es nicht die Blätter, welche der dem sogenannten ultramontanen Interesse gerade gegenüber liegenden Sache dienen, eine Leipziger Allgemeine Zeitung, eine Badische oder National Zeitung, eine Allgemeine Kirchenzeitung, eine Stuttgarter Zeitung? Wenn nun ein katholisches Blatt in einem vereinzelten Falle eine Unrichtigkeit oder eine die Wahrheit nicht ganz treffende Behauptung sich zu Schulden kommen läßt, mit welchem Rechte kann man von seiner eigenen unedeln Stellung aus nicht blos ein Blatt, sondern eine ganze Parthei oder eine ganze Confession mit Schmutz und Koth bewerfen? Die Gegenparthei unternehme es einmal, wenn es ihr nicht blos darum zu thun ist, für einen gewissen temporellen Zweck die Geister zu berücken, „aus den mancherlei thatsächlichen Mittheilungen der sogenannten ultramontanen Blätter nicht blos eine beispielweise herauszugreifen", sondern z. B. die historisch-politischen Blätter, den fränk. Courier noch einer weitern

Prüfung zu unterwerfen, und, wenn sie noch mehr irrige Angaben in denselben findet, dieses Resultat offen und frei dem Publikum zu übergeben. Dann möge dieses richten!

Nehmen wir vollends die empörende Vergleichung „der Ultramontanen dieser undeutschen Parthei in Deutschland mit den französischen Jakobinern“ und die Behauptung „des leichten Uebergangs von der einen dieser Partheien zu der andern, wovon manche Koryphäen beider Partheien, deutsche und französische, in ihrer Lebensgeschichte frappante Beispiele darbieten“. Offenbar schwebte bei dieser Behauptung Abbé de la Mennais vor, gleich als ob diese Leute nicht wüßten, daß seine revolutionären Tendenzen sogar vom Papste in einem eigenen Breve verworfen wurden, und daß er, sobald er erklärter Jakobiner war, auch dem römischen Stuhle sich zu unterwerfen d. i. Katholik zu seyn aufhörte, was die Bezeichnung eines „Ueberganges“ schon von ferne ausschließt. —

Nahm auch der im katholischen Sinne geschriebene Univers in den verhängnißvollen Jahren 1840 und 1841 eine feindselige Richtung gegen Deutschland, so war das überhaupt die Richtung fast aller französischen Blätter von jeder religiösen und kirchlichen Farbe und eine revolutionäre Tendenz kann hierin um so weniger gefunden werden, als der Univers unter dem gegenwärtigen Ministerium des protestantischen und streng monarchischen Guizot zu den ministeriellen Blättern gehört und wegen jener politischen Tendenz gegen das Ausland der katholisch gesinnte Pair Graf von Montalembert von der Redaction des Blattes ausschied. Im Uebrigen weiß jeder der Geschichte nur etwas Kundige, daß alle Revolutionen, statt von sogenannten Ultramontanen auszugehen, ihre Unterdrückung und Vernichtung ebenso wie die Zerstörung aller monarchischen und obrigkeitlichen Gewalt sich zum Zwecke setzten. Der sogenannte Ultramontanismus war von jeher die Stütze der Throne, weil er, entfernt von radicalem und blos auf politische Erwägungen sich stützenden Servilismus, auf religiöser Ueberzeugung ruhend auch das göttliche Recht der Throne anerkennt; und wo er sich Widerrede und Einsprache erlaubt, da geschieht es erstens auf rein gesetzlichem Wege und zweitens nur deßhalb, weil er in dem Gefühle für alles Recht auch das eigene geachtet wissen will, und in dessen Verkümmerung nur eine Untergrabung der Stützen und Träger der Staaten und der Throne selbst sieht. Sehen wir deßfalls im eigenen Vaterlande nach, welcher sogenannte Ultramontane hat es hier an der Verehrung unseres Königs und in „der Anerkennung der

Fürsorge der Regierung für die Blüthe des öffentlichen Lebens und theilweise auch für kirchlichen Institute“ fehlen lassen, oder wer hat es ihm hierin auch nur zuvorgethan? Waren sogenannte Ultramontane es, die in den ersten Jahren des verflossenen Decenniums sich im Complotte gegen die Regierung und die ehrwürdige Person des Königs eingelassen, und änderten sie vielleicht die Sitte, nach der, wie schon Herzog Eberhard I. sich rühmen konnte, die würtembergischen Regenten sicher in dem Schooße eines jeden ihrer Unterthanen ruhen dürften? Oder reichten sie vielleicht, da sie bekanntlich früher die Zerrissenheit Deutschlands nicht herbeigeführt, in der Catastrophe von 1840 und 1841 den französischen Feinden offen oder versteckt die Hände, oder suchten sie vielleicht, weil sie im Lande selbst kein Zeitungsblatt besitzen, durch Inspirationen in Blättern des Nachbarlandes, also z. B. in den historisch-politischen Blättern oder im fränkischen Courier, der fast übertrieben gegen Franzosenthum und französische Ansprüche auftrat, die Einheit Deutschlands zu untergraben?

Indem wir die weitere Entgegnung auf die abgenützte Bezeichnung unreifer junger Köpfe, so wie auf die Anschuldigung des Verdammungshasses gegen Andersgläubige, den wir bei Einzelnen in allen Confessionen finden, füglich bei Seite lassen, wollen wir nur noch kurz die nach dem Ausdruck des schwäb. Merkurs, „wie es scheint aus einer gut unterrichteten Quelle herrührende“ Berichtigung einer neuen Berichtigung unterwerfen, und es getrost dem Autor überlassen, was er zur Rechtfertigung seines Machwerks vorzubringen wisse. Baare Unwahrheiten enthält die Darlegung des „wahren Sachverhaltes“ in den Punkten 4, 5 und 9. Ein Verlangen der katholischen Braut in Betreff der Nacheinsegnung fand anfänglich gar nicht statt, sondern wurde erst durch anderweitige Einflüsterungen und Bearbeitungen hervorgerufen. Pfarrer Zell glaubte in dem Ausdrucke des Religionsedicts, daß die Nacheinsegnung auf Verlangen „zur Gewissensberuhigung“ geschehen sollte, Grund zu finden, jenes Verlangen, das auf keine Gewissensberuhigung sich stützte, abzuweisen. Und allerdings wurde ihm eine Verletzung des Beichtsiegels zugemuthet, da er gleich bei dem Beginne seiner Abmahnung nach dem protokollarischen Geständnisse der Braut ausdrücklich die Bemerkung machte, daß, was er ihr hier an's Herz lege, wie im Beichtstuhle gesagt anzusehen sey. Es liegt am Tage, daß das Beichtgeheimniß sich nicht an die Oertlichkeit des Kirchenstuhles, sondern an die ausgesprochene Intention des Ausspenders des Sacramentes knüpft. Der „für das Brautpaar kränkende“ Zusatz

zu dem kirchlichen Aufgebot bestand einfach in den Worten: „In den Stand der Ehe wollen sich begeben“, über welche Worte — Pfarrer Zell sich in seiner Recursschrift äußerte, er habe hiebei schonende Rücksicht auf den protestantischen Bräutigam genommen, welchem die Ehe kein Sacrament sey. Wollen wir auch bei Art. 5. über die Bezeichnung eines „interpolirten“ Katechismus wegsehen, obwohl dieselbe einer von einem Bischofe eines protestantischen Nachbarstaates veranstalteten neuen Ausgabe beizulegen — ganz neu und frappant ist, so können wir doch unsere große Verwunderung darüber nicht zurückhalten, daß behauptet werden will, daß der Katechismus von einem Caplan eigenmächtig eingeführt worden sey, da derselbe im Gegentheil dem Decan Maier den Katechismus zur Prüfung vorlegte und sofort von diesem auch die Erlaubniß zur Einführung desselben in den städtischen Schulen erhielt. Die Vermuthung, daß der Oberamtmann nach höherer Weisung handle, lag sehr nahe, da derselbe den Befehl der Kreisregierung, die Beschlagnahme alsbald aufzuheben, nicht beachtete, und aus diesem Grunde von ihr sogar mit einer Geldstrafe belegt worden seyn soll. Welche Genauigkeit in der Darlegung des „wahren Sachverhaltes“ herrsche zeigt weiterhin Art. 7. in welchem man sich um die Behauptung zurückzuweisen, daß dem Pfarrer auf Hohenrechberg zur Pflicht gemacht worden sey, seine Messe stets nur vor Sonnenaufgang zu lesen, auf die Bestimmungen der allgemeinen Gottesdienstordnung v. J. 1837. beruft. In Wirklichkeit stellte der frühere Decan in Gmünd dem früheren Pfarrer zu Hohenrechberg das Ansinnen, um die Wallfahrten zu beschränken, im Winter schon um halb acht Uhr zu lesen, worauf übrigens der Pfarrer nicht einging, nicht eingehen konnte, weil so seine eigenen Pfarrkinder noch zur Nachtzeit sich hätten auf den Berg begeben müssen. Dieses Factum, so wie die kirchenräthlichen Erlasse in Betreff der Wallfahrten reichen über die Zeit des Erscheinens der allg. Gottesdienstordnung hinauf, und die Berufung auf diese verliert somit allen Werth. Was Art. 8 betrifft, so hatte die Vorstellung der „angesehensten Bürger nach dem Berichte des Autors selbst ein früheres (Jugend) Vergehen und eine neuere Anschuldigung zu ihren Haltpunkt. Da nun aber die neuerliche Beschuldigung nicht begründet wurde“ und der „Candidat“ früher durch einen Act der Königl. Gnade die Wiederherstellung seiner bürgerlichen Ehre erlangt hatte, und da diese Wiederherstellung doch keine blos nominelle sein kann, so begreifen wir nicht, wie die Einsprache einiger Bürger solche Bedeutung erhalten konnte, daß man die Entscheidung fast ein volles Jahr hinhielt und der Bestätigung ein so auffallendes Gepräge aufdrückte, und noch we-

niger begreifen wir, wie der Autor einen nun einmal von der hohen Regierung anerkannten Beamten, ohne dieser und den Principien derselben zu nahe zu treten, durch Aufwärmen einer Sache, die nach dem Willen des Königs vergeben und vergessen war, vor aller Welt und damit auch vor seinen eigenen Untergebenen herabsetzen konnte.

Hiebei darf nicht vergessen werden, daß an der Spitze der Paar Katholiken, die mit den betreffenden Protestanten die angesehensten Bürger Gmünds genannt worden, eben jener Bürger stand, welcher an Petrus Canisius einen solchen Anstoß nahm, daß er die Sache zugleich unmittelbar bei dem Ordinariate zur Anzeige brachte. Wenn, um auch Art. 9. unserer Betrachtung vorzuführen, bemerklich gemacht wird, daß die Katholiken zu den Protestanten zu Stuttgart wie 1 zu 25, zu Mergentheim wie 1 zu 5 sich verhalten; so genügt die Entgegnung, daß in Wahrheit und Wirklichkeit die Katholiken zu den Protestanten in Mergentheim, statt wie 1 : 5 nach dem neuesten Staatshandbuch 1902 : 373 = 5 : 1 sich verhalten, und daß, wenn dem auch nicht so wäre, der Einsender jenes Art. nicht blos auf Stuttgart, sondern auf das gesammte Land sich berufen hat. Und in letzterer Beziehung verweisen wir auf die einfache Thatsache, daß in Würtemberg unter 233 Oberamtmännern, Oberamtsrichtern und Kammeralverwaltern sich nur 23 Katholiken finden. Ob dieses Verhältniß in mangelhafter Intelligenz auf der einen Seite oder in andern Umständen seinen Grund habe, überlassen wir dem Publikum zur Beurtheilung. — Soviel blos zur Vertheidigung der Beschimpften.

XVI.

Der Erzbischof von Canterbury und das neue Bisthum zu Jerusalem.

Die officielle Erklärung über die Tendenzen und Lebensbedingungen des neuen englisch-preußischen Bisthums zu Jerusalem, welche so eben auf Geheiß des Erzbischofs von Canterbury und der übrigen englischen Bischöfe veröffentlicht worden ist, gewährt genauere und vollständigere Aufschlüsse, als

das, was bisher in Deutschland hierüber kund geworden, und liefert den Beweis, daß wir in unserem Artikel in dieser Zeitschrift den Charakter dieser denkwürdigen Stiftung im Ganzen richtig aufgefaßt hatten. In Einem Punkt nur gibt uns das Document Veranlassung, unsere dort ausgesprochene Ansicht zu modifiziren. Es ist nämlich nicht mehr zu verkennen, daß das Einverständniß der beiden contrahirenden Mächte in Betreff der Zwecke, die durch das Bisthum erreicht werden, und der Bedingungen, unter denen der Bischof sein Amt ausüben soll, vollständiger ist, als wir anfänglich vorausgesetzt hatten. Nach seiner offenen Versicherung hat sich der Erzbischof, indem er im Einverständnisse mit den übrigen englischen Prälaten auf den von Deutschland her gemachten Antrag eingegangen, vornehmlich durch die Rücksicht leiten lassen, daß eine solche Verbindung das Mittel zur Bekehrung der deutschen Protestanten werden, und daß diese in den reineren Lehren und besseren Institutionen der anglikanischen Kirche ein Heilmittel für ihre kirchlichen Mängel und Gebrechen finden würden*). Hr. von Bunsen, welchem der Erzbischof diese seine Ansicht natürlich nicht vorenthalten, hat sich nicht nur nicht berufen gefühlt, die Vortrefflichkeit und Integrität des deutschen Protestantismus in Lehre und Verfassung gegen die stolzen Ansprüche und das vornehme Mitleiden der Inselkirche in Schutz zu nehmen; sondern er hat auch den mangelhaften Zustand seiner Confession und ihre Hülfsbedürftigkeit ganz bereitwillig, wie es scheint, anerkannt, indem er alle Bedingungen zugestanden, welche der Erzbischof

*) His grace's view is stated to have been, that the adoption of this proposal might pave the way to the conversion of the Lutherans and Calvinists of the Continent to the religion of the church of England; or, in the words of the published statement, „to an essential unity of discipline as well as of doctrine between our own church and the less perfectly constituted churches of Europe". Siehe die Times v. 8. Januar d. J.

offenbar in der Absicht gesetzt hat, die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge der anglikanischen Kirche in das deutsch-protestantische Kirchenwesen hinüberzuleiten, und dieses dem seinigen zu assimiliren.

Eine zweite Hauptabsicht, zu deren Erreichung, falls die Hoffnungen der englischen Bischöfe in Erfüllung gehen, das neue Bisthum gute Dienste leisten wird, ist die Annäherung der anglikanischen Kirche, und der von ihr ins Schlepptau genommenen „deutschen Congregationen" (with its associated German congregations) an die alten Kirchen des Orients. Diese sollen, wie der Erzbischof sagt, gegen das Umsichgreifen des römischen Stuhls gestärkt werden, zugleich soll aber auch dadurch „der Weg gebahnt werden zu ihrer Reinigung von ernsten Irrthümern in einigen Fällen und von gewissen Unvollkommenheiten in andern Fällen — Unvollkommenheiten, welche gegenwärtig die Wirksamkeit dieser Kirchen als Zeugen und Ausspender der evangelischen Wahrheit und Gnade wesentlich hemmen". — Diese Worte lassen nur Eine Deutung zu. Die Kirchen, welchen die anglikanische Kirche zur Ausstoßung bedenklicher bisher gehegter Irrthümer hülfreich die Hand bieten will, können keine anderen seyn, als die seit dem fünften Jahrhunderte von der katholischen, wie von der schismatisch-griechischen getrennten Partheien der Nestorianer, zu welchen ein großer Theil der Christen in Mesopotamien gehört, und der Monophysiten, welchen die nichtunirten Armenier, die Kopten in Aegypten und die Abyssinier sich anschließen. Die Irrthümer dieser beiden einander entgegengesetzten Partheien, zwischen denen die Lehre der katholischen und der griechischen Kirche die Mitte hält, betreffen die Persönlichkeit des Erlösers, das Verhältniß nämlich seiner beiden Naturen, der göttlichen und der menschlichen. Nun würde zwar die Mehrzahl der deutschen Protestanten in der Fassung, welche Nestorianer und Monophysiten diesem Dogma gegeben, und auf der ihre Trennung von der Kirche beruht, durchaus kein Hinderniß einer Vereinigung sehen;

allein die anglikanische Kirche denkt hierüber anders; sie, welche das Athanasianische, gerade im schärfsten Gegensatz gegen diese Irrthümer entworfene Glaubensbekenntniß jährlich vierzehnmal in allen ihren Kirchen vorlesen läßt, muß natürlich die Annahme der darin enthaltenen Lehre von Seite der genannten Sekten zur ersten und unerläßlichen Bedingung jeder Annäherung machen.

Mit viel günstigeren Augen betrachtet der Erzbischof die orthodoxe griechische Kirche; an ihr entdeckt er keine Irrthümer, sondern nur einige ihrer freien Wirksamkeit nachtheilige Unvollkommenheiten. Freilich ist schwer zu begreifen, wie eine solche Vorstellung in dem Kopfe eines anglikanischen Prälaten habe entstehen können; schwer zu begreifen ist, wie der geschworene Bekenner und Schirmvogt der 39 Artikel von der griechischen Kirche sagen könne, daß sie nur einer Reinigung von einigen Unvollkommenheiten bedürfe; wie er ein Urtheil, welches, über seine eigene Kirche ausgesprochen, sicherlich in England selbst als ein allzugelindes betrachtet werden würde, von derjenigen Kirche fällen könne, welche das Meßopfer, die Transsubstantiationslehre, die sieben Sacramente, die Anrufung der Heiligen, die Verehrung der Bilder, das Mönchthum, kurz fast alles das festhält, was der Protestantismus seit seiner Existenz auf Tod und Leben bekämpft.

Uns ist hier nur die Alternative denkbar, entweder daß der Erzbischof mit dem Glauben und den Gebräuchen der orientalischen Kirchen völlig unbekannt ist, oder daß, wenn nicht er selbst, doch der Concipient dieser Urkunde zu der Oxforder Schule gehört, in deren Augen fast alle jene katholischen Lehren und Institutionen der morgenländischen Christen eben so viele beneidenswerthe Vorzüge sind, und die an dieser Kirche nicht viel anderes, als etwa ihre verstandlose Polemik gegen das abendländische Dogma vom Ausgange des heiligen Geistes, ihre geistige Trägheit und Erstarrung, ihren Mangel an aller öffentlichen Religionslehre, die Verwilderung ihrer Weltgeistlichen, und allenfalls ihre gar zu weit

getriebene Bilderverehrung, auszusetzen findet. Fast möchte man dieß für sehr wahrscheinlich halten, wenn man damit die Angabe einer englischen Zeitschrift *) zusammenhält, daß der bekannte Theologe Palmer, der in näheren Beziehungen zum Erzbischof zu stehen scheint, und schon früher von ihm beauftragt worden war, eine Erklärung über das jerusalemische Bisthum zu veröffentlichen, vor einiger Zeit mit griechischen Bischöfen in Correspondenz getreten sey, und ihnen die Gemeinschaft der englischen Kirche, wechselseitige Anerkennung und Gleichstellung angetragen habe; als Bedingungen, heißt es hier, habe er vorgeschlagen, daß die englische Kirche die vier ersten ökumenischen Concilien annehmen, und den Streitpunkt vom Ausgange des heil. Geistes als eine offene Frage, über welche jeder der beiden Lehrtropen gestattet sey, ansehen wolle, wogegen die griechische Kirche ihren Angehörigen die Annahme oder Verwerfung der Transsubstantiation freistellen solle. Wir brauchen nicht zu bemerken, daß die Griechen diesen Vorschlag von der Hand wiesen, aber auffallend wäre hiebei, daß Hr. Palmer die Anrufung der Heiligen, über welche er in einer kürzlich erschienenen Reihe von Sendschreiben an den Bischof Wiseman den Katholiken die bittersten Vorwürfe gemacht, bei den Griechen so unschuldig und erträglich gefunden haben sollte, daß er derselben in seinem Antrage nicht einmal gedacht hätte. Hoffentlich wird uns die Zeit hierüber noch Manches aufklären. Einstweilen aber ist nicht recht abzusehen, was aus den 39 Artikeln werden soll, auf die doch alle Geistlichen in dem ungeheuren Umfange des neuen Bisthums sich verpflichten müssen. Diese Artikel enthalten den baaren, wenn auch hie und da mit einiger Zurückhaltung ausgedrückten Calvinismus des sechszehnten Jahrhunderts, und ehe ließen sich Feuer und Wasser mit einander vereinigen, als der Glaube der griechischen Kirche und der der anglikanischen Artikel.

Laut der Urkunde soll die Gewalt des Bischofs sich über

*) London and Dublin Orthodox Journal, Nov. 1841, p. 308.

Palästina, Syrien, Chaldäa, Aegypten und Abyssinien (warum nicht auch über Armenien und Persien?) d. h. natürlich nur über die in diesen Ländern sich etwa aufhaltenden Englisch-bischöflichen und preußisch-unirten Geistlichen, erstrecken; er selbst aber steht unter dem Erzbischofe von Canterbury, wird abwechselnd von diesem und von dem Könige von Preußen ernannt, doch so, daß der Erzbischof bei der Ernennung des Königs ein Veto einzulegen befugt ist, während der letztere, obgleich er die Hälfte der Kosten trägt, sich stets den von dem ersten Ernannten gefallen lassen wird. Kirchliche Verordnungen für seine Diöcese, welche, wenn sie nach Quadratmeilen, nicht nach Seelen gemessen wird, die größte der ganzen Welt ist, darf der Bischof nur mit Zustimmung seines Metropoliten in England machen. Die Abhängigkeit des protestantischen Bischofs von Jerusalem von seinem kirchlichen Obern ist demnach größer als die der katholischen Bischöfe von dem Papste, da diese sich bekanntlich in dem von Rom aus unbestrittenen und ungeschmälerten Rechte befinden, selbstständig in ihren Diöcesen innerhalb der Gränzen der allgemeinen Kirchengesetze kirchliche Verordnungen zu machen. Nun möchte vielleicht Mancher erwägen, daß die Jurisdiction des Erzbischofs von Canterbury, die sich bereits bis an den Ganges, und von jetzt an auch vom Nil bis zum Tigris und von der afrikanischen Wüste bis zum Ararat erstreckt, der päpstlichen Gewalt, so weit wenigstens Ansprüche, Hoffnungen und Entwürfe reichen, ziemlich nahe komme; er möchte sich verwundern, daß auch der deutsche Protestantismus eine solche weit über den Gewalt-Umfang der alten Patriarchen hinausgehende protestantisch-päpstliche Machtfülle mit solcher Bonhomie ohne weiteres Bedenken einräume und sich derselben theilweise unterwerfe, während derselbe Protestantismus mit einer sonst seltenen Einstimmigkeit bei jeder Gelegenheit die tausendjährige Autorität des Nachfolgers Petri in der katholischen Kirche, eben die, welcher der Stuhl von Canterbury selber seine Existenz und seine Rechte verdankt, als unerhört freche Usur-

pation, als antichristischen Greuel u. s. w. zu bezeichnen nicht müde wird. Indeß: duo si faciunt idem, non est idem, und immer ist doch hier der wesentliche Unterschied in Rechnung zu bringen, daß der protestantische Primas noch ein höheres Kirchenhaupt über sich erkennt, nämlich die Königin Victoria, die nach dem Buchstaben des englischen Kirchenrechtes und nach wohlbekannten Präcedentien ihn eben so gut suspendiren oder absetzen kann, als ehemals ihre Vorgängerin Elisabeth ihren Erzbischof suspendirte *), und andere Bischöfe absetzte; wogegen der Papst freilich nur Christum über sich hat, und weder von einem Könige noch von einer Königin suspendirt werden kann.

Wir erfahren ferner durch die englische Urkunde, daß in Jerusalem ein Collegium errichtet wird, in welchem jüdische Bekehrte — die Bekehrung der Juden ist bekanntlich von preußischer Seite als ein Hauptmotiv zur Errichtung des Bisthums vorangestellt worden — Drusen und andere bekehrte Heiden (sind hier Muhamedaner oder die kleinen Sekten der Nossairis, Schemsieh u. a. gemeint?) streng nach den Lehren der englischen Kirche (in strict conformity with the doctrines of the united Church of England and Ireland) erzogen werden sollen. Sollten die Einkünfte des Collegiums hinrei-

*) Die Königin hatte im Jahre 1576 dem Erzbischofe Grindal von Canterbury befohlen, die sogenannten Prophesyings der Geistlichen, d. h. ihre Zusammenkünfte zum Behufe der Schriftauslegung, zu unterdrücken; da er nicht gehorchte, und durch seine Bitte, sie möge doch in kirchlichen Dingen nicht mit so absolutem Despotismus schalten, die schrankenlose Machtfülle ihres kirchlichen Supremats in Frage zu stellen schien, wurde er in Haft genommen und auf 6 Monate suspendirt; er sollte die Königin um Verzeihung bitten und sich ihren Befehlen völlig zu unterwerfen versprechen; auf seine Weigerung wurde seine Haft sowohl, als seine Suspension verlängert, bis er endlich im Jahre 1582 resignirte. *Strype's* Life of Archbp. Grindal, London 1710, fol. p. 343.

tete sich die Identität im Stein, anders in der Pflanze, anders im Thiere, anders im Menschen. Sie selbst aber über diese Unterschiede erhaben, schwebt in ihrer eigenen, unwandelbaren Nichtigkeit darüber hin, und wird von keinem endlichen Dinge berührt.

Gehen wir auf den Ursprung des Systems zurück, um dessen Genesis aus der kantischen Philosophie zu erforschen, dann wird uns alles verständlich. Kant hatte alles menschliche Wissen als den Ausdruck subjectiver Formen betrachtet, und Fichte aus dieser Idee seine Ichheits-Theorie gebildet und behauptet, daß das Ich mit seinem Selbstsetzen alles setzt. In dieser Lage der Dinge müßte die Philosophie entweder auf die Erkenntniß alles objectiven Daseyns Verzicht leisten, wie Kant, oder behaupten, das subjective Denken sey objectiver Existenz, wie Fichte. Mit andern Worten: die Philosophie müßte, um in den Gedanken Realität einzuführen, den Unterschied zwischen Subject und Object für eine bloße unwesentliche Erscheinung erklären, und somit dieselbe aufheben. Die absolute Thätigkeit, in Fichtes Ansicht, bevor sie an das Obstacle anstößt und in sich zurückprallend zum Bewußtseyn gelangt, ist im Grunde eine solche, von der nichts zu prädiciren ist, als daß sie identisch oder sich selbst gleich sey. Geht man daher in Fichtes System bis auf den Grund, und forscht man nach dessen Princip, so gelangt man zu einer absoluten Thätigkeit, die keinen andern Grund hat, als sich selbst, und allem Bewußtseyn und Denken vorangeht. Indem die absolute Thätigkeit in sich selbst zurückgeht, und ihrer selbst bewußt wird, scheiden sich in ihr und für sie die entgegengesetzten Begriffe des Subjects und Objects. Da sie aber selbst beides ist, so ist durch den Gegensatz nichts wesentlich Neues gesetzt: es ist ein rein formeller Unterschied. Dem Wesen nach sind Subject und Object eins und dasselbe. Ebenso daher, wie die Ichheits-Theorie in der Kritik der reinen Vernunft unentwickelt lag, so auch das Identitäts-System in der Ichheits-Theorie. Es ist daher eine logische Folgerung des auf-

gestellten Princips, wenn im Identitäts-System behauptet wird: „Die Kraft, die sich in der Masse der Natur ergießt, ist dem Wesen nach dieselbe mit der, welche sich in der geistigen Welt darstellt, nur daß sie dort mit dem Uebergewicht des Reellen, hier mit dem des Ideellen zu kämpfen hat. Aber auch dieser Gegensatz, welcher nicht ein Gegensatz dem Wesen, sondern der bloßen Potenz nach ist, erscheint als Gegensatz nur dem, der sich außer der Indifferenz befindet, und die absolute Identität nicht selbst als das Ursprüngliche erblickt". Was uns in dieser Enthüllung der ganzen Tiefe des Systems besonders auffällt, ist der vorgebliche Kampf der Identität mit dem Reellen einerseits, und mit dem Ideellen andererseits: denn da die Identität nach der Behauptung selbst alles ist, so können alle innern Kämpfe, und andere gibt es dem Systeme nach nicht, nichts seyn als Kämpfe der Identität mit sich selbst. Diese können daher von keinem großen Belange, und müssen von Seiten der Identität leicht zu schlichten seyn.

Aber möchte jemand fragen, „woher kommt denn ein Kampf und Zwiespalt, und überhaupt irgend ein Gegensatz in die Identität hinein: was bewegt diese, aus ihrer reinen und lautern Einfachheit auszugehen, und sich mit sich selbst in Widerspruch zu setzen? Frägt man Fichte nach der Entstehung des Bewußtseyns, so weist er auf das geheimnißvolle und unerklärbare Obstakel an, welche die absolute Thätigkeit in sich selbst hineintreibt, und so das Bewußtseyn erzeugt. Im Identitäts-System ist die Speculation höher getrieben, und die crasse Idee des Obstakles abgeschafft. Der Gegensatz wird von der Identität selbst deducirt, und zwar von einem in ihr liegenden Triebe des Selbsterkennens. Dieser Trieb ist das Princip zur Evolution des Universums, in ihm ist eine Reihe von Acten begründet, die theils auf der reellen, theils auf der ideellen Seite des Weltalls liegen, und die zwei großen Erscheinungen der Natur und der Geschichte erzeugen, welche als zwei Grundwissenschaften alle Philosophie umfassen, oder

vielmehr von derselben umfaßt und construirt werden. Niemand täusche sich hier, als wenn zwischen Natur und Geschichte irgend ein wesentlicher Unterschied wäre, denn die Identität ist allenthalben sich selbst gleich; sie ist ganz auf der Seite des Reellen oder des Seyns, und ganz auf der Seite des Ideellen oder des Denkens, und so genau correspondiren die beiden Pole des Objectiven und Subjectiven mit einander, daß die verschiedenen Momente und Epochen an beiden Seiten ganz genau dieselben sind. Wie sehr durch diese Entdeckung das Studium sowohl der Natur als der Geschichte erleichtert wird, fällt in die Augen; denn kennt man nur eine der beiden Grundwissenschaften, so versteht man auch die andere; der gründliche Physiker ist auch ein gründlicher Historiker, und umgekehrt. Daß dies alles sich so verhält, weiß der Transcendental-Philosoph, der im Centro der Dinge, das heißt, in der Identität selbst steht, oder vielmehr der reine Ausdruck der Identität selbst ist.

Nach den Grundsätzen des Systems ist es der Grundtrieb des Selbst-Erkennens, welcher die beiden paralellen Reihen des Objectiven und des Subjectiven, oder wie sie auch genannt werden, des Bewußtlosen und des Bewußten erzeugt. Hierbei stellt sich die andere Frage ein: Aus welcher Ursache der einfache Grundtrieb der einfachen Identität nothwendig in eine Doppelreihe entgegengesetzter Acte zerfällt? Beim ersten Anblick möchte es scheinen, daß die Identität, die selbst alles ist und außer der nichts ist, sich selbst suchen, sich selbst finden würde, oder mit andern Worten, man glaubt, daß der erste Act der Einkehr der Identität in sich selbst, nothwendig ein Act des Selbstanschauens seyn müsse? Aber hierin irrt man sich, dies geht nicht so geschwind, es bedarf noch vieler Umwege und vieler Umschweife, bis die Identität dahin gelangt, das Ich zu lallen; aber am Ende erreicht sie doch ihr Ziel. Wie die getrennte Psyche, nach vielen Irrsalen, dennoch am Ende den verlornen Amor wieder fand, so auch findet die in sich

entzweite Identität am Ende sich selbst, wie der Bauer das Pferd, auf dem er selbst reitet.

Wie dürftig und unbefriedigend sind die Principien eines Systems, das an der Stelle des christlichen Glaubens an einen unendlichen Gott, der von Ewigkeit her sich selbst kennt und liebt, und aus Liebe eine Welt voll der Wunder seiner Allmacht und Weisheit geschaffen hat, sich am Traumbilde einer armseligen Gleichheit weidet, die von sich selbst nichts weiß. Diese, um zum Selbstbewußtseyn zu gelangen, ist nunmehr genöthigt, sich in alle Gestalten der Natur zu metamorphosiren, um späterhin die ganze unsägliche Reihe von Naturerscheinungen von neuem als Formen des Geistes und Gedankens zu reproduziren. Wir wollen gern zugeben, daß der geniale Schöpfer der neuern Naturphilosophie tiefe Blicke in die Natur geworfen, und den Anfang zu einer geistreichern Ansicht der Erscheinungen gemacht, die ihre ganze Gültigkeit behält, ohne daß wir genöthigt sind anzunehmen, daß die Natur das Residuum der sich selbst suchenden Identität sey, und daß Werke, die das Gepräge einer unendlichen Weisheit tragen, die bewußtlose Poesie eines noch unwissenden Geistes seyen. Zu bedauern ist es, daß ein so hoch gestelltes Talent und ein so ideenreicher Geist, wie der Schelling's, in eine ungläubige Epoche hineingerathen, und der dürftigen Ichheitstheorie Fichte's in die Hände gefallen ist. Die Grundidee des Philosophen von der sich selbstsetzenden Ichheit beibehaltend, arbeitete Schelling daran, diese beschränkte Ansicht zur Einheit eines allumfassenden Systems umzugestalten, und gelangte so zum Panegoismus, welcher das erste Stadium seiner Philosophie bezeichnet. Späterhin, als der Verfasser des Systems des transcendentalen Idealismus seine Meditationen auf die Geschichte und auf die sogenannte ideelle Seite der Philosophie wandte, nahm diese eine neue veränderte Gestalt an, und trat in die Reihe der alten gnostischen Systeme der Emanation ein, die bekanntlich specielle Formen des orientalischen Pantheismus sind. Wie nun die gnostischen

chen, so werden auch orientalische Christen aufgenommen werden; ob auch diese in „strikter Conformität mit den anglikanischen Lehren“ erzogen werden sollen, darüber schweigt das Document. Ausdrücklich aber wird bemerkt, daß keine Mitglieder der orthodoxen griechischen Kirche aufgenommen werden dürfen, es sey denn mit besonderer Zustimmung ihrer kirchlichen Obern, und auch dann nur „in subsidiarischer Absicht“, d. h. um sich der griechischen Kirche durch thätige Mitwirkung zur Bildung ihrer Priester hülfreich und gefällig zu erzeigen. Hier bestätigt sich, was wir oben über den Unterschied, den die englische Staatskirche zwischen der orthodoxen griechischen Kirche und zwischen den Sekten der Nestorianer und Monophysiten zu machen beabsichtigt, bemerkt haben. Die letztern will sie von ihren Irrthümern bekehren, von der griechischen Kirche dagegen wünscht sie Anerkennung, sie sehnt sich in ihre Gemeinschaft aufgenommen zu werden, und würde daher freilich eben so verkehrt als unpolitisch handeln, wenn sie dieser Kirche mit der Beschuldigung, daß sie in Irrthümer verstrickt sey, entgegenträte. Im Gegentheil tragen die englischen Bischöfe kein Bedenken, diese Kirche als die orthodoxe zu bezeichnen, und brechen damit freilich über ihre eigene Kirche den Stab, denn wenn jene, die orientalische, sich im Besitze der Wahrheit befindet, dann muß nothwendig die kirchliche Staatsmaschine in England seit dreihundert Jahren dem Irrthum verfallen seyn.

Da man nun aber einmal den Frieden mit der Kirche des Ostens will, und auf ihre Anerkennung der anglikanischen Ordinationen den höchsten Werth legt, so heißt es in dem Documente: „Der Bischof werde mit den andern zu Jerusalem repräsentirten Kirchen, vorzüglich aber mit der orthodoxen griechischen Kirche Verbindungen christlicher Liebe anknüpfen, und ganz besonders Sorge tragen, diese Kirchen zu überzeugen, daß die Kirche von England keineswegs Störungen oder Spaltungen in ihrem Schooße hervorzurufen oder in ihre Verhältnisse sich einzumischen wünsche, daß

sie vielmehr bereit sey, ihnen solche Dienste der Freundschaft, welche ihnen genehm seyn werden, zu erweisen".

Dagegen contrastirt nun freilich sehr stark die Stellung, welche den deutschen Geistlichen und den künftig etwa sich bildenden deutschen Gemeinden des neuen Bisthums zu der anglikanischen Kirche angewiesen wird. Die Christen der griechischen Kirche sollen im Wesentlichen bleiben, was sie sind, sie sollen ihr Meßopfer, ihre sieben Sakramente, ihre Lehre von der Rechtfertigung und dem Verdienste der guten Werke, ihre Heiligenverehrung u. s. w. unbeschadet der Schwesterschaft und der gehofften und vorbereiteten Gemeinschaft mit der anglikanischen Kirche, beibehalten; die deutschen Prediger aber, und nicht nur diese, sondern auch die heranwachsenden Glieder der deutschen Gemeinden sollen zu guten Anglikanern bekehrt werden. Zu diesem Ende müssen die Prediger sich erst einer nach englischem Ritus von dem Bischofe zu vollziehenden Reordination unterwerfen, und hiemit also thatsächlich anerkennen, daß sie bisher bloße Laien ohne Sendung und ohne kirchlichen Beruf gewesen seyen. Sodann müssen sie zu der früher unterschriebenen augsburgischen Confession auch noch die neun und dreißig Artikel unterzeichnen. Aus diesen Artikeln werden sie lernen, was sie, falls sie auf deutschen Universitäten gebildet worden, wohl noch nicht gehört hatten, daß nämlich im neuen Testamente nur solche Schriften sich befinden, an deren Autorität niemals in der Kirche gezweifelt worden ist *); sie werden ferner in Gemäßheit des 13ten Artikels **) künftig lehren, daß jede der Rechtfertigung eines Menschen vorausgegangene Handlung

*) *Artik.* 6. In the name of the holy Scripture we do understand those canonical books of the old and new Testament, of whose authority was never any doubt in the Church.

**) *Artik.* 13. Of works before justification. For that they are not done as God hath willed and commanded them to be done, we doubt not but they have the nature of sin.

Sünde ist, und daß also ein Nichtchrist oder ein Unbekehrter in jedem Werke sündigt. Sie werden glauben, daß laut dem 20ten Artikel, die Kirche Autorität in Glaubensstreitigkeiten besitze, und sich damit auch von dem in Deutschland von allen Dächern gepredigten protestantischen Princip, daß die Schrift die alleinige Autorität in Glaubenssachen sey, lossagen. Zugleich werden sie auch den Wahn einer unsichtbaren Kirche verabschieden, weil eine Kirche, die nicht gesehen werden kann, wohl auch nicht gehört werden, also eine Autorität in Sachen des Glaubens nicht ausüben kann. Dieß und Anderes wird ihnen dienen, die Lücken ihrer augsburgischen Confession auszufüllen, und die Irrthümer derselben zu berichtigen.

Uns Katholiken, deren ganze Denk- und Sinnesweise es mit sich bringt, daß wir alles den Glauben Betreffende mit religiöser Scheu und Ehrfurcht behandeln, jedes Wort in der Fassung eines Glaubenssatzes auf's sorgfältigste abwägen, und jede willkührliche und eigenmächtige Deutung der von der Kirche geheiligten Ausdrücke und Bekenntnisse als Frevel verabscheuen — uns muß eine solche Verpflichtung auf zwei, von zwei theilweise sehr verschiedenen Geistern eingegebene Bekenntnißschriften höchst abentheuerlich, ja wahrhaft monströs vorkommen. Allein diesen Maaßstab dürfen wir bei Vorgängen außerhalb der Kirche nicht anlegen. Bekanntlich ist die Union der beiden protestantischen Partheien in Deutschland auf das Princip der Beibehaltung des lutherischen sowohl, als des reformirten Glaubens gegründet worden, und gegenwärtig ist es bei uns dahin gediehen, daß jeder, der zur Communion geht, unbekümmert um die Vorstellungen des das Abendmahl segnenden Predigers, unbekümmert auch um die Einbildungen der übrigen Gemeindeglieder, sich über die Gegenwart oder Abwesenheit des Leibes Christi in diesem Sacramente irgend eine beliebige, bald zwinglische, bald calvinische, bald lutherische Ansicht bildet. Wo der Religionsunterricht im Geiste der Union gegeben wird, da muß auch der Lehrer bereits den Knaben und Mädchen die Vor-

stellung, welcher er gerade den Vorzug gibt, als ein bloßes Provisorium vortragen, welches nach Gutdünken in jedem Momente mit der entgegengesetzten Ansicht vertauscht werden dürfe *). Mit welchen Mental-Reservationen, mit welchem weiten, der subjectiven Deutung und Zurechtlegung vorbehaltenen Spielraume die protestantischen Prediger ihre symbolischen Bücher unterschreiben oder beschwören, haben sie selbst oft genug der Welt gesagt. Die englische Staatskirche aber hat hierin den Deutschen nichts vorzuwerfen. „Der große Riese" — sagt ein Engländer in seinem kürzlich erschienenen Sendschreiben an den Bischof von London **) — „der in eine kleine Büchse gesperrt wurde, Milton's Engel, welche plötzlich in Pygmäen verwandelt wurden, litten weniger in ihren körperlichen Dimensionen, als die neun und dreißig Artikel in ihrem grammatischen Sinne leiden. Man hat sie so wunderbar und offenkundig elastisch gemacht, daß sie sich dem Glaubensbegriffe jedes Geistlichen in den Gebieten der Königin von

*) Daß ein solcher Zustand aus einer Union erwachsen würde, sah Luther voraus. „Wir müßten", sagt er, „zu beiden Theilen gestatten, daß, wo unsere Leute etwa zu ihnen kämen und das Sacrament empfahen wollten, oder wiederum ihre Leute zu uns kämen, würde der unleidliche Irrthum angehen, daß unsere Leute eitel Brod und Wein empfingen, und doch glaubten, daß der Leib und Blut Christi wäre, und ihre Leute bei uns den Leib und Blut Christi empfingen, und doch glaubten, daß eitel Brod und Wein wäre, und der Gräuel viel mehr". Br. an den Herzog v. Lüneburg bei de Wette Bd. IV. S. 219. „Mir ist's erschrecklich zu hören, daß in einerlei Kirchen oder an einerlei Altar sollten beide Theile einerlei Sacrament haben und empfahen, und ein Theil sollte glauben, es empfahe eitel Brod und Wein, das andere Theil aber glauben, es empfahe den wahren Leib und Blut Christi". Luthers Werke, Walch'sche Ausg. XVII, 2135.

**) A Letter to the Lord Bishop of London by H. Erskine Head.

dem Pelagianer (und Socinianer) bis zu dem supralapsarischen Calvinisten anschmiegen". — Von dieser Seite die Sache betrachtet, ließe sich demnach hoffen, daß die englischen Bischöfe, die zu Hause und in ihren nächsten Umgebungen an die laxeste Deutung ihrer Glaubensverpflichtung gewohnt sind, auch bei den deutsch-protestantischen Geistlichen nicht gerade mit besonderem Nachdrucke auf consequenten und redlichen Vortrag der Lehre der 39 Artikel dringen würden; sieht man aber näher zu, dann zeigt sich freilich, daß die englischen Prälaten allerdings beabsichtigen, die deutschen Prediger an die 39 Artikel als die entscheidende und einzige Norm des Glaubens zu binden. Die Uebereinkunft lautet nämlich dahin, daß die Deutschen zuerst dem Bischofe ein Zeugniß über eine früher irgendwo geschehene Unterzeichnung der augsburgischen Confession vorlegen, dann vor ihm die 39 Artikel unterzeichnen, und sofort reordinirt werden sollen. Die Unterzeichnung der augsburger Confession geht also der der englischen Artikel voran, und es soll daher der juristische Grundsatz, welchem zufolge das spätere Gesetz dem frühern derogirt, hier zur Anwendung kommen. Die Reordination muß ohnehin den Deutschen das Gefühl einflößen, daß sie völlig der englischen Kirche einverleibt seyen, und um so leichter werden sie dann die Artikel dieser Kirche als den Inbegriff und Kern wo nicht ihres Glaubens, doch der von ihnen zu verkündenden Lehre ehren.

Diese Absorbirung des im Orient sich etwa niederlassenden deutschen Protestantismus durch die bischöfliche Kirche wird völlig gesichert durch die weitere Bedingung, daß auch das heranwachsende Geschlecht die Confirmation von dem Bischofe empfangen soll. So sehen wir denn mit Einem Federzuge auch die bischöfliche Confirmation wieder zu Ehren gebracht. Die „Reformatoren", Luther und Calvin an der Spitze, haben die Bischöfe ihrer Zeit wegen dieses Vorrechtes mit Schmähungen überschüttet; die katholische Lehre, daß in der Confirmation eine besondere Gnade und Gabe des heiligen

Geistes mitgetheilt werde, haben sie und ihre Nachfolger für eine Lästerung des heil. Geistes, eine Beschimpfung der Taufe u. s. w. erklärt; und nun werden die Protestanten, die im Orient sich sammeln werden, angewiesen, sich eben diese Confirmation von dem Bischofe einer Kirche ertheilen zu lassen, welche gleich der katholischen lehrt, daß die Verrichtung der heiligen Handlung ein bischöfliches Vorrecht sey, und daß durch Gebet und Handauflegung die Gaben des heiligen Geistes verliehen würden *).

Ueberblicken wir zum Schlusse noch einmal die vor uns liegende Urkunde, so drängt sich uns die Bemerkung auf, daß wohl seit den Zeiten der Apostel noch nie an eine kirchliche Stiftung so viele und glänzende Hoffnungen geknüpft worden sind, als an diese. Nichts Geringeres als eine allgemeine Bekehrung, Reinigung und Verbrüderung wird in Aussicht gestellt; die Kinder Israels werden in Masse zum Christenthum sich wenden, sie werden nach Jerusalem wandern, blos um ihr christliches Glaubensbekenntniß in die Hände des H. Alexander abzulegen; die Protestanten des Continents werden, durch das Band des neuen Bisthumes mit der anglikanischen Kirche verknüpft, und zu der Höhe und Lauterkeit derselben emporgehoben, ihrer Irrthümer und Mängel sich entschlagen, und es endlich zu einer legitimen Kirchenverfassung und gültigen Ordination bringen. Den Nestorianern und Monophysiten wird schon die bloße Nähe der reinsten aller Kirchen nicht länger gestatten, ihre Häresien hinsichtlich der Person Christi beizubehalten; und endlich wird die orthodoxe griechische Kirche nicht anstehen, ihre Blutsverwandtschaft mit der jungen Kirche der westlichen Inseln und die bisher bezweifelte Legitimität ihrer Geburt anzuerkennen; die neue Schwester aber wird der alten helfen, ihre Unvollkommenheiten abzustellen, und neue Lebenskraft ihr einhauchen, während sie ihrerseits denselben Liebesdienst von ihr empfangen wird. Alle diese Früchte wird, wenn anders die sanguinischen Hoffnungen der englischen Bischöfe und die Verheißungen des Documents nicht täuschen, das neue Bisthum zu Jerusalem tragen. Nur Eine Kirche scheint bei diesem großen Reinigungs- und Verschmelzungsprocesse leer ausgehen zu sollen; ihr Name wird — eine einzige gegen ihr Haupt gerichtete feindliche

---

*) Albertis Briefe betr. den Zustand der Religion in Großbrit. Hannov. 1752. S. 653.

Aeußerung abgerechnet — nicht genannt, und dieses Schweigen ist für den, der die Zeichen der Zeit versteht, beredter, als seitenlange Tiraden es seyn würden.

Wir haben in den öffentlichen Blättern der letzten Wochen eine Reihe von Artikeln bemerkt, welche die Stiftung des neuen Bisthums mit unfreundlichen Seitenblicken auf die katholische Kirche preisen; namentlich haben die Correspondenten der Augsburger Allgemeinen Zeitung aus Berlin, Halle, Franken rc. den deutschen Katholiken zur Last gelegt, daß sie sowohl die Verbindung des preußischen Protestantismus mit der anglikanischen Kirche, als das Bisthum mit Gefühlen der Eifersucht und des Mißmuthes betrachteten, und wegen des Erfolgs große Besorgnisse hegten. Da unser früherer Artikel in dieser Zeitschrift offenbar zu dieser Beschuldigung Veranlassung gegeben hat, so dürften wir vielleicht berufen seyn, im Namen der Beklagten hier das Wort zu nehmen, und von der durch katholischen Glauben und altkirchliche Gesinnung bedingten Betrachtungsweise der in Rede stehenden Angelegenheit Zeugniß zu geben.

Ueber die hohe Wichtigkeit der Sache sind wir mit den Lobrednern und Bewunderern auf der andern Seite völlig einverstanden; auch wir sind der Ansicht, daß hiemit ein bedeutungsvolles, folgenreiches Moment in den Entwickelungsgang des Christenthums in- und außerhalb Europa eingetreten sey. Worin liegt aber diese hohe Bedeutung? Unsers Erachtens offenbar darin, daß nothwendig von zwei Fällen einer früher oder später sich ergeben wird. Entweder nämlich wird die societas leonina, in welche ein Theil des deutschen Protestantismus mit der englischen Staatskirche sich eingelassen hat, unter dem vorwaltenden Einflusse der auflösenden und indifferentistischen Elemente unserer Zeit sich zu einer flachen Religionsmengerei gestalten, in welcher mit Glaubensbekenntnissen, kirchlichen Handlungen, Sacramenten u. s. w. ein unheiliges Spiel getrieben, das innerlich Unverträgliche aufs gerathewohl zusammengeknetet, oder in unausgesöhntem Widerspruche neben sein Gegentheil gestellt wird, und Alles zuletzt in eine ganz mechanische und blos äußerliche Einheit, in ein bloßes Behaupten, daß man, trotz des inneren Gegensatzes, vereinigt sey, ausläuft. Von solcher Einheit hat uns eine in neuerer Zeit geschlossene Union schon sattsame Proben gegeben; sie hat das glückliche Resultat erzeugt, daß, wo vorher zwei Partheien waren, nunmehr drei bestehen, und daß die Rathlosigkeit, die geistige Anarchie und Zerrissenheit bis in's Innerste der Gemeinden und der Familien eingedrungen ist. Nimmt die neue Union dieselbe Wendung, dann kann freilich das Urtheil der Katholiken

und nicht blos dieser, sondern auch das der ernster gesinnten Protestanten keinen Augenblick zweifelhaft seyn, und jedenfalls würden dann die Gefühle der ersteren einen ganz andern Namen, als den der Eifersucht oder des Neides verdienen.

Oder die neue kirchliche Verbindung hat die Folge, daß die katholisch-kirchlichen Elemente, welche die anglikanische Kirche noch bewahrt hat, und welche sie jetzt mehr als jemals wieder zu beleben und weiter auszubilden bestrebt ist, von der sich ihr anschließenden Fraction des deutschen Protestantismus aufrichtig angenommen und in ihren nothwendigen Consequenzen durchgeführt werden. Nehmen wir ferner an — und die religiöse Bewegung in England, die Stimmen, die dort in Menge laut werden, berechtigen uns dazu — nehmen wir an, daß die Sehnsucht, mit der sich die englische Kirche der griechischen entgegendrängt, und um ihre Anerkennung sich bewirbt, einen tieferen Grund habe, daß sie bei der griechischen das suche, was ihr zwar ganz in der Nähe von der katholischen geboten wird, was sie aber des langen leidenschaftlichen Kampfes noch lebhaft gedenkend nicht aus den Händen der mißhandelten Gegnerin (odisse quem laeseris), sondern lieber von jener Kirche empfangen will, mit welcher sie niemals in offenen Streit verwickelt gewesen, und von welcher sich belehren zu lassen nicht gerade als Geständniß einer Niederlage erscheinen würde — dann wird sie wohl auch die deutschen Clienten, welche jetzt unter ihren Schutz und Einfluß sich zu stellen im Begriffe stehen, bestimmen, ihr, wenn auch vielleicht anfänglich halb widerwillig und sich sträubend, in dieser rückläufigen Bewegung nachzufolgen. Mit jedem Schritte aber, den sie auf dieser Bahn thun, werden sie ein protestantisches Vorurtheil ablegen, einem Irrthume entsagen, eine von den „Reformatoren“ geschmähte und weggeworfene Form des Cultus oder der Verfassung wieder aufnehmen müssen; und so würde in diesem Falle, wenn auch auf einem großen Umwege, nur das sich vollbringen, was die katholische Kirche auf's Sehnlichste wünscht; denn das dürfte man wohl mit Sicherheit behaupten: Wäre das protestantische Volk, oder irgend ein Theil desselben einmal so weit gebracht, daß es jene Lehren und Institutionen, welche die katholische und die griechische Kirche mit einander gemein haben, anerkennte und ergriffe, dann würde es von einer völligen Vereinigung mit seinen katholischen Brüdern durch die Bedenken und Vorwände, auf welche die Orientalen ihr Schisma stützen, sich wohl nicht lange mehr abhalten lassen.

XVII.

Die neuere Philosophie.

Fünfter Artikel.

Fichte mag im eigenen Geiste mit seinem Ich und Nicht-Ich, mit seinem Setzen und Nichtsetzen, manchen Zweifel zu bekämpfen gehabt haben, als ein anderer Denker, ihm an Genie überlegen, seine Theorie da aufnahm, wo er sie gelassen hatte, ihr, und somit der ganzen kritischen Philosophie, eine neue und unerwartete Wendung gab. Fichte, seinen Uebertritt so gut wie möglich verheimlichend, nahm die neue Ansicht als die seinige an, und ließ, so zu sagen, seine ganze Wissenschaftslehre im Stiche. Bisher hatte er für dieselbe manchen heißen Kampf bestanden, hatte manchen Gegner, der nicht einsehen konnte oder wollte, daß das Ich, wenn es sich selbst als nichtgesetzt setzt, sich ein Nicht-Ich entgegensetzt, als untüchtig zu aller Speculation erklärt. Seiner Theorie zu Liebe hatte er auf Gott selbst verzichtet und sich mit einer moralischen Weltordnung endlicher Ichheiten begnügt. Weiter hatte ihn selbst das Consistorium von Weimar, Herder an der Spitze, nicht bringen können. Als Martyrer seiner Idee opferte er seine Lehrstelle in Jena auf.

Nach Kant und Fichte haftet alles wahre und reelle Wissen am Subjecte, am Ich, das sich selbst als Object reflectirt und sich im Widerscheine erblickt. Diese ganze Ansicht, die das Subject fixirte und das Object fallen ließ, wurde nunmehr aufgegeben. Die Philosophie streifte die Begriffe vom Subject und Object, als relative Beziehungen, von sich ab, sie erhob sich auf einen höhern Standpunkt zur intellec-

tuellen Anschauung jener Einheit, die alle Differenzen, als ihre eigenen Gegensätze, in sich faßt. Das Wahre und Reelle ist weder Subject noch Object, weder Ich noch Nicht-Ich, sondern die reine Identität. Diese ist das geheimnißvolle Wesen aller Dinge, man kann von ihr nichts weiter sagen, als daß sie die Identität sey und das transcendente Substrat aller Dinge. Sie ist ohne Verstand, denn dieses ist nur ein Gegensatz zum Nichtverständigen; sie ist nicht Ich, denn dieses ist nur in Bezug auf ein Nicht-Ich; aber die Identität ist über alle Gegensätze erhaben. Sie weiß weder von sich noch von etwas Anderm, und wer da glaubt, daß die Identität irgend eine Qualität oder Attribut an sich habe, der hat sich noch nicht zur reinen Anschauung derselben erhoben. Sie ist weder real noch ideal, sie ist weder endlich noch unendlich; aber sie ist alles. Wird sie aber in ihren Gegensätzen, nach ihrer Erscheinung, betrachtet, so ist sie das Reale und Ideale, endlich und unendlich. Aber alle solche Relationen sind weiter nichts als Erscheinungen, die der an Reflexionsbegriffen haftende gemeine Menschenverstand als Wahrheiten annimmt. Der gemeine Verstand z. B. begreift nicht, daß A = B ist, weil er nicht einsieht, daß alle Dinge dem Wesen nach gleich sind.

In diesen einfachen Sätzen schon offenbart sich der zwischen dem reflectirenden Verstande und der philosophirenden Vernunft obwaltende Unterschied. Der erstere begreift wohl, daß A = A ist, welches der allgemeine, abstracte Ausdruck der Identität der Gleichheit mit sich selbst ist. Aber der natürliche Verstand bleibt daran haften, und behauptet sofort, daß B = B ist; die philosophirende Vernunft geht aber darüber hinaus, und setzt durch intellectuelle Anschauung A = B. Hier ist der Scheideweg, wo die philosophirende Vernunft dem natürlichen Verstande das letzte Lebewohl zuruft, und sodann ihren höhern Schwung nimmt. Der natürliche Verstand nämlich kann wohl begreifen, daß jedes Ding sich selbst gleich ist, aber seine angeborne Schwerfälligkeit und Unbeholfenheit

hindern ihn an der Einsicht, daß jedes Ding sich selbst ungleich ist, welches doch die Basis der höchsten Erkenntniß ist. Hiermit verhält es sich aber folgendergestalt.

Die absolute Identität ist nicht die Ursache des Universums, wie der Christenglauben, sondern das Universum selbst; denn alles, was ist, ist die absolute Identität selbst. Daher irren sich die Christen, die da glauben, die Welt habe einen Anfang, da doch das Universum gleich ewig ist mit der absoluten Identität selbst, und dem Wesen nach ist alles gleich; denn das Wesen der absoluten Identität ist untheilbar, daher in jedem Theile des Universums dieselbe. Die Identität aber, insofern sie als Universum erscheint, manifestirt sich als eine Composition oder Organisation einer zahllosen Menge endlicher Dinge, deren jedes vom andern verschieden ist, und in dieser ihrer Offenbarung scheint die Identität sich selbst ungleich zu seyn. Symbolisiren wir nun die absolute Identität mit A, und die Erscheinung endlicher Dinge durch B, so ist nach dem Gesagten, per hypothesin, A = B. Dies war es, was Fichte sagen wollte, als er etwas ungeschickt behauptete: das Nichtsetzen gleich dem Setzen. Das Ich setzt zwar alles, aber nicht immer als sich selbst. Von der Seite des Setzens betrachtet ist es ein Ich, aber von der Seite des Nicht-Setzens betrachtet, ist es ein Nicht-Ich. Der gemeine Verstand weiß dies nicht, er bildet sich ein, er habe das Nicht-Ich nicht gesetzt; indeß der Philosoph, durch transcendentale Anschauung befähigt, im Nichtsetzen sein eigenes Setzen erkennt, und daher überzeugt ist, daß er selbst das Nicht-Ich gesetzt habe.

Aus dem Grundsatze, daß die Identität selbst alles ist, ergeben sich mehrere, höchst wichtige Corrolare, von denen wir nur die wichtigsten berühren wollen. Man hat über das Verhältniß des Endlichen zum Unendlichen viel räsonnirt, bis es nunmehr klar geworden, daß beide gleich sind, oder, nach unserer gebräuchlichen Formel A = B, jenes das Unendliche, dieses das Endliche bezeichnend. Dies bedarf jedoch einer nähern Erklärung. Man würde sich nämlich sehr irren, wenn

man daraus schließen würde: daß irgend ein endliches Wesen, Hinz oder Kunz, unendlich wären; aber Hinz + Kunz + Sonne + Mond + ... Das alles zusammen ist der wahre, adäquate Ausdruck der unendlichen Identität.

Von diesem Punkt aus erblicken wir neue und entgegengesetzte Ansichten der transcendentalen Philosophie und der christlichen Doctrin. Der Christ hält daran fest, daß Gott allein unendlich ist, die Welt aber, mag sie noch so groß seyn, dennoch endlich, trotz alles dessen, was Kant über Antinomien und Amphibolie der Reflexions-Begriffe dagegen sagt und behauptet. Selbst die natürliche Logik scheint hier auf Seiten des christlichen Glaubens zu seyn; denn sie lehrt, daß kein Aggregat endlicher Dinge, deren jedes eine Existenz für sich hat, dem Unendlichen je gleich werden kann. Der transcendentalen Logik zufolge ist die Summe des Endlichen gleich dem Unendlichen, B = A.

Eine andere nicht minder wichtige Untersuchung, welche von der ältesten Zeit bis auf den heutigen Tag die Philosophen beschäftigt hat, betrifft das Verhältniß des Ideellen zum Reellen, des Denkens zum Seyn. Nach dem Grundsatze des Systems von der Identität alles Existirenden findet die Aufgabe eine leichte Auflösung in der Gleichsetzung des Denkens und des Seyns: Denken gleich Seyn. Hier habe man jedoch zu unterscheiden zwischen der absoluten Identität und dem Gegensatze, jene offenbart sich weder im Denken noch im Seyn, sondern in der Copula, in der Gleichsetzung, die durch das Gleichheitszeichen ausgedrückt wird. Vergleichen wir das Theorem des transcendentalen Idealismus mit der christlichen Lehre, so zeigt sich abermals ein radicaler Gegensatz bei scheinbarer Aehnlichkeit der Ausdrücke. Verstehen wir unter Denken den Act der göttlichen Intelligenz, so ist es allerdings wahr, daß das Seyn diesem entspricht; denn die Dinge, als Realisationen der göttlichen Gedanken, entsprechen denselben, und allenthalben, wo nicht die Freiheit des Geschöpfs eine Ausnahme macht, gilt die behauptete Gleichheit des Denkens und des

Seyns. Versteht man aber unter Denken das menschliche, so ist die Gleichheit des Denkens und des Seyns eine bloße Hypothese. Die katholische Philosophie macht daher in Bezug auf objective Wahrheit einen sehr treffenden Unterschied zwischen göttlichem und menschlichen Denken, indem sie lehrt: daß die Dinge des Seyns wahr sind, insofern sie dem göttlichen Denken entsprechen, die menschlichen Gedanken aber es nur sind, in sofern sie den Dingen entsprechen, das heißt in letzter Instanz, insofern sie dem göttlichen Denken gemäß sind. Daher folgt nun, daß die menschlichen Begriffe vom objectiven Wesen der Dinge nie mehr als Annäherungen werden können.

Ueber alle diese Beziehungen geht das System der absoluten Identität hinweg und spricht axiomatisch: Denken gleich Seyn. Weil die absolute Identität selbst alles ist, so ist alles Denken ihr Denken, wie alles Seyn ihr Seyn. Aus der Identität aller Dinge folgt die Wahrheit alles Denkens. Die Identität in ihrer abstracten Gleichheit denkt nicht und ist nicht, sie offenbart sich aber in diesem Gegensatze. Es ist ein polarer Gegensatz; die beiden Pole des Denkens und des Seyns stehen einander gegenüber, dadurch erweist es sich, daß die magnetische Linie das Schema aller Existenz ist. Wie in dieser zwei entgegengesetzte Pole sich offenbaren, so auf einer höheren Stufe, oder um mich des Ausdrucks der Schule zu bedienen, an einer höhern Potenz die beiden Pole des Denkens und des Seyns. So viel Seyns in einem Pol, so viel Denkens im andern, und umgekehrt. Man kann das Universum unter der Form des Denkens oder unter der Form des Seyns auffassen, und immer hat man dieselbe Identität, nicht mehr und nicht weniger. Hiebei ist jedoch zu bemerken, daß die Identität sich nicht selbst verlassen kann, oder aus sich selbst herausgehen, mithin ist es unmöglich, daß Denken und Seyn sich ganz scheiden und aus einander gehen können. Die beiden Pole stellen daher nur das relative Uebergewicht des Denkens auf einer Seite, des Seyns auf der andern vor. Das

System symbolisirt das neue Theorem durch die Formel A = + B für den positiven, und A = — B für den negativen Pol, woraus nach einem bekannten Axiom folgt + B = — B. Wir hätten somit die drei Grundformeln A = A allgemeiner Ausdruck der Identität, A = B Ausdruck der Gleichheit des Ungleichen und + B = — B Identität der Pole. Diese drei Formeln haben auf die gewöhnliche Algebra keine Anwendung, weil diese die Gleichheit des Ungleichen nicht zu fassen vermag.

Das neue System lebt und webt in der Anschauung, und verwahrt sich sorgfältig gegen alle Eingriffe des reflectirenden Verstandes als eines incompetenten Richters. Dennoch erlauben wir uns einen Rückblick, um nicht Reflexion zu sagen, auf die aufgestellten Principien, und fragen, was denn mit diesen bewiesen ist? Der abstracte logische Begriff der Gleichheit jedes Dinges und jedes Gedankens mit sich selbst ist in eine Existenz verwandelt worden, und man behauptet: das wahre Wesen der Dinge, das was wahrhaft reell ist und existirt, sey die Gleichheit mit sich selbst oder die Identität. Ein Prädicat dieser Gleichheit mit sich selbst beizulegen, ist unmöglich, weil dadurch die reine Abstraction aufgehoben wird. Man kann daher von der Identität nicht sagen, als daß sie denkt, denn das Denken ist eine Bestimmtheit, und hat das Seyn zum Gegensatze. Als Seyn hat die Identität keinen Gegensatz, sie ist das reine Seyn gleich Nichts der hegel'schen Logik. Dieser abstracte Begriff der Identität wird ferner auf die bestimmten Existenzen angewendet, und in diesem Sinne behauptet man nicht nur, daß jedes Ding sich selbst gleich ist, sondern daß alle, auch die verschiedenartigsten Dinge, nur Potenzen derselben Identität sind, und als solche dem Wesen nach gleich, nach der Formel A = B. Mensch und Thier, Gott und Welt, alles ist gleich, alles ist eins. Mit diesem Grundsatze ausgerüstet, kann man alles, was man will, beweisen. Weil dem Wesen nach alles identisch ist, so sind alle Unterschiede nur Unterschiede der Form. Anders gestal-

Systeme der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung christliche Ideen in sich aufnahmen, und sich selbst als tiefere und geistreichere Interpretationen kirchlicher Lehren behaupteten, so auch hat der moderne Gnosticismus den christlichen Dogmen einen neuen Sinn untergelegt, der jedoch ganz verschieden ist von dem der christlichen Kirche, wie wir es in einem folgenden Artikel glauben beweisen zu können.

XVIII.

Der Protestantismus in Münster.

(Ein Beitrag zur Schilderung der politischen Seite der Glaubensspaltung des sechszehnten Jahrhunderts.)

III. Sieg des Protestantismus durch den Ueberfall von Telgte.

Während der Bischof von Münster die Stadt abzusperren und durch Hemmung der Zufuhr zur Unterwerfung zu zwingen suchte, gingen die Verhandlungen zwischen dem Magistrat und der Ritterschaft unausgesetzt ihren schleppenden Gang. Die Stände hatten auf den Antrag des Bischofs acht Räthe aus ihrer Mitte ernannt, die sich alsbald dem Vermittlungsgeschäfte unterzogen, und am 23. September 1532. zu Wollbeck die Verhandlungen mit der Stadt eröffnet hatten. — Ihr Begehren war auf Wiederherstellung der alten Religion und Wegschaffung der Prädicanten gerichtet gewesen, wogegen die Abgeordneten von Münster sich auf eine entscheidende Antwort nicht eingelassen, sondern Zeit zu gewinnen gesucht hatten. Eine neue Verhandlung zu Wollbeck am 30. Dezember führte eben so wenig zu einem Resultate. Die Stadt Münster berief sich auf das kaiserliche Decret vom

3. August dieses Jahres, wonach einem Jeden ernstlich untersagt ward, unter dem Scheine des Glaubens, Jemanden mit gewaffneter Hand anzufallen, zu morden, zu plündern oder zu brennen, bis entweder auf einer allgemeinen Kirchenversammlung, oder auf dem Reichstage die Religionsstreitigkeiten beigelegt wären. Daß diese Verordnung gegen die Vorgänge zu Münster gerichtet war, und daß unmöglich die neugläubige Parthei daraus ein Recht ableiten könne, die Ausübung des katholischen Glaubens zu unterdrücken, die der alten Religion anhängende Geistlichkeit zu verfolgen, war den Reformatoren zu Münster eben so wenig klar geworden, wie ihren Glaubensgenossen in den übrigen Theilen des Reiches. — Nichts destoweniger setzten jene das alte Spiel auf eine Weise fort, die auch die zäheste Geduld ermüden mußte. Am 18. Oktober wandten sich sämmtliche Zünfte in einem neuen Schreiben an den Bischof. „Wird unsere Sache gehörig untersucht und entschieden werden, wird man dabei bloß die Wahrheit und die Gerechtigkeit zur Vorschrift nehmen, so werden Ew. bischöfliche Gnaden uns völlig unschuldig finden. — — — Denn verdienen diejenigen wohl die Namen Aufrührer und Sectirer, die alle ihre Handlungen dem Urtheile der heiligen Schrift und den Aussprüchen der geschriebenen Gesetze unterwerfen, ja, die öffentlich erklären; beweisen zu können, daß ein jeder ihrer gethanenen Schritte, mit dem Worte Gottes und mit der Vernunft übereinkommt"? Inzwischen suchte die Stadt auf den Rath des bremischen Syndikus Johann v. Wyck, eines gebornen Münsterländers, der später in die Dienste seiner Vaterstadt übertrat, die Aufnahme in den schmalkadischen Bund nach, — um für die Auflehnung gegen ihren Landesherrn einen sichern Rückhalt zu gewinnen. — Der Bischof dagegen, dem gegen die augenscheinlichste Heuchelei seiner rebellischen Unterthanen kein anderes Mittel zu Gebote stand, als Verhandlungen, deren Erfolglosigkeit auch dem beschränktesten Verstande einleuchten mußte, schrieb für den 12. November einen Landtag nach

Dülmen aus, der, weil auch hier keine Vereinbarung zu Stande kam, auf den 9. Dezember nach Wollbeck vertagt ward. Aber auch hier begehrten die Abgeordneten von Münster einen neuen Landtag in Monatsfrist; bis dahin sollten die „evangelischen“ Prediger die streitigen Punkte mit Stillschweigen übergehen. — Ihre Absicht Zeit zu gewinnen war klar; den Bischof aber, wie zweideutig auch später sein Benehmen gewesen seyn mag, trifft dieses Mal wenigstens der Vorwurf der Säumniß nicht allein. Die Ritterschaft war es, die seinen Willen ernst zu gebrauchen, durch ihre Lässigkeit lähmte. Als er mit dieser und dem Kapitel berathschlagte: was zu thun sey, wenn die Münsterer hartnäckig blieben, und ob man alsdann zu den Waffen greifen solle? erwiederte jene: es sey von Alters her gebräuchlich gewesen, daß der Bischof in dergleichen Fällen, wenn sein Vermögen hinreiche, erst diesen Aufwand selbst trage; hätte er dieses nicht, so müsse er ein oder das andere Schloß verpfänden, oder Steuern ausschreiben, und die Hülfe der Unterthanen erpressen. Diese seyen aber bereits durch die Türkensteuer, und die Unkosten bei Gelegenheit des Glückwunsches (wahrscheinlich zu seiner Inthronisation) doppelt gedrückt; man dürfe ihnen also keine dritte Steuer zumuthen. — Seinerseits entschuldigte sich der Bischof damit, daß auf ihm die schwere Last ruhe, seinem Vorgänger eine Rente von 2000 Gulden zahlen zu müssen; auch sey in sämmtlichen bischöflichen Schlössern des Stifts nicht einmal das, was der nothwendige Gebrauch erfordere. — So ward, aus Gründen, die leider in der Geschichte Deutschlands zu den alltäglichen gehören, die Zeit versäumt, wo eine große und dringende Gefahr mit geringer Kraftanstrengung hätte beseitigt werden können, und dem morgenden Tage getrost die Sorge für die Zukunft zugeschoben. — Es geschah auch diesesmal nichts Ersprießliches, der Landtag aber wurde auf den 21. Dezember vertagt. —

Die Verhandlungen hätten in dieser Weise noch Jahre lang fortdauern können, wenn nicht die neugläubige Parthei

ihnen durch eine That ein Ende gemacht hätte, welche, wie sie einerseits den Geist der Außerkirchlichen jener Zeit, besser als alle Schilderungen, bezeichnet, zugleich den deutlichen Beweis liefert, daß alles Kriegs- und Völkerrecht als nothwendige Grundlage die nämlichen Begriffe von Recht und Ehre bei beiden streitenden Theilen voraussetzt, welche Begriffe wiederum nur in einer und derselben religiösen Ueberzeugung ihre Bürgschaft haben können. Wenn sich die eine oder andere Parthei außerhalb des Kreises dieses gemeinschaftlichen Glaubens gestellt hat, so steht sie damit auch außerhalb des Völkerrechts, der Andere aber, welcher ihren Versicherungen Glauben beimißt, läuft Gefahr dieses Vertrauen, dem die unerläßliche Grundlage im Gewissen fehlt, früher oder später bitter zu bereuen. —

Nach dieser Bemerkung kehren wir zu den Verhandlungen zwischem dem Münsterischen Adel und der Stadt zurück, deren genauere Umstände man erwägen muß, um die Falschheit und Heuchelei des Verraths, dessen die außerkirchliche Parthei sich schuldig machte, in vollem Maaße würdigen zu können.

Am 20. Dezember waren die Abgeordneten des Domkapitels, der Ritterschaft und der kleinen Städte des Bisthums zu Wollbeck versammelt, als sie von der Stadt Münster ein Schreiben erhielten, welches ihnen eröffnete, daß diese, dem Verlangen des Landtags gemäß, sehr gerne am folgenden Tage ihre Abgeordneten zur weitern Verhandlung gesendet haben würde, „es sey aber etwas Unvermuthetes, von sehr großer Wichtigkeit, dazwischen gekommen, wodurch diese Gesandtschaft hintertrieben worden". Nichts desto weniger hätten sie getreulich mit den Ihrigen wegen der Friedensvorschläge gehandelt, diese aber hätten von dem Bisherigen nicht abweichen wollen. Sie bäten deshalb die Stände gar sehr, daß sie diese ihre Abwesenheit und ihre geänderte Meinung nicht übel deuten möchten. Damit aber endlich der Streit gehoben werde, so bäten sie nochmals: der Bischof mö-

ge zugeben, daß zwei Fürsten als Schiedsrichter von beiden Seiten ernannt würden, welche nach geschehener Untersuchung den Streit nach der Billigkeit schlichten sollten. Inzwischen aber möge der Bischof den Arrest, und die gegen mehrere Bürger angestellten Processe, so wie das Verbot der Zufuhr, in Vergessenheit gerathen lassen. —

Der unbefangene Leser wird bemerken, daß durch dieses Anerbieten eine, wenn auch noch so entfernte Aussicht zur Beilegung des Zwistes gegeben war. Das Mittel war mit großer Klugheit gewählt, um die vermittelnden Stände durch die Hoffnung, daß ihr mühseliges Geschäft endlich doch ein gedeihliches Ende erreichen könne, in heitere Sicherheit zu wiegen. —

Am 21. Dezember antworteten die versammelten, ständischen Deputirten, mit der treuherzigen Versicherung; daß sie nie etwas Anderes gewünscht hätten, als das Mißverständniß gehoben, und das alte gute Vernehmen wiederhergestellt zu sehen; sie, ihres Ort, wollten weder Fleiß noch Mühe sparen, bis mit der Hülfe Gottes der Zwist beigelegt sey. Wie weit sich der Bischof, dessen Ankunft sie erwarteten, auf ihren Vorschlag einlassen werde, würden sie dem Rathe von Münster so fort berichten.

Am 23. Dezember kam der Bischof aus dem Bisthum Minden, nach dem, eine starke Meile von Münster belegenen Städtchen Telgte, um die Huldigung einzunehmen. Um ihn versammelten sich an eben diesem Tage die Statthalter und Vornehmsten des Stifts. — Diese schrieben noch desselben Tages an den Rath zu Münster, er möge auf den anderen Morgen um acht Uhr seine Deputirten hinausschicken, um die Entschlüsse des Bischofs zu vernehmen und das Geschäft der Friedensverhandlungen weiter fortzusetzen. Sie, die Stände würden dem Frieden nicht zuwider seyn. —

Am folgenden Morgen (24. Dezember) antwortete der Rath der Stadt: daß es ihm, ohne Genehmigung und Beifall der Bürgerschaft nicht erlaubt sey, etwas zu beschließen.

Man könne den Einwohnern auch nicht verdenken, wenn sie auf das Geheiß der Stände nicht erschienen. Doch baten sie um eine Antwort auf ihr voriges Schreiben (worin ein Austrägalgericht in Vorschlag gebracht war), und zugleich um Aufhebung des Arrestes und des Verbots der Zufuhr. — Insbesondere brächten sie in Hinsicht der letztern zur Kenntniß der Stände: daß einige Reiter zum Schaden der Bürger die Wege besetzten, die Brücken abwürfen und ihnen die Zufuhr abschnitten, dessen sie sich keineswegs versehen hätten; hauptsächlich da man jetzt über die Bedingungen des Friedens verhandle".

An demselben Tage war der Bischof nach Iburg zurück gegangen. Die Stände erließen jedoch sofort ein Antwortschreiben, — Sie beklagten sich hierin, „aus Liebe zur Herstellung des Friedens", daß der Rath von Münster ihnen die geringe Gefälligkeit versagt habe, Deputirte nach Telgte zu schicken. — Inzwischen hätten sie den Bischof mit Bitten bestürmt, ihrem Wunsche zu entsprechen. Endlich habe sich dieser bewegen lassen, die Entscheidung der obwaltenden Streitigkeiten zweien Reichsfürsten anheimzustellen, wovon der eine von ihm, der andere von Münster ernannt werden solle. Er sey bereit, das in diesen Fällen gewöhnliche Compromißinstrument zu errichten. — Für die Zwischenzeit sey er ferner auch bereit von allen, gegen die Stadt Münster ergriffenen Zwangsmaaßregeln abzustehen, wenn der Rath die Kirchengebräuche auf den alten Fuß wiederherstelle, die neugläubigen Prediger sich inzwischen des Predigens und der Neuerungen enthielten, und mehrere von der Stadt Münster gefangen genommene Vasallen des Bischofs auf billige Bedingungen wieder losgegeben würden. — Das Schreiben schließt mit vielen Freundschaftsversicherungen, und der Ertheilung eines freien Geleits für jene Abgeordneten, welche Münster etwa nach Telgte werde schicken wollen.

Der Rath von Münster erhielt dieses Antwortschreiben am ersten Weihnachtsfeiertage. — Dem Ueberbringer wurde

vorgestellt, daß man an dem hohen Feste sich unmöglich mit weltlichen Dingen beschäftigen könne, und der Unerfahrne ließ sich bewegen bis zum andern Morgen in der Stadt verweilen zu wollen. Inzwischen wurden die Stadtthore gesperrt und Jeder hinein, Niemand herausgelassen. Abends wurden die Vorsteher der Bürgerschaft und die Zunftmeister auf das Rathhaus beschieden. Die Verhandlung währte bis gegen neun Uhr; dann liefen die Rathsdiener von Haus zu Haus, und sagten den Bürgern an, um Mitternacht wohlbewaffnet vor dem Rathhause zu erscheinen. — Sofort erfüllte ein furchtbares Getös die Stadt; die treugebliebenen Priester und die Katholiken sahen ihren Untergang vor Augen. Der Magistrat aber ließ Waffen herbeibringen; kleine Kanonen wurden auf vierrädrige Wagen gelegt, andere Wagen mit Brettern und leichten Leitern oder mit Schießpulver und Kugeln beladen, noch andere leer gelassen, „daher man", wie Kerstenbroick sagt, „leicht muthmaaßen kann, womit sie umgingen".

Um Mitternacht konnte das Rathhaus und der Markt die Menge der Bewaffneten kaum fassen. — Sechshundert der tauglichsten aus diesen wurden ausgelesen; zu ihnen stießen dreihundert von der Stadt in Sold genommene Knechte und einige Reuter; den übrigen ward die Bewachung der Stadt anvertraut. In tiefer Stille setzte sich der Zug gegen Telgte in Bewegung.

Der dort versammelte Adel hatte allerdings, als Münster nicht antwortete und den Boten zurückhielt, einigen Verdacht geschöpft. — Noch bedenklicher schien die Bewachung der Thore, aus welchen, wie ausgesendete Späher berichteten, Niemand herausgelassen werde. Allein die Ritterschaft mochte bedenken, daß ihr Charakter, als Friedensstifter und Vermittler, sie gegen jedwede Gewaltthat von Seiten einer Gemeinde schützen müsse, mit der sie nicht nur keine Fehde hatten, sondern zu der sie in der freundlichsten Beziehung standen. Man begnügte sich daher, einige Reuter auf Kundschaft gegen Münster hin auszuschicken, und überließ sich der sorgenlose-

sten Ruhe. — Die ausgesendeten Reisige aber glaubten genug zu thun, da sie alles ruhig fanden, wenn sie einige Balken einer Brücke, welche zwischen Telgte und Münster über die Wese geht, abreißen, um dadurch jeden Falls einen Anzug aus Münster zu hemmen. Dann kehrten sie, weil es sehr kalt war, eilig zu den Ihrigen zurück. — Am Galgen hielten sie noch einmal, und sahen zurück in die weite Ebene. Sie hörten nichts, und sahen nur, wie sie meinten, eine große Menge hin und hertanzender Irrlichter: die Lunten des von Münster heranrückenden Zuges. Deshalb begaben sie sich, ohne Arges zu denken, eiligst zur Ruhe.

Die abgerissene Brücke war mit den mitgenommenen Brettern schnell ausgebessert: zu ihrer Bedeckung blieb ein Trupp der Münsterer zurück, die Hauptmacht eilte nach Telgte. Beim ersten Grauen des Morgens wurden die Thore des Städtchens mit Hebebäumen gesprengt, die Gassen, wie es vorher angeordnet war, besetzt, die Friedensstifter in ihren Betten gefangen genommen. Mehrere Glieder des Domkapitels und die Häupter der Ritterschaft, so wie die vornehmsten Räthe des Bischofs fielen in die Hände der Neugläubigen, welche ihren Gefangenen kaum Zeit ließen sich nothdürftig zu bekleiden. Nur dem Dompropst, dem Domscholaster und einem Capitularherrn gelang es im Hemde mit bloßen Füßen über die zugefrorne Ems zu entkommen. Was sich an baarem Gelde, goldenen Ketten, Siegeln und Ringen vorfand, wurde, so wie 61 Pferde, gute Beute der „Evangelischen", welche desselben Vormittags im Triumph mit ihren Gefangenen in Münster einzogen.

Das wohlgelungene Bubenstück machte großes Aufsehen im Reiche, aber man würde sehr irren, wenn man glaubte, daß an eine nachdrückliche Züchtigung der rebellischen Friedbrecher, die sich an den einfachsten Begriffen von Treue und Glauben, so wie an Allem, was das Zeitalter Kriegs- und Völkerrecht nannte, schwer versündigt hatten, auch nur ernstlich gedacht wäre. — Der Bischof beklagte sich bitter über

den angethanen Schimpf, bei dem Churfürsten von Köln, und den Herzogen von Cleve und Geldern, die er dringend bat, ihn in dieser Noth nicht zu verlassen. Die Gefangenen ihrerseits bestürmten den Bischof, ihnen durch baldige, gütliche Einigung mit der rebellischen Stadt die Freiheit wieder zu schaffen. Der schmalkaldische Bund selbst verwendete sich für zwei derselben, „welche theils gute Freunde, theils Blutsverwandte der Bundesgenossen seyen". Am verderblichsten aber war die Einmischung des Landgrafen Philipp von Hessen, der sich gleich in den ersten Tagen nach dem Ueberfall geschickt zum Vermittler aufzuwerfen wußte, und eine Friedensgesandschaft nach Münster schickte.

Nachdem diese Dazwischenkunft ohne Widerspruch des Bischofs angenommen war, ließ sich das Ende der Verhandlung leicht voraussehen. Die Sache der Rebellion wurde durch den vollständigsten Sieg gekrönt; — diplomatische Verhandlungen vollendeten mit der Feder, was meuchlerischer Verrath mit den Waffen in der Hand begonnen hatte. — Nach mannigfachen Verzögerungen, — denn diejenigen, welche den Sieg in Händen hatten, fanden es nicht einmal nöthig, die Befestigung desselben durch Abschluß eines Vertrages sehr zu beschleunigen! — kam folgender Friede zu Stande, dessen Fassung bereits darthut, wer ihn, zur Schmach der Katholiken, dictirt hatte. — Der erste Artikel verordnet: daß der Bischof in Glaubenssachen den Einwohnern der Stadt Münster keinen Zwang anthun, sondern denselben erlauben solle, das „Wort Gottes" zu haben und ungestört zu behalten, auch dasselbe in sechs dort namentlich genannten Pfarrkirchen, „rein und ohne den geringsten falschen Zusatz" (wie wenn die Lehre der alten Kirche dergleichen enthielte!) durch ihre Prediger vortragen zu lassen; die heiligen Sacramente darin auszutheilen; Kirchengebräuche einzuführen und die eingeführten beobachten zu dürfen. Der Bischof sollte ferner verstatten, daß sich die Bürger in Sachen der Religion und des Glaubens bloß dem Urtheil ihres Magistrats unterwerfen,

doch so, daß Alles, mit dem „Evangelio und dem Worte Gottes“ übereinkomme, und dieß zwar, bis auf einer allgemeinen, freien und christlichen Kirchenversammlung in Deutschland oder auf einem Reichstag, in Sachen der Religion und des Glaubens etwas Gewisses werde ausgemacht seyn. Dagegen versprechen, im zweiten Artikel, die Einwohner der Stadt Münster (daß viele derselben noch dem alten Glauben anhingen, scheint nicht berücksichtigt!): das Domkapitel und die übrigen Stifter, jene sechs ausgenommen, bei den katholischen Religionsübungen ungekränkt zu lassen, „bis die göttliche Vorsehung hierin eine andere Verfügung werde getroffen haben“. Auch sollen die Prediger weder die geistliche noch die weltliche Obrigkeit der Stadt, noch irgend jemand aus den Stiftern und Klöstern, die derselben Religion zugethan sind („es wäre dann, daß das Wort Gottes solches klar forderte“), in ihren Predigten mit rabulistischer Beredsamkeit durchziehen; doch soll weder das Domkapitel noch irgend Jemand von seinen Anhängern durch unüberlegte Reden Anlaß zum Schimpfen geben. Ueberhaupt, setzt der dritte Artikel fest, soll ein jeder, er sey von welcher Parthei er wolle, sich in Religionssachen aller Lästerung, Verspottung und Verläumdung enthalten. — Trotz der Freilassung der Ausübung des neuen Glaubens will aber dennoch der vierte Artikel, daß die Einwohner der Stadt Münster, sowohl in geistlichen als in weltlichen Dingen, dem Bischof als ihrer wahren und rechtmäßigen Obrigkeit gehorchen. Der sechste Artikel verbietet Jedermann, er möge so vornehm seyn als er wolle, „sich des Wortes Gottes nach eigenem Gutdünken zu bedienen, oder der Obrigkeit hartnäckigerweise nicht den gebührenden Gehorsam erweisen zu wollen“. Im siebenten Artikel werden die bestehenden Zölle, Zinsen und Zehenten ihren Eigenthümern gesichert, nur sollen die, zum Nutzen der Brüderschaften und dergleichen gestifteten Einkünfte jener sechs, dem Protestantismus überwiesenen Pfarrkirchen, nunmehr zum Unterhalt der Prediger und der Armen

verwendet werden, die vorher bei diesen Kirchen angestellt gewesenen Geistlichen aber ihr Einkommen lebenslang behalten. Der neunte Artikel sichert den Bürgern das Recht, an den sechs protestantischen Pfarrkirchen die Prediger ab- und einzusetzen. — Die übrigen Artikel beschäftigen sich mit der Wiederherstellung aller Verhältnisse in den vorigen friedlichen Stand; die auf Befehl des Bischofs 'eingeleiteten Processe sollen niedergeschlagen, die Wege der Zufuhr wieder eröffnet, der Arrest aufgehoben, weggenommenes Eigenthum erstattet werden. Auch sollen diejenigen, die es mit dem Bischofe gehalten, nichts von Seiten der Stadt zu fürchten haben, und den Ausgewanderten ist es freigestellt, ohne Gefahr zurückzukehren. Von beiden Seiten sollen alle Gefangenen in Freiheit gesetzt, das ihnen Abgenommene zurückgestellt werden. Der sechszehnte und letzte Artikel endlich sichert „beiden Clerifeien" sichere Rückkehr in die Stadt, keinem unter ihnen soll die Freiheit aus- und einzugehen von den Bürgern entzogen werden.

Wer da erwägt: von wem dieses Friedensinstrument aufgesetzt wurde — welches jedem der drei landgräflichen Räthe, die zu dessen Abschluß mitgewirkt hatten, ein Pferd und hundert Gulden als Ehrengeschenk einbrachte, — der wird über den wahren Zweck der handgreiflichen Widersprüche, von denen dasselbe wimmelt, keinen Augenblick zweifelhaft seyn. — Die hinterlistige Absicht der Vermittler war ohne Zweifel darauf gerichtet gewesen, dem Protestantismus eine Uebergangsstufe zu bauen, von welcher aus derselbe in kurzer Frist den ersehnten Gipfel der unumschränkten Alleinherrschaft, und der unbedingten Ausschließung der Katholiken, ohne weitere Mühe ersteigen konnte. — Und in der That ward dieser Zweck erreicht. Jener halbe und widersinnige Zustand, der durch diesen Frieden geschaffen war, ging unter, weil er kein Element der Lebensfähigkeit in sich trug. — Allein, zum Wahrzeichen, daß die Wege Gottes nicht sind wie der Menschen Wege, war gerade dieser Sieg und die Freiheit der Entwickelung, welche

der Protestantismus durch denselben in Münster errang, sein Untergang. Der Verrath von Telgte trug seine Strafe in sich selbst, wenn gleich zu jener Zeit kein menschliches Auge entdecken konnte, welche mittelbaren Folgen sich mit jenem unheilschwangern Triumph und dem noch verderblichern Frieden verketten würden, welchen er nach sich zog. „Dieses Friedensbündniß“, sagt Kerstenbroik, „schien zwar für das allgemeine Wesen sehr vortheilhaft zu seyn; allein es würde doch die ganze Münstersche Geistlichkeit in einem immerwährenden Joch gehalten, und die Republik nach und nach in ein großes Verderben gestürzt haben, wenn nicht die Wiedertäuferei, aus dem freien Leben der Evangelischen entsprungen, dasselbe zerrissen und kraftlos gemacht hätte. Denn hierdurch, nachdem der Theaterkönig aus dem Wege geräumt worden, hat die Geistlichkeit ihre vorige Freiheit und ihr altes Ansehen wieder bekommen, hierdurch ist in der ganzen Stadt der wahre katholische Glaube wieder hergestellt worden; hierdurch hat die Stadtobrigkeit ihr altes Ansehen wieder erhalten; hierdurch sind die Rechte, die vorige Ruhe und die billigen Gesetze wieder in Aufnahme gekommen; hierdurch ist man belehrt worden, daß man wachsam seyn, und den ersten Keim des Bösen unterdrücken müsse; hieraus hat man gelernt, daß die Obrigkeit zum Herrschen, die Bürger zum Gehorchen da seyen; hiedurch endlich ist unsere Republik von dem Unflat allerlei Meinungen gereinigt, und von aller Unmenschlichkeit, wovon sie selbst ein trauriges Beispiel abgegeben hatte, bis auf den heutigen Tag abgeschreckt worden“. —

XXIX.

Neueste Erscheinungen auf dem Gebiete der modernen Synodiker in Baden.

(Eingesandt.)

Wie einst vom grimmigen Haße gegen Karthago entflammt der alte Cato jenes: ceterum censeo Carthaginem esse delendam zu einem stehenden Artikel seiner Vorträge im Senate gemacht hat, also hält es von gleichem Hasse gegen die katholische Kirche entbrannt der Deputirte Dominik Kuenzer in dem badischen Ständehause mit seinen Anträgen auf Synoden und mit seinen Declamationen gegen die katholische Kirche und ihre Vertheidiger. Kein Landtag, ja keine Fortsetzung eines Landtages kann ablaufen, ohne daß der Spitalpfarrer, Dom. Kuenzer, mit irgend einem Angriff auf irgend eine Institution der katholischen Kirche die Katholiken des Landes geärgert und die eifrigen Anhänger und Vertheidiger der Kirche und ihrer Rechte geschmäht, und also sich und seinen Charakter als katholischer Priester öffentlich an den Pranger gestellt hätte. So hat der Ehrenmann wieder in einer der jüngsten Sitzungen den stämmigen Leib erhoben, und nicht aus dem Kopfe, sondern aus seinem edlen Herzen den christkatholischen Antrag gestellt: „daß die Regierung die Einführung der Synoden in der katholischen (?) Kirche fördern möge im Interesse der Bekämpfung einer immer mehr erstarkten antinationalen, kirchlichen Parthei, deren schädlicher Thätigkeit nicht besser ein Ziel gesetzt werden könne. Er stellt somit den Antrag, die Kammer möge diesen Wunsch ins Protokoll niederlegen". (Karlsruher Zeitung Nro. 19, 20. Jän. 1842.)

Liest man in dem Antrage des Spitalpfarrers, Dom.



Kuenzer, die Worte: „antinationale Parthei, deren schädlicher Thätigkeit ein Ziel“ gesteckt werden soll; und weiß man, daß mit dieser Phrase niederträchtiger Calumnie alle wirklichen Katholiken des Landes und alle jene Ehrenmänner gemeint sind, welche es sich zur Aufgabe gemacht haben, die katholische Kirche gegen das antichristliche und perfide Treiben eines Dr. Fischers und seines ehrbaren Freundes und Nachfolgers Dominik Kuenzer in Schutz zu nehmen: so weiß man in der That nicht, ob man die stupende Unwissenheit oder Niedertracht mehr bewundern soll, welche den Spitalpfarrer also im Angesichte des Landes reden lassen konnte. Die katholische, für alle Völker der Erde gestiftete Kirche, „antinational“! Die, welche diese Kirche vertheidigen und schirmen gegen den schlechten Particularismus und Subjectivismus eines Dr. Fischer und Kuenzer, eine „schädliche, kirchliche Parthei“, deren „schädlicher Thätigkeit“ durch fischerisch-kuenzerischen Synoden ein Ziel gesetzt werden soll! O, Dominice, si tacuisses! Also die katholische Kirche, ihr Glaube und die Vertheidiger dieses Glaubens wären etwas Antinationales, etwas Undeutsches, etwas der Wohlfahrt Deutschlands Schädliches. Quae te dementia cepit! Wann, Herr Spitalpfarrer, ist das deutsche Volk nicht blos dem Namen, sondern auch der That und Kraft nach eine Nation, ein Volk gewesen? Wann hat Deuschland, wie einst das alte Rom, die ganze civilisirte Welt beherrscht? Wann hat es der ganzen Christenheit aus seiner Mitte heraus in der Person des deutschen Kaisers ein weltliches Haupt gesetzt und Gesetze gegeben? — Damals, als jener Glaube, welchen Sie jetzt von ihrem Kammersitze aus als antinational, als undeutsch, als schädlich zu schmähen die dummdreiste Unverschämtheit haben, der Glaube und die Religion des ganzen deutschen Volkes war, oder jetzt, wo Sie und Ihres Gleichen das deutsche Volk mit der 1770ger Aufklärung verhetzen, und durch Ihr subjectives Gebahren die schon vorhandene Zerklüftung und Zerrissenheit nicht heilen, sondern noch weiter ins Unendliche

hin zersetzen, indem Sie den schon vorhandenen Gegensätzen noch ihr fischerisch-kuenzerisches taubes Salz beizufügen streben mit Hülfe ihrer modernen, rationalistisch-appretirten Synoden? — Der Spitalpfarrer spricht von einer „antinationalen, schädlichen kirchlichen Parthei“, und meint damit jene ihn weit überragenden Ehrenmänner, welche ihm und seinem liberalen Troße gegenüber den alten, katholischen Glauben vertheidigen, der einst Deutschland politisch groß und stark gesehen hat. Aber daß sein Wort: „antinationale, schädliche kirchliche Parthei“ eine den geistlichen Demagogen charakterisirende Lüge sey, dafür zeugt die Geschichte des deutschen Volkes eben so laut, als die Unbescholtenheit jener Männer, welche der Spitalpfarrer mit dem giftigen Hauche seine Calumnie zu besudeln gedachte. Dagegen müssen wir den Mann Gottes fragen: Giebt es etwas Antinationaleres und Undeutscheres? giebt es etwas den wahren Interessen des deutschen Volkes seit einer Reihe von Jahren Schädlicheres und Verderblicheres, als jener französische Liberalismus und rationalistische Kosmopolitismus den Kuenzer und seines Gleichen in affenmäßiger Gedankenlosigkeit schon so lange zum Unheil des Landes und des deutschen Volkes außer und in der Kammer hegen und pflegen? Doch eine solche Einsicht ist freilich nicht zuzumuthen der liberalen Seichtigkeit, der Wissenschaft und Bildung des Spitalpfarrers von Konstanz, der nur den Namen der Wissenschaft, nicht aber ihren Inhalt kennt; der die Wissenschaft blos zum Aushängschilde seiner Synoden braucht, in der That aber zu Geisingen und Engen, wie auf seinem Kammersitze, nur liberale Redensarten vertrödelt und einige witzlose Trümpfe ausspielt auf die „antinationale Parthei“. Man kann freilich dem Spitalpfarrer dieses Anhängen an eine verschollene Bildung und an fremde Ansichten nicht so hoch anrechnen; denn Männer, welche nie einen eigenen Gedanken hegen; welche aller positiven und wahrhaft wissenschaftlichen Bildung baar sind, und dennoch in der Welt etwas bedeuten möchten, können freilich nicht wohl anders, um Etwas zu

scheinen, als den fremden Glanz einer Parthei als Folie sich unterzulegen; sie können freilich nicht wohl anders, als den Gedanken andrer sklavisch sich anhängen; und selbst, wenn sie schmähen, die „antinationale kirchliche Parthei“ nur fremden Zungen nachlallen. Und so haben denn auch Sie, Herr Pfarrer (denn Sie waren immerhin so klug, einzusehen: Kurze Haare sind bald gebürstet), sich schlau an das, was bald erschwungen, d. i. an die Aufklärung und den Liberalismus angehängt, und sind, wie ein ehrlicher Bettelmann, bei der alten Armuth treu verblieben, und rechnen sich den aufgeklärten Bettelsack zur hohen Ehre an. So sind Sie denn in alter, treuer Weise ein knechtischer Nachtreter Welkers und Rotteks bis zur Stunde geblieben; und was Sie bisher, dem reichen Manne im Evangelium vergleichbar, aus dem armen Schatze Ihrer Gedanken Neues vorbrachten, ist im Grunde nichts, als altes Lappenwerk aus des seligen Rotteks Verlassenschaft, welches, da es größtentheils nur negativer und leugnender Art ist, sich ohne viele Schwierigkeit von ihrem Ingenium und ihrer sonstigen Thätigkeit sich assimiliren ließ, zu gelegentlichem Gebrauch gegen die „antinationale kirchliche Parthei“. Wie aber der Spitalpfarrer in seinem neuesten Antrage seine Wissenschaft über das Antinationale, Deutschland und dem deutschen Interesse Schädliche blos gelegt hat, so hat derselbe auch seiner Freisinnigkeit und Liberalität darin ein glänzendes Zeugniß ausgestellt. Der Spitalpfarrer trägt in der Kammer darauf an, die Regierung möge die Einführung der Synoden in der katholischen Kirche fördern. Die liberale Logik, die hier sich zum besten gibt, ist bewunderungswürdig! Wie kann der aufgeklärte Mann, der lichthelle Kopf den Antrag stellen: die Regierung möge die Synode der katholischen Kirche fördern! Begehrt denn die katholische Kirche in Baden Synoden? Hindert sie der Staat am Synodenhalten? Keines von beiden. Wenn also die katholische Kirche in Baden keine Synoden begehrt, und der Staat die Kirche auch nicht am Synodenhalten hindert, was will also der An-

trag des Spitalpfarrers? Synoden. Für wen? für die katholische Kirche; sie begehrt zur Zeit keine; für wen also? für den Spitalpfarrer und seine liberalen Mitbrüder. Ist denn der Spitalpfarrer und seines Gleichen die katholische Kirche? Das wäre mehr als traurig. Was will also der Antrag, fragen wir abermals den Pfarrherren? Synoden: Ja! aber nicht Synoden der katholischen Kirche, denn diese begehrt keine, sondern Synoden für den Spitalpfarrer und seinen liberalen Troß. Diese also soll die Regierung „fördern", oder ohne Euphemismus gesprochen, diese, die fischerisch-kuenzerischen Synoden, welche die katholische Kirche verabscheut und von sich weist, soll die Regierung der katholischen Kirche aufzunöthigen, aufzuzwingen sich bereit zeigen. Das also und nichts anderes ist der illiberale Inhalt des Antrags eines liberalen Geistlichen. Er, der liberale Deputirte, der freisinnige Kopf, der Vertreter des Volkes und seiner in der Verfassung garantirten Kirche, trägt darauf an, die Regierung möge die garantirten und beschwornen Rechte und Freiheiten der katholischen Kirche ungefähr gerade so achten, wie der liberale Pfarrherr seinen Priestereid achtet; er trägt darauf an, die Regierung möge nicht, wie bisher, den Spitalpfarrer schwätzen lassen, sondern sie möge einmal Ernst machen; sie möge die katholische Kirche in Baden, die keine Synoden begehrt, einmal ignoriren und den Spitalpfarrer von Konstanz und seines Gleichen für die katholische Kirche nehmen; und was diese fordern, als eine Forderung der katholischen Kirche ansehen; diese aber fordern Synoden, jene nicht. Die Regierung soll also die Sache dahin „fördern", daß, was diese, welche die katholische Kirche bilden, fordern, jener, welche die Kirche eigentlich nicht ist, aufgedrungen werde; d. h. sie verlangen, die Regierung möge die Sache dahin „fördern", daß die Kirche gegen ihre Rechte genöthigt werde, Synoden zu halten, nicht wenn die Kirche Solches für gut und räthlich hält, sondern wenn der Spitalpfarrer und seine liberalen Mitdespoten es für gut finden, und zwar

nach der Weise und der Zeit, welche sie für die geeignetste und „zeitgemäße“ halten. Und in diesen freisinnigen Antrag des Spitalpfarrers stimmen die übrigen liberalen Freiheits = Vertreter unserer Kammer wie gewöhnlich ein, mit Ausnahme deren, welche von wahrer Freisinnigkeit geleitet, die garantirten Rechte und Freiheiten der Kirche geehrt, und den religiösen Frieden des Vaterlandes nicht gestört wissen wollten. Diesen Antrag also auf Nichtachtung der Rechte der katholischen Kirche, diese fortwährenden an die Regierung gerichteten Aufhetzungen zu Eingriffen in das freie Gebiet der Kirche, welche der Spitalpfarrer Kuenzer an jedem Landtage vorbringt, heißt der liberale Deputirte, der freisinnige Geistliche, der Freund der Gewissensfreiheit — Freiheit. Es soll, so will es das liberale Haupt der geistlichen Liberalität, der Kirche nicht mehr frei stehen, in ihrem Gebiete zu schalten, wie sie es für gut findet; sie soll nicht mehr das Recht haben, Synoden zu halten, wie und wann sie es für gut findet; die Kirche soll Synoden halten, wenn der Spitalpfarrer, ihr Untergebener und andere seines Gleichen es für nöthig erachtet. Wer ist hier der Unruhestifter, „die kirchlich-schädliche Parthei“, der Spitalpfarrer, der die bestehenden Rechte und Freiheiten der katholischen Kirche nicht geachtet, sondern von der Regierung dahin „gefördert“ wissen will, daß die Kirche auch dann zum Synodenhalten genöthigt werde, wenn sie solche zu halten für ungeeignet hält, oder die katholische Kirche und ihre Vertheidiger, welche einfach bei der Behauptung ihrer uralten und garantirten Freiheiten und Rechten stehen bleibend, d. h. bei dem Rechte Synoden zu halten, wenn die Kirche es für heilsam erachtet und nach der Weise, wie ihre Verfassung es mit sich bringt? Wir wenigstens nehmen keinen Anstand zu glauben, die dem Staate „schädlich = kirchliche Parthei“ sey eigentlich der Spitalpfarrer und die, welche seine Doctrinen hegen und befolgen. Und Staatsräthe, welche ein wenig hellere Augen haben, als ein Nebenius, und nicht von



Confessions-Eifersucht getrieben, lieber den Staat zu Grunde richten, als das Wahre einsehen und ins Werk zu setzen rathen wollen, werden keinen Anstand nehmen, uns beizustimmen. Denn welcher Kenner der Verhältnisse unsers Landes weiß es nicht, daß größtentheils dieser Confessionseifersucht, welche lieber den Katholicismus von der liberalen Wühlerei zerrüttet, als von seinen Freunden vertheidigt sieht, es zuzuschreiben ist, daß immer noch in Baden zum Unheil des Landes der Radikalismus und jener antinationale Allerweltsliberalismus auch noch in der Gegenwart sich einer Wirksamkeit erfreut, welche in allen übrigen deutschen Ländern unerhört ist. Wäre dem nicht so, so hätte die Regierung dem Spitalpfarrer wohl schwerlich es gestattet die Stände mit einer die Kammer nicht im Geringsten berührenden Sache zum wiederholtenmale zu behelligen, und mit der Discussion über einen Gegenstand die kostbare Zeit und das Geld des Landes zu vergeuden, welchen nur die liberale Wühlerei und Rechtsverwirrung in das Gebiet ständischer Wirksamkeit zerren kann, um das Klare und Geordnete wieder ins Unklare und Ungeordnete in und durch einander laufen zu lassen. Denn es gefällt der liberalen Wühlerei nicht, daß die unseligen Zerwürfnisse Preußens mit der katholischen Kirche wieder geschlichtet sind; es gefällt dem hellen Haufen im Lande, es gefällt ihrem Haupte, Dominik Kuenzer, gar übel, daß durch diesen Ausgang des betrübenden Ereignisses der Rationalismus in seinen Erwartungen und der Spitalpfarrer in seinen Lieblingsplänen sich gestört und getäuscht sieht; darum will er, der national gesinnte Mann, mit Hülfe der Seinigen den Staat und die Kirche auf's Neue hinter einander hetzen, damit der Friede und die Ruhe des Landes gestört, die Kirche vom Staate verhelotet und dem Gewissen der Katholiken Gewalt angethan werde. Wer ist aber auch hier abermals die schädliche, die antinationale Parthei"? die, welche allen Wirren und dem deutschen Volke verderblichen Zerwürfnissen abhold bei dem historischen, durch die Verfassung garantirten Bestand

stehen bleiben wollen, oder jenen, welche, wie Herr Dominik Kuenzer in fortwährenden Angriffen und Negationen alles Bestehenden sich ergehen? Wer ist auch hier die wahrhaft freiheits- und rechtsliebende Parthei? die, welche andere ebenso bei ihren Rechten und Freiheiten, bei ihren Verfassungsmäßigen Wegen und Weisen lassen, und diese wahren helfen, oder jene, welche durch fortwährende Angriffe auf bestehende Rechte und Freiheiten Alles unsicher zu machen und ihrem, car tel est notre plaisir zu unterwerfen streben? Kurz, wären wir nicht seit Luthers und Robespierres Zeiten gewöhnt, in den kirchlichen und politischen Freiheitsmännern die grimmigsten Despoten zu sehen, so könnten wir uns über den neuen illiberalen Versuch des liberalen Geistlichen die Kirche mit Hülfe der Stände seinen Doktrinen unterthan zu machen, und der liberalen Wühlerei und Willkuhr preis zu geben, uns in allem Ernste ärgern. Warum quält nun aber Herr Dominik Kuenzer die katholische Kirche und die Stände aufs Neue mit seinen verrufenen Synoden? — Die katholische Kirche in Baden hat bisher der fischerisch-kuenzerischen Synoden sich zu erwehren gewußt, es hat diese Synoden besucht, wer Geschmack an Charakteren, wie Dr. Anton Fischer und Kuenzer fand. Wem aber weder diese Männer, noch ihre Doctrinen zusagten, der hat ihre Synoden, ihre wissenschaftlichen Gastmahle, ihre seichten Redensarten, ihre salzlosen Trümpfe auf den Ultramontanismus auf sich beruhen lassen. Manche Stimmen in Nah und Fern haben sich mittler Weile gegen diese modernen Synoden und ihre Tendenzen erhoben und mit Erfolg geltend gemacht. Und so kam es denn: gegen alle Erwartung der geistlichen Entrepreneurs und der hohen Fautoren der Synoden, hat die Synodenwuth statt, wie man hoffte, zu- vielmehr im Lande bedeutend abgenommen. Das verdrießt nun den Verfechter für die Emancipation des Fleisches per synodos; es verdrießt ihn, daß die Geistlichen im Lande weder so eifrig, noch so zahlreich an seinem Emancipationsbetrieb auf den Synoden

zu Geisingen und Engen Theil nahm, als der Präsident es wünschte. Natürlich! soll er seine Mühe umsonst verloren haben? soll er ohne Erfolg blos als Renegat in der Nähe und Ferne sich prostituirt und verächtlich gemacht haben? Müßte er nicht, gings so fort, zuletzt seinem noblen Vorgänger und Freund Dr. Anton Fischer nach Westindien folgen? Nein, das soll, das darf nicht seyn! darum erhebt sich der Mann und stellt aufs Neue den ächtliberalen Antrag: die Regierung möge die Synoden der katholischen Kirche fördern, d. h. die Regierung möge, da die katholische Kirche keine Synoden verlangt zur Zeit, ihr mit Gewalt solche aufdringen, sie möge durch ein völlig unnöthiges Einmischen in die Angelegenheiten der katholischen Kirche auch in Baden jenes unheilvolle Zerwürfniß hervorzurufen streben, wie es erst seit Kurzem nur mit Mühe in Preußen wieder gehoben wurde. Und dieses Alles soll sie „fördern", damit Dominik Kuenzer, der Mann ohne Falsch und Tücke, nicht unverdient des Schicksal Dr. Anton Fischers am Ende theilen müsse. Denn das wäre wahrlich allzu ungerecht, wenn der gleichen That das gleiche Loos bereitet würde, wenn der so fest und muthig bisher das Feld behauptete, mit dem dasselbe dulden sollte, der feig den Kampfplatz aufgegeben. Denn das ist eben der große Unterschied zwischen dem ersten und dem zweiten Synodalpräsidenten, der erste war ehrlich, bekannte vor ganz Deutschland seine Schuld, verließ die katholische Kirche und wandte sich zur neuen Welt. Nicht also der Zweite. Es genügt diesem freisinnigen Manne nicht, daß er in der katholischen Kirche die Freiheit genießt, wenn es ihm in ihr nicht mehr behagt, ungefährdet von Seiten der Kirche ihr den Rücken zu wenden, und vale sagen zu können; es genügt der ehrlichen Seele, dem Mann ohne Falsch und Tücke nicht, wenn seine Ueberzeugung nicht mehr mit der Lehre der katholischen Kirche zusammengeht, diese je eher je lieber unbehindert verlassen, und jener Kirche sich zuwenden zu können, wo seine Synodenwuth volle Befriedigung finden, undwo er seinen glühenden Cölibatshaß in der Wonne

einer glücklichen Ehe nach Herzenslust sich löschen könnte; es genügt dem gewissenhaften Priester nicht, daß er, wie er solches ja einst gelobt und beschworen hat, bald zu Geisingen, bald zu Engen, bald anderswo ungehindert die katholischen Geistlichen mit seinen akatholischen Doctrinen haranguiren, den geistlichen Demagogen spielen, und von antinationaler, schädlicher kirchlicher Parthei" auf seinem Kammersitze lügen darf; es genügt dem berufstreuen Seelsorger nicht, daß er seit Jahren ungeirrt die Einkünften einer katholischen Pfarrei bezieht, seine Zeit und seine Thätigkeit aber, statt seiner Pfarrei zu widmen, in guter Gesellschaft verbringt, um in der Residenz bei Sander und Welker des Liberalismus zu pflegen und Pläne zu schmieden, zum Verderben der Kirche — alle diese vielen und schönen Freiheiten, wie sie selten ein Geistlicher der katholischen Kirche im Lande genoß, sie genügen dem geraden, dem biedern Manne nicht, erst dann glaubt er seine Mission erfüllt und das Ziel seiner geistlichen und ständischen Wirksamkeit erreicht, d. h. die Geistesfreiheit für die katholische Kirche Badens errungen zu haben, wenn er es dahin gebracht haben wird, die katholische Kirche in Baden durch Hülfe der treuen Mitstände also verknechtet und verhelotet zu haben, daß man nicht mehr an Christum und seine Kirche, sondern an Dominik Kuenzer und die Dogmen seiner Synoden wird zu glauben haben. Zu diesem Ende hat der „Unermüdliche" in der Kammer aufs Neue den alten Antrag gestellt, der katholischen Kirche seine Synoden auf den Hals zu hetzen, welche sie verabscheuet, wie den Antragsteller selbst.

Als der berühmte erste Präsident des modernen badischen Synodalwesens Dr. Fischer keine Aussicht mehr hatte durch Wort, That und Schrift jene seine allgemeine Kirche in deutschen Landen aus- und durchführen zu können, da hatte er wenigstens die Selbstverleugnung seine Pfründe in deutschen Landen aufzugeben, umsofort für seine Kirche in Amerika sich Glieder anzuwerben und das deutsche Vaterland in Ruhe



zu lassen, welches die erste Reformation und ihre Folgen noch nicht verbaut hat. Nicht so der zweite Synodalpräsident der Spitalpfarrer Dominik Kuenzer. Die Lehre, die Institutionen, der Cultus der katholischen Kirche sagen ihm nicht zu. Was thut nun der ehrliche Mann? Er verläßt die katholische Kirche, er geht zur protestantischen über, wo man Synoden hat, wie er sie wünscht und keinen Coelibat, den er haßt. Er geht, wie Dr. Fischer nach Amerika, um dort eine Kirche, wie er sie begehrt, sich aufzubauen auf frischen Grunde. Nichts von Allen dem! Der Mann ist klug und welterfahren, bleib im Lande, spricht er, und nähr dich ehrlich! Hier im Lande lebt sich's gut, schlecht vielleicht in Columbia. In der protestantischen Kirche giebt es wohl moderne Synoden und Priesterehen, aber (denn Baden ist nicht Engelland) schlechter Pfründen mehr als gute, und die guten dürften für ihn sich dort vielleicht am letzten finden. Was thut er also? Er bleibt, wo er ist; die Pfründe ist gut; das Kammerleben nicht schlecht, die Seelsorge für den Spitalpfarrer von Konstanz in Karlsruh erträglich. Ist's im Ständehause zu Ende; hat er, das liberale Haus, zur Verhelotung der katholischen in der Kammer das Seinige gethan, und die katholische Geistlichkeit in seiner Person sattsam verächtlich gemacht, so erholt sich der Pfarrer auf Reisen; wirbt für das Antichristenthum, hältSynoden, haranguirt die Geistlichkeit, statt mit der Wissenschaft, mit liberalen Tiraden und ein wenig *fischerischer* Moral, jetzt zu Geisingen, jetzt zu Engen, jetzt wo anders. Mittlerweile geht der Landtag wieder von vorne an, und die alten Beschwerden beginnen für Dominik den neuen Lauf. Also der Spitalpfarrer, und wie sein Erzbischof? Dieser sendet papierene Berichte nach Karlsruh und den papierenen Berichten folgt eine papierene Antwort; und der Erzbischof? legt das Papier zum alten Papier. —

XX.

Kirchliche Zustände der Diöcese Trier.

Ich habe Ihnen lange keine Nachrichten über hiesige kirchliche Zustände mitgetheilt. Es fällt indeß auch schwer, da etwas zu sagen, wo ältere Organisationen in der Kirche wie in der Gesellschaft verschwunden, und an deren Stelle nichts wesentlich Neues getreten ist. Allerdings läßt sich hie und da ein Ringen und Streben nach einer anderen, besseren Gestaltung wahrnehmen, indeß das Stagnirende und Leblose, welches nach einer so vollkommnen Zerstörung, wie hier vorgegangen, nothwendig zurückbleibt, behauptet noch ein zu großes Uebergewicht, um jenes leicht daraus zu sondern, oder auch nur äußerlich in bestimmten Umrissen zu erkennen. Dessenungeachtet, um so manchen gefährlichen Illusionen zu begegnen, ist es höchst nothwendig, sich den gegenwärtigen Stand der Dinge so klar wie möglich vor Augen zu führen. Denn auch hier, wie bei so vielen anderen Gebrechen der Zeit, haben die meisten eben so sehr die Fähigkeit als auch den Willen eingebüßt, das Uebel zu erkennen und zu bessern.

Leider läßt sich nun nur mit zu großer Gewißheit behaupten, daß im Allgemeinen in der Diöcese ein tiefer religiöser und sittlicher Verfall sich kund gibt, der vielfach sogar an gänzliches Verlöschen der christlichen Wahrheit gränzt. Um dies begreiflich zu finden und uns nicht den Vorwurf geflissentlicher und gehässiger Uebertreibung zuzuziehen, ist erforderlich, auf frühere Zustände zurückzugehen.

Man kann denken, welche Zerstörung die französische Revolution, die, wie bekannt, das linke Rheinufer in ihren Strudel mit hineinzog, anrichten mußte; wie diese Auflösung sich selbst später noch immer fortsetzte. Schon unter der geistlichen Regierung hatte der Febronianismus hier, wo er seinen eigentlichen Sitz hatte, die gesunde Doctrin auf den geistlichen Lehranstalten gänzlich untergraben. Daher verließen damals, vielleicht mehr als in einer anderen der rheinischen Diöcesen, die Priester den geistlichen Stand, überließen sich frei ihren sinnlichen Begierden, und vernichteten dadurch hauptsächlich jedes Gefühl für die

Heiligkeit und Wahrheit der Religion. Die Massen wurden förmlich atheisirt, wie nur immer in Frankreich selbst, wenn freilich dort die Früchte jener Denkart offen und freier in bestimmten positiven Doctrinen sich aussprachen, in dem deutschen Stamme dagegen mehr passiv, d. h. als gänzliche Verkommenheit und Gleichgültigkeit gegen alles Religiöse erschienen. Dahin kam es indeß auch hier, daß der Cult der Göttin der Vernunft förmlich wie in Paris gefeiert ward, und Kirchen und Gotteshäuser leer und verwüstet standen. Für einen solchen Zustand, offenbar noch verderbter als derjenige des Heidenthums bei Erscheinung des Evangeliums, bedurfte es einer höchst durchgreifenden Cur. In den Zeiten des Kaiserreiches, so würdig auch die Diöcese (wenigstens derjenige Theil, welcher das eigentliche damalige Bisthum Trier constituirte) im Allgemeinen im Zusammenhange mit dem französischen Episcopat verwaltet wurde, war dies bei der so beengten Stellung des Clerus und dem grellen Gegensatze, welche eine gewisserweise heidnische Verwaltung gegen alles Religiöse darbot, ganz unthunlich. Erst nach dem Sturze der revolutionären Monarchie und der Rückkehr zu dem gemeinsamen deutschen Vaterlande, nachdem überdieß ein langer Friede das Land beglückte, konnte eine wahre Regeneration möglich werden. Leider aber wandten sich alle Verhältnisse dergestalt, daß bis auf diesen Augenblick jene geistige und religiöse, für das Land so unentbehrliche Wiedergeburt, wenn man nämlich nicht eine blos oberflächliche, das innere Leben der Gesellschaft wesentlich nicht befriedigende Application gewisser christlicher Wahrheiten dafür halten will, gar nicht stattgefunden hat. Zuerst verstrich eine geraume Zeit, bis die Bisthumsangelegenheiten, d. h. die definitive Organisation und Besetzung des Bisthums, ins Werk gesetzt war. In dieser Zwischenzeit blieb natürlich eine gründliche geistliche Einwirkung unmöglich, es handelte sich nur um Aufrechthaltung der administrativen Verhältnisse, und man mußte froh seyn, den gewöhnlichen Gang der Dinge, wie er sich gerade vorfand, aufrecht zu erhalten. An irgend eine wahre neue Organisation, um das eingewurzelte geistige Verderben von Grund aus zu heben, war nicht zu denken. Mit Recht kann man also behaupten, daß während dieser Zeit der frühere religiöse, oder vielmehr irreligiöse Zustand der Gesellschaft im Allgemeinen derselbe blieb. Namentlich mußte dies auf dem platten Lande und zwar aus folgenden Ursachen statt finden: Der größere Theil der Diöcese besteht aus bergigten Hochebenen oder eng begränzten Flußthälern; bedeutende Städte befinden sich wenige darin; Verbindungen der einzelnen Orte unter sich, der ge-

sellschaftliche Verkehr überhaupt ist beschränkt und selten, die in der Nähe des Rheinufers liegenden Orte und Gegenden ausgenommen. Genug, das platte Land bietet in der Regel eine große Isolirtheit dar, die im Winter und schlechter Jahreszeit oft bis zum Mangel aller Communication hinauf steigt. Jene besondere oben erwähnte geographische Lage hindert sogar den sonst beinahe allen Gegenden Deutschlands, selbst im Norden eigenthümlichen geistigen Zusammenhang mit der übrigen Welt, so daß von jeher die trierische Landschaft ein mehr für sich abgesondertes, in Sitten und Gewohnheiten abgemarktes Gebiet darstellte. Hiezu aber trat nun die durch die revolutionäre Gesetzgebung verursachte gänzliche Auflösung des früheren gesellschaftlichen Organismus. Alles große Grundeigenthum des Adels und der geistlichen Stiftungen, womit das Land durchwoben war, war vernichtet; das dadurch repräsentirte Princip der Gemeinsamkeit und Gesellschaftlichkeit aufgehoben und Land und Bewohner bis in die kleinsten Theile und Individualitäten zersplittert worden. So entgingen also dem schon durch seine Lage, isolirten Lande auch noch die inneren Berührungs= und Bindepunkte und wenn freilich hie und da sich eine zahlreichere Bevölkerung erzeugte, so war doch noch mehr jede einzelne auf sich zurückgeworfen. Eine solche Zerstreuung und Zersplitterung vernichtete nun von selbst die Möglichkeit geistiger und moralischer Einflüsse auf die Massen. Es fehlte an allen Mitteln und Gliederungen, um sich dem vereinzelten Individuum wirksam zu nähern und es für höhere Zwecke zu gewinnen. Was sonst durch eine höherstehende, allgemein anerkannte Autorität und Gewalt sich mit einem Schlage bewirken ließ, mußte jetzt bei jedem Einzelnen mühsam versucht werden. Aber auch in dem so isolirten Einzelnen erwachte eine unbegränzte Sucht, seine Lage zu verbessern, sein materielles Gut zu vermehren, oder er war ohne Zusammenhang mit einer höheren, ihn beschützenden Persönlichkeit von Angst und Furcht vor gänzlichem Ruin und Verarmung gequält. So wurden die Geister dem religiösen Bedürfniß gänzlich entfremdet und auf die kleinlichste Ergreifung materieller Interessen mit Gewalt hingewiesen. Diesem letzteren unglücklichen Umstande, dem unsere liberalen Staatswirthe noch heut zu Tage nicht die geringste Aufmerksamkeit schenken, war es hauptsächlich zuzuschreiben, wenn die Bewohner des platten Landes und der kleinen Städte der Diöcese, für höheres Leben gleichsam gänzlich abzusterben anfingen, und selbst besseren und kräftigeren geistlichen Einflüssen, geschweige denn schwachen, unzugänglich wurden. Allerdings hatten sich in den beiden größeren Städten der Diöcese, in Trier und Coblenz, in ersterer besonders, noch bestimmte positive religiöse Ele=

mente erhalten; aber ohne allen inneren Zusammenhang, blos in den unteren Volksklassen traditionell fortlebend, beständig von dem Unglauben und der Leichtfertigkeit der höheren Stände untergraben, des Beistandes und der Hülfe jeder wahren priesterlichen Persönlichkeit entbehrend sank dieses religiöse Element eben so auf das Minimum. Wie weit dies gekommen war, läßt sich am besten aus den theilweise damals oder noch zur Zeit des Febronianismus entstandenen Gesang- und Gebetbüchern entnehmen, die ein so gränzenloses Gemisch von Rohheit, Plattheit und rationalistischer, moralisirender Auffassung der ganz allgemeinen christlichen Wahrheiten (denn von einer katholischen Doctrin war gar nicht die Rede) enthalten, daß selbst jedes moderne protestantische Andachtsbuch einen höheren Geist athmet.

In dieser unglücklichen Lage der Dinge, trat endlich die lang ersehnte definitive Organisation der Diöcese ein. Es ist nicht zu läugnen, der neue Oberhirt Freiherr von Hommer war an sich gläubig, dem positiven Elemente seiner Kirche noch mehr als andere Prälaten damaliger Zeit anhängend, sonst auch mit vortrefflichen Eigenschaften des Herzens ausgerüstet, und einer noblen vornehmeren Gesinnung. Zweierlei aber mangelte ihm gänzlich, was eben zur Restauration der von ihm übernommenen Diöcese unentbehrlich war, nämlich Strenge und Ernst zur Herstellung der verfallenen kirchlichen Zucht in der Priesterschaft wie in der Gemeinde, sodann die höhere Einsicht und Verständniß jener geistigen Uebel, wie wir sie oben schilderten. Hiezu gesellte sich endlich eine nur oberflächliche Erkenntniß der katholischen Doctrin, vorzüglich in wie weit dieselbe mit den modernen wissenschaftlichen Richtungen in Berührung gekommen.

Somit war denn die natürliche Grundlage gegeben, worauf alle jene betrübenden Erscheinungen, welche demnächst unter dieser bischöflichen Verwaltung wahrnehmbar wurden, entstehen mußten. Man kann sagen, daß gewisse Uebel bei provisorischer Verwaltung einer Gesellschaft nicht in dem Maaße wachsen, als wenn ihnen, auch nach wiederhergestellter, bleibender Organisation nicht mit gehöriger Kraft begegnet wird. Kaum empfanden die vielen verkommenen Glieder des niederen Clerus der Diöcese, daß ihrer Zuchtlosigkeit und Libidinität, von Oben her, noch weniger eine Gränze gesetzt wurde, wie früherhin, so überstieg dieselbe alles Maaß. Ganze Landstrecken waren im Munde des Volks deshalb förmlich berüchtigt und mochte auch hierin manche Uebertreibung stattfinden so ist doch so viel gewiß, wie hiedurch in vielen Gemeinden die letzten Reste des katholi-

schen Glaubens untergraben wurden. Es kam so weit, daß die weltlichen Behörden von diesen Zuständen Notiz nehmen, und endlich mehrfach die Gerichte mit Untersuchungen und entehrenden Strafen einschreiten mußten. Zum Ueberfluß wurden auch sonst noch durch die vollständige Verweltlichung vieler Geistlichen die Gerichte mit den gemeinsten Händeln derselben behelligt. Dergestalt blieb der Makel, den der priesterliche Stand und Ruf erfuhr, nicht einmal auf die Orte des Vergehens beschränkt, sondern es entstand bald eine habituelle Ansicht und Meinung der priesterlichen Verkommenheit durch das ganze Land, und hemmte überall, selbst da, wo tadellose Geistliche sich befanden, die wohlthätigen Einflüsse der geistlichen Autorität.

Doch noch ein anderes eben so tief greifendes Uebel sollte eben aus den Anstalten hervorgehen, welche zur Bildung eines neuen Clerus, und zwar wie sich nicht läugnen läßt, mit vieler Mühe und Anstrengung von dem Bischofe befördert und theilweise gegründet wurden. Nichts war zur Heilung der obenerwähnten Entchristianisirung der Diöcese nothwendiger, als eine Priesterschaft zu erziehen, welche der Hauptsache nach, durch ein innerliches ascetisches Element, und die thatsächliche, lebendig wirkende Kraft des Glaubens, die erkalteten und materialisirten Gemüther wieder für Gott und für himmlische Dinge begeisterte. Daher ward um so verderblicher und Unglück bringender, als die Leitung und Bildung jener Anstalten vorzugsweise in die Hände entschiedener Anhänger des Hermesianismus fiel. Wir wollen hier gar nicht weiter der unkatholischen irrthümlichen Tendenz dieser Lehre gedenken. Der hiedurch angerichtete Schaden erscheint bei dem Stumpfsinn der Zeit für die feinere Erkenntniß des Dogma gewissermassen nicht einmal so bedeutend. Jene Eigenthümlichkeit aber derselben, daß sie statt des lebendigen, gläubigen Elements, welches von jeher das Wesen des katholischen Priesterthums ausmachte, ein blos wissenschaftliches entwickeltes System aufstellte, als wenn Schule und Unterricht wirkte, und den Tendenzen der Zeit huldigend, alles auf Steigerung der intellektuellen Fähigkeiten der clericalischen Jugend hinwandte, dieß war es, welches den Ruin der Diöcese gewisser Weise vollendete. Eine solche Geistlichkeit war in der Regel gänzlich unfähig, die enormen geistigen Leiden zu heilen, an welchen die Diöcese darniederlag. Sie verstand selbst nichts von dem, was sie zu bekämpfen ausgesandt war. Sie tappte auf der bloßen Oberfläche umher, und alle Resultate ihrer noch so gut gemeinten Bemühungen zerfielen in Nichts, während sie sich auf der andern Seite durch einzelne formelle Fortschritte ge-

täuscht, in den unglücklichsten Illusionen über das von ihr ausgegangene moralische und religiöse Wohlseyn der Massen befand, und hierin auch die weltliche Macht gefangen hielt. Endlich aber ward durch diese rationelle Bearbeitung des Volks auf dem Gebiete des Glaubens und der Religion, die alte katholische Tradition soweit sie noch im Volke lebte, gänzlich unterbrochen, und alle kirchlichen Fäden gleichsam abgerissen. Gewiß eines der größten Uebel, was zu denken ist, und wodurch jetzt jeder Anknüpfungspunkt beinahe unmöglich wird. Doch dieß alles vermochte der Bischof von seinem Standpunkte aus nicht zu erkennen. Sein einfacher, nicht verbildeter Verstand ließ ihn zwar, wie wir wissen, oft dunkel fühlen, wie dieser Weg nicht der rechte sey, indeß eine solche Klarheit, noch weniger aber die erforderliche Energie, um das ganz Verderbliche jenes Systems zu erkennen, und demselben scharf entgegenzutreten, war ihm nun einmal nicht gegeben. Dergestalt war jene theologische Schulmeisterei, die nur eine höhere Stufe, nur eine anderer Ausdruck des von der Zeit beliebten, und durch den Staat überall propagirten Schulmechanismus darstellte, keineswegs aber auf eine christliche Durchbildung der Geister herausging, die einzige Frucht jenes Episcopats und hielt mit wenigen Ausnahmen die höhere und niedere Priesterschaft gefangen.

Bezeichnend für diesen, vom katholischen Gesichtspunkte aus ganz trostlosen Stand der Dinge, ist, wie auch nicht irgend ein wissenschaftliches höheres Werk von diesem solchergestalt erzogenen Clerus zu Tage kam. Während selbst in einigen so verkommenen Diöcesen Süddeutschlands, sich doch wenigstens in der Wissenschaft ein Durchbruch zum Besseren kund gab, und allmählig eine Regeneration von innen heraus zu bewirken versprach, war unter jenem formellen Schlendrian der Schule, auch jedes wissenschaftliche Leben ertödtet, und eine Plattheit des Denkens und Empfindens habituell geworden, die jede höhere Ansicht von vorne herein verneinte. Von hier aus, nicht etwa wie anderwärts von einem entschiedenen Geiste der Verneinung, denn hierzu kam es gar nicht, sind daher auch jene unkatholischen Auffassungen, und feindselige Bestrebungen gegen den Cult der Kirche und alles das, was die Blüthe und höhere Ausbildung kirchlicher Ideen darstellt, wie gegen Wallfahrten, die Verehrung der Heiligen, die Andacht des Rosenkranzes ꝛc. zu erklären, welche von Oben herab bis zu den untersten Kreisen des Clerus sich geltend machten. Dieß ging so weit, daß man über Nützlichkeit und Nothwendigkeit jener Andachts-Weisen, Preis-Aufgaben stellte, und den Preis demjenigen Geistlichen zuerkannte, welcher mit

den armseligsten und seichtesten Gründen moderner Aufklärung sich gegen dieselben aussprach.

Faßt man nun dieses alles zusammen, wie einestheils für Wiederherstellung des sittlichen Princips in einer durch die revolutionären Doctrinen und durch die materielle Richtung der Zeit aus allen Banden zerrissenen verderbten Geistlichkeit, gar nichts geschehen, sondern das Uebel im Uebermaaße fortwuchern konnte; wie sodann diejenigen, welche sich unter der Geistlichkeit die christliche Erziehung des Volkes noch angelegen seyn lassen wollten, dazu durch ihre falsche theologische Ausbildung ganz unfähig geworden waren, und wie endlich auch vom Standpunkte der Wissenschaft aus, was häufig noch in protestantischen Ländern der Fall ist, die Geistlichkeit keiner wohlthätigen Einwirkung auf die Massen fähig war, so kann ein jeder a priori entnehmen und schließen, daß der eigentlich christliche Standpunkt der Bevölkerung durch die wieder zurückgeführte Ordnung der Dinge, durchaus nicht geändert war. Wir sagen der christliche Standpunkt, d. h. eine wahrhafte und religiöse Umwandlung der Geister, eine Umbildung im kirchlichen Sinne die nur irgend eine tiefere und allgemeinere Beziehung zu Gott und göttlichen Dingen darstellte, war durchaus nicht gewonnen, wenn auch vielleicht durch den Friedensstand, die Rückkehr der äußern materiellen Ordnung und das bildende Element der weltlichen, mehr und mehr verbreiteten Schule, eine größere Bewältigung früherer Roheit, oder formale Sittlichkeit, mochte erzielt seyn. Denn wie gesagt, diejenigen, die das allein bewirken konnten, hatten mit Ausnahme weniger, gerade hiefür, für die Erschaffung einer solchen Umwandlung durchaus keine Fähigkeit mehr. Hätten sie solche aber auch gehabt, wie wollten sie diese demokratisirten Massen bekehren, die entweder verarmt, und um so mehr verderbt, oder als opulente reich gewordene Bauern, mit ganzer Seele in ihr erworbenes Hab und Gut vertieft, von keiner höheren, geistigen Bildung berührt, von jedem Bande sonstiger Autorität freigemacht, mit Verachtung auf den ärmlichen Seelsorger herabsahen, dem sie, wie sie glaubten, nothdürftiges Brod und Nahrung gaben, und der um des geringsten Bedarfes bei ihnen zu Hofe gehen mußte. Daher auch die traurige Erscheinung, daß beinahe in jeder Gemeinde ein offener oder geheimer Krieg zwischen den einzelnen Gliedern und ihrem Seelsorger, über die gemeinsten materiellen Interessen besteht, und dieser als ein ungehöriger Mitbewerber und überflüssiger Verzehrer des Gemeinde-Nutzens betrachtet wird. Denn wo sonst noch der Gutsherr oder eine andere gebildetere rücksichtsvollere Gewalt vermittelnd

eintrat, macht sich jetzt blos die rohe Ansicht der Masse geltend. Eine so materialisirte Menge gar zu irgend einer freiwilligen Aufopferung für kirchliche Zwecke, für Cultus, Verschönerung des Gottesdienstes, zu bewegen, wodurch doch allein, wie das in früheren Zeiten geschah, das äußere kirchliche Daseyn begründet werden kann, fiel natürlich von selbst fort und machte also auch von dieser Seite her jeden christlichen Progreß unmöglich. Man wird es erlassen, jetzt etwa noch auszuführen, daß diese Zustände nach dem Tode des Bischofs unter einer blos intermistischen Verwaltung sich nicht verändern konnten. Selbst wenn der Bisthums-Verweser und das Capitel die größte Thätigkei zur Belebung des christlichen Elements entwickelt hätten, mochte dieß ohne bestimmte andere Einleitungen, die nicht in ihrer Gewalt standen, sondern von der definitiven Besetzung des bischöflichen Stuhls abhingen, nicht zu bewirken stehen. So viel ist überdieß ziemlich notorisch, daß die theologischen Bildungsanstalten der Diöcese den hergebrachten Gang jener blos wissenschaftlichen unfruchtbaren Schule im Wesentlichen nicht verließen, also die hauptsächlichste Bedingung einer Umkehr und Erneuerung auch hier mangelten. An eine gründliche Herstellung der verfallenen Disciplin, wenn auch einzelnes dafür geschehen, ist eben so wenig gedacht worden. Der beste Beweis für alles dieß war die hervorstechende Abneigung gegen jeden in strengeren kirchlichen Formen sich bewegenden Clerus, so daß selbst die in Rom gebildeten hieher zurückkehrenden Cleriker einer gänzlichen Isolirtheit und Zurücksetzung sich hingegeben sahen. Dergestalt blieb nur die Einwirkung übrig, welche die letzten Zeitereignisse auf die kirchliche Umwandlung der Gemüther und besonders der Geistlichen selbst äußerten. Allerdings ist dieselbe nicht verloren gegangen. Zum größten Theil konnte sich aber solche nur in den größern Städten in Trier und Coblenz bemerkbar machen, und es ist nicht zu läugnen, wie hier wesentliche Fortschritte eines tiefer gehenden kirchlichen Elements sichtbar geworden sind. Das platte Land hingegen mit Inbegriff der kleinern Städte, also der größere Theil der Diöcese, bietet im allgemeinen, immerfort noch denselben unerfreulichen traurigen Anblick dar, wie wir ihn oben schilderten, d. h. es ist mehr oder weniger eine vollständige E n t c h r i s t l i c h u n g eine gänzliche Glaubenslosigkeit einzutreten. Dieses aber so große Unglück, das größte welches es für ein Land geben kann, sollte es nicht endlich in seiner ganzen Furchtbarkeit erkannt, und dagegen die geeigneten Mittel ergriffen werden? Ward doch hiedurch allein das Herz jedes katholischen Gläubigen auf das tiefste verwundet, als er bei so enormen

Uebeln früher die Verwaltung der Diöcese in so unglücklichen Händen sah; oder da später, wo jeder Verzug das Seelenheil von Hunderttausenden gefährdete, jener Zwiespalt zwischen Staat und Kirche Jahre lang die definitive Wiederbesetzung des bischöflichen Stuhles verhinderte.

Mit Recht bezweifelte man, ob irgend eine Frage auf dem sogenannten Rechtsgebiet des Staats von der Wichtigkeit seyn könne, um hier auch nur einen Augenblick störend einzugreifen! Freilich alle diejenigen, die für die Erscheinungen auf der Oberfläche der Zeit allein ein Auge haben, und an dem materiellen und äußeren Wohlseyn das Glück der Menschheit abmessen, die jene ungeheuere Wichtigkeit nicht erkennen, welche die Erlösung des Menschengeschlechts durch Christum, für dasselbe hat, und leider ist auch ein großer Theil katholischer Geistlichen hieher zu zählen, diese finden alles in der schönsten Ordnung, oder trösten sich mit ähnlichen Uebelständen und Gebrechen, in anderen Diöcesen. Unsere liberale Beamtenwelt zumal, die in der Anbildung moderner wissenschaftlicher Civilisation, das ganze Glück der Völker erreicht glaubt, dürfte am Wenigsten unserer Jeremiade über das große geistige Elend der Provinz beistimmen. Erst wenn revolutionäre und subversive Elemente offen hervorbrechen, und daß solche auch hier in Masse vorbereitet werden, wer wird daran zweifeln, läßt sie sich aus ihrem Schlummer ihres irreligiösen Indifferentismus erwecken. Indeß nach der von uns oben aufgestellten Genesis, welche das religiöse und kirchliche Leben hier zu Lande gehabt hat, dürfte wohl kein Einsichtiger die von uns aufgestellten factischen Resultate verneinen, man möchte denn im Gegentheil dessen, was der Heiland sagt, glauben von den Dornen und Disteln Trauben und Feigen zu lesen. Ueberhaupt wird erwogen, welcher Aufwand von geistiger Kraft, Opfer und Anstrengungen dazu gehören, eine einzige verkommene Gemeinde, geschweige die große entchristlichte Bevölkerung eines Landes, wieder zum Glauben und zum höheren christlichen Bewußtseyn zurückzuführen, wie dieß nach vielfachen früheren Vorgängen nur durch die größten apostolischen Persönlichkeiten, durch einen zahlreichen in allen christlichen Tugenden und Lehren tief eingeweihten Clerus geschehen konnte, so liegt es wahrlich auf der flachen Hand, daß in dem vorliegenden Falle, wo von allem diesem nichts, vielmehr das Gegentheil geschehen, eine Wiedergeburt unserer Diöcese in dem Glauben unsrer Väter, eine pure Unmöglichkeit ist. Konnte man mit solchen Mitteln zu so großen Resultaten kommen, so wäre wahrlich die, wie die heilige Sage berichtet wunderbare Erweckung des heil. Maternus durch den Stab des heil. Petrus und



die Mission der folgenden heil. Bischofe und Martyrer zu den heidnischen Trevirern ein ganz unnöthiger Akt gewesen, alles hätte sich eben so gut, durch den Culturgang der Zeit und die Weisheit der heidnischen Schule ins Werk setzen lassen.

XXI.

Das deutsche Collegium in Rom.

I. Seine Stiftung und sein Beginn.

Der Reisende, der die Straßen Roms durchwandert hat, und seinen Blick nicht blos den Trümmern und dem Schutte der Vergangenheit, oder den Meisterwerken der Kunst zuwandte, sondern auch die Gegenwart und das Leben seiner Aufmerksamkeit werth hielt: ist gewiß nicht selten kleineren oder größeren Abtheilungen von jungen Leuten begegnet, die in rother, priesterlicher Kleidung, zu zwei und zwei hintereinander gereiht, bemessenen Schrittes durch die Straßen der Priesterstadt gingen, ohne an dem Geräusche der Menge Theil zu nehmen. Zur Zeit, wo die Vorlesestunden beginnen oder enden, konnte er sie regelmäßig den Gang nach dem Collegium Romanum in feierlicher Stille hin und hermachen sehen, während er ihnen zur Zeit der Erholungsstunden vielleicht unter wechselseitigen Gesprächen in einem abgelegneren Gange der Villa Borghese, oder in den Alleen um das Colossäum, oder auf einer jener vielen Stellen begegnete, die durch die Schöpfungen der Kunst oder die Erinnerungen der Geschichte weltberühmt geworden sind. Hatte er Gelegenheit den mancherlei Festen beizuwohnen, womit die Religion das römische Leben erheitert, war er Zeuge einer jener erhabenen Funktionen in der Metropolitan-Kirche, oder in den altehrwürdigen Basiliken der katholischen Welt: so konnte er

nicht selten dieselben rothgekleideten Cleriker ganz in der Nähe des heiligen Vaters und des Cardinalcollegiums gewahren; ja einmal im Jahre, am Feste Allerheiligen nämlich, war ihm sogar Gelegenheit geboten, einer feierlichen Rede beizuwohnen, die dann einer dieser Jünglinge vor dem Haupte und den höchsten Würdeträgern der katholischen Kirche zu halten pflegt.

Wer sind diese Jünglinge, die ihrem Aeußeren nach offenbar dem heranwachsenden Priesterstande angehören? Der rothen Kleidung wegen nennt das römische Volk sie scherzweise die Cardinäle zu Fuß, und diese Farbe ausgenommen, ist sonst ihr Kleid dasselbe, wie das violettfarbene des römischen Seminars; allein in Gang und Haltung, in der Gesichtsfarbe und der Farbe der Haare und in dem ganzen Ausdrucke der Physionomie wird der Beobachter auf den ersten Blick einen himmelweiten Unterschied bemerken, und ist er ein Deutscher, so wird er gewiß nicht ohne freudige Ueberraschung hier im Schooße der alten, weltherrschenden Roma seine Landsleute wieder erkennen. Diese Purpurati, die bescheiden und ernst, aber ohne Trübsinn und Kopfhängen, die unbefangen und heiter, aber ohne Ausgelassenheit und Rohheit ihren Weg zu Fuß zurücklegen, sind Deutsche, die von den Rebengeländen des Rheines, von den Waizenfeldern der Donau und den grünen Matten schweizerischer Hochlande nach der Tiber ad limina Sanctorum Apostolorum gewandert sind: es sind die Zöglinge des sogenannten Collegii Germanico-Hungarici.

Gar manchem unserer deutschen Leser wird es ohne Zweifel erwünscht seyn, etwas Näheres über diese kirchliche Lehranstalt jenseits der Alpen zu erfahren. Und in der That verdient ihre Geschichte sowohl, als ihre gegenwärtige Verfassung nicht nur deswegen, weil darin unsere jungen Landsleute erzogen werden, sondern noch aus manchen andern Gesichtspunkten eine ausführlichere Betrachtung. Das deutsche Collegium ist nämlich unter den Collegien fremder Nationen in Rom eines der ältesten, und hat von je unter ihnen einen

ehrenvollen Rang eingenommen, ja als eine Musteranstalt war es nicht nur von Einfluß auf die Abfassung der Beschlüsse des Kirchenrathes von Trient in Betreff der Errichtung bischöflicher Seminarien, sondern es galt auch wie z. B. bei der Errichtung des römischen Seminars selbst diesem als Vorbild. Bei öffentlichen Feierlichkeiten hat es vor allen übrigen Collegien Roms den Vorzug, so wie ihm auch im Collegium Romanum der Vorsitz zusteht. In Rücksicht unseres Vaterlandes selbst aber gibt es wohl wenige Bildungsanstalten, aus denen in der ersten Zeit so viele würdige Priester, und später so viele Bischöfe und Kirchenfürsten hervorgegangen wären. Das deutsche Collegium zählt drei und zwanzig Zöglinge, die in den unseligen Kämpfen der „Reformation" ihr Leben für den Glauben hinopferten, und als Cordara kurz vor dem Ausbruche der französischen Revolution, die auch dieses stille Priesterhaus verschlang, seine „Historia Collegii Germanici et Hungarici" schrieb, hatte Deutschland und Ungarn von ihm nicht weniger denn fünfzehn Kardinäle, sechs geistliche Kurfürsten, ein und zwanzig Fürsterzbischöfe und Primaten, hundert und zwanzig Fürstbischöfe, acht und neunzig Suffraganbischöfe, sechs und vierzig Fürstäbte und Pröbste und vier und fünfzig Priester erhalten, deren Name, durch ihre Gelehrsamkeit und Frömmigkeit der Kirche zur Zierde gereichte; ja in dem Augenblicke, als Cordara das erwähnte Werk schrieb, dem wir die geschichtlichen Daten in den folgenden Blättern entlehnen, waren nicht weniger als sechs und dreißig Bischöfe in Deutschland und Ungarn am Leben, die alle ihre priesterliche Bildung in diesem Collegium empfangen hatten.

Seitdem haben die Folgen der französischen Revolution das heilige Reich deutscher Nation und seine kirchliche Verfassung vernichtet. Es gibt keine geistlichen Churfürsten mehr, die Stühle der Fürstbischöfe sind zertrümmert; die Abteien der Fürstäbte liegen im Schutte; und Oesterreich ausgenommen, sind nur noch wenige bischöfliche Stühle die spärlichen

und kärglich bedachten Ueberreste der alten Hierarchie. Auch das deutsche Collegium selbst ist erst seit kurzem wieder aus dem Abgrund der Zerstörung jener Zeit aufgetaucht; allein nichts desto weniger zieren doch auch in diesem Augenblicke noch, wenn wir die Schweiz mit hinzurechnen, seine Zöglinge als Bischöfe die deutsche Kirche. Ihm gehört nämlich jener Fürstbischof von Gnesen und Posen an, dessen Name mit der Geschichte der kirchlichen Freiheit der deutschen Katholiken aufs innigste und ruhmvollste verbunden ist; sein Zögling ist der Bischof von Lausanne, der in kleinerem Kreise nicht minder segensreich wirkt; und gewiß wird sich einer oder der andere unser Leser noch erinnern, wie erst jüngst bei der Weihung unseres Würzburger Bischofs, der von Eichstädt, der dermalige Coadjutor des ersten bayerischen Erzbisthums, den Neuzuweihenden als seinen alten Erziehungsgenossen des deutschen Collegiums in Rom begrüßte. Es könnte vielleicht auch seyn, daß die Bedeutung dieser neuaufblühenden Anstalt für die Zukunft, bei der wieder inniger werdenden Verbindung mit Rom, noch wachsen könnte; und darum dürften ausführlichere Nachrichten allen denen, die entweder selbst dorthin gehen wollen, oder im Falle sind, andere dorthin zu weisen, und ihnen darüber Rath und Auskunft geben möchten, willkommen seyn.

Allein diese Stiftung gewährt der Betrachtung auch noch einen anderen Gesichtspunkt, von dem uns ihre Würdigung als eine Pflicht für das katholische Deutschland erscheint. Die Polemik der Protestanten und namentlich der deutschen, hat es Rom zu einem beständigen Vorwurf gemacht, daß es mit dem Heiligsten einen eigennützigen Handel getrieben, und von frühe an nur darauf bedacht gewesen, während die Gläubigen auf sein Geheiß in Sack und Asche Buße thaten, ihnen den Seckel zu leeren, und das Gold der Völker an sich zu reißen. Die Ablaßgelder, die dem Baue der Peterskirche dienen sollten, wurden eine der vorzüglichsten Veranlassungen zur Glaubensspaltung, und sie werden noch heute von unseren



protestantischen Geschichtschreibern den Römern bitter vorgeworfen. Darum erscheint es uns als eine Pflicht der Gerechtigkeit und der Dankbarkeit zugleich, dieses römischen Hauses nicht zu vergessen, in dem durch die Großmuth der Päpste seit beinahe drei Jahrhunderten so viele deutsche Jünglinge eine gastliche Aufnahme fanden, und oft aus Söhnen armer, mittelloser Eltern zu Männern der vielumfassendsten Wirksamkeit, welche Hunderttausenden zum Segen gereichte, herangebildet wurden. Ueberdieß, wird auch die Geschichte dieses unsers deutschen Collegiums uns darin ein Denkmal katholischer Frömmigkeit und Aufopferung erkennen lassen, das wahrhaft den Charakter Roms, d. h. den universalen, katholischen an sich trägt, wenn wir sehen, wie Männer aus den verschiedensten Nationen: Spanier, Italiener, Franzosen und Deutsche, als seine Begründer und Unterstützer hervortraten, so zwar, daß, wenn hier eine Quelle versiegte, die katholische Barmherzigkeit dort eine neue öffnete. Nach diesen einleitenden Worten wenden wir uns zu seinem Stifter.

Als der heil. Ignatius von Lojola die Tage seines mühe- und segensreichen Lebens geschlossen, und die Kirche seinen Namen unter ihre heiligen Fürbitter vor dem Throne Gottes aufgenommen hatte, weihten die Zöglinge des deutschen Collegs in ihrer Kirche zu St. Apollinaris zu seiner Ehre einen Altar, auf den sie die Inschrift setzten: Sancto Ignatio Societatis Jesu fundatori Collegium Germanicum auctori suo posuit. Noch heute steht dieser Altar, und noch heute üben die Zöglinge seiner Stiftung, in dem gleichen Geiste frommer Dankbarkeit die alte Sitte, daß sie sich an seinem Festtage über Tisch, wenn sein Name im Martyrologium gelesen wird, mit entblößtem Haupte ehrbietig erheben; eine Sitte die kein zwingender Befehl der Oberen, sondern die freiwillig huldigende Hingabe eines dankgerührten Herzens zuerst begonnen, und bis auf den heutigen Tag treulich bewahrt hat. Und in der That, wenn wir die Gründung des deutschen Colleges in Rom, und seine ersten Schicksale überdenken: so hat

der heilige Ignatius diese dankbare Verehrung mit vollem Rechte verdient; denn in seinem liebreichen, um das Heil der irrenden Brüder so innig besorgten Herzen ist der Gedanke dieser Stiftung erwacht; er scheute keine Mühe, um ihn trotz aller Schwierigkeiten auszuführen, er war es, der der Anstalt ihre Grundverfassung gab, und in schwieriger Zeit, da alle überdrüssig und entmuthiget ihre Hand davon abzogen, war er es wieder, der sie allein nicht verließ, und es vorzog, von Thür zu Thür für sie um Almosen betteln zu gehen. So hat er sie mit gottvertrauender, zuversichtlicher Hoffnung in bessere Zeiten hinübergerettet, in denen sie eine solche Bedeutung erlangte, daß ihre Wiedererweckung in unserer Zeit unter Pius VII. der großen Opfer, die sie erheischte, nicht unwerth schien. Und gerade heute, wo die Zöglinge seiner Stiftung nach dem Verluste ihres Hauses bei Sanct Apollinaris, in Folge der Umwälzungen unserer Zeit, noch immer obdachlos sind, haben sie wieder bei dem Grabe ihres Stifters, in der Casa Professa seines Ordens, wo sein Nachfolger in prunkloser Armuth residirt, eine Zuflucht gefunden, wo sie ihrer völligen Herstellung entgegensehen.

Allein unsere Leser erheben vielleicht die Frage, wie kam Ignatius auf diesen Gedanken, was waren dabei seine Absichten und welches die Umstände, unter denen sie ins Leben trat? Wir werden ihrer Wißbegierde zu genügen suchen.

Dem heil. Ignatius, und nach ihm den auf dem Concil von Trient versammelten Vätern der katholischen Kirche, konnte es unmöglich entgehen, daß eine der vorzüglicheren Ursachen, warum die Reformation so vielfachen Eingang in den Gemüthern gefunden, nicht in der uneigennützigen Tugend und dem apostolischen Geiste ihrer Verkündiger, sondern in der Verwahrlosung des katholischen Volkes, und in der Unwissenheit und Sittenlosigkeit einer reichen und müssigen Geistlichkeit bestehe, die in ihren höheren Gliedern vielfach dem Adel angehörte, der die Würden und Güter der Kirche wie ein weltliches Familien-Erbgut ansah, und den Geist der Verwelt-

lichung darin übertrug, so daß die förmliche Säcularisirung, die endlich auch das geistliche Kleid wegwarf, nur eine äußere Erklärung dessen war, was dem Geiste nach schon vorher bestanden. Eine Reformation der Erziehung war es daher, welcher er vor allem seine Aufmerksamkeit zuwandte. Für die Leitung der Erziehung stiftete Ignatius seinen Orden, dessen schnelle Ausbreitung unter den Katholiken zur Genüge bewies, wie allgemein gefühlt das Bedürfniß war. Auch in Deutschland begann der Orden alsbald Fuß zu fassen, und hier wurde Canisius der vorzüglichste Gründer von fünf Provinzen, in denen sich seine Collegien erhoben *).

(Schluß folgt.)

XXII.

Die Bekehrung und Taufe des Herrn Alphons Ratisbonne in Rom im Januar 1842.

Während Bälle und Opern, Theater und Unterhaltungen jeder Art die lebenslustige Welt der Römer und Fremden dermalen in Bewegung erhalten, während die Erwartungen des Carnevals andere Belustigungen in Aussicht stellen, hat sich mitten in diesem Geräusch höchst unerwartet die Kunde von einem Ereignisse ganz anderer und zwar sehr ernster und ungewöhnlicher Art verbreitet, und läuft bereits von Mund zu Mund, und gewiß wird die Nachricht davon, auch bald den Weg über die Alpen finden, und zu einem Gegenstande der gläubigen, wie der ungläubigen Journalistik wer-

*) Um unsern Lesern den so eben an uns gelangten nachfolgenden Artikel nicht vorzuenthalten, haben wir uns veranlaßt gefunden, die Fortsetzung der Schilderung des deutschen Collegiums bis zum nächsten Hefte aufzuschieben. Anm. d. Red.

den. Es handelt sich nämlich von nichts geringerem als von einem Wunder, oder um mich richtiger auszudrücken, von einem Ereignisse, von dem, so weit wenigstens bisher die Umstände bekannt sind, die Gläubigen es für das Einfachste und Natürlichste finden, es einem übernatürlichen Wirken der barmherzigen Gnade Gottes zuzuschreiben; während es den Ungläubigen keine geringen Schwierigkeiten darbietet, eine eben so einfache und natürliche Erklärung dafür zu finden, das daher wohl geeignet seyn dürfte, manchen zum Glauben zu führen, oder zum mindesten etwas stutzig und nachdenklich in seinem Unglauben zu machen.

Die Thatsache selbst ist die plötzliche Bekehrung eines Israeliten gerade in dem Augenblicke, wo alle natürlichen Gründe ihn ferner als je von der Kirche, gegen die er die bitterste Feindschaft im Herzen trug, zu halten schienen, und er selbst an nichts weniger dachte, als Christ zu werden. Kurz vorher noch Spott und Lästerungen auf der Zunge, erfolgt diese Bekehrung wie ein Blitzschlag durch eine Erscheinung, die den Spötter zu einem von dem lebendigsten Glauben durchdrungenen Christen umwandelt, ihn so durch und durch erschüttert und zu einem anderen Menschen macht, daß er sie noch nicht ohne die sichtbarste Bewegung erzählen kann, und keinen heißeren Wunsch fühlt als seinen neuen Glauben Allen mitzutheilen und ihm ganz zu leben.

Ich mache kein Hehl daraus, ich gehöre nicht zu jenen Wunderjägern, die leichtgläubig jedes Gerücht, das durch hundert Ohren und über hundert Zungen gelaufen, aufhaschen, die alle die Uebertreibungen und Entstellungen einer ursprünglich sehr einfachen und natürlichen Sache zusammen lesen, und mit geschlossenen Augen gegen alle Widersprüche und Ungereimtheiten, und ohne die Unlauterkeit oder Unzuverläßigkeit ihrer Quellen zu berücksichtigen, sich daraus ein Wunder fabriciren, das sie anderen als einen Glaubensartikel mittheilen, und Jeden für des Glaubens verdächtig halten,

der es wagt, auch nur einen leisen Zweifel gegen diese Ausgeburten einer wohlgemeinten aber oft abergläubigen und nichts weniger als orthodoxen Leichtgläubigkeit zu äußern. Die Kirche ist von den Wundern des Heilands und der Apostel angefangen, reich an wahren und als solchen hinlänglich beglaubigten Wundern, sie hat nicht Noth das Zeugniß solcher unbeglaubigten oder zweideutigen, oder auf dem bloßen Hörensagen und den Einbildungen einer frommen Einfalt beruhenden, anzurufen, und ich weiß auch sehr wohl, wenn sich ein solches Wunder, das ihr zum Beweise dienen soll, später bei genauerer Prüfung als Täuschung oder als Betrug erweist, so dient es nur den einen zum Aergernisse und den anderen zum Spotte. Allein noch weniger gehöre ich zu jenen wunderscheuen, bornirten, erstorbenen Geistern, denen es genügt, von einem Wunder zu hören, damit sie sogleich ihr Aug und ihr Ohr verschließen, weil sie schon von vornherein überzeugt sind, daß es keine Wunder gibt, und daß alles was sich dafür ausgibt, auf Betrug oder Täuschung ruhe, und darum keiner Prüfung eines verständigen Menschen würdig ist; ich gehöre, wie gesagt nicht zu diesen Geistesschwächlingen, die alle Fragen der Art mit einer Aengstlichkeit, wie sie nur immer der Aberglauben hegen kann, von sich abweisen, weil sie im innersten Grunde ihres Herzens dabei doch ein unheimliches Mißbehagen fühlen, und fürchten in ihrem Schlummer gestört, und dadurch irre gemacht zu werden in ihren Ansichten von einem abstrakten todten Gott, der so wenig wie ihr Kopf, dessen Ausgeburt er ist, Wunder wirkt. Im Gegensatze, zu diesen glaube ich vielmehr, daß es heute wie vor zwei tausend Jahren, in Gottes freiem Willen steht, um den Menschen einen Beweis seiner Erbarmung und seiner Allmacht zu geben, daß er unmittelbar eingreifen, und als der Gebieter und Lenker seiner Schöpfung sich zeigen kann. Hat er im Beginne der christlichen Zeiten mit dem Blitzschlage seiner Gnade mitten auf dem Wege den Paulus niedergeschmettert, und ihn zu einen erleuchteten Apostel gemacht, was kann ihn daran

hindern, sich auch heute noch jedem, selbst dem Unwürdigsten, zu offenbaren und ihn zum Zeugen seiner Wunder zu machen.

Geschieht daher etwas, was den offenbaren Anschein eines solchen übernatürlichen unmittelbaren Eingreifen Gottes trägt, so wird jeder Unbefangene darin eine Aufforderung erkennen, es aller Aufmerksamkeit zu würdigen, um sich des wahren Thatbestandes zu versichern, und erweist es sich menschlichem Urtheile nach als ein solches, so wird er es für eine Pflicht halten, dasselbe zu verkünden, um Gott dafür zu danken. Daß der Mensch bei dieser Prüfung verpflichtet ist, mit aller Umsicht und Vorsicht zu Werke zu gehen, und eine strenge Kritik walten zu lassen, versteht sich von selbst und die Kirche hat davon ein Beispiel in den Prozessen gegeben, die sie über die Wunder der Heiligen vor ihrer Canonisation anstellt. Aus diesen Gründen habe ich mich daher auch in Betreff des obenerwähnten Ereignisses, das nun die öffentliche Aufmerksamkeit Roms in Anspruch nimmt, nicht mit dem bloßen Hörensagen begnügen lassen, ich habe mich vielmehr an diejenigen, die dabei zunächst betheiligt sind, nämlich Herrn Ratisbonne und Bar. Theod. Büssierre gewendet, und was sie mir mitgetheilt, das theile ich in den folgenden Blättern, ohne dazu zu setzen, oder davon zu nehmen, wieder mit. Wird die Geschichte übrigens hier an Ort und Stelle bei ihrem Umlaufen in der Stadt von so vielen Zungen sehr ungenau und in verschiedener Weise erzählt, so können diese Berichte, wenn sie über die Alpen kommen, unmöglich an de Genauigkeit und Uebereinstimmung gewinnen. Im Falle daher solche Abweichungen von dem hier Mitgetheilten zur Kenntniß unserer Leser kommen sollten, so können sie überzeugt seyn, daß dieselben entweder auf absichtlicher oder unabsichtlicher Entstellung der Wahrheit beruhen, und daß das Ereigniß sich in der Weise begeben hat, wie wir es hier erzählen werden.

Das israelitische Handelshaus Ratisbonne ist seit mehreren Jahrhunderten im Elsaß angesiedelt, und genießt in

Straßburg als eines der ersten Handelshäuser der Stadt allgemeine Achtung und Ansehen, ja auch in geselliger Hinsicht ist es eines der viel besuchtesten. Nach dem Tode des Vaters besteht dermalen die Familie aus fünf Brüdern und drei Schwestern, die sich alle zum jüdischen Glauben bekennen, mit einziger Ausnahme des zweit-ältesten Bruders Namens Theodor, der vor zwölf oder dreizehn Jahren durch den Abbé Beautain bekehrt ward. Eine Bekehrung, die damals das größte Aufsehen erregte, und worüber der Bekehrte eine Reihe von Briefen veröffentlichte. Er selbst trat in den Priesterstand und hat sich seit einem Jahr mit seinem Lehrer Beautain nach Paris übergesiedelt. Sobald seine Bekehrung offenkundig wurde, hörte sein Verkehr mit der Familie auf und beschränkte sich blos auf die gewöhnliche äußerliche Verbindung. Er selbst ist ein von den Katholiken sehr geschätzter Priester, der ganz seinem heiligen Berufe lebt, und da ihm durch jene Trennung die Mittel zu einer unmittelbaren Bekehrung der Seinigen genommen sind, so sieht er sich darauf beschränkt, als Mitglied und an der Spitze der bekannten Erzbruderschaft von St. Marie aux Victoires *) zur Bekehrung der Sünder und Irrgläubigen für sie zu beten. Es ist derselbe, der auch unlängst das Leben des heiligen Bernard beschrieben.

Einer seiner Brüder, Alphonse Ratisbonne, gegenwärtig 28 Jahre alt, besuchte auch anfänglich die Schule, welcher der zum Glauben Bekehrte vorstand, allein sobald der Bruder sich als Christ bekannte, hörte dessen Unterricht auf. Er selbst in die Gesinnungen des israelischen Theiles seiner Familie eingehend, hat nie ein katholisches Buch gelesen, noch auch einer katholischen Predigt, oder religiösen Conferenzen beigewohnt. Ein Feind und Verächter der Priester überhaupt, bemühte er sich wo er konnte, seinen Bruder lächerlich zu

*) Von dieser Bruderschaft und ihrer Kirche haben diese Blätter bei einer andern Gelegenheit in den französischen Reiseberichten gesprochen.

machen, und seinem Wirken nach Kräften entgegenzutreten. Es war nicht der Haß des alten gläubigen, an seinem Gesetze festhaltenden und den Messias noch erwartenden Judenthums, der ihn beseelte, sondern der Haß des modernen aufgeklärten Unglaubens gegen den Glauben, verbunden und geschärft durch die mit der Muttermilch eingesogenen Gefühle und Vorurtheile seiner Stammesgenossen. Er haßte die Christen als die alten Unterdrücker seines Volkes, ihre Priester waren ihm Betrüger, oder im besten Falle Betrogene, die Religionsverschiedenheiten waren nur Aeußerlichkeiten, sein Ziel war daher, sich seines unterdrückten Volkes nach besten Kräften anzunehmen und im Sinne des Indifferentismus an der völligen Gleichstellung und einer allgemeinen Verschmelzung zu arbeiten. Nach Beendigung seiner Studien widmete sich der junge Mann dem Banquiergeschäfte seines Hauses, an dem er mit seiner eigenen Firma Theil nehmen sollte. Allein der bloße Unglaube an das Gesetz seiner Väter und der Haß gegen die christliche Religion konnte ihm keine Beruhigung, seinem Geiste keine Befriedigung gewähren. Wie ein großer Theil der heutigen französischen Jugend, so trug auch er in seinem Inneren das peinigende Gefühl einer unendlichen Leere, die lieblose Gleichgültigkeit gegen alles höhere Göttliche nagte wie ein Wurm am Marke seines Herzens, sie machte es kalt und dürr und trocken, der Spott, womit er sich schadenfroh an dem Heiligen rächte, konnte ihn wohl einen Augenblick zerstreuen, ohne ihm jedoch für das Fehlende Ersatz zu gewähren. Er fühlte sich in den glücklichsten äußeren Umständen innerlich unglücklich und trostlos. Da er aber den Grund seines Uebels nicht sich, sondern der Religion und mithin Gott selbst zuschrieb, so machte ihn dieß vielleicht gerade noch bitterer. Uebrigens von einem offenen, freimüthigen Charakter machte er aus seinen irreligiösen Gesinnungen, die auch von so vielen Tausenden getheilt werden, kein Hehl, wo er dem Christenthume schaden konnte, that er es, weil er in ihm das größte Hinderniß zur Erreichung seiner indifferen-

tistischen Bestrebungen sah. Um das Schicksal seiner armen Glaubensgenossen zu erleichtern, veranstaltete er eine öffentliche Lotterie, die in Frankreich nicht ohne Anklang blieb. Kurz er zeigte sich in Allem so, daß die Seinen der ruhigen Ueberzeugung leben konnten, in seinem Eifer gegen alles Christliche einen Ersatz für den Verlust des älteren Bruders, dessen Beispiel er gewiß nicht nachahmen würde, gefunden zu haben.

In diesen Gesinnungen faßte er eine tiefe Neigung zu einem jungen Mädchen seiner nächsten Verwandtschaft, gleichfalls israelitischer Confession, mit der er sich sofort auch verlobte; da aber seine Braut noch allzu jung war, so fanden die Aerzte es für angemessen, die Vermählung selbst noch ein Jahr aufzuschieben, in der Zwischenzeit sollte er eine größere Reise machen, um sich in der Welt umzuschauen. Sein Plan dabei war folgender: Die Reise sollte durch das südliche Frankreich mit Uebergehung von Rom über Neapel nach Malta gehen, dort wollte er einen Theil des Winters zubringen, den anderen in Constantinopel und von dort nach Straßburg zu seiner Hochzeit heimkehren.

Am 17. November des verflossenen Jahres reiste er wirklich von Straßburg ab, er hielt sich einige Zeit zu Marseille bei seinem Bruder auf, und schiffte von dort direkt ohne bei Civita vecchia die römische Straße zu betreten, nach Neapel, immer in der Absicht, seinen Weg weiter nach Malta und Constantinopel fortzusetzen.

Er ging auch in der That in Neapel aus seinem Gasthause, um einen Platz auf dem Dampfschiff für Palermo, und weiter für Malta zu nehmen, allein ohne daß er sich selbst über seine Willensänderung Rechenschaft geben konnte, geht er, statt zum Dampfschiffe, in das Büreau der römischen Eilwagen und nimmt sich einen Platz nach Rom. Er that dieß unzufrieden mit sich selbst und seiner plötzlichen Wankelmüthigkeit, indem er sich selbst sagte, daß der Mensch seine gemachten Vorsätze befolgen müsse und nicht so schwanken dürfe.

So kam er denn, ohne daß er es selbst wußte wie, am 5ten Januar 1842 hier in Rom an. Er besuchte einen Landsmann und alten Freund, den Baron Gustav von Büssierre, mit dem er von erster Kindheit an zusammen gelebt, mit dem er die Schulzeit in der gleichen Pension zugebracht, und auch später in Geschäftsverbindung gestanden.

Wie es in unserer Zeit nicht ausbleiben konnte, so sprachen beide Freunde auch über die religiösen Verhältnisse, und Herr Gustav von Büssierre, ein Protestant aus einer gemischten Ehe, bemühte sich den aufgeklärten jungen israelitischen Banquier zum Protestanten zu machen. Dieser aber erwiederte in gewohnter Weise seine Bekehrungsversuche mit Spöttereien über die christliche Religion, in Betreff der katholischen sagte er ihm insbesondere wie Cicero, er könne nicht begreifen, wie sich zwei katholische Priester ernsthaft ins Gesicht sehen könnten, er wolle Israelit bleiben, würde er aber je den Glauben ändern, so würde er sich freilich nur zum Protestantismus als dem minder lächerlichen und abgeschmackten und nicht zum Katholizism wenden. Ihre Religionsgespräche verließen übrigens nicht das Gebiet des oberflächlichen Scherzes und der gegenseitigen Ironie, und das Resultat davon war, daß Herr Ratisbonne den Baron von Büssierre für einen wüthenden Protestanten, und Baron Büssierre seinen israelitischen jungen Freund für einen eingefleischten Juden hielt, mit dem eben nichts anzufangen sey, von dem er sagte, daß man nie daraus einen Christen machen würde.

Unter diesen Umständen nahm Herr Ratisbonne, nachdem er die Merkwürdigkeiten Roms in flüchtigen Augenschein genommen und einigen Ceremonien zerstreut beigewohnt, seinen Platz wieder auf dem Eilwagen für Neapel, um seine beabsichtigte Reise von dort fortzusetzen. Er war eingeschrieben für den Wagen, der in der Nacht vom Sonntag den 9ten Januar auf den 10ten nach Neapel gehen sollte. Vor seiner Abreise hielt er es inzwischen als eine Pflicht des gesellschaftlichen Anstandes, eine Visitenkarte bei dem Bruder seines protestanti-

schen Freundes, den Baron Theodor Büssierre abzugeben. Er wußte, daß dieser, ein Schwiegersohn des französ. Finanzministers Humann, zur katholischen Religion übergetreten, ein vertrauter Freund seines eigenen Bruders, des Priesters Theodor Ratisbonne sey. Er hatte ihn vorübergehend einmal in dem Hause des Bruders gesehen. Er dachte jetzt die Sache mit einer Karte kurz vor seiner Abreise, nämlich am Samstag um Mittag, abzumachen.

Allein, als er in die Hausthüre eintrat und dem Bedienten seine Karte in die Hand geben wollte, drückte dieser, der kein Französisch verstand, die Thüre hinter ihm zu, mit dem Bemerken, er möge sich nur hereinbemühen, der Baron sey selbst zu Hause. Der Bediente öffnete die Zimmerthüre, und Herr Ratisbonne mußte gegen seinen Willen hereintreten. Herr von Büssierre empfing ihn als den Bruder eines seiner liebsten Freunde mit freundlicher Zuvorkommenheit. Das Gespräch begann auf die herkömmliche Weise, was der Neuangekommene in Rom gesehen, und welchen Eindruck es auf ihn gemacht habe. Herr Ratisbonne sprach von dem, was er gesehen, mit großer Gleichgültigkeit, indem er zuletzt beifügte: „nur die Kirche von Ara Cöli auf dem Capitol hat auf mich einen Eindruck gemacht, und zwar einen so großen, daß der Lohnbediente, der mir zum Führer diente, es bemerkte“. Herr von Büssierre über dieß Geständniß erfreut, und von diesem Augenblicke an für seine Bekehrung Hoffnung schöpfend, entgegnete ihm mit leuchtenden Augen: „es war also doch eine katholische Kirche, die sie auf diese Weise bewegte“. Sie irren sich, erwiederte Herr von Ratisbonne, der Eindruck war allerdings ein religiöser, allein keineswegs ein katholischer; „denn meiner Ansicht nach sind alle Religionen gleich“. „Das ist eine Ansicht“, entgegnete ihm mit großer Ruhe sein neuer Freund, „die ich keineswegs theile; denn sie heißt eben so viel, als: alle Religionen sind gleich schlecht, das heißt keine ist die wahre. Da ich aber sehe, daß Sie einen starken Geist machen wollen, der über alle diese äußerlichen Formen erhaben

ist, so werden Sie mir einen Gefallen nicht versagen, dessen Gewährung für Sie, als Freigeist, nichts Bedenkliches haben kann, Sie werden etwas tragen, was ich Ihnen geben werde". Herr Ratisbonne diese unerwartete Zumuthung etwas sonderbar findend, erwiederte: das kann ich nicht versprechen, wenn ich nicht zuvor weiß, was Sie mir denn umhängen wollen. B. Büssierre hatte unterdessen eine Muttergottesmedaille von der unbefleckten Empfängniß an eine Schnur befestigt, und schlang ihm dieselbe, trotz dem Widerstreben des aufgeklärten israelitischen Banquiers, um den Hals, indem er sagte: Sie glauben ja an dieses Zeichen unserer Religion nicht, es kann Ihnen also gleichgültig seyn, was Sie um den Hals tragen, ich aber glaube an seine gnadenvolle Kraft und mir erweisen Sie einen Gefallen damit. Herr Ratisbonne hatte das Band um den Hals geschlungen, er gab der Zudringlichkeit seines glaubenseifrigen Freundes nach, er dachte, nützt es nichts, so schadet es auch nichts, und wenn er aus Rom sey, so könne er diese abergläubische Medaille immerhin wegwerfen. Allein Baron Büssierre, der, ohne daß er sich selbst Rechenschaft davon zu geben wußte, die feste Ueberzeugung fühlte, den Ungläubigen zu gewinnen, begnügte sich mit dieser ersten Nachgiebigkeit nicht. Sie haben mir einen Gefallen gethan, sagte er, Sie werden mir einen andern nicht abschlagen, und damit reichte er ihm einen kleinen Zettel dar, auf welchem das Gebet des heiligen Bernhardus stand: Gedenke, o barmherzigste Jungfrau u. s. w. Dieß kleine Gebet, sagte er, werden Sie, ich bitte Sie, Morgens und Abends hersagen. Herr Ratisbonne fand diese Zumuthung noch sonderbarer, als die erste, er weigerte sich entschieden darauf einzugehen, denn es schien ihm dasselbe, als wolle er von diesem zudringlichen Katholiken verlangen, er solle täglich Morgens und Abends irgend ein jüdisches Gebet hersagen. Allein Herr von Büssierre ließ nicht nach, im Ton der Gelassenheit und Gewißheit, trotz aller seiner Protestationen, ihn zu versichern, er werde es dennoch, wie sehr er sich auch weigere, thun; so gab denn

zuletzt auch hierin der junge Ungläubige nach, er nahm das Gebet und dachte bei sich, die Geschichte mit der Medaille und dem Gebete würde ihm zu einem pikanten, kurzweiligen Kapitel in seinen notes et impressions de voyage dienen. Da inzwischen Herr von Büssierre auch seiner Seits der Sache nicht traute, und besorgte, sein Freund möge das Gebet, ehe er es auch nur einmal gelesen hätte, wenn er zur Thüre hinaus sey, wegwerfen, so sagte er zu ihm: aber ich muß Ihnen sagen, ich habe nur dieses einzige Exemplar von dem Gebet, ich bitte Sie daher, es mir abzuschreiben und mir die Abschrift Morgen zu geben. So dachte er, ist er doch genöthigt, es wenigstens einmal zu lesen. Herr Ratisbonne versprach ihm dieses. Am folgenden Sonntag, 9. Januar, trafen sie sich wieder am Vormittag, und Herr Ratisbonne brachte die Abschrift des kleinen Gebetes. Ich fragte ihn, was er denn während des Abschreibens eigentlich gedacht habe; er sagte mir, er habe es einmal gelesen und nichts darin gefunden, und doch habe er es noch einmal und noch einmal gelesen, um zu sehen, was denn eigentlich dahinter stecke, und auf diese Weise habe es sich ihm wie ein altes Lied dergestalt eingeprägt, daß es ihm immer in den Ohren gesummt: erinnere dich barmherzigste Jungfrau u. s. w. Auch an diesem Vormittage gingen beide Freunde miteinander aus. Herr Ratisbonne sprach von seiner Abreise, die auf den folgenden Abend festgesetzt sey; sein Begleiter machte dagegen Vorstellungen, er dürfe Rom nicht so flüchtig abfertigen, er müsse ihm eine Woche schenken, er selbst durch seinen längeren Aufenthalt mit allem Merkwürdigen bekannt, würde ihm dabei, so viel er könne, zur Hand gehen; es würde in der Peterskirche das Fest der Stuhlfeier Petri gefeiert werden, so wie am Antoniustage die Segnung der Pferde statt finde, Ceremonien, die ihn gewiß interessiren würden. Herr Ratisbonne machte zwar dagegen Einwendungen, allein Herr von Büssierre trat im Vorübergehen, ohne sich zurückhalten zu lassen, in das Postbüreau, und ließ den Platz nach Neapel auf weitere acht

Tage aufschieben. Dann besuchten sie miteinander die Augustiner-Kirche; Baron Büssierre führte seinen Freund weiter in al Gesu, hier fragte er, wo sind wir? und auf die Antwort, bei den Jesuiten, schnitt er zum Zeichen seiner Verachtung gegen diesen Orden eine Fratze; es gingen auch zwei von den Patres, Ullefort und Rosaven, Freunde von Büssierre, an ihnen vorüber, deren Namen er sich sagen ließ, ohne daß er aber weiter ein Wort zu ihnen gesagt hätte. Hierauf machten sie noch einen gleichgültigen Spaziergang; Baron Büssierre trennte sich sodann von ihm, und ging um 6 Uhr Abends zum Fürsten Borghese *), der gewöhnlich am Sonntag eine Anzahl seiner Freunde, und namentlich neubekehrte Convertiten, bei sich zur Tafel zieht. Unter den Gästen befand sich auch der Graf La Ferronais, der ehemalige Ministerpräsident unter dem Ministerium Martignac, der seit einigen Jahren in Rom, zurückgezogen von der politischen Schaubühne, lebte, und allgemein als ein Muster katholischer Frömmigkeit verehrt wurde. Herr von Büssierre, der mit ihm aufs innigste verbunden war, und ihn liebte und ehrte wie einen väterlichen Freund, dem sein Herz offen stand und dem er seine Anliegen mitzutheilen pflegte, erzählte ihm auch, nach geendigter Mahlzeit, die Geschichte seines Israeliten, und wie er ihm die Medaille umgehangen und das Gebet eingehändigt, und bat ihn dann, er möge doch auch für ihn beten. La Ferronais hörte die sonderbare Geschichte an, er fragte ihn, wie er denn nur auf den Gedanken gekommen, einem Israeliten so ohne Weiteres die Medaille umzuhängen. Als jener ihm erwiederte, er habe in dem Augenblick nicht anders thun können, und er hege den zuversichtlichen Glauben, sein junger Freund werde sich gewiß bekehren, gab ihm der Graf in scherzender freundlicher Weise einen leichten Schlag und

*) Es ist dieß der Gemahl jener Fürstin Borghese, über deren Leichenbegängniß und die Trauer des römischen Volkes diese Blätter einen eigenen Artikel mitgetheilt.

sagte: ich werde für ihn beten, und sage dir voraus, er wird sich bekehren und auch die Deinigen. Hierauf stieg der Graf in den Wagen, am folgenden Morgen hörte er die Messe in der Kirche del Angelo Custode, er betete dort, wie man mit Gewißheit glaubt seinem Versprechen gemäß, für Hrn. Ratisbonne, und es war sein letztes Gebet, das er in der Messe dargebracht, denn am selben Abend war der alte Minister Karls X. eine Leiche.

Herr von Büssierre hatte unterdessen an eben diesem Montage wieder eine Promenade in der Stadt mit Herrn Ratisbonne gemacht, sie hatten das Forum besucht, ohne daß die Bekehrung, auf die er so zuversichtlich hoffte, einen Schritt vorwärts gethan hätte, Herr Ratisbonne zeigte immer die gewöhnliche Gleichgültigkeit, und ging auf nichts ein. Am folgenden Morgen, Dienstag den 11. Januar wurde B. Büssierre in aller Frühe durch die traurige Nachricht aufgeweckt, daß sein väterlicher Freund, dem er auch das Schicksal seines Israeliten ans Herz gelegt, bereits aus der Zeitlichkeit in die Ewigkeit hinübergegangen sey. Er eilte sogleich zu der trostlosen Familie, um ihr beizustehen, und die Anordnungen für die letzte fromme Ehrerweisung und die Bestattung des Dahingeschiedenen zu besorgen. Diese traurige Pflicht nahm ihn für diesen Tag so sehr in Anspruch, daß er Hrn. Ratisbonne nur auf einen Augenblick sehen konnte. Herr Ratisbonne selbst kam um diese Zeit mit seinem Bruder dem Baron Gustav zusammen, die Begehung der Stuhlfeier in St. Peter hatte nicht den mindesten Eindruck gemacht, er sprach darüber mit lachendem Munde, und die Benediction der Pferde gar, diente ihm nur dazu, seinem Spott Luft zu machen, indem er sagte: er werde sich auch den Thieren beigesellen, und sich von den Mönchen den Segen geben lassen. Am Mittwoch Vormittag setzte Theod. Büssierre seine römischen Spaziergänge mit dem Israeliten wieder fort. Denn er hatte Hrn. Ratisbonne bewogen, gegen seine Absicht acht Tage länger zu verweilen. Er suchte ihn darum so gut wie

möglich zu unterhalten. Und was konnte es Unterhaltenderes und Belehrenderes zugleich geben, als Spaziergänge in Rom, wo die Denkmäler aller Zeiten den Vorübergehenden predigen. Allein diese Predigten und die Worte, die B. Büssierre selbst von Zeit zu Zeit fallen ließ, schienen ohne Eindruck zu bleiben. Herr Ratisbonne fuhr immer in seinen Spöttereien über die heiligen Gegenstände fort, er betrachtete sich die Kirchen mit Gleichgültigkeit und setzte nach wie vor dem ehrfurchtsvollen Glauben seines Begleiters die Blasphemien des aufgeklärten Indifferentismus entgegen. So gingen sie mit einander über das Forum, betrachteten den Triumphbogen des Constantin, besuchten die Kirche San Stephano in Rotundo. Allein statt eines erbaulich ergreifenden Eindruckes machten hier die Abbildungen der Märtyrer in ihren verschiedenen Qualen einen widerwärtigen abstoßenden Eindruck auf Hrn. Ratisbonne, dessen Auge die nackte Darstellung des Schmerzes verletzte, und dessen Geist nicht begreifen konnte, wie man sich für eine so unsinnige Religion des finstersten Aberglaubens wie die christliche auf diese Weise martern lassen könne. Besser dagegen gefiel ihm in San Giovanni in Laterano die Gegenvorstellung der Figuren und Vorbilder des alten Testaments auf der einen Seite, und ihrer Erfüllung in dem Neuen auf der andern; dieß erschien ihm wenigstens sinnreich. Dann besuchten sie noch die Villa Wolkonsky, wo man von den Ruinen eines alten Aquädukts eine herrliche Aussicht über die Stadt Rom und nach San Giovann hin, über die Campagna nach dem Lateiner und Sabiner Gebirge genießt. Diese reiche Aussicht gefiel Hrn. Ratisbonne ungemein, hinsichtlich der Religion änderte sich aber nichts, ja er wandte sich an seinen Begleiter, der in seinem apostolischen Eifer von Zeit zu Zeit anklopfte: „Ich sehe wohl, Sie wollen mich bekehren, allein das geben Sie nur auf, es wird Ihnen gewiß nicht gelingen, ich werde meine Religion nicht ändern, ja ich bin vielleicht mehr Jude als je. Eines nur wundert mich an Ihnen, daß Sie dabei mit so großer Ruhe und Gelassenheit verfahren". Ba-

von Büssierre ließ sich auch dießmal nicht durch diese Erklärung in seiner Ueberzeugung irre machen, und erwiederte mit derselben Ruhe: sprechen Sie was Sie wollen, ich sehe Sie sind guten Glaubens (de bonne foi) Sie werden Christ werden und müßte Gott zu Ihrer Bekehrung einen Engel vom Himmel herunterschicken, dessen bin ich gewiß. Unter solchen Gesprächen führte sie der Weg an der Scala Santa vorüber, auf der bekanntlich Jesus vor Pilatus geführt wurde und die sich gegenüber von San Giovanni befindet. Im Vorbeigehen nahm B. Büssierre seinen Hut herunter und sprach mit lauter Stimme, so daß es sein Freund hören konnte, sey mir gegrüßt heilige Treppe, hier neben mir geht ein Israelit, der dich über kurz auch grüßen wird. Herr Ratisbonne lachte hierüber hell auf mit dem Ausdrucke satanischen Hohns, er begann wieder auf's Neue seine Versicherungen, daß ihm nichts weniger im Sinne liege, als die Scala Santa zu grüßen, und wie man nur so etwas von ihm glauben könne. Herr Büssierre aber erwiederte mit seiner gewohnten Ruhe: seyen Sie versichert, wir werden in Kurzem die heilige Treppe mit einander hinauf knieen. Dem Israeliten kam diese Voraussagung sehr lächerlich vor, und für dießmal schieden sie wieder von einander.

Wie groß auch die Hoffnung des B. Büssierre seyn mochte, seinen Freund zu bekehren; allem äußeren Anzeichen nach hatte er in seinem Bekehrungswerke noch keinen Schritt weiter gemacht, es hatte sich noch nicht das mindeste geändert; Herr Ratisbonne sprach noch in derselben spöttischen Weise über alles Christliche, wie am ersten Tage. Dieß war am Mittwoch Vormittag.

Am Abende desselben Tages ging B. Büssierre in das Haus des Grafen de la Ferronais, er kniete bei der Leiche nieder und richtete an die Seele seines verstorbenen Freundes mit großer Inständigkeit ein Gebet für den Ungläubigen; du kennst, sprach er aus ganzer Seele, meinen Wunsch, diesen Unglücklichen zu retten. Du hast ihn gestern getheilt, genießt

daher deine Seele schon geläutert der Anschauung Gottes, so erflehe ihm diese Gnade.

Mittlererweile schickte sich Herr Ratisbonne wieder zu seiner Abreise nach Neapel an, und er hatte sie auf den Montag anfänglich hinausschieben wollen; allein, da er einer Verabredung mit einen dritten Freunde, Hrn. Vigne, gemäß vor hatte, mit dem Dampfboote Mon gibello am 20sten von Neapel nach Malta abzufahren, so sah er sich genöthiget, um zeitig einzutreffen, seinen Platz für Samstag den 17. Januar zu nehmen. In einem lebhaften Briefwechsel mit seinen Verwandten hatte er ihnen noch wenige Tage vorher geschrieben: wie er das Judenquartier al Getto besucht habe, und wie beim Anblicke des Elends und Schmutzes der dort Abgesperrten sein Haß gegen die Christen auf's Neue nur noch schärfer erwacht, da er es lieber mit den Unterdrückten, als mit ihren Unterdrückern halten wolle, so wenig dachte er damals noch daran, Christ zu werden. In den Thermen des Caracalla hatte er bereits von dem protestantischen Bruder seines neuen Freundes Abschied genommen. Donnerstags hatte er in der gleichen Absicht für die Mittagsstunde eine Zusammenkunft mit dem katholischen Bruder dem Baron Theodor verabredet; denn dieser war den ganzen Vormittag so sehr mit den Anordnungen für den Trauergottesdienst beschäftiget, daß er ihn vorher nicht weiter sprechen konnte. In der Mittagsstunde ging Herr Ratisbonne in das Kaffeehaus du bon Gout auf dem spanischen Platze. Er las dort die Zeitungen, er sprach mit seinen Bekannten namentlich mit Hrn. Humann, einem Sohn des franz. Finanzministers, den er dort fand, über die Politik des Tages, über Recensement, über Scherze aus der Jugendzeit, von Religion war gar nicht die Rede. Nach 12 Uhr stand er auf, um seinen Abschiedsbesuch bei Büssierre zu machen. Allein wo die Via Condotti in dem spanischen Platz mündet, begegnete ihm dieser selbst in einem Wagen. B. Büssierre rief ihn an, er sagte ihm; er sey sehr froh, ihm zu begegnen, denn er sey in diesem Augenblick so in Anspruch

genommen, daß er nicht zu Hause hätte warten können, er habe in der Nähe etwas zu besorgen, Herr Ratisbonne möge sich zu ihm setzen, sobald er seine Commission beendet, wollten sie eine Promenade mit einander machen. Im Fahren könnten sie mit einander reden. Herr Ratisbonne über dieß Zusammentreffen und die Einladung gerade nicht besonders erfreut, setzte sich wirklich zu ihm; sie fuhren zur Kirche San Andrea delle Frate ganz in der Nähe des spanischen Platzes, wo der Katafalk La Ferronais ausgestellt war; sie hatten nur wenig Zeit, etwas zu sprechen und die Unterhaltung war eine ganz gleichgültige, so fragte Herr Ratisbonne, was der Bruder des Baron auf der letzten Jagd geschossen habe. In die Kirche San Andrea selbst eintretend fragte Herr Ratisbonne den Katafalken wahrnehmend, wem er gehöre. Herr von Büssierre antwortete, dem Freunde, über dessen Tod sie schon seit zwei Tagen so betrübt seyen, dann maß jener die Kirche mit einem geringschätzigen Blicke, als wolle er sagen: diese Kirche ist sehr unbedeutend und häßlich. Herr von Büssierre verließ ihn nun rechts bei der Thüre, er hatte mit den Geistlichen in der Sacristei wegen der Leiche Verabredungen zu treffen; im Weggehen sagte er ihm noch, er möge nicht ungeduldig werden, denn er werde baldigst wieder zurück seyn. Damit ging Herr von Büssierre, er verweilte ohngefähr 10 oder 12 Minuten in der Sacristei, dann kehrt er in die Kirche zurück, sucht seinen israelitischen Freund, findet ihn nirgends, endlich bemerkt er bei der zweiten Kapelle *) links am Eingang, die dem heiligen Erzengel Rafael geweiht ist, eine knieende Gestalt mit gesenktem Haupte, er tritt näher und erkennt zu seinem größten Erstaunen darin Herrn Ratisbonne; er ruft ihn beim Namen, keine Antwort, er klopft ihn auf den Rücken, allein der Knieende, der mit dem Kopfe von den beiden Händen bedeckt auf der marmornen Gallerie der

*) Es darf hiebei nicht vergessen werden, daß sich in dieser Kapelle weder ein Bild, noch eine Statue der heiligen Jungfrau befindet.

kleinen Kapelle ruht, ist so in Betrachtung versunken, daß er kein Zeichen von sich gibt, er wiederholt das Klopfen mehrmal und sieht sich zuletzt genöthiget, den gesunkenen Kopf aufzurichten. Er findet seinen Freund ganz außer sich, die Thränen stürzen ihm aus den Augen, er bedeckt weinend die Muttergottesmedaille mit Küssen und das erste Wort, was er spricht, während er Büssierre mit einem unaussprechlichen Ausdrucke anblickt, ist: Ach, wie hat dieser Mann für mich gebetet, den Verstorbenen, dessen Katafalk in der Kirche aufgestellt war, damit meinend. Herr von Bussierre sagte mir später selbst, als er so hinzugetreten, da habe es ihn in dem lebendigen Gefühle einem Wunder gegenüber zu stehen, kalt überlaufen und er habe gezittert. Der Israelite war ein gläubiger Christ geworden. Allein die nähere Ursache der Erschütterung und gänzlichen Umwandlung seines Freundes nicht kennend, fragte er ihn vor Allem, was er denn nun thun wollte. Unter Thränen und Schluchzen erwiederte ihm der Bekehrte: ich habe nichts mehr zu befehlen, ich gehorche jetzt, machen Sie, was Sie wollen. Herr von Büssierre sah seinen Freund in einem solchen Zustande, daß er für nöthig fand, vor allem ihn nach Hause zu bringen, um ihm dort einen Augenblick Ruhe zu gönnen, damit er sich wieder fassen könnte; denn er konnte in seiner Erschütterung vor Zerknirschung und Freude nur abgebrochene Sätze hervorbringen, seine Ausrufungen waren: ach, wie glücklich bin ich, von welchem Abgrunde bin ich gerettet, ach, meine unglücklichen Glaubensbrüder, um alles in der Welt könnte ich nicht mehr leben, ohne die Taufe, ich bin Christ, wie glücklich wäre ich, wenn man mich wie die Martyrer, die ich gestern verhöhnte, für den Glauben in tausend Stücke zerriß, o wie glücklich, wenn man mich folterte und marterte, nur die Taufe, die Taufe. Auf Büssierres Frage, was denn eigentlich in der Kirche in seiner Abwesenheit vorgegangen, erwiederte er, die ganze Kirche sey vor ihm verschwunden, nur eine Kapelle sey übrig geblieben, was er aber weiter gesehen, das könne er nur vor

einem Priester erzählen. Demnach brachte ihn sein Freund zu dem Pater Villefort bei denselben Jesuiten, vor denen er noch vor wenigen Tagen seine Verachtung spöttisch zu erkennen gegeben. Hier erzählt er auf seinen Knien, daß in der Kirche alles in Licht verschwunden sey, und in dem Lichte sey ihm die Mutter Gottes, wie sie auf der Medaille stehe, eine unaussprechlich große und herrliche, leuchtende Gestalt, voll unaussprechlicher Süssigkeit, erschienen, sie habe die beiden Hände ihm winkend gegen abwärts geneigt, gleichsam ihn auffordernd, nicht länger zu widerstehen und gläubig nieder zu knien, er sey darauf auf seine Kniee gestürzt und noch einmal habe sie ihm da mit den Händen wohlgefällig gewinkt, ihre Zufriedenheit ihm zu erkennen gebend, als sage sie, so ist es gut, so ist es gut. In diesem Augenblick sey Büssierre gekommen, und habe die Erscheinung unterbrochen. Die Mutter Gottes, sagte er, hat nichts gesprochen, ich habe aber Alles verstanden. Zugleich gestand er weiter, schon in der verwichenen Nacht habe er ein anderes Gesicht gehabt, das ihm, was er auch immer gethan habe, nicht aus den Augen geschwunden sey. Er habe einen Weg gesehen, und am Ende dieses Weges ein Kreuz, aber ein bloßes Kreuz ohne Christus. Später als er die Rückseite seiner Medaille zufällig sah, die er bis dahin nicht in Acht genommen, sah er zu seiner Verwunderung, daß es ein Kreuz, wie das dort abgebildete, gewesen. Die zweite Erscheinung hatte ihn mit dem lebendigsten Glauben an die Wahrheit der christlichen Religion durchdrungen, er fühlte kein heißeres Verlangen, als getauft zu werden, und zwar sobald wie möglich, sein gegenwärtiger Zustand erschien ihm unerträglich, und er erklärte sich bereit, sich allen Proben und allen Leiden und Prüfungen, und was man nur immer von ihm verlange, zu unterwerfen, um nur die Gnade zu erlangen, in den Schooß der christlichen Kirche aufgenommen zu werden. Seine gänzliche Umwandlung war so sichtbar, er sprach von dem, was er gesehen, mit so inniger Ueberzeugung, daß Pater Villefort keinen Grund fand,

einen Zweifel in seine Aufrichtigkeit zu setzen, und ihm daher ohne Anstand erlaubte, auch Anderen die Geschichte seiner so plötzlichen wunderbaren Bekehrung mitzutheilen. Er selbst führte den Neubekehrten auch zum General seines Ordens, hier wiederholte er noch einmal, was ihm in der Kirche San Andrea delle Frate begegnet war. Der Pater General, ein Mann von eben so großer Frömmigkeit als Besonnenheit, hörte ihn ruhig an, auch er fand keine Veranlassung, den mindesten Zweifel in die Wahrheit der wunderbaren Erzählung zu setzen, allein in seinem gewohnten Ernste machte er den jungen Mann darauf aufmerksam, daß er nach dieser Gnade, die ihm von Gott zu Theil geworden, sich auch auf das Kreuz gefaßt halten müsse, er zeigte ihm das Crucifix auf seinem Tische, dieß müsse er nun wahrhaft kennen lernen; er schlug ihm dann die Nachfolge Christi auf, und las ihm daraus einen Text über das Kreuz und die Trübsale, die der Mensch um Gottes willen zu ertragen hat. Dieß war die ruhige Weise, wie der General das Wunder aufnahm, und wie er den Neubekehrten im Namen Christi willkommen hieß, eine Weise, die wohl geeignet gewesen wäre, Herrn Ratisbonne abzukühlen, wenn die Gefühle, die ihn damals bewegten, ihren Grund in einer vorübergehend erhitzten Phantasie gehabt hätten. Er beherzigte aber jene Worte sehr wohl, er fühlte ihren Sinn und er war es selbst, der einige Tage später zu dem ehrwürdigen General ging und ihn bat, er möge ihm jenen Text zum stäten Gedächtniß für sein ganzes Leben aufschreiben.

Die, welche Gelegenheit hatten, seit jenem Augenblicke in der Kirche von San Andrea mit Herrn Ratisbonne in vertrautere, namentlich in geistliche Berührung zu treten, erklären auf das bestimmteste, daß er mit den Anblicke jenes Bildes, einen Blick in die Gesammtheit der katholische Wahrheit gethan, und sein Herz die katholische Gefühlsweise in sein Innerstes aufgenommen habe, so zwar, daß beim Abgange aller speciellen Kenntnisse, da er wie gesagt, nie einen katho-

lischen Unterricht genossen, oder mit katholischer Literatur sich beschäftigt, doch sein Urtheil, und sein Gefühl aus dem gemeinsamen Centrum ausfließend, sich ganz und gar katholisch erweise. Er selbst konnte seinen gegenwärtigen, im Vergleich zu seinem früheren Zustand nicht anders beschreiben, als indem er sich einen von innen nach außen umgekehrten Menschen (un homme retourné) nannte.

Diese gänzliche Umwandlung war so augenfällig und so überraschend, daß sein Freund Humann, eben derselbe, der ihn wenige Augenblicke vor seiner Bekehrung noch in seiner kalten spöttischen Gleichgültigkeit in dem Kaffeehause auf dem spanischen Platze gesehen, als er ihm mit freudigen Herzen verkündete, daß er Christ geworden sey, sich nicht enthalten konnte, ihm beim Glückwunsche zu erklären, daß er ihn zum erstenmal in seinem Leben verrückt sehe. Und dafür hielt er ihn, bis er sich von seiner völligen Besinnung überzeugt und das Nähere über seine Umwandlung erfahren, worauf er dann seiner Seits keinen Anstand nahm in einem Zeugniß, welches er hierüber ausgestellt, seine Meinung dahin auszusprechen, daß er sich diese Bekehrung ohne ein Wunder nicht zu erklären wisse. Abbé Gerbet, derselbe, der die auch ins Deutsche übertragene Schrift über die Eucharistie geschrieben, drückte mir einige Tage später selbst in dieser Beziehung sein Erstaunen aus, wie den kaum Bekehrten das katholische Leben schon so tief durchdrungen habe. Er traf mit Herrn Ratisbonne zum erstenmal kurz nach der Erscheinung und zum zweitenmal am folgenden Tage zusammen, so daß er also Gelegenheit hatte ihn zu beurtheilen, da der Eindruck noch ganz ungeschwächt war. Das zweitemal, es war in der Kirche vor dem Allerheiligsten, sagte ihm der taufbegierige Neubekehrte: er könne sich keine Vorstellung von dem Gefühl machen, welches er als ein Ungetaufter in der Gegenwart des heiligen Sacramentes empfinde. Ebenso vermeidet er es auch, wenn kein Priester zugegen ist, von jener Erscheinung zu sprechen, da ihm dieß als eine Profanation erscheint, er, der sich kurz vor-

her nicht gescheut hatte, auch das heiligste mit dem bitteren Spotte des kalten Unglaubens zu profaniren. Protestanten gegenüber, die es allerdings vernünftig fanden, daß er Christ geworden, ihn aber fragten, warum er sich nicht lieber dem Protestantismus zukehren wolle, wußte er auf erschütternde Weise die Nichtigkeit ihres losgerissenen individuellen Glaubens fühlbar zu machen, ja die Lebendigkeit seiner Ueberzeugung von der einen und allein selig machenden katholischen Wahrheit gab ihm nach Aussage eines Ohrenzeugen die Lösung von manchen Fragen ein, die gelehrten Theologen Schwierigkeiten dargeboten hatten. Nicht minder aber ist er davon durchdrungen, daß das, was ihm begegnet, nicht sein Verdienst, sondern eine unverdiente Gnade Gottes ist, und namentlich zeigte er sich von Dankbarkeit für den frommen Verstorbenen durchdrungen, dessen Gebet er seine Bekehrung zuschrieb, ohne daß er auch nur wußte, daß derselbe die Absicht hatte, für ihn zu beten. Um seinem Andenken daher seine Erkenntlichkeit zu erweisen, bat er den P. Villefort um Erlaubniß, die erste Nacht betend bei der Leiche weilen zu dürfen. Allein Pater Villefort fand es nach allen jenen erschütternden Gemüthsbewegungen, die sein Innerstes aufgeregt, für gerathener, zur Schonung seiner Kräfte, diese Erlaubniß nur auf einige Stunden zu beschränken, die er dann auch zum Troste der Hinterbliebenen und der Freunde des Seligen im Gebete bei der Leiche zubrachte. So lange des Trostes des Gebetes ermangelnd und nun auf einmal mit ganzen Herzen sich ihm hingebend, versagte ihm beim Gebete manchmal von der innern Bewegung überwältigt die Stimme. Fühlt er sich aber glücklich in dem Reichthume seines Glaubens, so fühlt er zugleich auch die Last der Dankbarkeit, die er Gott dafür schuldet, und er fühlt nicht minder das lebendigste Mitleid, mit dem Loose seiner irrenden Brüder, deren blinde Verstocktheit er ja selbst früher so vollkommen getheilt.

Wenn Sie auch nun fragen, wie er sich selbst dermalen ausspricht, so kann ich Ihnen auch hierüber Auskunft geben.

Denn weit entfernt, mit seiner neuen Ueberzeugung zurückhaltend zu seyn, möchte er sie gern allen, und denen, die ihm zunächst stehen, am ersten mittheilen, und er wäre zu jedem Opfer bereit, könnte er auch sie von dem ihm begegneten Wunder überzeugen, und zur Theilnahme an seinem Glauben bewegen. Er kennt indessen vollkommen mit aller Schärfe und Klarheit seine schwierige Lage einer größtentheils ungläubigen oder gleichgültigen Welt gegenüber, er weiß sehr wohl, wie er von ihr beurtheilt werden wird, da er vor kurzem noch andere nicht anders beurtheilt, und dabei seinen eigenen Bruder nicht geschont. Es ist ihm nicht verborgen, daß solche, die da denken, wie er früher dachte, die ihn minder genau kennen, oder die ihm seit seiner Bekehrung ferner stehen, das Geschehene entweder einem niederen Interesse oder der Einbildung einer schwachen überreizten Phantasie, d. h. mit andern Worten, einer theilweisen Verrücktheit oder fixen Idee zuschreiben werden. Man muß aber erstaunen, wenn man sieht, mit welcher Schärfe des Verstandes, mit welcher Kraft der Logik und welcher Lebendigkeit der Ueberzeugung er diesen Beurtheilern entgegentritt, um sie ihres Irrthumes zu überführen und dem Glauben zu gewinnen. Welches Interesse, fragt er sie, konnte mich dazu bewegen, stellte dieß sich nicht umgekehrt gerade meiner Bekehrung entgegen. Er hat nämlich einen reichen Onkel, der Präsident des jüdischen Consistoriums in Straßburg ist, und dessen Gunst, so wie die seiner übrigen von seinem Bruder bereits getrennten Familie er sicherlich nicht durch diesen Schritt gewonnen hatte. Brachte mich zu diesem Schritt, fragt er weiter, vielleicht meine Lectüre, oder überredeten mich dazu meine Freunde? ich las keine katholischen Bücher, ich hatte keine katholischen Freunde, ich verfolgte meinen Bruder, und all mein Sinnen und Streben war der christlichen Religion feindselig. Aber, fährt er fort, Ihr schreibt meinen Schritt vielleicht meinem Ehrgeize oder meiner Eigenliebe zu, doch in Frankreich sind die Israeliten emanzipirt, keine Laufbahn ist meinem Ehrgeiz verschlos-



und was meine Eigenliebe anlangt, so erhielt sie durch meine plötzliche Umkehr gewiß keine geringe Demüthigung, da ich, der ich an der Spitze der Gegner stand, mich nun dem Vorwurfe eines feigen Ueberläufers aussetze, oder Ihr glaubt vielleicht: Rom mit seinen prunkenden Ceremonien, mit dem lockenden Glanze seiner Kunstwerke, mit dem Zauber seiner Erinnerungen und der Majestät seiner Denkmäler, habe mich geblendet, allein sein Glanz verschwand vor dem Schmutze des Ghetto's, wo mein Haß gegen die Pracht der Unterdrücker sich nur entzündete. Endlich könntet Ihr vielleicht noch sagen, ich flüchtete mich in den Schooß der Kirche, um die Verpflichtungen gegen meine israelitische Braut zu lösen. Allein ich liebe sie noch wie früher, ja ich liebe sie noch inniger, wird sie den Glauben, der nun mein Glück ausmacht, der die Leere, die mich peinigte, erfüllt hat, theilen, wird sie meinem Worte von dem Wunder meiner Bekehrung Glauben schenken, so werden wir eine christliche, eine reine und heilige Ehe schließen, wird sie mich aber für einen Betrüger oder einen Schwachsinnigen, Bethörten halten, unwerth ihrer Hand, dann werde ich, um ihr zu zeigen, wie lauter meine Beweggründe waren, der Welt entsagen, um für sie und die meinigen zu beten. So war alles meiner Bekehrung entgegen und sie hat mir Kraft gegeben, um mich auf alle Opfer gefaßt zu halten. Wie wäre dieß denkbar, wenn sie die Frucht einer augenblicklich erhitzten Einbildung wäre, oder wäre ich das, wofür mich gewiß manche halten möchten, verrückt, wie könnte ich meinen Zustand so klar durchschauen.

Dieß ist die Weise, wie sich Herr Ratisbonne seit dem Augenblicke seiner Umwandlung gegen seine Freunde und seine Umgebung mit der größten Freimüthigkeit ausspricht, und steht es auch jedem Einzelnen frei, über das Wunder selbst, dessen einziger Zeuge er ist, zu denken, wie er will, so ist die darnach erfolgte Umwandlung doch eine nicht minder wunderbare Thatsache, von der sich jeder überzeugen kann, und sie

war auch die Ursache, warum man sich für berechtigt hielt, von der gewöhnlichen Regel, die einen längeren Unterricht fordert, Umgang zu entnehmen, und seinem heißen Wunsche nach der Taufe in einer Frist von wenigen Tagen entsprach.

Nachdem er sich diese Erlaubniß erwirkt hatte, machte er einen Besuch in dem Hause der Neophyten, eine Stiftung des heil. Ignatius von Lojola, wo solche, die sich zur christlichen Religion bekehren wollen, Aufnahme und Unterricht finden, und über die ich Ihnen vielleicht ein andersmal etwas Näheres mittheile. Den übrigen Theil der verflossenen Woche zog er sich sodann in die Casa Professa der Jesuiten zurück, um dort fern von dem zerstreuenden Geräusche der Welt und von Neugierigen und Fragenden ungestört, in der Stille und Einsamkeit, durch Betrachtungen und geistliche Uebungen sich würdig zur Aufnahme in den Schooß der Kirche und zum Empfange der heiligen Sacramente vorzubereiten. Pater Villefort leitete hier seinen Unterricht. Als Tauftag wurde dann der verwichene Montag, 31ste Januar, der eilfte Tag seiner Bekehrung, festgesetzt. Die heilige Handlung wurde in der Kirche al Gesu öffentlich und feierlich nach dem ernsten Ritual der Kirche von dem Cardinal Patrici begangen. Viele Hunderte wohnten ihr bei, sie währte von 9 bis 12 Uhr, und die Kirche wurde immer gedrängter von den Andächtigen erfüllt, namentlich mochten von seinen französischen Landsleuten wenige fehlen; allein auch manche von den ersten römischen Familien wohnten einer so seltenen Bekehrungsfeier bei. Wie gemischt inzwischen auch das anwesende Publikum aus allen Nationen war, und wie gern dergleichen Feierlichkeiten hinsichtlich der ihnen beiwohnenden, den Charakter der Neugierde und der Zerstreuung annehmen, so schien doch die tiefe Bedeutung des Vorganges mehr oder minder sich Allen fühlbar gemacht zu haben. Der Ernst des Neubekehrten selbst, seine Rührung deren er oft kaum Meister zu werden wußte, sein Anblick, wie er von

dem Arme seines Freundes und Taufpathen Büssierre auf den Stufen des Altares vor dem Priester stand, stimmte alle zur gleichen Rührung, und es wurden dabei heiße Gebete zu Gott um Bekehrung der Irrenden gerichtet, und auch Protestanten, die zugegen waren, knieten, an dem allgemein herrschenden Gefühle theilnehmend, nieder. Als das heilige Wasser ihn begoß, durchzuckte es sein Innerstes, und als er die heil. Communion und die Firmung empfing, strömten die heißen Thränen der Rührung und Freude aus seinen Augen, und es bedurfte mehr als einmal des Beistandes seines Freundes, um ihn aufrecht zu erhalten. Zum Zeichen der Dankbarkeit für die Gnade, die ihm zunächst seiner innigsten Ueberzeugung nach, durch die Fürbitte der seligsten Jungfrau zu Theil geworden, wählte er sich selbst in der Taufe den Namen Maria.

Nach der Taufe hielt ein ausgezeichneter französischer Priester und Prediger Abbé Dupanloup eine Anrede an die Versammelten. Er begann mit bewegter Stimme, und man konnte wohl bemerken, wie tief ihn der ernste Anblick, dem Neubekehrten gegenüber, ergriff. Von der wunderbaren Erscheinung selbst, als einer Sache, die erst einer näheren Untersuchung entgegensieht, sprach er natürlich nicht, wohl aber von der wunderbaren Bekehrung. Er begann in Beziehung auf den früheren Zustand des Täuflings, daß der Mensch nicht hülflos und verlassen, hier auf Erden irre, daß ein barmherziger, liebreicher Gott über ihn wacht, dessen Gnade ihn aufsuche, und der ihm seine Arme entgegenbreite. „Dessen", fuhr er fort, „ist der Neugetaufte aus unserer Mitte ein Beispiel, vor wenigen Tagen noch ein ungläubiger Spötter, hat ihn die Gnade Gottes mitten auf seinen Wegen gefunden, seine Augen geöffnet und sein Herz erweicht und in einen gläubigen Christen umgewandelt. So wird Abraham seinen Sohn in dieser Stunde segnen. Die ihm diese Gnade bewirkt, ist die Mutter voll der Gnade, unsere Mutter und unsere Schwester, Maria, der Meeresstern der Irrenden,

Maria, der süßeste Name auf Erden, voll Trost und Barmherzigkeit. Dann an den Getauften selbst sich wendend, erinnerte er ihn mit der männlichen Stimme der ersten Kirche, daß er mit dem Kreuze und dem Namen Mariens in Rom, dem Sitze des Statthalters Christi seinen Eintritt in die Kirche feiere, und daß er dessen wohl eingedenk seyn müsse, daß er das Kreuz, d. h. den Heiland, wie er ihn früher verspottet und verfolgt, fortan anbeten müsse, allein nicht um Anbetung allein handle es sich, sondern er müsse es auch tragen lernen. Die Kirche ist eine stets streitende, sagte er ferner, eine, stets triumphirende, an dem Streit, an der Trübsal, an der Arbeit nimm deinen Theil, damit du mit ihr triumphirst. Dann in das Gebet des heil. Bernardus einstimmend, wandte er sich um Segen flehend zur heil. Jungfrau: erinnere dich Barmherzigste deiner irrenden Kinder, erinnere dich Frankreichs und seiner streitenden Kirche, erhöre die Gebete seiner gläubigen Seelen, erweiche und erleuchte die Herzen der Irrenden und getrennten Brüder, und lasse sie zur Erkenntniß kommen, auf daß fortan ein Hirt und eine Heerde sey. Amen. —

Nachschrift. Wie ich aus guter Quelle höre, wird dermalen in Auftrag seiner Heiligkeit, über diese Bekehrung und das sie begleitende Wunder eine förmliche Information angestellt, und bereits sind schon mehrere Zeugen eidlich vernommen worden. Sollte diese Information, die zur Oeffentlichkeit bestimmt ist, noch Einiges in ein helleres Licht stellen, so werde ich nicht ermangeln, es mitzutheilen. —

Rom, den 2. Februar 1842.

Guido Görres.

XXIV.

Briefliche Mittheilungen

aus Würtemberg.

Aus **Würtemberg.** Was die ganze Sachlage unserer kirchlichen Verhältnisse betrifft, so wird dieselbe mit jedem Tage ernster. Der Bischof bleibt entschieden fest, und hat den größten Theil seines Clerus für sich; daß die Regierung die Hand zur Ausgleichung bieten möchte, wünschen wir sehr, besorgen aber, daß die Parthei der starren und intoleranten Protestanten alles aufbieten wird, um dieß zu verhindern. Die letztern werden leider durch den katholischen Kirchenrath unterstützt, und die Katholiken Würtembergs dürften von den unbefangenen Protestanten mehr zu erwarten haben, als von Mitgliedern ihrer eigenen Kirche, die dem Kirchenrath und seiner Geschäftsthätigkeit die größte Ausdehnung zu geben wünschten. Gottlob ist diese Parthei sehr wenig zahlreich, wäre sie nicht am Ruder, so wäre sie gar nicht zu beachten. Emancipation der Kirche und ihrer Vorsteher vom katholischen Kirchenrath, der auf Ausübung der jura circa Sacra beschränkt werden sollte, sowie Entfernung des Zwangs bei Einsegnung gemischter Ehen, dieß sind die einzigen Begehren der Katholiken. Bei dem Wiederzusammentritt der Kammern wird wohl die bischöfliche Motive zuerst in der zweiten Kammer zur Berathung kommen, und es wird sich vielleicht dann eher entnehmen lassen, was wir zu erwarten haben. Der Artikel des Merkur vom 27sten Dezember hat die kirchliche Frage ganz unters Volk gebracht und die Theilnahme wächst mit jedem Tage. Stadtrath und Bürgerausschuß von Riedlingen haben bereits in diesem Betreffe eine Petition an die Ständeversammlung eingegeben. Diesem Beispiele werden jetzt um so gewisser noch mehrere Städte folgen, denn der Vorwurf des Jacobinismus und revolutionärer Gesinnungen, den dieser Artikel enthält, hat sehr gereizt. Jeder weiß, daß unter den sogenannten Ultramontanen jeder verstanden wird, der nicht die Ansichten des Kirchenraths (bekannt durch die jüngst erschienenen Briefe zweier Fremder über die bischöfliche Motion) oder der pflanzi=

schen Schule theilen. Man spricht von Ellwangen, Gmünd, Mergentheim und andern Städten, die Petitionen vorbereiten sollen. Auch von Landgemeinden erwartet man ähnliche Schritte, denn jeder fühlt sich durch obigen Artikel mehr oder minder berührt, ja man darf dreist behaupten, daß derselbe Oel ins Feuer gegossen habe. Bisher waren es die Gebildeteren und die Geistlichen, die den Zustand durchschauten und sich verletzt fühlten, seitdem man es aber für gut befunden hat, den Zustand der Sache durch das vom Landvolk gelesenste Blatt bekannt zu machen, seitdem fängt letzteres auch an, sich mit der Sache zu beschäftigen, es theilt aber eben so wenig als die Städter die Ansicht des Correspondenten der Leipziger Zeitung, dieß wird man erst später einsehen, und dann wird es vielleicht heißen, die Ultramontanen hätten agitirt.

Sehr gespannt ist man im ganzen Lande auf die Debatten über die bischöfliche Motion, die Mehrheit der zur Prüfung derselben niedergesetzten Commission hat dieselbe in allen Punkten unbegründet gefunden. Die Minderheit beantragte: daß der Herr Antragsteller sollte aufgefordert werden, die einzelnen Punkte seiner Motion näher zu begründen, aber auch dieses hat die Mehrheit abgelehnt, man will hierin etwas Gehäßiges oder Partheiliches finden, und besorgt nicht ohne Grund, daß die Kammer der Abgeordneten dem Antrage der Mehrheit der Commission folge geben werde. Damit ist aber diese Angelegenheit durchaus nicht erledigt, und es steht dann zu erwarten, was Bischof und Regierung thun werden. Ich befürchte, daß die Regierung, wenn die Kammer der Abgeordneten die Begehren des Bischofs als unbegründet und unzuläßig abweisen sollte, nur um so unnachgiebiger werden wird. Deshalb ist der Schritt des Bischofs, die ständische Wirksamkeit in Anspruch zu nehmen, nicht unbedenklich gewesen, und hier trägt man sich mit der Nachricht, der Bischof sey in Rom deshalb mißbilliget worden. Sollte von der Regierung gar nichts geschehen, um die rege gewordenen Wünsche einigermaaßen zu befriedigen, so ist eine überhandnehmende Unzufriedenheit der Katholiken vorauszusetzen. Der von der Stadt Ellwangen zum Deputirten erwählte Professor der Theologie, Hr. Hefele in Tübingen, wird ein vortrefflicher Vertreter der guten Sache seyn.

XXIII.

Album.

Die Rheinwald'sche Berliner Allgemeine Kirchenzeitung enthält folgenden Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte des norddeutschen Protestantismus, welcher den süddeutschen Katholiken bekanntermaaßen, von einer gewissen Seite her, beständig als Muster und Spiegel zur Nacheiferung vorgehalten wird.

„Aus der Uckermarck. Die Kirchenbehörden des Königreichs Sachsen haben durch eine, auch von ihnen erwähnte Verordnung vom 22. Oct. v. J., den Unfug, welcher bei Taufen durch Trink- und Tanzgelage, Pathengeschenke rc. getrieben wird, verboten, weil dadurch die Taufe nicht selten von den Eltern des Kindes als ein Gegenstand der Gewinnsucht, von den Betheiligten als eine Gelegenheit zur Befriedigung der Vergnügungssucht, von den Pathen aber wegen des damit verbundenen unverhältnißmäßigen Aufwandes als ein Gegenstand ängstlicher Besorgniß und entschiedener Abneigung betrachtet werde". Hiezu kann ich aus der Erfahrung in hiesiger Gegend die Bemerkung machen, daß jener Unfug bei uns mehr im Schwunge, als vielleicht irgendwo. Die Taufen werden hier mit wenigen Ausnahmen als eine Gelegenheit zum Gewinn angesehen, indem kein Pathe ohne ein Pathengeschenk davon kommt. Bei sogenannten kleinen Taufen mit 3 bis 5 Pathen darf nicht unter einem Thaler gegeben werden, bei großen Taufen aber, wozu nicht selten gegen und über 30 Pathen geladen werden, erfordert die herkömmliche Sitte ein Geschenk von 3 Thlrn., so daß die Eltern der Kinder in solchen Fällen eine Einnahme von fast 100 Thlrn. ha-

ben. Sie sind zwar dann genöthigt, ein drei bis vier Tage dauerndes Gelag zu geben, allein dabei kömmt auf ihre Rechnung auch nur das Essen, denn das Getränk und die Musik müssen die Gäste bezahlen, ja selbst ein Theil der Speisen, als Geflügel, Butter, Milch 2c. muß von den Gästen in natura geliefert werden. Erst neulich ist mir der Fall vorgekommen, daß ein Musikus, der zugleich einen Kaufladen hält, sein Kind vor 33 Taufzeugen taufen ließ. Der Mann sollte wegen Zahlungsunfähigkeit von einem Kreditor zur Haft gebracht werden. Nach jener Taufe wurde der Verhaftsbefehl zurückgenommen, weil er einen Theil der Schuld bezahlt — von dem Gelde, welches ihm die Taufe seines Kindes eingebracht hatte. Und diese Taufe ist nicht der erste und letzte Fall, wo ein Sacrament der Kirche zu einer Spekulation in Geldverlegenhet hat dienen müssen. Eben so sehr aber wird die Feier der Taufe als eine Gelegenheit zur Befriedigung der Vergnügungssucht gemißbraucht. Bis jetzt sind in hiesiger Gegend die sonntäglichen Tanzvergnügen in den Dorfkrügen — Gott Lob! — noch nicht Sitte geworden. Desto begieriger werden nun aber solche Gelegenheiten wie die Kindtaufen ergriffen, um die rohe Lust im Tanz und Spiel, an Fressen und Saufen zu befriedigen. In der Regel findet die Taufhandlung am Donnerstag Mittag statt, von da an beginnt nun das Gelag, und dauert in unterbrochener Abwechselung bei Tage und bei Nacht bis zum Sonntag Morgen. Ja es sind Fälle vorgekommen, daß die Musik noch laut gewesen ist, während die Glocken schon zur Kirche geläutet haben. Natürlich ist in einem kleineren Dorfe gewöhnlich die Mehrzahl der Gemeindeglieder mit allen Angehörigen dabei zugegen, und wenn dann am Sonntag Morgen der Gottesdienst beginnen soll, so erscheint Niemand, weil — eine ganze Gemeinde — ihren Rausch verschlafen muß. Denn daß bei solcher Gelegenheit Alt und Jung durch Ausschweifungen aller Art in einen Sinnenrausch geräth, der wenigstens einen ganzen Sonntag

zum Nüchternwerden erfordert, weiß Jeder, der das hiesige Landvolk kennt". Uebrigens darf hierbei die mildernde Bemerkung nicht unterdrückt werden, daß diese allerdings groben Mißbräuche auch ihre gute Seite haben. — Nachdem der Indifferentismus die alten Begriffe: von der Nothwendigkeit der Taufe zur ewigen Seligkeit, aus dem Bewußtseyn der Außerkirchlichen verdrängt hat, und von der Taufe bei ihnen nur noch als von einem alten Herkommen und Ceremoniell die Rede ist, so würde dieselbe in wenigen Menschenaltern, wenigstens aus den niedern Ständen, verschwunden seyn, wenn nicht, außer dem weltlichen Strafgesetze, Eigennutz und Vergnügungssucht die Macht des frühern Glaubens ersetzten.

Unter den Mitarbeitern an dem Journal für speculative Theologie, welches in Tübingen erscheinen und dessen Aufgabe es seyn wird, den Grundsätzen der Ruge'schen Jahrbücher auch im Süden von Deutschland ein Publikum zu gewinnen, werden folgende bekannte Namen genannt: Marrheinecke, Benary, Vatke und Weeder in Berlin, Ewald, Strauß und Bauer in Tübingen, de Wette in Basel u. a. m. Vielleicht wird es die Aufgabe des neuen Oberhauptes seyn, welches die vereinigte preußisch-englische Kirche in der Person des Bischofs Alexander von Jerusalem erhalten hat, — „Weltpapst" nennt ihn die allgemeine Zeitung, — die Gränze zwischen den speculativen Christusläugnern und ihrer „evangelischen" Kirche zu ziehen.

XXV.

Englische Zustände.

Revolution und Reform.

Zur gegenwärtigen Größe von England hat der Umstand nicht wenig beigetragen, daß es die Reihe von Revolutionen, welche daselbst die Einführung der Reformation hervorbrachte, in dem Augenblick beendigte, in welchem Frankreich und die Continentalstaaten den Keim zu ihren nachfolgenden Staatsumwälzungen legten. Gerade 101 Jahre vor dem Ausbruche der französischen Revolution, unter deren Folgen Frankreich noch jetzt und wohl auch noch lange Zeit seufzt, ereignete sich in England die große Revolution (1688), welche daselbst freilich ganz anders, als das ebenso benannte Ereigniß in dem gegenüberliegenden Continentalstaate wirkte*). Nur von Irland kann gesagt werden, was wir früher **) als das Charakteristische der französischen Revolution bezeichneten, daß sie gleich einer neuen Vertheilung des Bodens gewirkt habe. Hier wies sich K. Wilhelm III., nachdem er seinen entthronten Oheim geschlagen, beinahe 2,000,000 Acres Landes an, wodurch die frühern Besitzer sich mit einem Male ihrer Ländereien beraubt,

*) Es hat Burke (Works VI. p. 168. 8.) den absolutistischen Doctrinen der Stuarts gegenüber nicht Unrecht, wenn er bemerkt, die Revolution d. J. 1688 sey mehr eine Verhinderung einer Revolution, als eine Revolution gewesen. Allein wollten die Stuarts Revolution durch Revolution (den Absolutismus) bekämpfen, so ward nun diese durch ein gleiches Mittel, die Revolution von unten hinauf gestürzt, die sich jetzt für legitim erklärte.

**) Hist.-polit. Bl. v. 1. April 1841: Frankreich und die Revolution.

und jenem rechtlosen Zustande aufs Neue preisgegeben sahen, in welchen ein beträchtlicher Theil von ihnen gleichmäßig durch die Verfolgung der anglikanischen, wie der puritanischen Regierung von England gekommen war.

In England selbst wirkte die Revolution des Jahres 1688 zunächst nur auf das Schicksal des katholischen Regentenhauses und seiner religionsverwandten Anhänger. Jenes, die katholischen Stuarts wurden durch die Declaration der Rechte 1689 und die act of settlement 1701 ausgeschlossen, diese, wo sie als Parthei auftraten, verfolgt, und noch später 1715 und 1745 wiederholt geschlagen und zerstreut. Es erhob sich England nach Vertreibung der männlichen und katholischen Linie der Stuarts zugleich als protestantische Hauptmacht, wie als constitutioneller Staat, der seine Rechte den Königen durch Revolution abgedrungen, und diese beiden unter sich verwandten Tendenzen wurden von nun an die Richtungen, nach welchen sich in Wohl und Weh die Geschicke Großbritanniens entfalteten.

Es ist in neuerer Zeit*) mit überzeugenden Gründen dargethan worden, daß die Stuarts wohl niemals ihren Thron verloren haben würden, wenn sie nicht an den corporativen Verhältnissen ihrer Unterthanen, den Bürgen aller wahren Volksfreiheiten, wenn sie insbesondere nicht auch an der Städteverfassung gerüttelt hätten. Erst als sich zur Gefahr, in welcher die Anglikaner in Betreff ihrer Kirche standen, auch noch eine allgemeinere in Betreff der Volksfreiheiten gesellte, vermochten jene die zahlreichen Dissenters zum Bunde gegen die Katholiken und den König zu bewegen. Und als dieser hierauf vertrieben worden, verlangte das Volk Bürgschaften sowohl gegen die eine als gegen die andere Gefahr.

Die Aengstlichkeit, welche das Parlament deshalb blicken ließ, und die Sorgfalt, welche es von nun an nahm, um sich davor zu hüten, daß die neuen, durch den Volkswillen auf

*) S. Münch. gel. Anz. 1836.

den Thron erhobenen Fürsten nicht in die Bahnen der alten zurückfielen, erbitterte bekanntlich Wilhelm III. in solchem Maaße, daß er wiederholt die Drohung, abzudanken, fallen ließ; andererseits erhielt aber dadurch die Regierung unvermerkt den Charakter einer Oligarchie. Daher kam ferner, daß das Parlament sich weigerte, dem neuen Könige durch Zurückgabe der von Carl II. veräußerten Domänen die ohnehin beschränkte Macht zu erweitern, daher die Beschränkung der Civilliste, die Vernichtung der königlichen Verfügungen in Betreff der confiscirten irländischen Güter *); daher aber auch die kriegerische Richtung, welche England jetzt dem katholischen Frankreich gegenüber annahm, und welche in den 9 Jahren, von 1688 bis 1697 die Summe von 30,477,382 Pfd. St. kostete, wovon bei dem Tode Königs Wilhelm 1702 noch 114,762,914 Thlr. als verzinsliche Nationschuld zurückblieben, nachdem während seiner Regierung nur die Zinsen allein 95,840,486 Thlr. betragen hatten **). Wilhelm III. sparte bekanntlich keine Kosten, um das sogenannte protestantische Interesse Großbritanniens aufrecht zu erhalten, in Wahrheit aber, um Jakob II. und dessen männliche Nachkommen von dem ihnen gebührenden Throne auszuschließen. Er ward dadurch der Gründer eines Systems, welches für England entscheidend wurde, dem Lande ungeheuere Summen kostete, es auf die furchtbare Größe seines Reichsthums und andererseits zu dem schneidenden Contraste seines Elends, zu der schwindelnden, unnatürlichen Höhe seiner Macht und seines Ansehens brachte. Wilhelm III. calculirte richtig, daß sein Thron an Stärke zunehme, je mehr er das Privatinteresse in die Aufrechterhaltung desselben zu verwickeln vermöge. Deßhalb schuf er Anleihen auf Anleihen und übte er die gröbsten Bestechungen, so daß nicht nur noch nie einem Volke der Wechsel einer Dynastie so theuer zu ste-

*) Höfler Gesch. d. engl. Civilliste 1835, S. 13.

**) Schubert Handb. d. allg. Staatskunde v. Europa I. 2. Thl. S. 624, 625.

hen gekommen war, als den Engländern die Vertreibung der Stuarts, sondern die neue Regierung die Quelle jener ungeheuren Lasten und Abgaben ward *), die vor der Revolution unbekannt waren. Während hiedurch die Theurung und die Noth ins Entsetzlichste stiegen, ward ein System der höchsten Corruption in dem Umfange Regierungssystem, daß nur, wer sich eine Parthei erkaufte, zu Macht und Einfluß gelangen konnte, der König durch die Bestechungen verarmte, in dem Parlamente aber unter K. Georg III. geradezu erklärt wurde, es sey dasselbe die bestechlichste Versammlung in Europa **).

Wie aber von Wilhelm III. an fast das ganze vorige Jahrhundert die englische Aristokratie die drei Königreiche regierte, und Macht und Ansehen in Händen hatte, so zog dieselbe auch in Kurzem den Reichthum des Landes in dem Maaße an sich, daß der Grundbesitz allmählig in ganz andere Hände gerieth. Hiermit war insbesondere seit der Reformation eine große Veränderung vor sich gegangen. Nachdem Heinrich VII. die Theilung der großen Lehen gestattet, erfolgte die Aufhebung der Klöster, deren Güter dem hohen und niedern Adel fast gänzlich zu Gute kamen, da die Könige, um denselben für die Reformation zu gewinnen, ihn mit den Kirchengütern begabten, jedoch merkwürdiger Weise nur den Untergang des alten Adels herbeiführten. Durch diesen ansehnlichen Zuwachs an Gütern geschah es, daß in der Mitte des

---

*) Niemand hat dieß schlagender dargethan, als Cobbet, welcher den protestantischen Bischof Burnet als den Gründer des Schuldensystems bezeichnet und darlegt, wie noch vor Ende des sogenannten glorreichen No-Popery-Krieges die Zinsen der Schuld (1,310,492 Pf. St.) mehr betrugen, als alle Auflagen unter Jacob II. Und dieses Schuldenproject, welches England für immer mit Steuern belastete, ward angenommen, „um die katholische Religion auszurotten“, welche jetzt, trotz der ungeheuren Schulden und Abgabenlast, mehr blüht als zuvor.

**) Höfler Gesch. d. engl. Civilliste S. 24.

17. Jahrhunderts der Grundbesitz in den Händen des niedern Adels (der gentry), der kirchlichen und städtischen Corporationen und des Bauernstandes war. In einem Zeitraum von 120 Jahren (1660 bis 1780) beschränkte sich jedoch die Anzahl derselben auf 250,000 Personen, und diese nahm in den darauffolgenden Jahrzehnten so reißend ab, daß man 1816 nur 32000 und endlich 1831 nur 7200 Grundbesitzer zählte. Gleichmäßig aber mit dieser merkwürdigen Veränderung gingen zwei andere, welche als die natürlichen Folgen der großen Anhäufung des Grundbesitzes bei immer wenigeren Personen und der politischen Entwicklung von England erscheinen. Dieß waren 1) die ungeheuere Zunahme der Armuth, 2) das Jagen nach neuen, von Grundeigenthume unabhängigen Quellen des Reichthums, welcher sich auch von dem 18. Jahrhunderte an für Großbritannien in außerordentlichem Maaße eröffnete, 3) die Reform der Staatsverfassung in Folge des Aufkommens der Aristokratie der Talente neben der Aristokratie der Geburt, und des Geldreichthums neben dem Reichthum an liegenden Gütern.

Die gegenwärtige ungeheure Armuth in England, welche ein entsetzendes Gegenbild zu dem colossalen Reichthume der höhern Klassen bildet, beruht ursprünglich auf denjenigen Maaßregeln, welche man zur Einführung und Ausbreitung der Reformation ergriff. Durch diese ward namentlich Irland in einen Zustand des Helotismus versetzt, welcher Jahrhunderte hindurch erhalten ward, und alles übersteigt, was je in einem christlichen Staate in Bezug auf Verfolgung geschah *). Von 11 Millionen Acres blieben in Folge der Revolution den Irländern nur etwa zwei Millionen, und von diesen nahm man ihnen nachmals noch die Hälfte; was übrig blieb, war unter 5 bis 6 katholischen Familien (englischen Ursprungs) vertheilt, die aus besondern politischen Gründen Gnade gefunden hatten.

Nirgends ist der Gegensatz zwischen Reichthum und Ar-

---

*) Beaumonts Irland I. S. 89, 90, Braunschw. 1840. 8. 2 Thl.

muth so schreiend, als in Irland. Der anglikanische Clerus bezieht daselbst aus den Zehenten der Katholiken ein jährliches Einkommen von 5,586,000 Thlrn., welches meist mit der brutalsten Strenge eingetrieben und außer Landes verzehrt wird. Mit geringen Ausnahmen sind die Gutsbesitzer in Irland Protestanten, die zahlreichen Pächter Katholiken. So arm, daß wer dreimal des Tags Kartoffel hat, für vermöglich gilt, und Hunderte von Armen in England besser gekleidet sind, als der glücklichste Landbebauer in Irland, sind sie durch ihr Gebundenseyn an den Boden zu einer politischen Sclaverei verurtheilt, gegen die das Loos der Negersclaven beneidenswerth ist. Man kann rechnen, daß, während die reichen Engländer schwelgen und die Regierung Millionen ausgiebt, um politische Zwecke nach außen zu erreichen, jedes Jahr in einem Theile der Insel Tausende durch Hunger zu Grunde gehen. Der anglikanische Clerus ist dieß bereits gewöhnt, und beachtet es in seiner charakteristischen Hartherzigkeit nicht, wie denn der Bischof von Doyle, um den Zustand seines Sprengels befragt, trocken erklärte: people are perishing as usual *). Von 11761 Einwohnern zu Connaught hatten 9835 im Jahr 1835 kein anderes Lager, als Gras und Stroh, 7531 nicht einmal eine Bettstelle. In einer kleinen Ortschaft hatten von 206 Personen nur 39 des Nachts eine Decke. Solcher Unglücklichen giebt es drei Millionen; diejenigen, deren Leben nicht gerade ein Kampf zwischen Lebenserhaltung und Hungertod ist, werden gleichfalls nach Millionen gezählt. Man zählt an 2,600,000, die gar kein Land oder nicht hinreichend haben, um sich nur kümmerlich zu nähren. Der Taglohn, wenn er am höchsten steht, beläuft sich auf sechs Pence, auch wohl auf zwei. Der Feldarbeiter erwirbt sich in Irland durchschnittlich den vierten Theil von dem, was sich der Arbeiter in England erwirbt. Dazu kommt, daß sich die Arbeitstage nur auf 135,

---

*) Das Volk geht wie gewöhnlich zu Grunde.

in einzelnen Gegenden auf 24 belaufen *). Das Princip äußerster Ungerechtigkeit durchzieht alle Verhältnisse. Die Protestanten legen die Taxen auf, die Katholiken müssen sie bezahlen, waren aber bis auf die neueste Zeit von aller Verwaltung des Einkommens, von allen Magistraten ausgeschlossen. In Naas, wo $\frac{30}{31}$ der Bevölkerung Katholiken waren, waren diese ohne Antheil an dem Stadtrechte. In Dublin gehörte ein protestantischer Bettler der Corporation an, ein reicher katholischer Kaufmann aber war davon ausgeschlossen.

Schamlosigkeiten ähnlicher Art zählt Beaumont in Menge auf*). Die von den großen Juries 1830 und 31 votirten Steuern betrugen jährlich 860,000 Pf. St. (6 Mill. Thlr.); der Totalbetrag des Landes beläuft sich aber nur auf 12,715,000 Pf. St., so daß die bewilligten Steuern den vierzehnten Theil des ganzen Grundertrags bilden ***). Der Zehenten, welchen die anglikanische Geistlichkeit von der katholischen Bevölkerung zog, und der allein zu Gunsten der anglikanischen Schulen, Geistlichen, Beamten, Corporationen verwendet wurde, ist zwar 1838 in einen Grundzins verwandelt worden, dieser wird aber zum ausschließlichen Vortheil des anglikanischen Clerus von Katholiken und Dissidenten erhoben †), d. h. von 6½ Millionen Katholiken und 6000 Dissidenten. Kein Wunder, daß die Irländer sich nach Veränderung ihres Zustandes sehnen, und diese zwar jetzt noch mit erlaubten Mitteln, sollte es sich aber nicht bessern, mit unerlaubten durchzuführen streben.

Allein auch in England haben sich in Folge der Ereignisse des 16ten Jahrhunderts bei den niedern Klassen Veränderungen zugetragen, durch welche die Masse der Proletarier im Hauptstaate des vereinigten Reiches furchtbar zunahm. Die Anzahl der Armen war seit der Aufhebung der Klöster immer

*) Von mehr als 82 Mill. sogen. Statuten-Morgen Landes werden nur 20 mit Hacke und Pflug bearbeitet.

**) S. 271 ff.

***) Beaumont S. 256 Not.

†) Beaumont S. 316.

im Wachsen gewesen *). Man hatte damals ihre natürlichen Zufluchtsstätten zerstört, und so viele Tausende, als es ihrer gab, sie sämmtlich auf die Straße verwiesen. Die Königin Elisabeth, unter deren Regierung die noch jetzt bestehende kirchliche Ordnung gegründet wurde, sah endlich die Nothwendigkeit ein, daß etwas geschehen müsse, dem Uebel zu steuern, und so erfolgte das Gesetz des Jahres 1601, welches die Kirchspiele verpflichtete, Geld aufzubringen, um den Armen Arbeit zu verschaffen, die Lahmen, Blinden, Alten und Kranken zu unterstützen, und ihre Kinder in die Lehre zu geben. Diese erzwungene Carität, welche die freiwillige lähmte und zum Theil erstickte, erlitt seit der Revolution eine für England unheilvolle Ausdehnung. Die vielen und kostbaren Kriege, welche das Elend mehrten, steigerten die Armensteuer immer höher, und je mehr von nun an die Last der Schulden und die Größe der Abgaben zunahm, ja selbst je mehr der industrielle Reichthum von England stieg, desto auffallender nahm die Armensteuer zu, bis sie in unsern Tagen bis auf 7 Millionen Pf. St. (84 Millionen Gulden) jährlich stieg. Mißbräuche, welche sich in die Verwaltung einschlichen, vermehrten das Drückende derselben, besonders das sogenannte Allowancesystem, wonach, wo es aufkam, einem Arbeiter zu sei-

*) An essay on the public care for the sick as produced by Christianism. Printed as MS. p. 5. The main part of the possessions and revenues of ecclesiastical corporations had been seized by K. Henry VIII. — and distributed and lavished upon his servants and favourites. The poor and unemployed multitude crowded from the country to the towns and from these to the metropolis. Trough some causes, not now thoroughly understood, *the city of London* had about the reigns of Henry VIII. and Edward VI. become the receptacle of thousands, whose idleness, want of regular employment or other means had made them fit objects for relief and correction. Siehe Anth. Highmore Pietas Londinensis p. 26 etc.

nem und seiner Familie Bedarf über seinen Erwerb so viel aus Armensteuern zugelegt wurde, daß er sich diesen Bedarf verschaffen konnte. Hierdurch ward einestheils der Arbeitslohn herabgedrückt, der Arbeiter um seine Selbstständigkeit gebracht, und zugleich gegenseitige Unterstützung in Krankheits- und Nothfällen verhindert. Das System hatte aber außerdem noch die besondere nachtheilige Folge, daß zuletzt gerade die unbeschäftigten und faulen Arbeiter die Unterstützung erhielten. Als man von Seiten des Parlaments und der Regierung das Armenwesen untersuchte, ergab sich, daß in den meisten Kirchspielen vier bis fünf Arbeiter ohne Beschäftigung waren, theils den Tag über herumschlenderten und die Leute auf der Straße insultirten, theils ihre Zeit verschliefen, um in der Stunde der Dunkelheit desto thätiger und munterer zu seyn. Da die wöchentliche Unterstützung nur für die Nahrung hinreichte, welche für den Engländer reichlich und ergiebig seyn muß, so wurden Kleidung, Feuerung und Wohnung durch Diebstahl und Raub erworben, die mit der größten Geschicklichkeit ausgeführt wurden. Dietriche öffneten die Scheunen und Kornböden; gemeinere Handwerker, und in einigen Fällen kleine Pächter, gesellten sich zu diesen Banden, und die letztern brachten dann so verschiedene Arten von Getraide zu Markte, daß competente Richter erklärten, es müsse aus verschiedenen Scheunen gestohlen seyn. Glaubwürdigkeit, Genügsamkeit, Fleiß und häusliche Tugenden scheinen nach dem Ergebnisse dieser Berichte unter den untern Klassen ganz ausgestorben, jedes Gefühl von Recht aus dem weiblichen Herzen verbannt, alle Familienliebe erstickt zu seyn. Diesen moralischen Ungeheuern wird zuletzt Brandstiftung ein Spiel, eine Unterhaltung, die sie sich oft aus Muthwillen an den Scheuern der fleißigen Pächter verschaffen, welche sie ernähren *).

Zu dem Unglücke dieser Klassen und der ganzen Nation

*) Berl. pol. Wochenbl. 1834. S. 119, 133. Bran, Miscellen 1839. Heft VIII. S. 240.

wächst die niedere Bevölkerung, deren Heirathen kein Staat, deren Concubinat keine Polizei hindert, und der nur zu oft die einfachsten Begriffe von Moral und Religion fehlen, in das Furchtbare. Würde die Bevölkerung sich fortwährend in dem Maaße vermehren, wie dieß seit den letzten Decennien der Fall ist, es würde in hundert Jahren die jetzige Bevölkerung Englands sich um eine Milliarde vergrößern, ja die Welt, welche jetzt von ihnen decimirt wird, würde zuletzt nicht hinreichen, sie zu ernähren *). Auch in dieser Beziehung hat das von Wilhelm III. seit der Vertreibung der Stuarts befolgte System nicht verfehlt, seine unseligen Früchte zu tragen. Es hatte sich zwar in Folge seiner unnatürlichen Tendenz schon unter Wilhelm eine bedeutende Opposition dagegen gebildet, indem die großen Grundbesitzer im Interesse ihres Landes sich dem Schwindelgeiste widersetzten, mit welchem jetzt die Angelegenheiten Englands betrieben wurden. Immer deutlicher trat die Spaltung des Adels in Tories und Whigs in der Beziehung hervor, daß die erstern das eigentliche Interesse des Grundes und Bodens in dem Maaße vertraten, in welchem diese, die eigentlichen Gegner Jacob's II., sich „mit den reich gewordenen Plebejern, mit Wucherern, mit Gewerbtreibenden und Dissenters, endlich mit den Männern der ostindischen Compagnie und allen denjenigen" verbanden **), welche nach dem von Wilhelm III. eingeführten Systeme durch sogenannte Papiergeschäfte zu Reichthum, Ansehen und Einfluß gelangten. Die Nation war zuletzt der protestantischen Thronfolge selbst müde geworden, und nur der Beizug holländischer Truppen, die zuerst Jakob II. aus dem Pallast seiner Väter vertrieben, vermochte Georg I.,

*) Berliner Wochenbl. 1841. Nro. 30. S. 165.

**) Siehe die bezeichnende Stelle über den Gegensatz der Whigs und Tories des moneyed interest und des landed interest aus Bolingbrokes lettres p. 20, bei Schlosser Gesch. des 18. Jahrhunderts I. S. 279.

dem Gründer und der Dynastie Hannover, den englischen Thron zu sichern *).

Gerade aber der Kampf dieser Dynastie mit dem Hause Stuart, 1715, brachte die Revolution des Jahres 1688 zur Vollendung. Aufs Neue ward die Verfassung verändert **), eine Dynastie auf den Thron erhoben, vor welcher 45 Personen nähere Rechte auf den englischen Thron hatten, und Schottland jetzt ein ähnliches Schicksal bereitet, wie 27 Jahre früher Irland betroffen hatte. Die uralte Clansverfassung, welche die Hochländer bisher in ihrer Einfachheit und Armuth zusammengehalten, und ihrem kalten, unfruchtbaren Boden einen besonderen Werth verliehen, ward jetzt von Grund aus zerstört. „Mit einer solchen Wuth stürzten sich, 1745, die Engländer über die Hochländer her, daß diese, gleich wilden Thieren von Schlucht zu Schlucht gejagt, die Weiber nach der brutalsten Schändung mit ihren Kindern nackt aus ihren verbrannten Hütten getrieben, und aller Unbild der Witterung, des Elendes und des Hungers Preis gegeben wurden. Die Blutbefehle waren so streng, und wurden so pünktlich vollzogen, daß in wenigen Tagen in einem Umkreis von 50 Meilen kein Haus und keine Hütte, kein Mensch und kein Thier zu sehen war. Alles war Ruine, Schweigen und Verödung" ***). Die Confiskationen, welche von dem Ministerium schon vor dem Siege beschlossen worden waren †), vernichteten die alten schottischen Familien, vermehrten die Güter des englischen Adels und gaben dadurch auch den Anlaß, daß dieser sich in mehr ausschließlichen Besitz des Grundes und Bodens setzte. Um diese Zeit muß die Umwandlung der freyen

*) Ueber den Unmuth des Volks über diesen König siehe Schlosser I. S. 281. Not. 36.

**) Schlosser Geschichte des 18. Jahrhunderts I. S. 287.

***) Smollet history of England from the revolution to the death of George II. IV. Basil. 1793. S. 302.

†) Schlosser I. S. 285.

Bauern in abhängige und dadurch ziemlich rechtlose Pächter, der kleineren Pächter in Taglöhner vor sich gegangen seyn.

Allein gerade um diese Zeit erhielten auch die Handelsspekulationen einen Umfang und eine Bedeutung; daß sie den Geist der Nation zu beherrschen und die Regierung selbst vielfach für ihre Pläne zu gewinnen vermochten.

Die großen Colonisationen in Ostindien und Amerika begannen, die Eroberungen gingen mit diesen Hand in Hand. Schon unter Georg II. vermehrten sich die auswärtigen Besitzungen bis 57,836 Quadratmeilen, nachdem sie unter Jakob II. auf 14,375 Q. M., bei dem Aussterben der weiblichen Linie des Hauses Stuart auf 51,650 Q. M. angewachsen waren. In der langen Regierung K. Georgs III. 1760 bis 1820 fielen zwar die nordamerikanischen Provinzen gerade in dem Augenblick ab, wo England für die großen Kriegs- und Colonisationsausgaben einen reellen Vortheil zu ärndten hoffte, und ward dadurch das Capital der Nationalschulden um mehr als 121 Millionen Pf. St., die Zinsen von 4½ Million Pf. auf 9½ Million Pf. vermehrt, dennoch aber stieg die Ausdehnung des britischen Gebiets außer Europa bis 1815 auf 154,123, Q. M., und gewann die ostindische Compagnie in dem einen Jahr 1818 noch 10,665 Q. M. Landes.

Das Besitzthum hat sich seitdem noch immer vermehrt, und damit auch der innere Werth desselben, jedoch so, daß das britische Reich bereits durch eine gewisse Nothwendigkeit zu weiterer Vergrößerung getrieben wird. Man berechnet gegenwärtig die Einkünfte der überseeischen Colonien Englands auf 23 Millionen Pf. St., die Ausfuhr nach Großbritannien auf fünfzehn, die Einfuhr von Großbritannien auf zehn; der Werth des Gesammteigenthums wird auf 2500 Million Pf. St. angegeben. Diese Besitzungen, so zerstreut in allen Weltgegenden als sie auch zu seyn scheinen, sind jedoch mei-

stens mit einer ausgezeichneten Klugheit theils nach dem Urtheile erfahrener Militärs, theils nach den Handelsbedürfnissen ausgewählt, nicht wie man gewöhnlich meint, vom Zufall gegeben.

Nicht sowohl durch ihre Flotten behaupten die Engländer die Herrschaft der Meere, wovon auch jedes derselben einer bestimmten Flottenabtheilung zur Bewachung übergeben ist, ihre Seeherrschaft wie ihr Welthandel beruht vorzüglich auf der vortrefflichen Lage jener Punkte, die sie sich zur Beherrschung der Meere zuzueignen gewußt haben. So öffnen oder verschließen sie von Gibraltar aus die Zugänge vom atlantischen Meere zum Mittelmeere. Malta sichert ihnen den Besitz des mittelländischen Meeres, welches sich von da aus gleichwie in zwei große Bassins theilt. Die jonischen Inseln beobachten und sperren das adriatische Meer, wo sie im Frieden zu Wien das Vorrücken Oesterreichs an der Ostküste von Italien zu verhindern wußten. Das Cap der guten Hoffnung sichert ihnen den Seeweg nach Ostindien; einen neuen Zugang dahin haben sie sich durch die Besitznahme von Aden verschafft, während sie auch an der syrischen Küste festen Fuß zu gewinnen trachten, um dadurch den Euphrat entlang an den persischen Golf und nach Indien zu dringen. In Helgoland halten sie die Wache über die Elbe und das deutsche Meer, in Perim über das indische und arabische Meer*), wie in Singapore über das indische und chinesische Meer, und von den Bermudainseln vermögen sie gleich sehr die nordamerikanischen Staaten wie Mexiko in Schach zu halten, während sie von St. Helena und Neuholland aus, die Herrschaft im stillen Meere behaupten, und Asien und Südamerika überwachen. Um sich aber von andern Ländern so viel wie möglich unabhängig zu machen, suchen sie diejenigen Produkte, durch welche sie bisher von dem Auslande abhängig waren,

*) Negri del vario stato d'importanza degli stati odierni. Milano 1841 S. 9.

wie Baumwolle, Zucker, Hanf in ihren Colonien in gleicher Güte und Fülle hervorzubringen, während sie zu Hause die natürlichen Erzeugnisse ihrer und anderer Länder zu einem solchen Grade von Vollkommenheit bearbeiten, daß wo möglich diejenigen Nationen, deren Rohstoff die Engländer kaufen, gezwungen sind, ihnen den Preis des ersten Einkaufs durch den Abkauf ihrer Waaren doppelt wieder zu erstatten. Die Colonien gelten ohnehin als die natürlichen Stapelplätze ihres inländischen Verlags *).

Es besitzen die Engländer die stärksten Stellungen fast in allen großen Meerengen, feste Inseln an den großen Flußmündungen jedweden Continentes, Vorgebirge, die die großen Meeresströmungen, die Meeresstraßen beherrschen **). Ihre Diplomatie umfaßt beinahe den ganzen Erdkreis und vermag in allen Continenten, wo ein Seekrieg ausbricht, vermittelnd einzuschreiten. Ihre Armee besteht aus Regimentern von Soldaten, aus allen Climaten, Sprachen und Culten, also auch geeignet, in den verschiedensten Ländern verwendet zu werden. Die herrschende Bevölkerung nimmt zu, so daß sie seit 1801 um 10 Mill. stieg und jetzt

*) Die Zeitschrift, Ausland hat übrigens (1841. Nro. 264 S. 1604) aufmerksam gemacht, wie die Kraft, alle die gemachten Eroberungen zusammenzuhalten, etwas nachzulassen beginnt. „Sobald die englische Regierung genöthigt ist, in den verschiedenen Colonien sich zur äußern und inneren Sicherheit mehr auf die einheimischen als auf die europäischen Truppen zu verlassen, so bleibt nichts mehr übrig, als im Sinn und zum wahren Vortheile der Mehrzahl der Bevölkerungen zu regieren. — Die Verhältnisse werden dringender, die Colonien schreiten fort in Bevölkerung und in commercieller Bedeutung, manche Einrichtungen veralten, manche Handelsbeschränkungen früher höchst unbedeutend, werden lästig, kurz die Masse der Schwierigkeiten der Geschäfte wachsen auf eine Art, daß dem Entschlossensten davor grauen kann“.

**) *Negri* del vario stato d'importanza degli stati odierni. Milano 1841. 8. S. 9 — 12.

28 Millionen zählt, ihre Hauptstadt hat die doppelte Anzahl Einwohner als das Königreich Griechenland. Ihre Industrie hat 150 Millionen directer Abnehmer, davon wohl hundert Mill. im Auslande, so daß der so ungeheure Aufschwung nur dadurch begreiflich wird, daß der Verbrauch so ungeheuer ist; 4000 Dampfmaschinen sind in Bewegung, den Anforderungen der Industrie genug zu thun, da deren Arbeit 400,000 Pferde und 2 Millionen Menschen ersetzt, 90,000 vortrefflich equipirte Soldaten befinden sich in den europäischen Besitzungen, 30,000 in den königlichen Colonien und daneben ein sieggewohntes Heer in Asien, das nach der Herrschaft dieses Erdtheils greift. Ein Schauspiel, das die Erde nie gesehen, hat England dargeboten, Kaufleute, welche sich in eine Gesellschaft zusammenmachen und gleich Königen Länder erobern lassen.

Allein der kaufmännische Geist, welcher in England immer mehr jeden andern verdrängt, hat natürlich auch seine Früchte getragen. Wo die Engländer hinkommen, wissen sie die Provinzen so an sich zuziehen, daß sie mit ihnen unlösbar verschlungen werden, dann aber in die Handelsknechtschaft hineingezogen, in kürzester Zeit Mark und Blut verlieren. Mit Irland hat England begonnen, fast hätte Schottland dasselbe Schicksal getheilt. Als es statt dessen Ostindien traf, bekam das von Natur aus so glückliche Land als Mitgift seiner Verbindung mit England in 60 Jahren eine Auflage von 1000 Mill. Pf. St. seit 50 Jahren hat es 20 Mill. Pf. St. jährlich nur an Steuern entrichtet *). Da die Grundsteuer nicht festgesetzt ist, und die ostindische Compagnie sich für die Eigenthümerin des Bodens ansieht, diesen nur auf ein Jahr oder höchstens einige Jahre verpachtet, und eine Steuer von 50 pCt. des Ertrages erhebt, so muß das Elend schon in gewöhnlichen Jahren so groß seyn, daß alle Nachgiebigkeit der englischen Regierung gegen die Religion der Hindus das allgemeine

*) Montgomery Martin.

Mißvergnügen nicht zu mindern vermag; dieser drückende Zustand wird noch dadurch vermehrt, daß die Steuer in Geld entrichtet werden muß, was sie bis auf 70, 80 und 90 pCt. der Erndte steigert. Daher kömmt es, daß neun Zehntheile des Volkes eine gewisse Zeit des Jahres hindurch das Korn zu ihrer täglichen Nahrung entlehnen, dann aber 30 pCt. Zinsen, für das Saatkorn und 100 pCt. zahlen müssen. Kein Wunder also, wenn sich noch furchtbarere Scenen des Hungers und Elendes, als wir sie in Irland getroffen, in Ostindien finden, die Hungersnoth gleich einer Epidemie wiederkehrt und eine Höhe erreicht, daß, wie vor drei Jahren, 500,000 Menschen ein Opfer derselben werden können. Wie aber in Irland der anglikanische Clerus gefühllos und hart sich um die Leiden des neben ihm sterbenden Irländers nicht kümmert, so streichen in Ostindien die Directoren der Compagnie unbekümmert um das Elend der Hindus ruhig ihre 10 pCt. ein, und vertrauen auf die Unbesiegbarkeit der britischen Waffen und des britischen Goldes, welche zusammen den drohenden Aufstand vor wenigen Jahren im Keime darniederschlugen.

Allein auch England selbst ist der unausbleiblichen Folge eines so gewaltsamen System nicht entgangen. Freilich ist der Reichthum Einzelner ungeheuer und es dürfte vielleicht die folgende Berechnung nicht einmal hinreichen, denselben genügend zu erweisen, da sie sich wohl in Bezug auf den Grundbesitz, aber nicht wohl in Bezug auf den Reichthum machen läßt, dessen Quellen Handel und Industrie sind. Man berechnet nämlich, daß 200 Familien ein jährliches Einkommen von 30,000 Pf. St., 100 von 50,000, 50 von 70,000, 33 von 100,000 und darüber haben. Ist diese Angabe richtig und gilt sie nur vom Grundbesitze, so gehört zu ihrer Vervollständigung hinzu, daß bei einer Bevölkerung von 3,414,175 Familien in Großbritanien 991,134 (in Irland unter 1,385,366 Familien 884,339)*) mit Agricultur (Er-

*) Sieh G. R. Porter the progress of the nation in its various

zeugung von Lebensmitteln) beschäftigt sind und jene 382 Familien also gleichsam die Principes, die Hauptausbeuter des Fleißes von 990,751 Familien bilden. Zu diesen Verhältnissen, deren einfache Angaben uns einen tiefen Blick in den großen Unterschied zwischen Reiche und Arme werfen läßt, kömmt nun der Umstand, daß die großen Colonisationen und Eroberungen erstens nicht ohne eine verhältnißmäßige Anhäufung der Schuldenlast und zweitens der große Handels- und Industrie-Aufschwung nicht ohne eine beträchtliche Zunahme der Proletarier statt finden konnten, welche zuletzt mit dem Zustande des Grundbesitzthums in keinem richtigen Verrhältnisse mehr zu stehen drohte.

Die Schuldenmasse belief sich bei der Vertreibung Jakobs II. auf die unbedeutende Summe von 4,649,841 Thalern; 94 Jahre später (1792) war sie auf 2,053,451,036 Thlr. gestiegen. Nachdem die zur Tilgung bestimmten Fonds nicht ausreichten, ward durch Pitt sowohl für eine regelmäßige Bezahlung der Zinsen als auch für eine Sicherheit des tiefverschuldeten Volkes gegen auswärtige Gläubiger dadurch gesorgt, daß die Regierung fernerhin nur bei dem englischen Volk Anleihen contrahiren darf. Nach diesen Bestimmungen ward in dem französischen Kriege, die Schuld um mehr als 600 Millionen Pf. St. vermehrt, so daß sie 1816, 6,053,757,087 Thlr. betrug, d. h. so viel als zwei Drittel des Betrags der gesammten Ausbeute der Bergwerke Amerikas, Europas und Asiens in 324 Jahren (von 1492 bis 1816) *); die Zinsen allein betrugen damals mehr als das Sechsfache der sämmtlichen Ausgaben des preußischen Staats (mehr als 347 Mill. Thaler), die Staatsausgaben aber vergrößerten sich von Jahr 1799 bis 1816 viermal, indem sie von 165 Mill. Tha-

---

social and economical relations, im Auslande 1838. S. 203 und 301.

*) Schubert I. 2. S. 631.

ler jährlich bis auf 537,841,458 stiegen *). Seitdem fiel zwar in Folge von Heimzahlungen, Rentenverwandlungen und Ersparnissen die Schuld auf 5,614,051,775 Thlr. und die Ausgaben auf beinahe 47 Mill. Pf. St. (564 Mill. fl.,) es zeigte sich aber wiederholt ein nicht unbedeutendes Deficit. Und obwohl der britische Staatshaushalt **) in 14 Jahren (von 1820 bis 1834) auf den vierten Theil seines frühern Betrags herabgesetzt wurde, hat das Land eine seltene Bekanntschaft mit allen möglichen Taxen und Steuern ***) gemacht und das Interesse des Geldmarktes das der Grundbesitzer auf eine unheilvolle Weise zu überflügeln gesucht.

Noch ist es trotz aller Schuldenmasse dabei geblieben, daß der englische Arbeitsmann sein Brod und Fleisch steuerfrei ißt,

*) Schubert l. c. S. 632.

**) Schubert S. 644.

***) Bei einer Verlassenschaft von 40,000 Pfd. müssen 785 Pfd. abgegeben werden, wenn der Erblasser kein Testament gemacht hat; sonst nur 525 Pfd. — Von Legaten werden bei weitläufigen Verwandten oder Fremden 10 pCt. für den Staat abgezogen. Das folgende genügt, einen Blick in die fiscalischen Quälereien zu werfen. Die Fenstertaxe ist progressiv ausgespitzt von 8 Fenstern im Hause bis zu 180; jedes Fenster über 180 zahlt 1½ Schilling. — Luxussteuern sind mit Recht hoch gegriffen; wer einen Lakaien hat, zahlt jährlich 24 Sch.; so wie die Dienerschaft zunimmt, steigt auch die Taxe; Herrschaften, die bis zu 11 Bedienten halten, zahlen für jeden 3 Pfd., 16 Sch. 6 Pence, und eben so viel für jeden über eilf. Ledige Herren trifft eine Additionaltaxe von 20 Sch. für jeden Bedienten; Eine Equipage zahlt jährlich 6 Pfd. St.; die progressive Steigerung dabei ist so, daß, wer vier Equipagen hält, 81 Pfd. 13 Sch. erlegen muß. Ein Wappen am Kutschenschlage kostet 2 Pfd., 8 Sch. Wer sich abonnirt für eine unbestimmte Zahl Hunde, zahlt 36 Pfd. jährlich. Ein Rest der Fiscalität unter Pitts Regiment ist die Haarpudertaxe, sie trägt wohl nicht viel mehr ein. Jeder gepuderte Kopf zahlt 23½ Sch. im Jahre; wo jedoch in einer Familie mehrere ledige Töchter sind, die gepudert gehen, wird die Taxe nur von den zwei ältesten gefordert, die übrigen sind frei. — Oesterr. Beobachter 1838, Nro. 119, S. 575.

sein Land und Gärtchen, Haus und Hof steuerfrei sind. Nur wenn er seinen Durst bei dem Brauer oder Branntweinbrenner löschen will, fällt er der Steuergewalt anheim*) und je feinere und entbehrlichere Dinge er kauft, desto mehr Verbrauchssteuern muß er bezahlen. Ja es ist dahin gekommen, daß nach einer wohl zuverlässigen Aeußerung des Herrn Bowring **) das Grundeigenthum, während es vor 150 Jahren in England die Hälfte sämmtlicher Staatslasten zu tragen hatte, jetzt, obwohl es zehnfach im Werthe gestiegen, nicht den vierzigsten Theil bestreitet. Der Landbau ist fortwährend im blühendsten Zustande, wenn auch seit dem zweiten Pariserfrieden die Zahl der englischen Grundbesitzer auf ein Achtel der vierzig Jahre früher vorhandenen zusammenschmolz. Im Jahre 1831 waren in England, ohne Corporationen und Kirchen, nur noch 7200 selbstständige Grundbesitzer zu rechnen, unter welchen 600 sehr reiche dominirten***). Bis zu welcher Höhe der Reichthum Englands stieg, geht aber daraus hervor, daß der jährliche Ertrag des Viehstandes 1833 auf 637 Mill. Thlr., sein jetziger Gesammtwerth auf weit über 1690 Mill. Thlr. angegeben ward†). Man rechnet 2,200,000 Pferde in den drei Reichen; zählte schon 1831 über 50 Mill. Stück Schafe, 11,200,000 St. Rindvieh, 6 Mill. Schweine, wohl an 70 Mill. St. großes Vieh, Gänse werden in Heerden von 4 bis 9000 Stück nach London getrieben.

„Land ist unter allen zu erwerbenden Dingen in England das theuerste geworden; eben deßhalb bringt es aber auch das geringste Einkommen, obgleich der Pachtpreis der höchste ist“††). Und aus dem letzteren Grunde sind die Pächter meist nicht in den blühendsten Umständen, sondern in fortwährenden Pachtrückständen. Da unerachtet des Menschenverlustes in

*) Berl. pol. Wochenblatt 1841, S. 123.

**) Am 9ten September 1841.

***) S. Schubert S. 409.

†) Schubert S. 422. Handbuch der allgem. Staatenkd. I. 2.

††) Berliner Wochenblatt 1841, S. 135, 136.

dem 20jährigen französischen Kriege die Bevölkerung alle fünf Jahre um eine Million stieg, die Gewerbsleute und Landleute insgemein mehr zu verkaufen hatten, als gekauft ward, und die europäischen Völker im Frieden wieder an dem Seehandel Theil nahmen, von dem sie während des Kriegs ausgeschlossen waren, so reichen jetzt die Lebensmittel in England bei weitem nicht mehr hin, um die Bevölkerung zu ernähren; Millionen müssen sich von dem Absatze englischer Waaren im Auslande nähren. Als mit dem Frieden die Kriegspreise aufhörten, und die englischen Landwirthe mit dem eingeführten fremden Korn Preis halten mußten, gab es Unglück über Unglück, von oben bis unten. Eine furchtbare Crisis trat ein. Das Landeigenthum entwerthete sich, der Eigenthümer bekam keine Pachtgelder, konnte weder Erbgelder, noch Zinsen, noch laufende Rechnungen bezahlen. Er war gezwungen, die Pachtgelder herabzusetzen. Die Pächter kamen größtentheils aus dem Wohlstande an den Bettelstab; sie mußten zu Preisen verkaufen, die ihnen kaum die Wirthschaftskosten erstatteten, und ihr angelegtes Wirthschaftsvermögen verfiel den Pachtherrn und Gläubigern. Diese Crisis ward zwar abgewendet durch die Kornzölle, welche seit 1815 die Einfuhr des fremden Getreides erschwerten, das inländische auf eine bedeutende Höhe brachten und erhielten, aber auch das Leben vertheuerten und die Ernährung der englischen Bevölkerung von dem Waarenabsatze im Auslande abhängig machten. Dieser Absatz, wofür die fremden Lebensmittel bezogen werden, ist aber im Abnehmen begriffen, obgleich diese Waaren, bei der außerordentlichen Anlage der Engländer für Mechanik, vollkommener als irgendwo geliefert werden. Aber sie werden mit gesteigerter Maschinengewalt geliefert, ohne daß ihr auswärtiger Bedarf sich ebenmäßig steigern läßt, und sind die Twiste und Mützen, die Spitzen und Litzen noch schneller als bisher bereitet, so werden sie deshalb nicht schneller verbraucht".

(Schluß folgt.)

XXVI.

Das deutsche Collegium in Rom.

I. Seine Stiftung und seine Beginn.

(Schluß.)

Für die Bedürfnisse Deutschlands, in dem der Kampf, weil mit ziemlich gleichen Kräften geführt, am heftigsten und langwierigsten ohne entscheidende Crise durchgestritten wurde, erschien seinem Stifter der Orden von allzu beschränkter Wirksamkeit. Denn einmal, da die verschiedenen Völker des katholischen Europas von allen Seiten sich an ihn wandten, und von ihm Lehrer der Jugend und des Volkes verlangten, so konnte er nach Deutschland verhältnißmäßig nur wenige senden. Dann hatten diese, im ersten Beginn größtentheils Fremde, zu sehr das Vorurtheil der Gegner wider sich: als daß sie auf irgend eine unbefangene Würdigung und nicht auf den blindesten Haß von vornherein hätten rechnen können. Waren sie ja doch durch Ordensgelübde verbunden, und ging ihnen der Ruf einer unbedingten Ergebenheit unter die Autorität des gehaßten Roms voraus.

Für die, in ihrem tiefsten Grund des Herzens erschütterte deutsche Kirche erschien es daher dem heil. Ignatius als das dringendste Bedürfniß, vor allem einen Weltclerus zu bilden, der aus der Mitte des deutschen Volkes selbst hervorgegangen, jenes von den Feinden so viel geschmähte Rom, und den römischen Antichrist mit eigenen Augen gesehen, und die katholische Lehre an ihrer Quelle eingesogen habe, einen Clerus, der nicht nur untadelhaft in seinen Sitten, sondern von seinem Berufe begeistert, mit priesterlichen Tugen-

den geziert und den erforderlichen Kenntnissen ausgerüstet, in jeder Beziehung den Anforderungen der Zeit gewachsen wäre, um auf der Kanzel, im Beichtstuhle, und in den Lehrsälen die alte Lehre und den alten Gottesdienst wider die Neueren zu schirmen, und im Schooße der Kirche selbst die Schlummernden zu wecken, die Unwissenden zu belehren, die Schwankenden zu befestigen, und die Irregeleiteten zurückzuführen.

Während Deutschland selbst von den religiösen Parthei-Kämpfen erschüttert wurde, und bald die Controverspredigten in Kirchen und Schulen, bald der Waffenlärm auf den Schlachtfeldern jede ruhige Besinnung übertäubten, während das hin und her schwankende Glück die leidenschaftlich bewegten Gemüther in beständiger Aufregung erhielt, mußte ihm die Abgeschiedenheit des priesterlichen Roms gerade dafür geeignet scheinen, wo, die zum Priesterstande Berufenen, fern von dem Gewühl der Partheien in friedlicher Stille und ruhiger Sammlung, im Angesichte der größten Trümmer vergangener menschlicher Größe, und Zeugen der Feier des katholischen Gottesdienstes in seinem reichsten, von allen Künsten verherrlichten Glanze, den Pflichten und Studien ihres Berufes sich ganz hingeben, und sich gewöhnen könnten, auf das Zeitliche mit dem Blicke der Entsagung hinabzuschauen, um sich ungetheilt dem Dienste des Ewigen zu weihen.

Dieß waren ohne Zweifel den erhaltenen Nachrichten zu Folge die vorzüglichsten Betrachtungen die den heil. Ignatius, neben seinen tausend übrigen Arbeiten bewogen, auch an die Gründung eines deutschen Priesterseminars in Rom zu denken.

Das Treffende dieser Betrachtungen könnte übrigens keine bessere Bestätigung finden, als durch die Briefe, welche später nachdem der Wunsch des heil. Ignatius ins Leben getreten, die Zöglinge dieser Priesterschule aus Deutschland über die trostlose Lage der dortigen Kirche schrieben, wie dieß z. B. Nikolaus Elgard that. Ihn hatte der Churfürst von Köln zum Bischof von Askalon in partibus geweiht, und

nach Erfurt geschickt, das bekanntich zum größten Theil sich für Luther erklärt hatte. Um der zeitlichen Güter der Kirche halber fand indessen doch immer noch ein nicht unbedeutender Zudrang solcher statt, die von dem neuen Bischof die geistlichen Weihen verlangten, allein als er sie prüfte, fand er die aller meisten ganz und gar unwürdig und unbrauchbar. In seinem Bericht an den Cardinal von Com spricht er sich darüber also aus: „Die Bewerber erwiesen sich beinahe ohne eine einzige Ausnahme, als untauglich und wurden daher verdientermaaßen zurückgewiesen. Ich schäme mich die Schmach meiner deutschen Landsleute zu enthüllen, welche nichtige Scheinbilder sie in die priesterlichen Würden eingeschoben haben. Ich wundere mich, daß in diesen Gegenden auch nur eine einzige Seele hat katholisch bleiben können. (Miror ego in his locis vel unam animam remanere potuisse Catholicam). So wenige sind des Priesterthumes würdig und so viele sind ihrer, die weder zum Advokaten, noch zum Bauern, noch zum Schuster oder Schneider tauglich, sich ohne Schwierigkeit, sobald sich sie nur das geringste Benefizium erhandelt hatten, jegliche geistliche Weihe erkauft haben". Nicht zu verwundern war es daher, daß sich die Zöglinge von solchem Jammer und Gräuel umgeben, in der Bitterkeit ihres Herzens, nach den glücklichen Tagen zurücksehnten, die sie in der friedlichen Stille jenes Hauses verlebt, das ihnen der hl. Ignatius erbaut hatte. So schrieb ein anderer Zögling, Pet. Binsfeld an seine Mitbrüder nach Rom von Brünn aus, wohin ihn der Kurfürst von Trier zur Reformation des verfallenen Klostergeistes geschickt hatte. Auch er klagt zuerst über die Unwissenheit des Clerus und den Mangel an guten Priestern und fährt alsdann fort: „Ihr meine Brüder mühet euch daher dermalen für den Winter, der kommen wird. Ja die Zeit wird gewiß kommen, wo ihr an das deutsche Collegium denken werdet. Was das deutsche Collegium eigentlich sey, das weiß man im Collegium selbst nicht. Wer nur im Licht wohnt, kann über die Finsterniß nicht ur-

theilen, und des Lichtes Herrlichkeit wird nur dann erkannt, wenn man sie mit der Finsterniß vergleicht. Ihr wohnt noch im Himmel und ich bin einst euer Hausgenosse gewesen. Wenn ich eure Lebensordnung mit den Menschen dieser Welt vergleiche, so erscheint es mir als kein geringes Wunder, daß der, welcher sich bei euch unglücklich befunden, in der Welt glücklich seyn könnte. Sehet darum zu, meine Brüder, daß ihr die Gelegenheit nicht versäumt und erkennet euer Glück. Hätten wir nur solche Klöster in Deutschland, wo solche Uebungen der Frömmigkeit statt hätten, wie bei euch: Deutschland wäre glücklich. Darum genießet eures Glückes, so lange ihr könnt. Danket Gott und hütet euch, daß ihr nicht undankbar seyd, und ein so großes Gut verabsäumt". Es ist leicht meine Brüder", schreibt im gleichen Sinne Christoph Weilhammer, ein geborner Bayer aus dem Eichsfelde, das ihm der Churfürst von Mainz zugewiesen, „es ist leicht, meine Brüder in der Morgenstunde mit göttlichen Betrachtungen und Lesungen, das Herz erquicken, wenn uns Niemand störet. Aber schwer ists an Festtagen und jeden Sonntag, nüchtern, in Hitze und Kälte, in Wind, Wetter und Schnee nach drei oder vier Ortschaften zu laufen, sich heiser zu predigen, ohne einige andere Frucht, als von allen verhöhnt zu werden. Dazu gehört gewiß keine geringe Geduld. Möget ihr in euerem behaglichen Glücke um diese euch bemühen, und sie zu erringen streben. Glaubet nicht, ihr seyd schon vollkommen, und wüßtet, was Geduld sey. Glaubt mir meine Brüder, ihr täuscht euch. Ich meine, ich habe es verkostet".

Unsere Leser werden wohl aus diesen Schreiben ersehen, wie sehr Deutschland der Bildung einer solchen Priesterschule bedurfte, wie sie der heilige Ignatius beabsichtigte. Allein wo sollte er die nöthige Unterstützung dazu finden.

Unter den Häuptern der katholischen Kirche in Rom war wohl damals kaum Jemand, der die Bedürfnisse der deutschen Kirche so wohl hätte beurtheilen können, als der Kardinal Morone, der als Legat des heiligen Stuhles Deutschland

wegen des zu berufenden Concils besucht hatte, und Zeuge seiner Leiden und Kämpfe gewesen war. Er hatte auch dort den heilsamen Einfluß des von Ignatius gegründeten Ordens in der Nähe beobachtet, und ihm seinen Schutz und seine Unterstützung gewährt. Auch nach seiner Zurückkunft setzte er für die deutsche Kirche seine vorzüglichste Hoffnung auf den Heiligen, indem er wohl erkannt hatte, daß das Uebel dort bereits allzu tiefe Wurzel gefaßt habe, als daß es mit äußerlichen Mitteln, mit dem Schwerte oder mit diplomatischen Transactionen unterdrückt oder ausgeglichen werden könnte. Auch ihm erschien daher die Gründung einer Weltpriesterschule als eine dringende Nothwendigkeit, und er war es, der dem Ignatius, als dieser ihn auf die nicht geringen Schwierigkeiten aufmerksam machte, seine Unterstützung und zunächst seine Verwendung bei Papst Julius III., dessen ganzes Vertrauen er besaß, zusagte. Er durfte auch um so mehr dort eine günstige Aufnahme seines Gesuches erwarten, da Julius III. selbst eine große Verehrung vor Ignatius hatte, und seine Unternehmungen in jeder Weise beförderte. Um jedoch noch sicherer zu gehen, theilte Morone seinen Plan dem Kardinal Marcello Cervino a Santa Croce mit, der später unter dem Namen Marcellus II. den heiligen Stuhl bestieg. Da dieser gänzlich in seine Ansichten einging, so verfügten sie sich zu dem heiligen Vater, sie stellten ihm die Bedrängnisse Deutschlands vor, sie riefen sein Mitleid an und baten ihn inständigst, daß er seinen obersten Beistand zur Begründung dieser Heilanstalt leihen möge.

Der Papst fand ihr Gesuch wohl begründet; allein woher die Mittel zu dieser neuen Stiftung nehmen, da die Noth der kriegerischen Zeit den alten Reichthum aufgezehrt, und der um sich greifende Geist der „Reformation“ die Einnahmen vielfach geschmälert hatte. Julius III. erklärte sich daher wohl bereit, seinen Beitrag zu geben, allein die Kosten des Ganzen zu bestreiten, sey ihm unmöglich. Die Kardinäle würden das Fehlende, erwiederte Morone, ersetzen und von ihrem

Reichthum und Glanz einen Theil zum Heile Deutschlands auf dem Altare opferen. Der Papst zeigte sich bereitwillig, das Cardinalscollegium deshalb zu versammeln, vorher aber wandten, mit seiner Einwilligung Cervino und Morone sich an die Einzelnen, um sie dafür zu gewinnen, und erhielten von ihnen beifällige Zusagen.

Hierauf nun richtete Julius III. eine Allocution an die Versammelten, worin er ihnen die Bedrängnisse der Kirche ans Herz legte, und ihnen die Gefahr eines gänzlichen Abfalls zeigte, der von jenseits der Alpen auch Italien bedrohte, wenn dem weiter um sich greifenden Uebel kein Damm entgegengesetzt würde. In der Versammlung waren allerdings Manche, die, den Geist der Zeit verkennend, noch an die Wirksamkeit äußerlicher Mittel der Politik und Gewalt glaubten, und daher lieber zu einem ultramontanen Kreuzzuge riethen, während ihnen die Erziehung von Lehrern, die erst wieder die Jugend und das Volk erziehen sollten, den drängenden Geschicken gegenüber, als ein allzulangwieriges Mittel erschien. Allein nun erhob sich in ihrer Mitte Morone, er sprach als Augenzeuge; er zeigte ihnen, wie die Irrlehre schon allzutief in die Gemüther sich eingewurzelt habe, und von allzumächtigen Fürsten beschützt würde, als daß noch ferner an ihre Unterdrückung mit gewaffneter Hand gedacht werden könne; die einzig mögliche Heilung bestehe in einer geistigen, innern Umwandlung, mit den Waffen des Geistes müsse der neue Geist bekämpft werden; dazu aber bedürfe es sittenreiner, von ihrem Berufe begeisterter und mit den theologischen Wissenschaften vertrauter Priester.

Er sprach mit so eindringlicher Ueberzeugung, daß, als Cervino auch seinerseits die gleiche Ansicht in eigener Rede bestätigte, die Versammelten ihnen beistimmten und die Errichtung einer deutschen Priesterschule in Rom beschlossen. Ein Beschluß, der ihnen im Angesichte der Reformation gewiß im höchsten Grade zur Rechtfertigung und zum Ruhm gereichen muß. Denn wäre Rom die Lasterpfütze und die

gottvergessene Sünderin gewesen, die das Heiligste zur Fröhnung ihrer Lüste feilgeboten, wie die Reformatoren sie ausschrieen, wie hätten die Kardinäle, den Papst an der Spitze, es wohl wagen dürfen, aus der Mitte ihrer Gegner Zeugen ihrer Schändlichkeiten über die Alpen herüber zu rufen, um sie dann in ihr Vaterland zurückzuschicken mit dem Auftrage, auf dem Predigtstuhle zu verkündigen, was sie dort gesehen. Nun aber gaben sie hiezu nicht nur mit ruhigem Gewissen ihre Zustimmung, sondern jeder verpflichtete sich noch, um die Ausführung möglich zu machen, zu einer jährlichen Beisteuer.

Es war nämlich schon eine Pergamentrolle in Bereitschaft, welche die Namen aller Kardinäle enthielt. Der Papst war der erste, welcher die Feder ergriff; oben auf der Rolle stand im Kreise der Wahlspruch: Vias tuas domine demonstra mihi, und der Papst sprach: „Uns geziemt es, mit gutem Beispiele voranzugehen", und schrieb eigenhändig rechts und links neben jenen Wahlspruch: „Zu einem so heiligen, gottesfürchtigen und löblichen Werke werden wir alljährlich fünfhundert Goldstücke beitragen" (ad tam sanctum, pium et laudabile opus conferemus quolibet anno quingentos aureos), die Kardinäle zeichneten hierauf gleichfalls jeder seinen Beitrag, der eine mehr, der andere minder; es waren ihrer damals neun und dreißig in Rom anwesend, und die Summe der in dieser Versammlung versprochenen jährlichen Beiträge belief sich auf 3065 Zechinen.

Diese erste Fundirung des deutschen Collegs durch freiwillige milde Gaben erinnert uns an die Errichtung der katholischen Universität in Belgien, die noch bis auf den heutigen Tag ihr Daseyn auf ähnliche Weise durch jährliche Liebessteuern fristet, und noch nicht einmal von dem dortigen Liberalism das Recht, eigenen Grundbesitz anzunehmen, hat erlangen können.

Ignatius erhielt nun den Auftrag, die Statuten zu

entwerfen und Hand an die Ausführung selbst zu legen, während der Papst die Stiftungsurkunde veröffentlichte und sie in gedruckten Exemplaren nach Deutschland hinübersandte.

Wer übrigens noch über die Absichten, die der Gründung dieser Anstalt zu Grunde lagen, im Zweifel seyn könnte, der darf nur einen Blick in den Eingang der päpstlichen Bulle werfen, worin der Papst selbst sich darüber also vernehmen läßt: „Bischof Julius, ein Knecht der Knechte Gottes, zu ewiger Gedächtniß. Wenn wir mit spähendem Geiste sorgfältig erwägen, welch eine herrliche Gabe Weisheit und Wissenschaft sind, wo sie mit einem gerechten Lebenswandel Hand in Hand gehen, und wie hiedurch, mit Gottes Beistand, von dem ja jede gute Gabe und jede vollkommene Spende herrührt, die Finsternisse der Unwissenheit und der Laster zerstreut, die Irrthümer berichtigt, und Handel und Wandel der Menschen im Lichte der Wahrheit geordnet wird: so fühlen wir uns von dem fürsorglichen Verlangen durchdrungen, daß jene Studien der Wissenschaften und einer christlichen Frömmigkeit, wodurch uns, mit Hülfe göttlicher Gnade, der Edelstein einer mit Liebe verbundenen Weisheit zu Theil wird, überall und insbesondere an jenen Orten einen heilsamen Fortgang nehmen möchten, die zur Anpflanzung, Hegung und Mehrung solcher Studien tauglich und geeignet sind“.

„In Betracht daher, welch großer Mangel an treuen und tüchtigen Arbeitern gerade in jenen Gegenden statt findet, wo die wahre Gottesverehrung durch mancherlei Irrlehren ganz insbesondere gemindert, und das Licht der rechten katholischen Lehre und Lebensmoral durch vielfache Irrthümer verdunkelt wird, und betrachten, wie sehr es der gesammten Christenheit und dem rechten Glauben zusage, daß Gottes streitende Kirche überall, und besonders in Deutschland, von Tag zu Tag reicher an Männern werde von musterhaftem Lebenswandel und wissenschaftlichen Kenntnissen, die das Licht der Wahrheit ausbreiten und seine Verdunkler verscheuchen, in dieser Betrachtung errichten und stiften wir, motu proprio, ...

zu des allmächtigen Gottes Preis und Ehre, zur Erhöhung der streitenden Kirche und Deutschland zur geistlichen Hülfe, in unserer erlauchten Stadt an einer passenden Stelle, durch unsere apostolische Autorität, Kraft des Gegenwärtigen, ein Collegium von Zöglingen, welches den Namen des Deutschen führen soll, und dieß in der Absicht, daß einige Jünglinge deutscher Nation, und zwar lernbegierige und gutgeartete, die wo möglich schon die Anfangsgründe der Wissenschaften und der rechten Lehre inne haben, und gottesfürchtig und von Eifer für die Religion erfüllt sind, dorthin aus den Ländern, Provinzen und Ortschaften Deutschlands hinübergepflanzt werden, damit sie darin ihre Erziehung und ihren Unterhalt empfangen, sich gute und heilige Sitten zu eigen machen, und den Studien der Wissenschaften und eines frommen Lebens unausgesetzt obliegen, unter Lehrern, welche ihnen unsere geliebten Söhne von der Gesellschaft Jesu geben werden, denen es obliegt, die drei Sprachen: Lateinisch, Griechisch und Hebräisch, die Logik, die Physik und die andern liberalen Disciplinen, und endlich die heilige Theologie öffentlich vorzutragen und zu lehren, und die auch im Uebrigen, was die Sittenreinheit und die Verkündigung und Erklärung des Wortes Gottes und das Amt eines christlichen Seelenhirten betrifft, und was zu einem guten und gottseligen Lebenswandel gehört, für die Zöglinge Sorge tragen, und sie führen und beaufsichtigen sollen, und dabei keine Mühe zu sparen haben, um sie zu erbauen und ihrem Gemüthe die göttlichen Gebote einzuprägen, und die sich also gegen die Zöglinge verhalten sollen, damit dieselben, des göttlichen Gesetzes kundig, und an Alter, Kenntnissen und Sittenreinheit herangereift, nachdem sie geziemenderweise mit kirchlichen Beneficien versehen sind, endlich als unerschrockene Kämpfer des Glaubens, zum Heile der Seelen, in ihre Heimath zurückgeschickt und beauftragt werden können, dort durch das Beispiel ihres Lebenswandels Andere für Christus zu gewinnen, und daß die, welche ein Talent dazu empfangen haben, das Wort Gottes predi-

gen und erklären, und daß sie die ihnen anvertraute Seelsorge zu Lob und Ehre Gottes und zum Frommen der Gläubigen üben und führen, so wie nicht minder um das verborgene Gift der Irrlehren aufzudecken, die offenen Irrthümer zu widerlegen und auszureuten, und endlich den Glauben selbst mit allen Kräften zu vertheidigen, und durch Wort und Beispiel zu erweitern, und wo er ausgetilgt wurde, wieder neu anzupflanzen".

Im weiteren Verlaufe der Urkunde ernennt der Papst dann sechs Kardinäle, darunter den Marcello a santa Croce und den Morone, so wie den Kardinal Otho Truchseß, Bischof von Augsburg, zu Protectoren und Defensoren dieses Collegiums, das er mit seinen Personen und Gütern von jeglicher Abgabe und Jurisdiction und Autorität für frei erklärt, es dem heiligen Stuhle unmittelbar unterordnend, und ihm alle Freiheiten und Rechte der römischen Universität einräumend; namentlich aber ertheilt er ihm die Vollmacht, zu den gelehrten Graden befördern zu können, und gewährt ihm Autonomie in Betreff der Festsetzung und Veränderung seiner inneren Statuten. Der Schluß der Urkunde lautet: „Gegeben zu Rom bei St. Peter im Jahre der Menschwerdung des Herren tausend Fünfhundert zwei und fünfzig am 31. August unseres Pontificates im dritten".

Zu gleicher Zeit verfaßte Ignatius die Statuten. Da dieselben indessen noch immer, freilich bereichert mit den Erfahrungen von drei Jahrhunderten dem Collegium zu Grunde liegen, so werden wir später das Hauptsächlichste daraus mittheilen. An die Väter seines Ordens zu Wien und zu Köln erging dann der Auftrag: ihm bis zum Oktober wenigstens dreißig Jünglinge herüber zu schicken. Vor Ablauf des Jahres trafen ihrer ein und zwanzig ein, die im folgenden schon auf fünf und fünfzig stiegen; denn die Errichtung der neuen Schule wurde in Deutschland von den Katholiken mit freudiger Begeisterung begrüßt, während auch die Gegenparthei

ihre Bedeutung wohl begreifend, es an Schmähungen nicht fehlen ließ. Da Ignatius im Augenblicke der Eröffnung keinen dieser Aufgabe gewachsenen Deutschen zur Hand hatte, so bestellte er als ersten Rektor einen Franzosen, Namens Frusius, einen gelehrter Mann, der ganz den praktischen Sinn seiner Nation besaß, und in einer Zeit harter Bedrängnisse mit unverdrossener Treue die junge Anstalt leitete und vor dem Untergang bewahrte.

Die größte immer wiederkehrende Schwierigkeit bot nämlich die Bestreitung der sehr bedeutenden Kosten dar. Obschon die deutsche Kirche in jener Zeit noch unermeßliche Reichthümer besaß, so war doch, wie es scheint, wenig von ihr für das ferne römische Haus zu erwarten. Wie es denn überhaupt gar nicht selten geschieht, daß Corporationen, weltliche wie geistliche, lieber Alles der Gefahr des gewaltsamen Unterganges preisgeben, ehe sie sich, wenn es noch Zeit ist, entschließen ein kleines freiwilliges Opfer zum gemeinsamen Besten darzubringen. Die Klostergeschichte der Schweiz in unseren Tagen könnte vielleicht zum Belege dienen, denn auch den Schweizer-Klöstern wurde, wenn wir nicht irren, unter andern von ihren Freunden der Vorschlag zur Gründung einer ähnlichen Anstalt gemacht, um einerseits den wissenschaftlichen Geist des Clerus zu heben, andererseits die alten Gotteshäuser in der Achtung des Volkes durch eine solche Stiftung zum gemeinen Besten höher zu stellen, allein vergeblich. Auch damals fiel die Last der Fürsorge dem heil. Ignatius in Rom zu Theil.

In Deutschland waren es vorzüglich die Fürsten von Bayern und Oesterreich, die die meiste Theilnahme bezeugten. Herzog Albert schickte seinen Geheimrath Heinrich Schwetger nach Rom, um bei Ignatius selbst Einsicht von der neuen Schule zu nehmen, da er eine ähnliche in München gründen wollte, was indessen doch nicht zur Ausführung kam. Ferdinand seinerseits ließ auf den Universitäten Prag, Ingolstadt und anderen Lehranstalten junge Leute zusam-

men suchen, die er nach Rom in das Colleg auf seine Kosten beförderte.

Papst Julius III. überlebte die Errichtung des Collegiums nur drei Jahre. Die Einkünfte der Anstalt waren immer noch nicht gesichert, als er starb. Alles hieng noch von dem guten Willen der Wohlthäter ab, von dem zu besorgen stand, daß er mit der Zeit erkalten würde. Des Papstes Beitrag selbst hörte mit seinem Leben auf. Allein das Glück schien hiefür einen reichlichen Ersatz gewähren zu wollen, indem einer seiner Mitgründer und Hauptbeförderer, der Cardinal Cervino, den heil. Stuhl bestieg. Doch war es nur ein flüchtiger trügerischer Sonnenblick des Glückes, indem er schon nach ein und zwanzig Tagen starb, und mit seinem Nachfolger Paul IV. (Giovanni Pietro Caraffa) ein Mann den Hirtenstab St. Petri empfieng, der dem äußerlichen, weltlichen, politischen System zugethan, die Hoffnung hegte, den Ketzereien mit Feuer und Schwert ein Ende machen zu können. Das verlassene Collegium fand in dieser Bedrängniß seine einzige Hilfe in dem großen, Gott unerschütterlich vertrauenden Geiste dessen, der den Gedanken dazu gefaßt, in dem heiligen Ignatius. Er ging von Haus zu Haus, Almosen dafür begehrend und die Verzweifelnden mit der Aussicht auf bessere Zeiten vertröstend. Zum Ueberfluße schickte Kaiser Ferdinand in diesem Elende noch zwölf junge Leute in das arme deutsche Colleg. Die Seelengröße des Heiligen wies sie nicht zurück und Ferdinand wurde dadurch so gerührt, daß er von dem an jährlich einen Beitrag von 400 Zechinen nach Rom sandte.

Obwohl in dem Hause die Disciplin mit priesterlichem Ernste gehandhabt wurde, so schrieb doch Ignatius selbst an Canisius: „Keine Härte wird gegen die jungen Leute angewendet, wird vielmehr ihnen mit der größten Gefälligkeit begegnet, damit sie in erbaulicher Weise ihr Leben einrichten mögen“.

Allein die Zeiten wurden immer trüber, und der Unter-

gang der kaum gegründeten Stiftung schien unvermeidlich, als bald darauf in dem Krieg zwischen Paul IV. und Philipp von Spanien, das feindliche Heer vor den Mauern Roms erschien. Ignatius wollte soviel ihm möglich die ihm anvertraute Hoffnung Deutschlands nicht den Gefahren und Wechselfällen des Krieges aussetzen, er brachte daher einen Theil von ihnen so gut er konnte in seinen Ordenshäusern in Italien unter.

Damals war es, wo der Bischof von Augsburg, Cardinal Otto Truchseß, der sich Verdienste um die Gründung des Collegs erworben, und daher auch in der päpstlichen Bulle zu einem seiner Protectoren und Defensoren war ernannt worden, an dessen fernerem Fortbestand verzweifelte und daher an Ignatius schrieb: Der Krieg biete ihm einen guten Vorwand der Sache ein End zu machen, er möge ihn benutzen und das Colleg auflösen, man habe es sich in den vier Jahren genug kosten lassen, und Geld und Mühe nutzlos verloren. Allein Ignatius ließ sich nicht entmuthigen, seine Antwort war: Gott sey seine Zuflucht, wen es verdrieße und wer verzweifle, der möge ihm die Sorge nur überlassen, er würde das Collegium behüten und bewahren, so lange er lebe und sich lieber verkaufen, als seine Deutschen verlassen.

Er selbst sah zwar eine bessere Zukunft prophetisch voraus, allein er starb, ehe sie in Erfüllung ging, am 31. Juli 1556, und der von ihm dem Colleg bestellte Rector folgte ihm bald darauf. Allein der nachfolgende Ordensgeneral Jac. Lainez führte das begonnene Werk fort, und bestellte einen Belgier Ursinar Guison zum Rector, dessen Klugheit und Gelehrsamkeit gerühmt wird. Auch der neue General mußte das Fortbestehen der Anstalt durch Almosen, die er bei seinen Freunden und den Bürgern in Rom sammelte, von Tag zu Tag fristen. Der Papst war ganz mit seinen Kriegsangelegenheiten und Staatsgeschäften beschäftigt, allein Lainez wußte doch so sehr die Cardinäle für das Werk zu gewinnen, und ihren Eifer aufs Neue zu wecken, daß sie

den Beschluß faßten, fortan solle allmonatlich jeder in Rom residirende Cardinal an das deutsche Colleg eine Zechine aus den Einkünften des Cardinalcollegiums beisteuern. Dieß gewährte eine jährliche Einnahme von ohngefähr 400 Zechinen, womit sich das Germanicum so lange hinschleppen mußte, bis ihm später ein besserer Stern unter Gregor XIII. aufging. Denn für ein bedeutendes Vermächtniß, was ihm ein Franzose, der Cardinal von Bellai hinterließ, hat dieser sich zwar einen gerechten Anspruch auf seine Dankbarkeit erworben, allein die Ungunst der Umstände beraubte es der Früchte dieser Erbschaft, die in den pontinischen Sümpfen zu Wasser wurde.

Mit dem Frieden kehrten auch die zerstreuten Zöglinge nach Rom zurück. Um jedoch den Ausfall in den Einkünften zu ersetzen, wurde unter Lainez der Plan gefaßt, mit dem geistlichen Collegium der Deutschen ein weltliches Convict zu verbinden, das dem jungen Adel aller Nationen gegen ein Jahrgeld offen stehen solle. Mit dem Ueberschuß dieser Einnahmen dieser reichen Weltlichen sollte alsdann die unentgeltliche Erziehung der armen deutschen Geistlichen bestritten werden. Cordara behauptet, dieß sey die erste weltliche Pensionsanstalt dieser Art gewesen, die später in allen Ländern Europas so viele hundert Nachahmer geweckt. Gewiß ist, daß der äußere Erfolg des Planes der glänzendste war. Der Ruf, in dem das Germanicum stand, machte, daß der junge Adel aus Frankreich und Deutschland, und besonders aus Italien, der neu eröffneten Bildungsanstalt in großer Masse zuströmte. Es wurde ein geräumigeres Haus nöthig, die weltlichen Convictoren und die Germaniker, die man nun Alumnen nannte, lebten hier unter einem Dache und besuchten dieselben Schulen, allein sie befolgten eine verschiedene Disciplin, da die einen dem Priester- die andern dem Weltstande bestimmt waren. Der Alumnen waren damals nicht mehr denn zwanzig, die Convictoren überstiegen bald zweihundert. Man dachte, wo zweihundert speisen, wird das Brod auch für zweihundert und zwanzig hinreichen.

Da von jenen jungen Leuten viele den ersten Familien angehörten, und mit Cardinälen und Fürsten verwandt waren, so mußte dieß dem Hause zwar manchen hochgestellten Beschützer und Gönner verschaffen; allein es weckte auch nicht minder den Haß und Neid gegen seine Führer, die Jesuiten, und machte, daß die Anstalt nicht immer auf die wohlwollendste Weise beurtheilt ward.

So ging das Pontificat Pauls IV. (✝ 1560) zu Ende, sein Nachfolger der Mailänder Medizeer, Pius IV., war dem deutschen Geschlechte der Altemse verwandt und dem Cardinal Bischof von Augsburg, Otto Truchseß, überaus gewogen, so daß er seinen Bitten nicht leicht etwas versagte. Auch sein Schwestersohn, Karl Borromäus, der sich in Rom für seine künftige glorreiche Bahn durch Studien vorbereitete, bezeugte sich dem Orden sehr anhänglich. Der Papst gewährte eine monatliche Unterstützung von fünfzig Zechinen, so daß die Einkünfte wieder für fünfzig Alumnen hinreichten. Da ihm Beschuldigungen gegen das Collegium zu Ohren gekommen waren, so ließ er es visitiren, und erschien dann selbst an einem Festtage. Er wurde von der deutschen Jugend mit Gesang empfangen, ertheilte ihr seinen Segen und konnte seine Zufriedenheit über die musterhafte Einrichtung, die er getroffen, nicht genug ausdrücken. Er gab den Jesuiten hievon auch bald darauf den sprechendsten Beweis, indem er das römische Seminar, welches er in Ausführung der Trienter Beschlüsse errichtete, ihrer Leitung anvertraute. Ein früherer Vorstand des Germanicums wurde als Rector des Seminars bestellt, und darin die gleiche Lebensordnung und Disciplin eingeführt, so daß das Germanicum gleichsam Vaterstelle an ihm vertrat.

Auf Lainez folgte Borgias, und im selben Jahre bestieg Pius V. den römischen Stuhl, der mehrere Verwandte im Convict hatte, denen erwartungsvolle Schmeichler den Hof machten. Der Papst jedoch hieß seine Verwandten, ohne ihnen weiter eine Vergünstigung zu gestatten, ruhig im



Colleg bleiben, dagegen ließ er das Geld, was sonst am Weihungstage von einer Tribüne unter das Volk ausgeworfen zu werden pflegte, in geräuschloser Weise an bedürftige Klöster vertheilen, und die Germaniker, die immer noch ohne feste Einkünfte am Hungertuche nagten, erhielten ihren guten Antheil davon. Er wandte ihnen auch jährlich 330 Scudi aus den Einkünften des böhmischen und slavischen Spitals zu, mit der Verpflichtung, die Pilger dieser Nationen drei Tage unentgeldlich zu verpflegen.

In der Pest vom Jahre 1661 boten sich die Germaniker, nach dem aufopfernden Vorgange ihrer Lehrer, zur Krankenpflege an; allein, da man sie als Deutschland angehörig und zu Heilung seiner Leiden bestimmt ansah, so wurde ihrem Gesuche nicht gewillfahrt, sie mußten sich mit der Todtenbestattung begnügen. Wie das römische Volk von Natur gutmüthig und für Eindrücke einer edlen, hochherzigen Selbstaufopferung empfänglich ist, so wurde es innig gerührt, als es die Fremdlinge, unter feierlichen Gebeten, in ernsten Zügen seine Todten durch die Straßen der Stadt zu ihrer letzten Ruhestätte geleiten sah, und nicht gewohnt seine Empfindungen kalt zurückzuhalten, segnete es laut das Liebeswerk der nordischen Fremdlinge.

Ihren Mitbrüdern, den weltlichen adelichen Convictoren gegenüber führten die deutschen Alumnen ein Leben der Abtödtung und der Andacht, und während ihr Ernst, ihre Haltung und Bescheidenheit, wenn sie durch die Straßen gingen, ihnen die Achtung des Volkes erwarb, zeichneten sie sich in den Wissenschaften, und insbesondere bei öffentlichen Preisbewerbungen als die Ersten aus. Namentlich wird angeführt, wie eben jener alles Große und Edle bewundernde römische Geist ihnen seinen Beifall offen zu erkennen gab, als in einer solchen Preisbewerbung im Collegium Romanum der Cardinal Farnese ihnen selbst die Wahl zwischen den von ihm geschenkten Preisen ließ, und sie statt Kostbarkeiten, die glänzender waren und einen größeren, äußeren Werth hatten, sich Bü-

cher auswählten. Die Zuschauer konnten sich nicht enthalten, dieß als ein Zeichen hochherziger Gesinnung zu beklatschen.

War der glänzende Erfolg, den das Convict hatte, wohl geeignet, den Namen des Germanicums zu einem ehrenvollen zu machen, war dadurch eine ergiebige Abhülfe in den beständigen Geldverlegenheiten gewonnen, so konnten doch auch andererseits die Mißstände, welche die Vereinigung zweier so ganz verschiedener Institute nothwendig nach sich ziehen mußte, nicht ausbleiben. Welche Gegensätze umschloß das gleiche Dach? Die einen: meist arm, ohne Herkunft, von dem Almosen der Barmherzigkeit lebend, einer strengeren geistlichen Disciplin unterworfen, dagegen durch Fleiß und Kenntnisse ausgezeichnet, und einem Stande bestimmt, der seinen Lohn für dießseitige Entsagung erst von jenseits erwartet; die andern: reich, vornehm, größerer Freiheit genießend, und einer glänzenden Zukunft mit jugendlichem Selbstvertrauen entgegensehend. Dann dürfen wir nicht vergessen, daß sich der ungebändigte, fehdelustige Geist des Mittelalters auch in diesem Beginn der neueren Zeit herübergepflanzt hatte, wo namentlich der junge Adel es als ein Standesrecht ansah, den Degen immer zur Seite zu führen, und auf den Universitäten eine größere Ehre in den Schwert- als in den Federkämpfen suchte. Hiezu kam endlich noch die Verschiedenheit der Nationalitäten, namentlich standen sich hier die Deutschen den Italiener gegenüber, die im Convict die zahlreichsten waren. Nun aber findet, nach Ausweis der Geschichte, zwischen deutscher und italienischer Nationalität ein eigenthümliches Spiel von Sympathie und Antipathie statt, das die Vereinten stets in Zwist und Zwiespalt auseinanderreißt, und in den Getrennten wieder die Sehnsucht nach einer neuen Vereinigung weckt, weil einer den andern ergänzt und die Getrennten daher den Mangel empfinden. Diese Erscheinung, die uns im Großen überall in der Geschichte Deutschlands und Italiens entgegentritt, mußte sich gewiß auch in den Berührungen zwischen dem italienischen Convict und dem deutschen

Alumnat zeigen; konnten Reibungen zwischen den Vermengten ohne Zweifel nicht ausbleiben, so war doch für Beide der Gedanke gänzlicher Trennung als des Schmerzlichsten, was ihnen hätte begegnen können, ein unerträglicher. Wer diese verschiedenen Verhältnisse bedenkt, der begreift leicht, welche schwierige Aufgabe die Jesuiten, die Führer der Anstalt zu lösen hatten, um beide Theile ihrer so verschiedenen Bestimmung entgegen zu führen, und zugleich Friede und Eintracht zwischen Beiden in der Weise zu handhaben, daß der ungebändigtere Geist der Weltlichen sich ihren geistlichen Kameraden nicht mittheilte.

Allein ein Vorfall, der höchst tragisch hätte enden können, machte denn doch zuletzt die Trennung zu einer gefühlten Nothwendigkeit. Er ist für den Geist und das Leben jener Zeit allzu charakteristisch, als daß wir ihn unsern Lesern vorenthalten dürften.

Die Blätter dieser Zeitschrift haben bei Gelegenheit des Passionsspieles von Ammergau darauf aufmerksam gemacht, welche Bedeutung dramatische Darstellungen im Mittelalter behaupteten, namentlich solche, die ihren Stoff der heiligen Geschichte, oder der Legende, oder denkwürdigen Erinnerungen der Volksgeschichte entlehnt hatten. Diese Spiele waren ins innerste Volksleben eingedrungen und bei allen Klassen zu sehr in Gunst, so daß es der Erziehung, auch wenn sie anders gewollt hätte, nicht freigestanden, sie zu übersehen. Die Jesuiten übernahmen daher auch dieß Erbstück des Mittelalters; damit jedoch die Moral keinen Schaden dabei leide, drückten sie ihm durchweg den religiösen Stempel auf, und um dem Vorwurf der Frivolität zu begegnen, gaben sie ihm einen Anstrich von gelehrter Classicität, und so diente es zu gleicher Zeit als ein Bildungsmittel und eine unschuldige Unterhaltung für die Jugend, die in ihren Collegien erzogen wurde. Auf diese Weise führten sie die Sitte ein, daß ihre Zöglinge am Ende des Studienjahres dergleichen Tragödien oder Komödien entweder in der Landessprache, oder,

wenn sie ihre Gelehrsamkeit zeigen sollten, auch in der lateinischen aufführten. Die Kinder sollten dadurch Haltung im Ausdrucke, und Gewandtheit und Festigkeit im Auftreten gewinnen, während der Beifall der Zuschauer sie zum Wetteifer anspornte, und die Unterhaltung selbst sie von minder unschuldigen, gefährlichen Zerstreuungen der Welt abhielt. Noch finden sich die auf einigen Blättern gedruckten übersichtlichen Programme dieser harmlosen Schauspiele mit den dabei gesungenen Arien oder Liedertexten in unseren Bibliotheken, und namentlich besitzt unsere Münchener deren, wenn ich nicht irre, vom ersten Beginne des Ordens an, viele tausende.

Diese Unterhaltung war es nun auch, welche man damals den Zöglingen des römischen Convictes als Entschädigung gestattete, um sie von den freieren Karnevalsbelustigungen auf dem Corso fern zu halten. Die jungen Leute gaben sich natürlich alle Mühe, glänzend vor den Zuschauern zu bestehen; ihre Spiele erwarben sich auch den größten Beifall, und es fand ein nicht geringer Zudrang des Volkes dazu statt. Da indessen manche von ihnen den ersten Familien der Stadt angehörten, so hatten diese natürlich den Wunsch, dem Triumphe ihrer hoffnungsvollen Söhne oder Verwandten beizuwohnen. Allein der demokratische Geist des römischen Volkes, der gewöhnt ist, bei Festen völlige Rechtsgleichheit anzunehmen, fand sich nicht bewogen, ein aristokratisches Privilegium anzuerkennen, und so wurden die vornehmen Verwandten, die zu spät kamen und sich durchdrängen wollten, unsanft von plebejischen Ellbogen und Fäusten zurückgewiesen. Die üble Laune der also Abgefertigten machte sich nun in Bemerkungen und Schmähungen über die Anstalt selbst und ihre Leiter Luft. Das Raisonniren in der Stadt wurde so arg, daß die Jesuiten es für das Gerathenste hielten, um der Sache ein für allemal ein Ende zu machen, alle Spiele der Art hinfüro zu untersagen. Allein dieß war mehr, als der ungestüme Geist jener ungebändigten Jugend vertragen konnte, sie woll-

ten sich ihre liebste Unterhaltung, die ihnen Beifall und Ehre gebracht, nicht entreißen lassen, allgemeiner Mißmuth und arges Murren war die Folge; welche Unterhaltung auf dem Lande, oder welches Spiel oder Vergünstigung die frommen Väter ihnen auch immer gestatten wollten, die Convictoren wiesen Alles kalt und verdrossen zurück, und verlangten trutzig die Erlaubniß, ihre alten Fastnachtspiele wieder aufzuführen. So faßte ein rebellischer Geist unter der zahlreichen Jugend Wurzel, und an der Spitze standen die Italiener. Der Rector und die Väter sahen sich daher genöthigt, auf Mittel zu denken, die deutschen Priesterzöglinge von ihnen zu trennen, damit auch nicht sie von diesem Trutze angesteckt würden, der wenig zu dem Geist der Demuth und Entsagung paßte, den ihr künftiger Stand erforderte. Mit der Zustimmung des Ordensgenerales Borgias und der Cardinal-Protectoren wurde beschlossen, die Convictoren in ein neues Haus zu verpflanzen, und die Alumnen in ihrem alten zu lassen.

Allein es war nichts Leichtes, bei der herrschenden Stimmung unter den Convictoren und ihrer engen Verbrüderung mit den Deutschen, diesen Beschluß auszuführen. Man machte mit einem der Zöglinge den Versuch. Man bewog ihn, in das Seminarium Romanum hinüberzuziehen, in der Hoffnung, die Uebrigen würden seinem Beispiele folgen. Allein hierin täuschte man sich vollständig, denn mit Ausnahme von sieben blieben alle Convictoren in dem Germanicum zurück, und waren auf keine Weise zu bewegen, sich von ihren alten Kameraden, den Deutschen, zu trennen.

Während dieser Zeit starb, nach Verlauf von drei Jahren, der Rector. Der Nachfolger war ein Mann von einer sanfteren, nachgiebigeren Gemüthsart, die in den Convictoren die Hoffnung wieder weckte, daß sie von ihm die Gestattung der so sehr vermißten Fastnachtspiele wieder ertrotzen könnten. Und in der That er gab, ihren Ungestüm zu beschwichtigen, nach; allein er wählte zu Vermeidung der früheren Mißstände einen Mittelweg, er erlaubte ihnen das Spiel

wieder, jedoch unter der Bedingung, daß der Stoff ein gelehrter sey, und daß die Darstellung in lateinischer Sprache statt habe. Denn so glaubte er, würde der Zudrang der niederen Volksmasse, welche Schuld an der ersten Einstellung gewesen, von selbst aufhören.

Es wurde also ein heiliges Stück einstudirt und die Convictoren freuten sich dießmal doppelt, einmal des Spieles wegen, und dann, weil sie denn doch mit Murren und Drohungen zuletzt ihren Willen durchgesetzt hatten.

Sie erndeten mit ihrem gelehrten lateinischen Spiel auch dießmal in der That keinen geringen Beifall, und sie waren eben daran am folgenden Tage es noch einmal aufzuführen, als plötzlich eine Anzahl junger Leute aus dem Gymnasium des Collegium Romanum sich erhob. Diese hatten auf eigene Faust ein Lustspiel in italienischer Sprache einstudirt; sie hatten alles voraus zurecht gemacht, waren unter dem Anscheine von Zuschauern in dem Theater des Germanicums erschienen, und entschlossen, es jetzt mit oder gegen den Willen der Convictoren aufzuführen. Sie begehrten die Erlaubniß dazu, allein ohne auch nur die Antwort abzuwarten, besetzten sie ohne Umstände die Bühne, um ihr Spiel zu beginnen.

Aus dem Benehmen, welches die Convictoren gegen ihre eigenen Vorgesetzten wegen des Spielverbots beobachtet hatten, kann man sich leicht denken, mit welcher Wuth diese ungebändigte Jugend über eine solche ihr Spiel störende Beleidigung von Seiten der Eindringlinge erfüllt werden mußte. Ohne sich weiter zu besinnen, schaarten sie sich sogleich zusammen und machten einen Sturm auf die Bühne; allein die Angegriffenen behielten auch nicht ihre Hände im Schooße, und so ward das Theater, statt der lateinischen Tragödie oder der italienischen Komödie, Zeuge eines wahren Kampfes, bewaffnet wie sie zu seyn pflegten, griffen beide alsbald nach ihren Degen, und das Fastnachtspiel würde mit einer blutigen Tragödie geendet haben, hätten sich die geistlichen Väter nicht zwischen sie gestellt und die Wüthenden durch ihr Anse-

hen auseinander gerissen, beiden Theilen gleichmäßig das Spielen untersagend.

Damit war freilich für den Augenblick Ruhe gewonnen, allein die ungerochene Beleidigung hatte das Herz der Convictoren mit düsterem, mißmuthigen Groll erfüllt. Die deutschen Zöglinge waren zwar bei diesem Spiele nicht unmittelbar betheiligt, allein sie nahmen, wie sich denken läßt, für ihre alten Hausgenossen eifrig Parthei und konnten ihren Gesinnungen nicht fremd bleiben. Von dem an aber fühlten die Oberen, daß eine Trennung beider Institute unumgänglich nothwendig sey, dieß erkannte der Rektor und Borgias drang darauf.

Allein auch jetzt noch bot die Ausführung die größten Schwierigkeiten und verlangte die äußerste Behutsamkeit und Klugheit. Die Convictoren, die davon nichts wissen wollten, zählten unter ihren Verwandten und Freunden, wie gesagt, manche der Ersten und Mächtigsten, die für sie Parthei nahmen und ihre Wünsche zu den ihrigen machten. Von welchem Gewicht dieß aber ist, begreift nur der, welcher den römischen Geist kennt und weiß, wie tief in ihm seit den ältesten Zeiten das Verhältniß von Clientel und Patronatschaft gewurzelt ist, und wie familienmäßig enge alles zusammenhängt. Was daher die Führer der Anstalt auch thaten, um ein Ziel zu erreichen, an welches das Heil der ganzen Anstalt geknüpft schien, sie konnten nicht dazu gelangen. Der Papst selbst machte Schwierigkeiten und schob die Sache immer weiter hinaus, bis er zuletzt starb. Allein er hatte zu seinem Nachfolger Gregor XIII., jenen großen Papst, dem mit so manchen anderen Anstalten auch das Collegium Germanicum zu ewigem Danke als seinem zweiten Stifter verpflichtet ist. Denn unter ihm kam nicht nur jene Trennung des Convicts und des Alumnats zu Stande, sondern er war es auch, der mit großmüthiger Freigebigkeit dem Germanicum seine eigene Dotation und ein geräumiges Haus gab, so daß von dem an alle jene Geldverlegenheiten, und alle jene seinen Fortgang störenden

Aushülfen aufhörten, und es von keinen Fastnachtspielen und meuterischen Kameraden gestört, seinem ernsten Berufe ungetheilt obliegen konnte. Wegen dieser Verdienste Gregors XIII. um der Bildung unseres Clerus, halten wir es für eine Pflicht der Dankbarkeit, daß wir seinem Andenken einen eigenen Artikel widmen, der zugleich die Geschichte der Anstalt bis zu ihrer Zerstörung in Folge der französischen Revolution darstellen wird.

Die Wahrheit erfordert jedoch das Geständniß, daß, wenn die Anstalt in jenen ersten zwanzig Jahren ihres Bestehens, bis auf Gregor XIII. auch nicht die Entwickelung erhalten konnte, wie es zu wünschen gewesen wäre, sie nichts desto weniger vielleicht mehr leistete, als man unter so schwierigen Umständen hätte erwarten können. Denn unter den 160 Zöglingen, welche in dieser Zeit aus ihr hervorgingen, werden nicht wenige Männer genannt, die in das Vaterland heimgekehrt, durch die segenreichste Wirksamkeit, in Kirchen und Schulen ihr zur größten Ehre gereichten, und die nicht wenig dazu beitrugen, daß die Stellung der katholischen Kirche in Deutschland allgemach eine andere ward, indem die Katholiken durch sie wieder erfuhren, was ein wahrer katholischer Priester sey, und da durch wieder in das Verständniß ihrer so schmählich verabsäumten Religion eingeführt wurden, so wie auch andererseits das bloße Erscheinen dieser römischen Priesterzöglinge, ihr auferbaulicher Lebenswandel, ihr aufopfernder, keine Mühen scheuender Seeleneifer, ihr wissenschaftlich gebildeter Geist, gewiß nicht wenig dazu beitrug, als ein sprechender Beweis, in Vielen das Urtheil über Rom selbst zu berichtigen, oder zum wenigsten ihren Glauben an die Schmähungen der „Reformatoren“ schwankend zu machen, indem es ihnen ohne Zweifel unmöglich vorkommen mußte, daß, wenn Rom eine solche Babel sey, wie Luther in seiner Leidenschaft es ausschrie, solche Zöglinge von ihr ausgehen könnten. Zum Beweise hievon wird ausdrücklich gemeldet, daß ganze Familien durch die Zöglinge des Germanicums eines besseren belehrt zum alten Glauben wieder zurückkehrten. Auch sind sie es allein

gewesen, die, ein kleines Häuflein, den obenerwähnten wackeren Binsfeld an der Spitze, am Ende des 16ten Jahrhunderts das Erzstift Trier gegen das Eindringen des Protestantismus geschirmt, und den schon Eingedrungenen wieder ausgeworfen,

---

XXVII.

Das Lutherthum der Stadt Hildesheim.

Bericht, wie und was Gestalt die Stadt Hildesheim bei Einführung des Lutherthums die katholischen Stiftsklöster und Pfarrkirchen occupirt, theils spoliirt, und was sie weiter dabei verübt haben, oder sonst dabei sich zugetragen hat.

(Aus einem alten Manuscript.)

Anno 1531 haben sich etliche wenige Bürger der Stadt Hildesheim zum Lutherthum begeben, und ob sie wohl eifrig um das Exercitium ihrer Irrthümer bemüht, und zu dem Ende einen aus der Stadt Braunschweig verwiesenen Schusterknecht zum Prädikanten angenommen haben, welcher ihnen außerhalb der Stadt, auf dem Klingenberge und auf dem St. Katharinen Kirchhof einigemal gepredigt, aber weil die von ihm geweißsagten Miracula nicht eingetroffen, mit einem Zehrpfennige dimittirt, ein anderer auf der St. Andreas Kirche Kanzel gestiegen, aber aus Furcht sich schnell wieder absentirt; Ein dritter aber als ein abtrünniger Mönch seinen Klosteranzug verborgen, und nach der ersten Predigt sich bald wieder aus dem Thore machen müssen, so hatten dennoch jene Bürger ihren Willen, so lange der katholische Bürgermeister Johann Wildefür nebst Rathsverwandten am Leben war, nicht erreichen können.

Als nach dem Tode des Wildefür Anno 1542 Herrmann Sprenger zum Bürgermeister erwählt wurde, haben sich einige Krämerweiber zum Landgrafen zu Hessen, welcher als schmalkadischer Kreis-Obrister Herzog Heinrich dem Jüngern, aus seinem Lande vertrieben, und sich im Lager zu Wolfenbüttel aufhielte, begeben, und demselben einen samptenen Jerschenen Leibrock nebst ein samptenes Barretlein mit Per-

lenkranz und Federbusch verehrt, mit der Bitte, Seiner fürstlichen Gnaden wollen der Stadt Hildesheim gedenken, und derselben das Evangelium mittheilen.

Als aber der Landgraf diesen Weibern hinwiederumb hundert Goldgulden schenken und entgegnen lassen, ihr Vorhaben durch eine mannliche Botschaft kund zu geben, haben die lutherisch gesinnten Bürger nitt gesäumt, so viel zu erwürken, daß der Landgraf einen Grafen von Plesse und von Gleichen nebst dem Doktor Levin von Embden, Syndikus der Stadt Magdeborgh an die Stadt Hildesheim in vigilia St. Bartholomaei abgefertiget, denen dann die Städte Goslar, Braunschweig und Magdeborgher Gesandten bald nachgefolgt, und Sontags den 27. August 1542 der versammleten Gemeine zum Scheine vorgebracht, wie sie dem Fürsten des schmalkaldischen Bundes ihrentwegen einen Fußfall gethan, wodurch es ihnen denn in der Erwartung, daß sie (die Hildesheimer nunmehr) das lautere Wort Gottes annehmen würden, gelungen sey, Kriegesunglück von der Stadt Hildesheim bis dahin abzuwenden; außerdem wäre es ja natürlich, daß ihnen das Einkommen und die Güter aller Pfaffen und Bruderschaften, deren viele da wären, zu theil würde.

Obzwar diese für den gemeinen Pöbel vorzüglich süße Predigt großen Eindruck zurückgelassen, so wurden dennoch von mehreren katholisch gesinnten Rathsherrn Einwendungen gemacht, weßhalb denn der Doktor Embden gebeten, zum wenigsten Gotteswort anzunehmen, wenn sie nicht in den schmalkaldischen Bund treten wollten.

Nach mehrerem hin und her disputiren gelang es endlich, ohnerachtet der Weigerung der katholischen Rathsverwandten, dem lutherisch gesinnten Burgermeister Sprenger nebst seinen Anhängern zu bewegen, den Doktor Johannes Pomeranus, einen getauften Juden, und Johann Winkel einen davon gelaufenen unzüchtigen Mönch von Braunschweig hieher zu berufen, welche in Begleitung des Sprenger allhier eintrafen.

Unterdessen ward dem Decano S. Andrea Burghard von Obers angesagt; Er solle Venerabile Sacramentum und Sanctum Chrysma fortschaffen, sintemal ihre Prädikanten in der Kirche nicht predigen wollten, wenn der große Baal (also beschimpften Sie das Hochwürdige) darin vorhanden wäre. Insofern solches unterbliebe, wollten sie es herauswerfen und mit Füßen treten, worauf solches in die Thumb Kirche gebracht worden.

Freitag den 1. September 1542 hat darauf Dr. Pomer zum erstenmale in besagter S. Andreaskirche gepredigt, und folgenden Tages

Johann Winkel. Als jedoch bald darauf der Weyhbischof Balthasar Tannemann, Dr. Theologiae in der Thumbkirche in Gegenwart einer großen Versammlung gepredigt, die grassirende irrige Lehre unverzagt widerlegt, sind die Prädikanten zaghaft geworden, und haben erklärt, wenn Sie was Gutes schaffen sollten, müsse der Weihbischof abgesetzt und ihm das predigen verboten werden. Worauf denn dem Capitulo am Abend unserer lieben Frauen Geburt angesagt, das Predigen einzustellen, bis auf weiteren magistratischen Bescheid.

Am 16. September desselben Jahres beschloß ferner eine Commisio Magistratus alle und jede Stifts und Klosterkirche außerhalb des Thumbstifts schliessen zu lassen, worauf denn alle Pfarrkirchen als S. Andrea, Johannes, Lamberti, Michaeli, Jakobi und Georgii eingenommen, und das Taufwasser ausgeschüttet wurde.

In den Klosterkirchen, als St. Michaelis, Godehardi, Crucis, Andrea, Johannis, Pauli, Martini und M. Magdalena war die Horas canonicas zu singen untersagt, und obgleich das Capitulum S. Antonii bei der Thumb-Kirche die Parochialia annoch exercirt; so ist doch dieselbe am 13. November 1543 ausgeschlossen, und die Pfarrherrn aus der Stadt vertrieben. Die bischöfliche Cappelle ad Cartallum Schlüsselkorb genannt, wurde ebenfalls in dem genannten Jahre geschlossen, und den Canonicis die Exercirung des Gottesdienstes untersagt. Ingleichen wurde öffentlich bekannt gemacht, daß kein Bürger dessen Weib, Kinder und Gesinde in den Thumb zur Anhörung einer heiligen Messe gehen sollten, bei einer Strafe von 20 fl.; das hier wider handelnde Gesinde solle aus der Stadt vertrieben werden. Ob zwar die Geistlichen in ihren Klosterkirchen fortfuhren, das officium divinum und horas canonicas clausis januis in der Stille zu halten, so ließ dennoch der Rath nach Maria Verkündigung d. J. 1544 ihnen die Schlüssel abfordern, auch in der Stiftskirche St. Mauritii außerhalb der Stadt und S. Bartholomäi, nebst der Carthaus gleiche Maaßregeln vornehmen. In dem folgendem Jahre 1545 ward sogar dem Thumb-Capitel von einem Schuster eröffnet: keine Processionen zu halten, und nicht mehr zu läuten, unter dem Präjudice, daß denen Thumb-herrn die Straßen, Mühlen und Märkte verboten seyn sollten, worauf sodann die Thumbkirche, Processionen und Läuten einstellte. Ein zweites härteres Edict vom 11. Februar 1546 war, daß derjenige, welcher fortführe, sub una specie zu kommuniciren, der Stadt auf immer verwiesen, und im Fall er verstürbe, auf dem Schindanger begraben werden solle.

(Schluß folgt.)

XXVIII.

Glossen gegen Glossen.

Ein Artikel im katholischen Symbolum, auf welchen der Protestantismus absonderlich übel zu sprechen ist, ist die Verehrung der Heiligen und der göttlichen Mutter. „Die katholische Kirche“, sagt der Protestantismus, „lehret die Anbetung (soll heißen Verehrung und Anrufung) der Geschöpfe neben der Anbetung Gottes, des Schöpfers Himmels und der Erde“. Was thut nun der Protestant, um diesem „gräulichen Götzenthume“ zu entgehen? Er wirft alle Heiligen zum Tempel hinaus sammt der göttlichen Mutter. Aber dem Geschöpfe ist leider in der Hast auch der Schöpfer gefolgt. Und sieh! auf den leeren Altar hat nun das Geschöpf sich selber gestellt, und vor dem Altar kniet andächtig Hegeling und erhebt sein Herz voll Inbrunst zu sich selber empor, auf daß sich in Erfüllung setze, was geschrieben steht: Und sieh! Adam ist worden, wie unser Einer!

Wo ist wohl der Grund zu suchen, daß ein Protestant so schwer begreift, daß ein Katholik von Bildung und Wissenschaft der Lehre seiner Kirche aufrichtig zugethan seyn könne? — wohl darin, weil jeder den andern nach sich selber bemißt, und wie er selber denket und handelt, so schätzet er auch das Denken und Handeln des Andern. Warum aber geht dem Protestanten vollends der Verstand aus, wenn er einen aus seiner Mitte katholisch, d. h. „einen Unfreien“ werden sieht? Weil der Protestant, der seinen Glauben mit und ohne Bibel sich selbst anfertigt und zurecht macht, und nach dem Princip und Beispiel der Reformatoren annimmt und wegwirft nach Wohlgefallen, nicht begreifen kann, wie ein gescheidter Mensch sich einer solchen Bequemlichkeit jemals begeben könne. Und in der That, das Räsonnement ist nicht ganz ohne Grund. Denn die Freiheit, zu glauben, was einem convenirt und nöthigenfalls auch gar Nichts, und dennoch mit dieser innern Armuth und Gottverlassenheit sich in guter Gesellschaft sehen lassen zu dürfen als starker Geist sogar, ist jener charakteristische Vorzug des Protestantis-

und Gestalt: Der Mensch ist Gott geworden, sein Tempel das Fleisch; darum heget und pfleget sein. Denn Niemand, steht ja geschrieben, hasset sein Fleisch, sondern heget und pflegt es.

Zu den vielen Beschuldigungen, welche der Protestantismus gegen die katholische Kirche erhoben, um seine Trennung von der Kirche zu rechtfertigen, gehört auch der Vorwurf: „die Priesterschaft der katholischen Kirche hat absichtlich die Gemeinde in Unwissenheit, Verfinsterung, Aberglauben und schimpflicher Unterwürfigkeit erhalten und zu diesem Zwecke die freie Forschung gehemmt". Nimmt man von diesem Vorwurf den Euphemismus des Ausdruckes hinweg, was bleibt dann noch als Wahrheit zurück? Wie Gott der Freiheit des Menschen gestattet hat, innerhalb der Schranken des göttlichen Willens sich regen und bewegen zu dürfen nach Wohlgefallen, und einem jeden gestattet ist, nach seiner von Gott verliehenen Kraft und eigenthümlichen Weise, die ewige in göttlichen Gedanken gesetzten Ideen der Menschheit, so viel an ihm ist, zu erfüllen und zu realisiren; so hat auch die katholische Kirche jedem ihrer Glieder gestattet, innerhalb ihrer Idee sich frei zu bewegen; sie hat keinem die Wege verlegt nach seiner individuellen Weise und Kraft des Allgemeinen, den unendlichen Geist und Gehalt der katholischen Kirche zu realisiren, darzustellen und Gott in ihr zu verherrlichen auf Erden. Wie aber Gott selbst schon im Paradiese der Freiheit des Menschen warnend geboten hat, nicht selbstsüchtig über seinen Willen hinauszuschreiten, weil über der Gränze seines Willens hinaus der Tod liege und das Verderben, und nach jener ewigen Anordnung keinerlei Gutes, weder diesseits noch jenseits des von Gott gezogenen Maaßes besteht, so hat auch die katholische Kirche ihrem göttlichen Gründer und Stifter getreu für ihre Glieder verordnet, nicht über den heiligen Kreis des überlieferten göttlichen Wortes und des darin ausgesprochenen göttlichen Willens hinauszuschreiten, weil jenseits des im überlieferten Worte gesetzten göttlichen Maaßes das Urtheil liege und das Verderben. Tadelst du die Kirche hierüber? Wohlan! so tadelst du auch den Herrn, der allein ein Maaß und eine Gränze gesetzt hat, welche du wohl überschreiten magst, aber dir zum Tod und Verderben. Was hat es dem Protestantismus und seiner Willkühr gefrommt, den ersten Eltern im Paradiese vergleichbar nicht beim einfachen Glauben und Befolgen des göttlichen Wortes und Willens, den die Kirche belehrt, stehen zu bleiben, sondern über das umfriedete Gebiet der Kirche hinaus mit vermessener Willkühr zu dringen, und statt den dargebotenen Glauben gläubig hinzunehmen, hochmü-

thig und selbstsüchtig vom Baume der Erkenntniß den Apfel des Wissens zu brechen. Was hat der Protestantismus in diesem Apfel sich Gutes gepflückt? Den Abfall von der Wahrheit, den dreihundertjährigen Irrthum, die unendliche Zersplitterung seiner selbst. Und endlich, womit hat die lange Irrfahrt des Protestantismus in seiner reinsten und letzten Gestalt gegenwärtig an den deutschen Jahrbüchern geendet? Mit der öffentlichen und feierlichen Lossagung nicht nur vom Christenthum, sondern selbst von Gott und jeder Religion ohne Unterschied. So ist denn die Erzählung der heiligen Bücher vom Essen vom Baume der Erkenntniß und seiner verbotenen Frucht und vom Sündenfalle, welchem der Tod folgte, als der Sünde Sold — was viele für eine Mythe gehalten — abermals zur Geschichte geworden, welche erzählt wird laut und vernehmlich in den Tagen der Jetztzeit, auf daß höre, wer Ohren hat, und verstehe, wer Geist hat zum Verständniß.

Es ist zwar kein Glaubens-Artikel in den symbolischen Büchern des Protestantismus, aber eine heilige Erblehre dieser der Tradition sonst eben nicht holden Confession, daß alle Katholiken ohne Unterschied vermöge ihrer Abstammung vom „Papstesel und Münchskalb“ von Haus aus dumm, unwissend, abergläubig und götzendienerisch seyen. Da nun natürlich der protestantischen Tradition gegen die katholische Kirche eben so fest geglaubt, als der katholischen Tradition dort drüben mißtraut wird, so hat begreiflicher Weise noch nie ein ordentlicher Protestant an der katholischen Dummheit gezweifelt. Es ist daher etwas höchst possirliches, um die Verwunderung und das Erstaunen, welches gewöhnlich den Protestanten befällt, wenn er, dem die Dummheit der Katholiken zur fixen Idee geworden ist, zufällig in eine Gesellschaft solcher katholischer Mondkälber gerathet und auf einmal findet, daß sie wirklich reden und denken sogar, wie andere Menschenkinder. Findet ferner der Protestant, daß es in der katholischen Kirche sogar unterrichtete, einsichtsvolle und gebildete Leute gebe, so ist des Erstaunens gar kein Ende. Warum doch wohl? Weil den Protestanten nun einmal solcherlei Eigenschaften schlechterdings unvereinbar erscheinen mit dem Katholicismus der ja — denn so hat es ja der Pfarrherr gelehrt — den freien Gebrauch der fünf Sinne, der Geisteskräfte und das Streben nach selbstständiger Erkenntniß und Bildung nicht duldet und auch nicht verträgt. Wie hilft sich nun aber der Protestant aus seinem Erstaunen, und wie legt sich seine Klugheit die unerwartete Erscheinung zu recht? Sagt er, der Pastor hat mich falsch gelehrt? Nicht doch, nur der Papst lehrt falsch, der Prädikant aber predigt die lautere Wahrheit. Wie ist also

das Factum, das widersprechende, mit der erhaltenen Erblehre zu einen? nicht schwer; denn der Protestant weiß sich, wie immer zu helfen, er ist ein Forscher und Ergründer von Haus aus wohl geübt und wohl gewandt". Diese unterrichteten, einsichtsvollen und gebildeten Katholiken, spricht er bei sich selbst, sind zwar in der katholischen Kirche geboren und erzogen; sie halten sich auch äußerlich zu ihrer Kirche; sie mögen wohl auch für den Katholicismus in einzelnen Punkten noch eingenommen seyn, aber im Ganzen haben sie sicherlich sich von dem größten Theile der Unterscheidungslehren und von den sonstigen Vorurtheilen ihrer Kirche losgemacht. Sie betrachten die kirchlichen Formen und Ceremonien eben für das, was sie sind, für Formen und Ceremonien, welchen man sich eben, um Anstoß bei den Schwachen zu vermeiden, fügt, wie so manchem in der Welt, was sich nun einmal nicht wohl gänzlich umgehen läßt". Recht so, Philippe! du hast den Nagel auf den Kopf getroffen; du hast dein eigen Bild dir trefflich gezeichnet, und dich leider nur darin versehen, daß du das, was du selber nur bist, thöricht für einen Katholiken gehalten.

Von der Masse von Vorwürfen, welche der Protestantismus im Laufe der Zeit auf das Haupt der katholischen Kirche gehäuft hat, ist mir keiner je lächerlicher und abgeschmackter vorgekommen, als der Vorwurf: „die katholische Kirche befördert ein unheiliges Leben und die Lasterhaftigkeit durch leichte Sünden-Vergebung". So etwas, abgesehen davon, daß die Geschichte der Kirche das Gegentheil lehrt, — so etwas sage ich, läßt man sich wohl gefallen, wenn die Rede aus dem Munde eines strengen, in der Ascese wohl geübten Mannes kömmt, der mit dem Glauben, der mit der Mortification des Fleisches und seiner Lust Ernst gemacht, und den Glauben, der keine Früchte bringt, für todtes Holz achtet, das dem Feuer gebührt, aber Solcherlei aus dem Munde einer Confession hören zu müssen, die einen Mann zum Stifter und Gründer hat, dessen Wahlspruch das: pecca fortiter, sed fortius fide war, ist fürwahr der Vorwurf völlig unverdaulich. Es gehört wahrlich eine unendliche Unverschämtheit dazu, wenn Leute, welche die guten Werke für schädlich für das Heil erklären, oder durch Läugnung aller Freiheit des Willens jeden Gedanken zur Losreißung von der Sünde ersticken, der katholischen Kirche vorwerfen, sie befördere „ein unheiliges Leben und die Lasterhaftigkeit". Doch getrost! am jüngsten Tage wird der Streit sich lösen: wie vor der Sonne strahlendem Glanze der bleiche Schimmer des Mondes verschwindet, so wird vor Luthers und der übrigen „Reformatoren„ sittlicher Größe das matte Ge-

flimmer der Heiligkeit eines Athanasius, Antonius, Ambrosius, Chrysostomus erbleichen. Es wird sich glänzend herausstellen, wie ungerecht es war, einen Luther, Calvin 2c. aus dem Martyrologium und dem Canon der Heiligen hinwegzulassen, wo doch auch ein Augustinus seinen Platz gefunden.

Noch nie hat ein Franzose über Deutschland und deutsche Zustände geschrieben, der sich nicht durch die grandiosesten Verstöße und Schnitzer gegen die allergewöhnlichsten, landüblichen Dinge vor dem deutschen Publikum ungeheuer lächerlich gemacht hätte. In wälschen Landen aber werden solche Salbadereien natürlich für Wahrheiten hingenommen, und bona fide sagt ein Thor dem andern Thor seine Thorheiten nach, und so bildet sich zuletzt ein Ding, das aus lauter Lügen und Ungereimtheiten zusammengesetzt ist, zuletzt aber doch, weil es landläufig, und in Jedermanns Mund ist, für pure Wahrheit hingenommen wird. Allein troß diesem unseligen Geschick der französischen Schreiberei über Deutschland und seine Zustände, werden die Franzosen dennoch nicht müde sich immer aufs Neue über Deutschland und seine Verhältnisse schreibend zu ergehen. Mag immerhin, was die Franzosen als deutsch und deutsches Wesen beschreiben und darstellen, nirgends eine Existenz haben, als in der Einbildung französischer Köpfe; mag man diesen eingebildeten Nachbarn noch so oft sagen, daß das deutsche Wesen der französischen Oberflächlichkeit viel zu tief liege, und daß die deutsche Innerlichkeit der wälschen Auswendigkeit viel zu innerlich sey, als daß es je einem jener Fabelhansen gelingen könnte, das Wahre über deutschen Sinn, Verstand und Gemüth zu treffen, es hilft nichts, sie schreiben fort und fabeln fort, jetzt wie vormals und vormals wie jetzt. Aber gerade so verhält es sich auch in deutschen Landen mit den Schreibereien und Rednereien der Protestanten über Katholicismus und „katholische Zustände“. Sonst lautet ein alter Spruch: Jeder Mensch ist in dem, was er versteht, hinlänglich beredt. Bei unsern Protestanten ist dieses gerade umgekehrt; sie sind der deutschen Gründlichkeit zum Troß am seichtesten, breitesten, wortreichsten und geschwätzigsten in dem, was sie nicht verstehen, d. h. in ihren Salbadereien über Katholicismus und katholisches Wesen.

Mag man diesen Leuten noch so oft sagen, daß dasjenige, was sie für Katholicismus und katholisches Wesen im Lande einer dem Andern bieten, nichts sey, als ein selbstgeschaffenes Phantom, ein landläufiges, traditionelles Lügenwerk, eine falsche Münze, womit ein Lichtpächter den Andern hinter das Licht führt, es hilft nichts, es gilt

nichts. Mag man diesen eingebildeten und hochmüthigen Nachbarn noch so oft begreiflich machen, daß der protestantisch-rationalistischen Oberflächlichkeit, daß der verständigen Plattheit und Nüchternheit „des reinen Wortes“ und „reinen Begriffes“ das tiefsinnige Wesen des Katholicismus und seine geheimnißvolle Mystik viel zu tief liege, es ist Alles umsonst, alles verloren. Sagt man ihnen; Nicht der Irrthum sondern die Wahrheit sey das Kriterium sui et falsi; auch sey der Irrthum nicht über die Wahrheit, wohl aber die Wahrheit über den Irrthum hinaus: so sagen sie frisch weg: Gerade das ist's, was uns ein Recht gibt mit der Fackel der Wahrheit euere Finsterniß und euern Irrthum zu beleuchten. Denn die christliche Wahrheit ist erst vor dreihundert Jahren auf die Welt gekommen und diese christliche Wahrheit, dieses Kriterium sui et falsi sind wir, ihr aber der christliche Irrthum der von Christus bis auf die Reformatoren als „mittelalterliche Finsterniß“ über allen christlichen Landen gelegen und alle Concilien und patres ecclesiae in tiefen Schlaf gelegt hat. Aber woher doch solche abgeschmackte Reden? Hab ich mich oft voll Verwunderung und Erstaunen selber gefragt. Da hab ich denn endlich den Schlüssel gefunden zum Räthsel, das mich so lange geplagt. Und wo? Bei Beckedorf, einem Manne, der einst selber Protestant, jetzt aber in den Schooß der Kirche zurückgekehrt ist, und so mit Recht wohl weiß, wie's zu geht, da drüben im Heerlager der „reinen Lehre“, der freien Forschung und „Prüfung aller Glaubensartikel“. Was berichtet nun Beckedorf? Folgendes: „Nach den abschreckenden Schilderungen, welche den Protestanten von Jugend auf von ihren Lehrern über die katholische Kirche gemacht werden, halten sie jede Prüfung der katholischen Wahrheit für überflüssig, so daß man mit Wahrheit annehmen kann, daß von Hunderttausend Protestanten kaum einer gefunden wird, der sich wirklich die Mühe gegeben hätte, das Lehrgebäude des katholischen Glaubens, gegen welches seine Protestation doch eigentlich gerichtet ist, in seinem Zusammenhange und in seiner wahren Bedeutung, also aus katholischen Quellen kennen zu lernen. Ja es ist die Frage, ob unter hundert protestantischen Schriftstellern, die gegen die katholische Kirche geschrieben haben, auch nur ein einziger sich befinde, der jemals einen katholischen Katechismus durchgesehen habe“. (pag. 14.) Sapienti sat.

XXIX.

Literatur.

Lehrbuch des bayerischen Staatsrechts. Mit Benützung der zur Revision der Verfassung vom Jahre 1808 und zur Berathung der Verfassungsurkunde vom 26. Mai 1818 in den Jahren 1815 und 1818 abgehaltenen Ministerial-Conferenzen bearbeitet von Dr. Ernst von Moy, o. ö. Professor des Staats-Rechts und der Rechtsphilosophie an der k. Universität zu München. I. Theil Verfassungsrecht. II. Abtheilung.

Wir haben in diesen Blättern von der ersten Abtheilung dieses Lehrbuchs Rechenschaft gegeben, und fühlen uns dadurch verpflichtet, auch von dem Inhalte der zweiten Abtheilung unseren Lesern Kenntniß zu geben und unsere Ansicht darüber in Kürze mitzutheilen. Der eigentlichen Aufgabe dieser Blätter und dem unmittelbaren Interesse ihrer Leser liegt derselbe ohnehin weit näher, als der der ersten; denn unter den allgemeinen Rechten der Bayern stehen die der Gewissensfreiheit und der Preßfreiheit oben an, und die Lehre von den ständischen Einrichtungen bildet ja einen der Angelpunkte, um die sich alle Fragen politischer Freiheit, wobei die katholische Religion und Kirche jetzt so wesentlich betheiligt ist, drehen. Ueberdieß hat der Verfasser manchen Instituten und Lehren einen religiösen Gesichtspunkt abgewonnen, wodurch sie für das katholische Deutschland ein höheres Interesse erhalten, als sonst wohl sich daran zu knüpfen pflegt. Schon die allgemeine Ansicht des Verfassers über Inhalt und Bedeutung der sogenannten allgemeinen Rechte, wohin unsere Verfassung, nebst der Gewissens- und Preßfreiheit, die persönliche Freiheit, die Sicherheit der Personen und des Eigenthums, die Gleichheit der Gesetze und vor dem Gesetze und den gleichen Anspruch auf öffentliche Aemter rechnet, beurkundet dieses. Sie sind ihm kostbare Resultate der Einwirkungen des

Christenthums auf die politische Bildung der europäischen Völker, und er warnt darum mit Recht vor der antichristlichen Mißdeutung und Mißbrauchung derselben. Den schlechten Liberalismus, dem dieses zur Last fällt, erklärt er als eine Folge der, durch das allmählige Erkalten der Liebe seit dem 15ten Jahrhundert immer mehr gehemmten Wirksamkeit der Kirche zur Umgestaltung und Fortbildung des Staates im Geiste des Christenthums. Die einfache und klare Darstellung, womit er diese Ansicht begründet, verdiente wohl von manchen unserer Staatsweisen recht ernstlich beachtet und erwogen zu werden. Als entschiedener Anhänger der Gewissensfreiheit, als welcher er sich schon in der ersten Abtheilung gezeigt, bespricht der Verfasser auch die Frage von den gemischten Ehen, und zeigt, wie der Staat dieselben, und besonders den Punkt der religiösen Erziehung der Kinder, lediglich als eine Gewissenssache der Eltern zu betrachten, dann aber, wenn die Kinder in ein selbstständiges Verhältniß zu einer oder der andern Kirche getreten sind, eben so entschieden deren Freiheit und Selbstbestimmung, wie die der Eltern selbst, in Schutz zu nehmen habe. Er ist daher, hinsichtlich der ehelichen Verträge hierüber, für das unbedingte Abänderungsrecht der Eltern, und bemerkt ferner: Daß, da das Recht einer bestimmten Kirche auf die Kinder nur als ein aus dem Willen der Eltern abgeleitetes erscheine, auch das Einspruchsrecht der geistlichen Vorgesetzten, namentlich der Pfarrer, wie auch der Verwandten, Vormünder und Pathen nur Platz greife entweder α) zur Vertretung der Eltern, und wenn es sich, in Ermanglung derselben, um Aufrechthaltung der von ihnen getroffenen Bestimmung handle, oder β) zur Vertretung der Gewissensfreiheit der Kinder, wenn diese bereits durch Communion oder Confirmation zu einer bestimmten Kirche in ein selbstständiges Verhältniß getreten seyen, welches von Seiten der Eltern oder Anderer bedroht würde. Was die Preßfreiheit betrifft, so könnte es, nach der mehr historischen als dogmatischen Einleitung, welche der Verfasser dieser Lehre voraussendet, scheinen, als ob er ein Gegner der Preßfreiheit wäre. Das wäre jedoch, unserer Ueberzeugung nach, irrig, und man würde ihm jedenfalls unrecht thun, wenn man aus seiner Darstellung schließen wollte, er sey ein unbedingter Freund der Censur. Uns scheint vielmehr, wofern wir das Resultat seiner geschichtlichen Entwicklung richtig aufgefaßt haben, daß er für bestimmte Personen, die in Kirche oder Staat eine selbstständige, ihren öffentlichen Beruf begründende Stellung haben, volle Censurfreiheit, mit strenger, ihrer Stellung angemessener Verantwortlichkeit; für Andere aber, deren gesell-

schaftliche Stellung und Antecedentien keine dem Umfang der Verantwortung beim Gebrauche der öffentlichen Rede entsprechende Bürgschaft darbieten, die Censur, als nothwendiges Schutzmittel der Gesellschaft gegen waghalsigen Aberwitz und bösen Willen, wünscht. Dabei hätte jede von beiden Gewalten, die kirchliche, wie die politische, auf ihrem Gebiete Strafe und Censur gegen die Verirrungen der Presse frei und selbstständig zu üben. Das ist wenigstens die Ansicht, die aus der Vergleichung der Noten mit dem Texte hervorzugehen scheint, und wir müssen darin dem Verfasser, wenn wir nicht etwa, ohne es zu wollen, unsere eigene Meinung der seinigen untergeschoben haben, vollkommen beipflichten. Wir übergehen natürlich die Lehren von mehr particulärem Interesse, wohin wir selbst die von den Distriktsversammlungen und vom Landrathe rechnen, und wollen die Aufmerksamkeit unserer Leser nur auf dasjenige leiten, was für die Wissenschaft des öffentlichen Rechtes im Allgemeinen von Bedeutung ist. Dahin gehört aber unstreitig die Darstellung des Gegensatzes zwischen dem landständischen System und dem System der Repräsentativ-Verfassung. Zwar hat darin Jarcke in seinem Buche: Die ständische Verfassung und die deutschen Constitutionen (Leipzig 1831), schon bedeutend vorgearbeitet, und unser Verfasser hat sichtlich davon profitirt; aber seine Darstellung ist doch in so ferne neu und von großer Bedeutung, als er die tiefer liegende, moralische und religiöse Wurzel aufweiset, aus welcher sich der Gegensatz hervorgebildet hat. Es kömmt nämlich, wie im Buche sehr klar und einleuchtend gezeigt wird, alles darauf an: ob der Mensch mit bestimmten, zum Theile durch äußere Fügung ihm auferlegten Pflichten zur Welt komme, die von vorn herein auch das Maaß seiner Rechte bestimmen; oder ob er, absolut frei geboren, in seinem ganzen Thun und Lassen, und namentlich in Ansehung der Verbindlichkeiten, die er zu erfüllen hat, bloß als das Geschöpf seines eigenen Willens zu betrachten sey. „Die erstere Annahme, sagt unser Verfasser, ist nicht bloß die des geistlichen Staates; sie fließt nothwendig aus dem Glauben an einen lebendigen, persönlichen Gott überhaupt, und führt, wie gezeigt worden, von selbst, auch in der Einrichtung der politischen Verhältnisse, zur möglichst vollständigen Erfüllung des alten Grundsatzes der Gerechtigkeit, der da heißt: Suum cuique tribuere. Die ältern Landstände wären vielleicht nicht untergegangen, wenn sie nicht, diesem Grundsatze untreu und von der Idee abweichend, der sie selbst ihr Daseyn verdankten, sich egoistisch abzuschließen getrachtet, und den fortschreitenden Entwickelungen im Staate die gebührende Anerkennung ver-

sagt hätten. Die Ansicht, welche eben dadurch, auf dem Wege der Reaction, in der neueren Zeit zur Geltung gekommen, und aus welcher das Repräsentativ-System hervorgeht, führt gerade zum Gegentheile des angeführten Grundsatzes, und ist eben deßhalb mit wahrer Freiheit unverträglich. Denn Gerechtigkeit und Freiheit sind unter sich unzertrennlich verbunden". Von da auf das positive Verhältniß der bayerischen Verfassung zu den beiden angedeuteten Systemen übergehend, schließt er, nach einer sehr interessanten, aus den amtlichen Acten geschöpften geschichtlichen Darstellung der Entstehung dieser Verfassung, die Angabe der Gründe, warum dieselbe nicht nach den Grundsätzen des Repräsentativ-Systems gedeutet werden dürfe, mit der Bemerkung: „Es kann daher eine Auslegung und Fortbildung der Verfassung, namentlich hinsichtlich des Verhältnisses zwischen der Regierung und der Ständeversammlung, nur in strenger Bewahrung und consequenter Entwicklung der geschichtlich und gesetzlich gegebenen Grundlagen unseres Staats nach den Forderungen der natürlichen Gerechtigkeit statt finden. Dieses ist es aber eben, was das richtig verstandene landständische System, im Gegensatze des Repräsentativsystems, begehrt".

In einer Note fügt er bei: „Verbannung der Willkühr ist Zweck und Absicht jedes Gesetzes und vor allen, eines Verfassungsgesetzes, wie das unsere. Jede Deutung dieses Gesetzes im Sinne eines Systems, wodurch die Willkühr begünstigt würde, muß folglich als eine Verletzung der Verfassung bezeichnet, und streng verbannt werden. Zur Willkühr führen aber geradezu die Grundsätze des Repräsentativsystems, wonach z. B. die Regierung das Spielzeug der zufälligen Majoritäten in den Kammern seyn müßte, diese Majoritäten verfassungsmäßig gewährleistete Rechte einzelner Stände oder Personen aufheben könnten, und der König solche Beschlüsse zu sanctioniren berechtigt, ja sogar verbunden wäre, die einzelnen Abgeordneten aber an die Rechtssphäre derer, die sie vertreten sollen, nicht nur nicht gebunden, sondern sogar, statt etwa bloß deren einseitige Interessen hintanzusetzen, deren Rechte geradezu nach ihrem individuellen Dafürhalten preiszugeben befugt wären. Im Laufe der darauffolgenden Darstellung unserer landständischen Einrichtungen werden auch alle die Streitfragen erörtert, welche zwischen Regierung und Ständen in Bayern in den Jahren 1837 und 1840 zur Sprache gebracht worden sind, und sie finden, aus dem Gesichtspunkte eines selbstständigen, aber darum doch nichts weniger, als unbeschränkten, und völlig unabhängigen Regierungsrechtes des Königs, eine sichere und bestimmte Lösung. Diese Streitfragen, die kein eigentlich

allgemeines und jedenfalls nur ein vorübergehendes Interesse darbieten, müssen wir hier natürlich dahin gestellt seyn lassen. Dagegen können wir uns nicht versagen, zum Schlusse noch die eigenthümliche Art hervorzuheben, wie unser Verfasser die Lehre von der Gewähr der Verfassung behandelt hat. „Das Wort Gewähr“, sagt er, „ist im Tit. X der V. U. für Versicherung oder Bürgschaft gebraucht. Der Bürgschaften aber für die Erhaltung der Verfassung gibt es mancherlei, theils innere oder wesentliche, theils blos äußere, formell rechtliche, theils geistige und sittliche, theils materielle. Die materiellen liegen in der Erhaltung der Macht, auf welche der Staat gegründet ist, und des in der V. U. ausgesprochene Kraftverhältnisses zwischen dem Subjekte derselben, und den übrigen Gliedern des Staates. Die sittlichen bestehen in der Kraft der nationalen Gesinnung überhaupt und namentlich in den Banden der Liebe und Anhänglichkeit, wodurch das Haupt und die Glieder gegenseitig, dann die verschiedenen Stände und Theile des Landes in sich und unter einander umschlungen und verbunden werden. Die geistigen endlich liegen in der Ueberzeugung von der Heiligkeit und Nothwendigkeit dieser Bande einerseits, und der in jenem materiellen Kraftverhältnisse begründeten Rechte und Ansprüche andrerseits. Diese Ueberzeugung wurzelt aber in dem Glauben, daß an die Achtung und Bewahrung dieser Bande und Rechte das eigene Heil eines jeden geknüpft sey, und dieser Glaube hat seinen Grund in der Religion. Die Religion ist also die höchste und letzte Bürgschaft der Verfassung, mit welcher alle anderen stehen oder fallen. Die Macht der Religion hängt aber ab von der Autorität der Kirche, und diese hängt ab von ihrer Freiheit und Einheit. So knüpfen sich an die Freiheit der Kirche alle Freiheiten des Landes, und an die Einheit der Kirche die Einheit und und Erhaltung des Staates“. — In diesen Worten liegt Stoff zu manchen ernsten Betrachtungen über Vergangenheit und Zukunft: wir wollen sie den Lesern überlassen. Wer an dem Schlusse der angeführten Stelle etwa kein Gefallen trüge, der gedenke nur Polens und des deutschen Reiches. Wir wollten uns glücklich schätzen, wenn diese Anschauungsweise unseres Verfassers, nicht blos bei seinen Zuhörern, sondern überhaupt im bayerischen Vaterlande recht großen Anklang und allgemeinen Eingang fände.

XXX.

Album.

In einer Recension des vierten Bandes von H. Leo's Weltgeschichte bestreitet Herr Wolfgang Menzel jenes Verfassers nachtheiliges Urtheil über die französische Revolution. Er entwickelt (richtig, aber viel zu oberflächlich und von einem ganz schiefen Gesichtspunkte aus), daß die Revalution nichts weiter sey, als der zweite Act der Reformation. „Wie hätten sich den Theologen, die den ganzen Boden des kirchlichen Daseyns aufwühlten, nicht Philosophen und Staatsrechtslehrer zugesellen sollen, die den Boden des politischen Daseyns eben so umarbeiteten! Ja es war vielleicht in den revolutionären Königen, Ministern und Volkstribunen, die immer Neues und Neues wollten, mehr Positivität, als in den Reformatoren, von denen die zweite und folgende Generation wenigstens, nur allzu unfruchtbar im Schaffen sich erwiesen, nachdem nur zu viel vernichtet war. Wer, wie Herr Leo, die Reformation und ihr Recht gegen Görres vertreten hat, sollte billiger denken über die Revolution“. „Wir gestehen“, setzt er mit unbeschreiblicher Naivität hinzu, „daß wir streng genommen, wenn wir Leo's Ansicht folgten, auch nicht einmal die Reformation zu rechtfertigen wüßten“. — Wir unsres Orts sind von jeher dieser Ansicht gewesen. — Uebrigens darf man hierbei nicht unbeachtet lassen, welchen heillosen Mißbrauch neuere Schriftsteller mit der Verwechselung des historisch-pragmatischen, und des höhern, sittlichen Gesichtspunktes treiben. — Auch Herr Menzel sagt: „Die Reformation war nothwendig, unvermeidlich, und hat, unter der Lenkung der Vorsehung zu viel Gu-

tem geführt. Viel Schlimmeres kann man auch im Grunde von den politischen Umwandlungen des vorigen Jahrhunderts nicht sagen". — Wenn man erwägt, daß jedes verderbliche Ereigniß an einer Kette von Voraussetzungen hängt, die bis an jene berühmte Unterredung der Schlange mit der Mutter unser's Geschlechtes hinanreicht, so ist nichts leichter, als die Revolution des achtzehnten, wie die des sechszehnten Jahrhunderts zu erklären. Eben so leicht ist es nachzuweisen, daß alles Böse in der Hand Gottes ein Hebel zum Guten werden, daß auch der Teufel wider seinen Willen Gott dienen muß. — Aus diesen Gründen aber die Lüge und das Verbrechen, rechtfertigen, den Kampf dagegen aufgeben, ja sogar sich auf die Seite der zerstörenden Mächte schlagen, und die sittliche Freiheit läugnend, jenes dämonische Treiben für nothwendig und unvermeidlich erklären, dieß ist ein Grad von Unsittlichkeit und Verkehrheit, wie er nur in einer völlig verkommenen, afterklugen, altersschwachen, entnervten Zeit möglich ist. Daß das Geschehene, als Thatsache betrachtet, nicht ungeschehen gemacht werde könne, wissen wir längst, und die Restauration, oder die rein äußerliche Zurückstellung factischer Zustände auf ein bestimmtes Normaljahr, ist noch immer verunglückt, — weil solche Aufgabe überhaupt menschliche Kräfte übersteigt. Aber die Wissenschaft hat die Pflicht, den Irrthum als Irrthum darzustellen, und das heilige Recht der Wahrheit zu verfechten, gerade so wie es die Pflicht der obrigkeitlichen Macht ist, die Leidenschaft und den bösen Willen der Irrenden, mit allen ihr nach Zeit und Ort zu Gebote stehenden Mitteln, äußerlich unschädlich zu machen. Dann findet sich nicht die Restauration, aber die Wiederauferstehung des scheinbar Vernichteten und Zerstörten in neuer, verjüngter Form von selbst.

„Der Sieg der Reform in Genf ist als ausgemachte Thatsache anzusehen", berichtete vor einiger Zeit die Leipziger allgem. Zeitung; an die Stelle eines wunderlich combinirten Wahlsystems wird eine einfache Repräsentativverfassung treten, die denjenigen der andern regenerirten Cantone ähnlich sieht". — Allein so ganz „einfach" darf diese Repräsentation in der Stadt Calvin's und Rousseau's doch nicht seyn. Denn, „wird rein und nackt nach der Volkszahl gewählt, so erhalten die Katholiken, an zwei Fünftel Stimmen im Repräsentantenrathe, dazu die in der Schweitz, wie anders wo, mit ihnen verbündete Aristokratie, ferner die Momiers, und sie haben die Majorität". — Also eine einfache Repräsentation, kraft welcher die wahre Majorität ausgeschlossen, und dem Absolutismus einer kleinern Faction von radikalen Sophisten unterworfen wird. Läßt sich das Geheimniß des Pseudoliberalismus offner und einfältiger zu Tage legen? — Nein ihr Herren, die reine, nackte Demokratie wird, ach, nicht bloß in Genf! siegen, aber dieser Sieg wird der Untergang der Revolution seyn!

XXXI.

Briefliche Mittheilung

aus London.

Bekanntlich haben Seine Majestät der König von Preußen an die deutsche katholische Kapelle in London eine Schenkung von hundert Pfund Sterling gemacht, wir erhalten darüber von dorther folgenden Bericht: „Der hochwürdige Herr Jauch, der unermüdliche Pfarrer der deutschen katholischen Gemeinde zu London, in welcher sich etwa dreitausend der Unterthanen des Königs von Preußen befinden, verfaßte an Se. Majestät eine Bittschrift, welche er, in einem andern Briefe eingeschlossen, auf dem Bureau der preußischen Gesandtschaft abgab. Indem hierauf von dem Gesandten keine Antwort erfolgte, so schrieb der Herr Pfarrer einige Tage später nochmals an den König, richtete zugleich auch einige herzliche Worte deßhalb an Hrn. v. Humbold. Unmittelbar darauf, und zwar kurz vor einem Mittagsmahle, welches zur Feier der Taufe des Prinzen von Wales und zum Besten der armen deutschen katholischen Gemeinde von den Freunden und Gönnern derselben gehalten wurde, gelangte in die Hände des Pfarrers ein Brief des preußischen Consuls, welcher die großmüthige Gabe des Königs enthielt. Das hiesige Orthodox Journal stellt hierüber folgende Betrachtung an: „„Wenn wir berücksichtigen, was Alles seit der Ankunft des protestantischen Königs in London geschehen ist, um seinen Sinn darauf zu lenken, daß der Protestantismus in diesem Lande nicht blos lebt, sondern auch herrscht, wo Quäker ihn knien machten und Prälaten ihm dienten, und darauf, daß der Protestantismus das Bindungsmittel für eine innige Vereinigung zwischen England und Deutschland, für eine conservative Ligue gegen den Fortschritt des Romanismus sey, wenn wir bedenken, daß die Katholiken nirgendwo repräsentirt, aber überall geschmäht wurden, und daß es mehr als gewöhnliche Großmüthigkeit erforderte, von ihnen unter den obwaltenden Umständen auch nur Notiz zu nehmen, geschweige denn sie auszuzeichnen, so war die Schenkung von 100 Pfund, welche der König an die deutschen Katholiken machte, wäh-

rend er den Kapellen seines eigenen Glaubens jeder 50 gab, eine außerordentlich großmüthige Handlung, welche wohl aus königlichem Herzen kam (which must have something to do with a royal heart), welches gewiß keine Ungerechtigkeit oder üblen Willen gegen die Katholiken und ihre Religion hegt'"". In diesem Sinne wenigstens wurde die Schenkung von den zahlreich zu dem erwähnten Diner (great family dinner) am 3ten Februar versammelten deutschen Katholiken aufgenommen, bei welchem Hr. Pfarrer Jauch präsidirte und die herzlichste Fröhlichkeit herrschte, wozu schöne Musik und der vortreffliche Gesang der Chorknaben der deutschen Kapelle wesentlich beitrugen. — Der erste Toast bei diesem Diner galt dem verehrungswürdigen Vater, Sr. Heiligkeit dem Papste, dem Muster eines weisen und christlichen Regenten. Dieser Toast wurde von Allen, Katholiken sowohl als Protestanten, mit der herzlichsten Freude aufgenommen; dem folgte „die Königin", „der Prinz von Wales", „Prinz Albert". Eben so wurde mit lautem Applaus die Gesundheit auf „Sr. Majestät den König von Preußen" aufgenommen. Sie galt ihm, „als dem aufrichtigen Freunde und Beförderer gleichmäßiger Gerechtigkeit, welche herausgefunden hat, daß das göttliche Recht und die Autorität der Kirche Christi die größte Ehrfurcht Aller erfordere". Hierauf folgte Se. Gnaden „Clemens August, Erzbischof von Köln", der getreueste, loyalste und nützlichste Unterthan des Königs von Preußen, das glorreiche Muster eines apostolischen Prälaten". — Als dann die Sammlung für die deutsch-katholische Kapelle begann, legte Pfarrer Jauch zuerst die 100 Pfund im Namen des guten Königs von Preußen auf die Schüssel".

XXXII.

Der Protestantismus in Münster.

(Ein Beitrag zur Schilderung der politischen Seite der Glaubensspaltung des sechszehnten Jahrhunderts.)

IV. Weitere Fortbildung des Protestantismus in Münster.

Die bisher erzählten, rebellischen Unternehmungen der Bürgerschaft von Münster gegen ihren Landesherrn gingen von einer Gattung Protestantismus aus, welche sich durchaus noch auf der, von dem Stifter des neuen Glaubens vorgezeichneten Bahn, und von jener Richtung völlig entfernt hielt, welche die Wittenberger Theologie als „Schwärmerei“ zu bezeichnen pflegte. — In der That waren Rottmann und seine Genossen zu jener Zeit im geringsten nicht weder Schwärmer noch Visionäre; es läßt sich sogar mit überzeugenden Gründen darthun, daß die bei ihnen vorherrschende Richtung merklich zum Rationalismus neigte. — Indem sie bloß einzelne Theile der Kirchenlehre und Liturgie mit den damals schon gangbaren Waffen des Unglaubens anfochten, hielten sie sich auf dem Gebiete der Negation und des Zweifels, der freilich im Laufe der Zeit immer weiter führen mußte; allein der Gedanke: dem Gebäude der christlichen Dogmatik und des auf christlicher Grundlage ruhenden, socialen Lebens, ein anderes großartiges, pseudopositives System des Irrthums gegenüber zu stellen, war ihnen damals noch schlechthin fremd. — Rottmann und seine von ihm verführten Genossen waren bis zu jener Zeit nichts als durch Liederlichkeit untergegangene Katholiken, die den Glauben verloren hatten. Man würde

irren, wollte man ihnen ein tiefer gehendes, ernstes, uneigennütziges, wenn gleich irriges, religiöses Interesse, ein kräftiges, consequentes System der Häresie beimessen. Wenigstens walteten bei der Masse die allergemeinsten und eigennützigsten Motive ob. Kerstenbroick charakterisirt den münsterischen Protestantismus jener Periode sehr richtig in folgenden einfachen und kräftigen Zügen: „Die Anzahl der Abtrünnigen haben hauptsächlich vermehrt, Leute, welche das Vermögen ihrer Eltern durchgebracht, und nichts für sich durch eigenen Fleiß erworben hatten; Leute, welche Andern Ratzen und sich keine Mäuse fangen konnten; Leute, welche ihre Güter verschleudert hatten und nach fremden geitzten; Leute, die von Jugend auf dem Müssiggang ergeben, auf Borg gelebt hatten; Leute, welche der Geistlichkeit, nicht der Religion, sondern des Geldes wegen übel wollten, und deswegen, nach Art der Apostel, die Gemeinschaft der Güter einzuführen sich bemüheten; Leute, welche, des Mangels überdrüßig, darauf bedacht waren, die Clerisei und die wohlhabenden Bürger zu plündern und zu berauben; Leute endlich, welche alle guten Werke verwarfen, alles zu thun für unsträflich hielten, alles, was nicht von ihrem Gepräge war, verachteten, und nur in sich verliebt waren. Nachdem die Meuterei mit diesem unnützen Schaum des Pöbels geschwängert, einige Monate in der Brut gesessen hatte, so brachte sie endlich die gräuliche Geburt zur Welt, welche mit der Milch der Unverschämtheit genährt, in Kurzem zu dem schrecklichen und verfluchten Ungeheuer, der Wiedertäuferei, aufgewachsen ist, durch dessen Aufruhr und Gebrüll das ganze römische Reich ist erschüttert worden". — Dieses Bild ist wahr und treu, dabei jedoch nicht zu vergessen, daß das, von den Anfängen der „Reformation" in Münster Gesagte nicht auf Jene paßt, die bald nachher diese Stadt zum Schauplatz des wildesten Fanatismus machten. Diesen kann es in keiner Weise abgestritten werden, daß es ihnen mit den Wahngebilden ihrer Meinung, um der Sache willen, tiefer Ernst gewesen sey.

Zu einer Geschichte des weitern Ganges, den der Protestantismus in Münster nach seinem Siege von Telgte nahm, gehört zunächst der Bericht über die Entwickelung der Lehrmeinungen Rottmann's. Dieser war immer auffallender in einem Sinne vorangegangen, der, vom Standpunkte unsrer Zeit aus, rationalistisch genannt werden muß, obgleich selbst die Kühnsten der damaligen Neuerer noch weit hinter der heutigen Aufklärung Röhr's und Bretschneider's zurückblieben, und vor Strauß und Feuerbach's Christusläugnung und Menschenvergötterung vielleicht noch voll Entsetzen und Grauen zurückgewichen wären. Der Punkt, welcher damals als Prüfstein der Geister galt, an welchem ihr Beharren in der Wahrheit, oder ihr mehr oder weniger kühnes Fortschreiten auf der Bahn des Unglaubens bemessen werden konnte, war die Lehre vom Sacrament des Altars. Genau genommen waren hier nur zwei Auffassungsweisen möglich; die positiv kirchliche, welche den Glauben voraussetzt, und die rationalistisch-ungläubige, wie Zwingli, an den flachen Alltagsverstand und die fünf Sinne sich wendend, sie lehrte. Jene vertraut dem Worte der heiligen Schrift und der Kirche, und glaubt an die leibliche Gegenwart des Herrn im gesegneten Brode und Kelche, demnach also an die Wandlung der Substanz des Brodes und Weines, durch das Wort des Priesters; diese sucht dem Mysterium eine flache Allegorie unter zu schieben, erklärt das: ist durch: bedeutet, und mißt der gesammten Christenheit seit den Zeiten der Apostel ein grobes und lächerliches Mißverständniß bei. — Beiderlei Systeme jedoch, das alt christliche wie das zwinglische, sind, abgesehen von dem Widerspruche, in welchem das letztere mit dem gesammten Lehrgebäude des positiven Christenthums steht, insofern verständlich, als Sinn und Bedeutung beider der menschlichen Fassungskraft klar gemacht werden kann. Nicht so die Lehre Luther's, welche sich in fortwährenden Schwankungen und unehrlichen Wendungen bewegend, zwischen zwei consequenten Gegensätzen eine unhaltbare und unmögliche Mitte

22 *

sucht, den „Papisten zum Trotz“ einerseits gerne die Lehre der Kirche leugnen möchte, andrerseits aber doch wieder nicht dem Mitreformator die Priorität als Häresiarchen gönnen will, und so in Widersprüche fällt, welche der wüthende Zorn, mit welchem die Gegner angefallen werden, nur desto greller hervorhebt.

Rottmann war nicht gemacht, sich, nachdem er mit der alten Kirche gebrochen, durch die blinde Willkühr des Mannes eine Glaubensregel vorschreiben zu lassen, welcher in der neuen den Papst spielen wollte. Dem Glaubensstifter zu Wittenberg an Geist und dialectischem Talent bei weitem überlegen, hatte er den Mangel an Zusammenhang in der lutherischen Abendmahlslehre bald durchschaut, und allmählig eine, immer deutlicher hervortretende Richtung zur Lehre Zwingli's genommen. — Er sagt im sechsten Artikel seines früher erwähnten Aufsatzes über die Mißbräuche in der Kirche: „Da man in dem heiligen Abendmahl durch ein gläubiges Essen und Trinken des Brodes und des Weines, des Fleisches und des Blutes Christi theilhaftig wird, und sich bei dieser Handlung des Todes Christi erinnert, so ist das heilige Abendmahl allerdings ein Sacrament. Im Uebrigen aber ist das Brod Brod, und bleibt Brod, und der Wein Wein, und bleibt Wein; daß man aber behauptet, diese Dinge werden durch die Kraft der fünf Worte: Denn das ist mein Leib, zu einem Sacrament, oder zum Leib Christi, das ist falsch und eine gottlose Erfindung.“ Dieser Lehre folgte alsbald die Veränderung der Ceremonien beim Empfange des heiligen Abendmahls. Hatte Rottmann nach Luther's Vorgang dasselbe unter beiden Gestalten ausgetheilt, hatte er, nach eben desselben Anleitung, die Anbetung der consecrirten Hostie abgeschafft, so ging er nun auch, consequenter als sein Meister, einen Schritt weiter, und suchte der Ehrfurcht, mit welcher die Gläubigen in der alten Kirche den Leib des Herrn empfangen, unter seinen Anhängern auf alle Weise entgegen zu wirken. Er ließ die Neugläubigen bald in der Kirche,

bald in Privathäusern zusammen kommen, brach bei der Austheilung des Abendmahls von einem Waizenbrode ein Stück nach dem andern ab, und steckte es in den Mund der Communicanten ohne Rücksicht darauf, ob diese nüchtern oder berauscht waren. Unpäßlichen brachte er das heilige Nachtmahl, indem er ein Waizenbrod in denselben Aermel schob, wo er die Leckerbissen verwahrte, welche eifrige Anhängerinnen ihm reichlich zusteckten. *)

Ging Rottmann in dieser Beziehung folgerecht auf der Straße weiter, welche Luther den Neuerungssüchtigen seiner Zeit geöffnet hatte, so kann es eben so wenig befremden, daß er die Grundsätze der rationalistischen Schrifterklärung sehr bald auch auf die Taufe anwendete. — Luther hatte ihm hiezu in der ersten Periode seines Auftretens den Weg gewiesen, und es war nichts als folgerichtige Anwendung der Grundsätze des Wittenberger Reformators, wenn er die Taufe neugeborner, bewußtloser Kinder, die des Glaubens noch nicht fähig seyen, als vernunftwidrig und abgeschmackt verwarf. **) In der That ließen sich dieser Lehre nur willkührliche Machtsprüche, an denen es Luther freilich nicht fehlen ließ, entgegensetzen, wenn man einmal, wie der Wittenberger Reformator es gethan, den Sacramenten die heiligmachende Gnade abgesprochen, und sie für bloße Mittel und Zeichen erklärt

---

*) Kerstenbroick setzt hinzu: man sage, daß die Abtrünnigen Weißbrod in eine Schüssel gebrockt, und Wein darüber gegossen hätten. Die Umstehenden hätten dann beides mit Messern und Löffeln herausgeholt. Rottmann wurde, weil er Semmel (im Münsterischen Dialect: Stuten) statt der heiligen Hostien austheilte, von dem Volke: Stuten-Bernd genannt.

**) Vergleiche Möhler Symbolik S. 267, 268, S. 468. „Hatte Luther die Wirkung der Sacramente allein an den Glauben geknüpft, so ließ sich nicht leicht mehr einsehen, warum auch die Kinder getauft werden sollten, und Irgendwer mußte einmal den Mangel eines hinreichenden Grundes dieser kirchlichen Sitte vom Standpunkte der Reformatoren aus entdecken.“

hatte, die Gläubigen der Sündenvergebung gewiß zu machen. — Zudem war die Verwerfung der Kindertaufe eine nothwendige Folge des Gebrauchs, den man von der heiligen Schrift machte, in welcher ein ausdrückliches Gebot in Betreff dieses Punktes bekanntlich nicht enthalten ist. In welcher Weise aber Rottmann durch seine Irrthümer in Betreff der Taufe mit einer, seiner rationalistischen Richtung gerade entgegengesetzten Seite des Protestantismus in Verbindung gerieth, wird weiter unten erhellen. Hier ist nur noch zu erwähnen, daß auch die spätere Lehre der Münsterischen Wiedertäufer über die Erlaubtheit der Vielweiberei in jener Stadt bereits einen Boden vorfand, den die Prädicanten nach dem Beispiel Luthers hinreichend gelockert, und für die Saat empfänglich gemacht hatten, welche spät r die Propheten des neuen Zion mit vollen Händen ausstreuten. Die Münsterischen Diener des Wortes hatten nämlich der Lehre Luthers ein offenes Ohr geschenkt: daß Bewahrung der Keuschheit über die Kräfte des Menschen gehe, und dieser Ueberzeugung gemäß hatten sie, schon lange vor dem ersten Auftreten der Wiedertäufer, ihr Leben auf die ärgerlichste Weise eingerichtet. Auch unter ihnen war bereits das Band der Ehe ungemein lax geworden, und wenn auch die gleichzeitige Polygamie noch nicht in Uebung gekommen war, so schien ihnen doch die successive kein Verbrechen mehr. Der schon öfter genannte Brixius heirathete, obwohl bereits beweibt, die Schwester des Rottmann, mit welcher er schon eine Zeitlang vorher ein anstößiges Leben geführt hatte, und verstieß die zweite Frau wieder, als sich die erste mit zwei Kindern meldete. Auch Rottmann heirathete, trotz seines Priesterstandes, die Gattin des Stadtsyndikus Johann Viger. Man erzählt, daß er dieser, noch bei Lebzeiten ihres Mannes, zugleich mit der neuen Lehre, verbotene Liebe eingeflößt habe. Viger war vom Schlage gerührt, und auf Anrathen der Aerzte mit seiner Frau nach Ems gereist. Dort ließ diese eines Tags den Hülflosen im Bade sitzen, bis das Wasser ihn erstickte, kehrte

dann nach Münster zurück, legte bald nachher die Trauer ab, und heirathete Rottmann.

Begebenheiten solcher Art, waren damals im Leben der Prädicanten zu alltäglich, als daß sie in der neuen Gemeinde, in und außerhalb Münster, sonderlichen Anstoß hätten geben sollen. — Dagegen war die Hinneigung Rottmanns und seiner Genossen zur Zwingli'schen Lehre, verbunden mit den freien Ansichten derselben über die Kindertaufe, desto beunruhigender für die Häupter der jungen Kirche zu Wittenberg. Melanchthon bat in einem äußerst wehmüthigen Schreiben den Münsterischen Reformator: er möge doch aufhören die Kindertaufe zu verwerfen, weil dieß ja bisher noch kein Gelehrter gethan habe. Luther dagegen, welchem nicht ohne Grund bange ward: Münster möge zur Fahne des schweizerischen Gehülfen im Reformationswerke schwören, den er mit jedem fanatischen Haße verfolgte, dessen die Eifersucht in einem unedlen Gemüthe fähig ist, Luther erließ eine Art Hirtenbrief an jene Stadt, worin er dieselbe ernstlich und um der neuen Erkenntniß Christi willen, bat; sie möge, sorgfältig und mit aller Vorsicht wachen, und sich wohl vorsehen, daß sie nicht in der Zwinglianer und anderer Schwärmer (in Luther's Latein: Zwinglianorum aliorumque *Schwermerorum*) falsche Lehre vom Sacrament aus Unbedachtsamkeit verfalle. Gott habe der Stadt Münster zwar berühmte Prediger, besonders den Magister Bernhard (Rottmann) gegeben, dessen ohngeachtet müsse man auf die teuflischen Schlingen Acht haben, besonders in diesen gefährlichen Zeiten, und die Prediger erinnern und ermahnen, daß sie nicht schlafen, sondern wachen und das ihnen anvertraute Volk gegen die Gräuel der Lehre, die von Menschen kommt, wohl verwahren sollten. — Man solle sich an dem Beispiele derer spiegeln, welche von dem lautern Worte Gottes abgewichen, und zu den Zwinglianern oder zu den Wiedertäufern übergegangen seyen, welche immer zum Aufruhr geneigt, sich in die Politik mischen und keck regieren wollten". — Als Lu-

ther einst das Volk aufgerufen hatte, die Bischöfe und Klöster auszurotten, und alle Fürsten und Herren vom Erdboden zu vertilgen, die dem Papste anhingen, war auf sein Wort die alte Erde von Deutschland erbebt. — Seitdem war ein Jahrzehnt verflossen; aus dem (vermeintlich) kühnen Demagogen war ein ziemlich zahmer Theolog des schmalkaldischen Bundes geworden, der zwar noch zu Zeiten in gewohnter Weise Gift und Galle auf den Papst, oder auf jene Neugläubler schoß, die unbekümmert um ihn, ihren eigenen Weg gehen wollten, im Uebrigen aber seinen gnädigen Herrn, wie es verlangt ward, Gutachten für oder wider den bewaffneten Widerstand gegen die Reichsobrigkeit ausstellte, immer jedoch sein Votum aus der heiligen Schrift wohl begründete. Eine so abhängige Stellung war nicht mehr geeignet auf den Geist der Massen zu wirken, am wenigsten sie zur Mäßigung zu lenken, und friedlich zu stimmen, was Luther übrigens, auch wenn er es gewollt, nie mehr vermocht hätte. Sein Schreiben ging daher völlig spurlos an der empörten Stadt vorüber, und ward von Rottmann nicht einmal einer Antwort gewürdigt. Denn schon war eine andere, geistige Strömung über Münster hereingebrochen, die wir im Nachfolgenden zu schildern haben.

Die religiöse Richtung, welche von der Wiederholung der Taufe ihren Namen trägt, wird durch diese Benennung nur sehr unvollständig bezeichnet. Die Parthei der Wiedertäufer entstand mit dem Protestantismus zugleich, und ist eine, durch die Natur der Sache gegebene, nothwendige Seite der Gestaltung und Entwicklung des letztern. Nach der Lossagung von der Kirche hatte, wie bereits früher bei Gelegenheit der Geschichte Thomas Münzer's, gezeigt wurde *), die neue geistige Strömung drei Wege vor sich. Entweder klammerte sie sich auf geistlos beschränkte Weise an die bloß menschliche Autorität der „Reformatoren", oder nach deren Ableben, an den Buchsta-

*) S. Hist. pol. Blätter Bd. 7 S. 239 und 240.

ben der Symbole der neuen Kirche, auf welchem Wege der Protestantismus es dann freilich nicht weiter brachte, als bis zur sogenannten alten lutherischen Orthodoxie, jener Karrikatur des katholischen Kirchenglaubens, deren Scheinleben die politische Gewalt so lange fristete, als sie ihre Rechnung dabei fand. Oder man schritt vorwärts auf der Bahn des Läugnens in der Richtung zum Rationalismus hin, der den Verstand des natürlichen Menschen, und die durch ihn vermittelte (vermeintliche) Wissenschaft, als die höchste Norm und Quelle des Fürwahrhaltens in göttlichen Dingen setzt, auf welchem Wege man schon frühzeitig zu den mannigfachen Abstufungen des deistischen und pantheistischen Philosophismus gelangte, dessen letzte und höchste Entwicklung, als Vergötterung des Menschengeistes, unsrem Zeitalter vorbehalten war. Oder endlich es schlug die mystische Seite, die Hingabe an das innere Leben vor, ohne daß dieses jedoch, wie bei den Katholiken, an der Autorität der Kirche Richtmaaß und Regel gefunden hätte. Auf diesem Wege ward die Privaterleuchtung die Quelle der göttlichen Offenbarungen, und der unmittelbare Verkehr mit Gott und seinen Engeln, die Inspiration, sey es die aller Gläubigen, oder die besonders begnadigter Propheten, sollte der Weg werden, auf welchem der Einzelne himmlischen Belehrungen und Gebote zu erwarten hätte. In jedem dieser drei Fälle, war es nur Selbsttäuschung, wenn man die Bibel als Quelle des Glaubens zu behandeln vorgab. Sie war und ist dieses im Protestantismus nie, sondern wird höchstens zur wirklichen oder vermeintlichen Bestätigung der auf ganz andern Wegen entstandenen Ueberzeugungen gebraucht, wobei es sich damals wie heute, von selbst verstand, daß widersprechende Stellen entweder unbeachtet blieben, oder durch Critik beseitigt wurden.

Ueber diese drei, in der Natur des Protestantismus nothwendig begründete Richtungen, die sich in der Geschichte, wie in der Gegenwart, auf Leben und Tod befehden, kann nur

die katholische Wissenschaft ein unpartheiisches Urtheil fällen, weil sie allein höher steht, als alle jene Partikularismen, und mit einem Blicke das Schlachtfeld übersieht. Diese nun findet, daß jede derselben den übrigen Irrthümern gegenüber ein gewisses, relatives Recht, — im Widerspruche gegen die Wahrheit, d. h. gegen die Kirche, aber entschieden Unrecht hat. Der nunmehr fast gänzlich verschollenen sogenannten Orthodoxie kann es zum Verdienste angerechnet werden, daß sie so lange es möglich war, jene Bruchstücke der christlichen Lehre zu retten suchte, welche die „Reformatoren" aus der Kirche mitgenommen hatten. Darin aber irrte und fehlte sie gröblich, daß sie in die Stelle der Autorität des heil. Geistes, der durch die Kirche spricht, die Autorität der Stifter ihrer Confessionen setzte, somit also den Glauben an trügliches Menschenwort zur Grundlage ihres Gebäudes machte. Umgekehrt luden Jene, welche auf der pseudo-mystischen oder rationalistischen Bahn fortschritten, zwar in sofern eine schwere Verantwortlichkeit auf sich, als Viele von ihnen das von Luther und seinen Genossen begonnene Geschäft der Läugnung und Zerstörung des überlieferten Glaubensinhaltes auf eigene Hand fortsetzten, ja sogar durch diesen Fortschritt jede mögliche, politische Ordnung zu zerstören droheten. Aber der falschen und angemaßten Autorität gegenüber übten sie ein heiliges Recht, wenn sie sich nicht von den Blinden leiten lassen, sondern nachdem ihnen einmal die Freiheit zugesprochen war, nun auch selbst den Weg zur Wahrheit suchen wollten. Ist doch zu dieser nur dann eine Rückkehr möglich, wenn durch die Thatsache der Beweis geliefert ist, daß die Irrwege in den Abgrund führen.

Von dem eben bezeichneten Standpunkte aus muß das Urtheil über die Wiedertäufer um Vieles milder lauten, als bei den meisten Geschichtschreibern, welche der ehemaligen, protestirenden Orthodoxie angehören. — Wir sehen in ihnen Verirrte, die durch ihre religiösen und politischen Meinungen zu Verbrechen hingerissen wurden, welche die menschliche

Gesellschaft in ihren Grundfesten bedrohten. Sie haben dadurch die Verfolgung, welche sie traf, selbst herbeigeführt, und ihre eigene Vernichtung im vollsten Maaße verschuldet. Aber wir glauben auch, daß die größere Hälfte der Schuld auf jene fällt, welche das deutsche Volk in seinen Grundtiefen aufrührend, jenen Sturm gegen die Kirche erregten, dessen nothwendiges Gefolge eben jene Verbrechen waren.

Der erste Blick auf die Lehre der Wiedertäufer zeigt deutlich, daß sie auf dem Gebiete der dritten, oben geschilderten Hauptrichtung des Protestantismus zu Hause waren. Sie waren spiritualistische Mystiker, welche durch eigene oder fremde Schuld *), in die Strömung der Glaubenstren-

*) Wer die Verhältnisse jener Zeit erwägt, wird nicht in Abrede stellen, daß Viele von Jenen, die im sechszehnten Jahrhundert häretischen Strömungen folgten, in diese auch ohne ihr Verschulden gerathen seyn konnten. — Wo die weltliche Obrigkeit das Band zwischen dem Volke und der Kirche zerriß, war die Trennung von der Kirche häufig auch ohne alle thätige Mitwirkung der Getrennten, durch das Faktum gegeben. Rechnet man dazu den schlechten Unterricht eines großen Theiles des niedern Volkes und die Abtrünnigkeit vieler Priester, so ist es schwer zu bezweifeln, daß bei vielen Laien der ungeheure Schritt aus der Kirche heraus, ohne ihr Dazuthun und genau genommen ohne ihr Wissen geschehen sey. Von diesem Standpunkte aus angesehen erscheint das Treiben mancher protestantisch-separatistischen Sekten jener Zeit als ein Suchen nach der verlornen Wahrheit, welches nicht selten etwas unbeschreiblich Rührendes hat. Daß hierbei ein Theil des katholischen Clerus schwere Verantwortlichkeit auf sich geladen habe, ist nicht zu läugnen. Während der Münsterischen Unruhen beklagten sich die Einwohner von Coesfeld beim Bischofe: „ihre Seelsorger seyen Leute, die als Geizhälse bei den meisten Bürgern in keiner Achtung ständen, und ein jeder wisse es, welcher listigen Kunstgriffe sie sich bedienten, um Geld zusammen zu scharren. Obgleich sie mit jährlichen Einkünften von ihren Vorfahren hinlänglich versehen seyen, so reichten sie doch keinem die Sacramente umsonst, tauften die Kinder nicht eher, als bis sie dafür bezahlt worden, hielten die Armen vom Heirathen ab, trieben denselben Handel mit dem

nung gerathen, und von der königlichen Heerstraße der allgemeinen Kirche abgekommen, einen besondern Weg zum zeitlichen und ewigen Heile suchten. Sebastian Francke, der von den Lutheranern selbst wiedertäuferischer Gesinnungen angeschuldigt wird, entwirft ein Bild von jener Sekte, welches die leitenden Grundideen ihrer ersten Häupter von der günstigen Seite darstellt. „Etliche unter ihnen wollen, es sey ein so heiliges, einfältiges, unsträfliches, abgestorbenes Ding um einen Christen, daß er nach dem Fleisch nimmer lebe, noch das was aus Erden sey, suchen möge. Derohalben soll und möge ein Christ der Welt nicht mehr leben, nichts Weltliches mehr achten, dem gleich gelte sterben als leben, ja dem dieß Leben eine lange Weile sey, der aller Ding gelassen stehe, geschlagen und wieder geschlagen, der sogar verläugnet, sein selbst nicht mehr sey, daß er allen Creaturen widersagt habe, daß er nichts mehr nach dem Fleisch kenne, der sterben für ein Gewinn achte, Reichthum für Koth, ja der Welt Freude, Wollust, Ehre, Leben für Leid, Unlust, Schande und Tod achtet, der sich in Kreutz und Armuth berühme, und zeitlich Glück für ein Unglück achte, und auch betrübt darob werde. Der

---

Sacrament des Leibes und Blutes Christi; die, welche nicht bezahlen könnten, setzten sie ins Gefängniß, und ließen sie nicht eher wieder heraus, bis sie Bürgen gestellt hätten. Gebe ihnen Jemand für die Seelenmessen ein, ihrer Meinung nach, zu kleines Geschenk, so schickten sie solches verächtlich zurück, und führten überdem noch viele andere Mißbräuche zum Nutzen ihres Beutels ein. Die Nonnen seyen Weinwirthinnen, und trieben zum Nachtheil der Laien bürgerliche Nahrung, und da sie von den Bürgerwachen und Festungswerken der Stadt beschützt würden, weigerten sie sich doch zur Ausbesserung der Brücken und der Stadtmauer einen leidlichen Zoll zu entrichten". (Kerstenbroick deutsche Uebersetzung S. 428.) Dergleichen grobe und in keiner Weise zu entschuldigende Mißbräuche, machen es einigermaaßen erklärlich, wie das Volk, von blindem Haße gegen die Geistlichkeit erfüllt, Neulehrern Gehör geben konnte, deren Sitten eben so wenig Zutrauen einflößen mußten, als ihr Lehre.

liebe seine Feinde, benedeye die, die ihn vermaledeyen. Der aller Ding in allen Dingen Gott lediglich, frei und gelassen im freien Sabbath stehe, in dem Gott allezeit seinen Platz und Werk möge haben. Der willig und gern Gewalt leide, das Seine mit Gewalt Genommene nit wieder fordere, der Jedermann gebe und leyhe, wer bittet und fordert, und nichts dafür hoffe, der allerding nit schwöre, nicht vor Gericht handle, nicht kriege, keine Waffen trage, der keine weltliche Herrschaft, Zins oder Pracht möge haben, der allerding als ein gestorbener Mensch einhergehe, ohne allen Geschmack, der nichts Eigenes möge haben, und nichts mit der Welt gemein, als Gastung, Freudenmal, Händel, Zunfft, Gesellschaft, Wirthschaft, Hochzeit, Tänze u. s. f. Ein Christ soll auch nit allein keine weltliche Wollust suchen, sondern fliehen, und allein in dem Creutz, Elend und Armuth sich freuen, oder allein suchen, was droben ist, und nichts auf Erden; der nehmen als geben, sterben, als leben, mangeln als haben, Armuth als Reichthum achte, der habe als habe er nicht, ja der Welt also gestorben sey, daß er unempfindlich sey worden nach dem Fleisch, dem Alles gleich gelte, in dem einige Sünde, Eifer, Zank, böse Lüste nicht statt haben, ob sich's im Fleische schon rege, soll es von dem Christ verzehrt und verdruckt werden, und die Sünde nicht auflassen kommen". — Gewiß wird Jeder, wenn diese Schilderung richtigt ist, mit dem Autor, der dieses schrieb, ausrufen: „Ich achte für wahr und halte gänzlich, daß viel frommer, einfältiger Leute in dieser Secte gewesen, und viel auch ihrer Vorsteher nach Gott geeifert haben, aber meines Erachtens nit nach Kunst". (Erkenntniß, secundum scientiam). Aber eben diese Secte liefert den Beweis, welcher Fluch auch auf den edelsten und ehrwürdigsten Bestrebungen ruht, sobald sie sich von der Kirche trennen und das Gute auf andern Wegen wollen, als die Gott dem Menschen vorgezeichnet hat. — Die bessern Häupter der Wiedertäufer haben, nach Francke's Schilderung gewollt, was die Ordensstifter in der Kirche wollten: denen, die der Geist da-

zu treibt, einen Weg zur christlichen Vollkommenheit öffnen *). — Weil sie aber dieß hohe Ziel außerhalb des Glaubens und des Gehorsams der Kirche erreichen wollten, weil sie das, was nur die, vom heil. Geiste Berufenen im Kloster erstreben können, als den normalen Zustand der ganzen Gesellschaft setzten, und den evangelischen Rath in ein Zwangsgebot zu verwandeln suchten, ward ihr Werk ein Spielball der Mächte der Finsterniß; statt den Gipfel der christlichen Abtödtung zu erklimmen, stürzten sie in einen Abgrund von Nacht und Sünde, von dem die späteste Nachwelt noch mit Schaudern und Entsetzen erzählen wird.

Die nächste Folge des Mangels einer kirchlichen Autorität in dieser Secte waren die allerseltsamsten Mißverständnisse der heiligen Schrift. Ein Wiedertäufer in der Schweiz leitete aus den bekannten Worten des Apostels Jakobus: bekenne einer dem Andern seine Sünde, die Nothwendigkeit einer öffentlichen Beichte ab, worauf denn viele seiner Anhänger ihre geheimen Sünden und Laster, zu nicht geringem Aergerniß, Jedermann erzählten. Ein Bürger zu Torgau hieb sich mit dem Fleischbeil die rechte Hand ab, mit der er gesündigt hatte, weil es im Evangelium heißt: so dich deine Hand ärgert, so haue sie ab. — Noch andere spielten und hüpften wie die Kinder, um den Kleinen gleich zu werden, denen nach des Heilandes Worten das Himmelreich ist. Es bedarf der Bemerkung nicht, daß diese Irrthümer zu den gröbsten Ausschweifungen führen mußten, aber eben so wenig ist es in Abrede zu stellen, daß bei Manchen, selbst aus

*) Sehr richtig bemerkt Cochläus in seiner Schrift über die XXI. Artikel der Wiedertäufer, in Beziehung auf die Gütergemeinschaft innerhalb dieser Secte: „Wer in rechter Wahrheit zu solchem Leben und Gemeinschaft der Güter guten Sinn und Lust hat, der mag sich begeben in ein Kloster, da findet ers recht ordentlich und beständiglich, da kein Person sprechen mag, das ist mein eigen. Und ist nicht nöthig, dieses Punktes halber von christlicher Kirchen auszufallen" u. s. w.

den ärgerlichsten Mißgriffen solcher Art, ein rührend guter Wille hervorleuchtet, der nicht zu seinem Nachtheil auf grelle Weise von der Orthodoxie der Prädicanten absticht. Mehrere der letztern konnten dem guten Glauben vieler Wiedertäufer ihre Anerkennung nicht versagen, und die Freudigkeit, mit der manche dieser Schwärmer für ihren Irrthum in den Tod gingen, preßt dem Oberhaupte der neuen Kirche zu Wittenberg das Geständniß ab: „daß man diese Ungeheuer weder durch das Schwert, noch durch das Feuer bändigen könne. Sie verlassen Weib, Kind, Haus und Hof und Alles, was sie haben." — Auch der „sanfte" Melanchthon ermahnt seine Glaubensgenossen, „sich ja nicht daran zu ärgern, wenn er die Wiedertäufer so getrost in den Tod gehen und Alles leiden sähe, weil Satan sie verhärtet habe." —

Der oben geschilderten mystischen Richtung konnten Visionen und ekstatische Zustände nicht mangeln, ja es wird weiter unten aus der Geschichte der Vorgänge in Münster erhellen, wie diese geheimen Offenbarungen und Gesichte die Axe wurden, um welche sich das geistige Leben der Secte drehte. Mag sich immerhin, wie dieß bei allen pseudomystischen Erscheinungen der gewöhnliche Fall ist, der finstern Begeisterung vielfacher Betrug beigemischt haben, mögen nicht minder auch grobe Selbsttäuschungen mit unter gelaufen seyn, — dennoch lassen sich viele Erscheinungen jener Art nur durch dämonische Einflüsse, oder, um uns des neuerdings beliebten Kunstausdruckes zu bedienen, durch ein Hereinragen der Nachtseite der Geisterwelt in das gewöhnliche Leben erklären. Melanchthon, der bei ihrem ersten Auftreten zu Wittenberg durch eben diese Erscheinungen halb für sie gewonnen ward, erklärte: „Man sehe aus vielen Zeichen, daß in ihnen gewisse Geister seyen," und einer seiner vertrautesten Freunde schreibt: „Diese Leute hätten die sonderbare Gabe Gottes von sich gerühmet, daß sie künftige Dinge von sich vorhersagen könnten. Man habe auch erfahren, daß viele unter ihnen im Traume wunderbarliche Gesichte gehabt, und etlichen, wiewohl wenigen,

auch des Tages und wachend gewisse Erscheinungen geschehen. Auch sey gewiß, daß unter ihrem Haufen Weiber geweissagt hätten.“ — Sie gründeten hierauf in ihrer kirchlichen Disciplin den Grundsatz: nichts zu predigen, als was ihnen von Gott würde geoffenbaret werden, und in Folge dessen waren manche ihrer Propheten bald so glücklich, täglich neue Befehle Gottes zu empfangen. — Sebastian Francke berichtet hierüber: „etliche wären darob entzückt worden, etliche hätten gezittert oder wären unbeweglich gelegen, bisweilen auf zwei oder drei Tage. Darnach, da sie wieder zu sich selbst gekommen, hätten sie prophezeit, Wunder gesagt, als wären sie in einer andern Welt gewesen, und dieß meinten sie mit Paulo gemein zu haben, als 2 Cor. XI. Viele konnten die Geheimnisse nicht sagen, die sie da gesehen hätten. Viele hielten viel auf Gesichte und Träume, etliche aber auch gar nicht und hielten sich an den Buchstaben der Schrift. Etliche hielten weder auf Predigten noch auf Bücher etwas.“ — Ueberhaupt darf man sich die Lehre der Wiedertäufer durchaus nicht als abgeschlossenes, fertiges System, oder die Schaar ihrer Anhänger als einen gesellschaftlichen Körper mit Haupt und Gliedern denken. Im Gegentheil war unter ihnen, trotz alles Zusammenhaltens gegen gemeinschaftliche Gegner, der willkührlichsten Bewegung ein freier Spielraum geöffnet, und da die Quelle der Offenbarungen und Gesichte immer reichlicher floß, und Niemand heute wissen konnte, was neue Propheten morgen offenbaren würden, so mußte begreiflicherweise das Dogma, wie die gesellschaftliche Einrichtung dieser Secte als ein beständig im Werden begriffener Bau erscheinen. Nur so viel war nothwendiges Ergebniß der pseudo-spiritualistischen Richtung der Secte, daß sie, die sich des unmittelbaren Verkehrs mit Gott gewürdigt glaubte, die Sacramente als die gewöhnlichen Gnadenmittel gering schätzte, und höchstens als bloße Zeichen oder als Mittel der Bestärkung im Glauben gelten ließ. — Dieß erklärt, wie diese hypermystische Richtung sich mit dem platten Rationalismus

Zwingli's in der Lehre vom Abendmahle begegnen konnte. Die Verwerfung der Kindertaufe war, so wie die Verdammung aller Ceremonien der alten Kirche überhaupt, nichts als nothwendige Consequenz eben jener spiritualistischen Auffassung der Sacramente und Sacramentalien, welche in ihrer Tiefe wiederum mit der gesammten manichäischen Naturanschauung der protestantischen Mystiker zusammenhing. — Erst später bot sich die Wiederholung der Taufe als bequemes Bundeszeichen für die Glieder der Secte dar, welche von diesem mehr zufälligen, als wesentlichen Umstande den Namen empfing.

Eine weitere Folge des mystischen Charakters der Wiedertäufer war ihr entschiedener Haß gegen die Wissenschaft, ja, überhaupt gegen alle Ueberlieferung, Geschichte und herkömmliche Sitte in der Kirche, eine Abneigung, in welcher sie sich mit Luther, und mehr noch mit Calvin und Zwingli, begegneten. In ihrer energischen Weise trieben sie diese jedoch nicht selten bis zur Vernichtung aller Bibliotheken, Urkunden und Documente, was an ähnliche Scenen der französischen Revolution erinnert, deren Geist dem wiedertäuferischen wenigstens in politischer Beziehung verwandt war. Hatten die Wiedertäufer aber einmal die Brücke der Tradition hinter sich abgeworfen, so war das Wiederaufleben längst verurtheilter Häresien der ersten Jahrhunderte nichts als ein nothwendiger Fortschritt. — Chiliastische Träumereien spielen, begünstigt und genährt durch die Visionen ihrer Propheten, späterhin in Münster eine wichtige Rolle; ja, das Bestreben der Wiedertäufer war hauptsächlich darauf gerichtet, den Zustand, welcher während des tausendjährigen Reiches und nach der Ankunft Christi statt finden sollte, zu anticipiren, und das selige Leben bereits vor dem Weltende nach besten Kräften zu verwirklichen. Daher ihre Grundsätze über die Gemeinschaft aller Güter, über die Obrigkeit; Grundsätze, welchen die Vorsehung, allen christlichen Nationen zum warnen-

den Exempel in Münster den Spielraum zu ihrer freien Verwirklichung gewährte.

Die Frage nach dem ursprünglichen Verhältniß dieser Secten zur Persönlichkeit Luthers und zu seiner Lehre, muß nach Erwägung aller Umstände dahin beantwortet werden: daß der mystische Protestantismus, der bald durch den gemeinschaftlichen Namen: Wiedertäuferei unterschieden wurde, — eine der ersten Früchte der Glaubenstrennung, und nichts als die consequente Entwickelung einer der Grundrichtungen des Protestantismus überhaupt war; daß eben diese Secte auch in Luthers ersten Schriften zahlreiche, weiter unten zu erwähnende Anhaltspunkte fand; daß aber die protestantischen Mystiker sehr bald zum offiziellen und staatsrechtlich anerkannten Protestantismus in das Verhältniß von mehr oder weniger verfolgten Separatisten traten. In Luther lagen nämlich jene drei Richtungen vereinigt, die später in den oben bezeichneten drei großen Hauptströmungen des Protestantismus aus einander gehen. Von seinem ersten Ursprunge her (unreifer) Mystiker, hat er die Vernunft, das natürliche Denken, ja die menschliche Natur überhaupt, gründlich gehaßt, der Philosophie möglichst viel Böses nachgeredet. — Er kann kraft dessen die Vaterschaft aller jener Secten nicht ablehnen, die nach seinem Vorgange das innere Licht für die alleinige Quelle der Offenbarung hielten. Allein durch sein willkührliches Läugnen und Wegwerfen dessen, was seinen Theorien in der überlieferten Glaubenslehre nicht entsprach (wie z. B. der Anbetung des Sacramentes, der speciellen Beichte, mancher Stücke des neuen Testaments u. s. w.), bot er auch dem rein negativen, rationalistischen Unglauben einen Anhaltspunkt, den dieser bis auf den heutigen Tag nicht aufgegeben hat. — Endlich ist Luther durch die Heftigkeit und unbegränzte Vorliebe, mit welcher er seine Meinungen, wie schwach sie auch mit Gründen unterstützt, ja so sehr sie von allen Gründen entblößt seyn mochten, seinen Anhängern als Autorität aufdrang, recht eigentlich der Schöpfer des spä-

tern lutherischen Buchstabenglaubens (der sogenannten Orthodoxie) geworden, und diese Richtung muß als diejenige bezeichnet werden, welche in seinen spätern Jahren der unterscheidende Zug seines Charakters wird.

Aus dem eben Gesagten folgt von selbst, daß Luther eine Richtung, welche auf Freiheit von seiner eigenen Autorität Anspruch machte, wie die der Wiedertäufer, nicht nur nicht dulden konnte, sondern daß er sie mit jener äußersten Härte, die in seinem ganzen Wesen lag, bis auf den Tod verfolgen mußte. Sie waren ihm um so verhaßter, je schlagendere Beweise sie liefern konnten, daß ihr gesammtes Treiben nichts als die folgerechte Entwickelung eines Strebens sey, dessen Anfänge in Luthers eigenen Schriften liegen. Wenn dieser in seiner Schrift „von der christlichen Freiheit" (1520) den Satz aufstellt: „ein Christenmensch sey Herr aller Dinge und Niemanden unterworfen", so sieht jeder Unbefangene, daß es nur der consequenten Entwickelung dieses Ausspruchs bedurfte, um unausbleiblich zu jenen politischen Idealen zu gelangen, welche die Wiedertäufer in Münster verwirklichten. — Die phantastische Vorstellung von einem reinen Christenstaate, als von einer absoluten Theokratie, wo Christus allein, mit Ausschließung jeder weltlichen und geistlichen Obrigkeit herrschen solle, findet sich auch in einer andern Schrift von weltlicher Obrigkeit welche Luther im Jahre1523 ergehen ließ *). Noch während Luther auf der Wart-

*) Fol. 205. Luthers Schriften. (Jenaische Ausgabe Th. II. S. 205.) „Möchstu aber sprechen", heißt es hier, weil denn nu unter Christen kein weltlich Schwert seyn soll, wie will man sie denn eusserlich regiren? Es mus je Oberkeit auch unter den Christen bleiben. Antwort. Unter den Christen sol und kann kein Oberkeit seyn, sondern ein jglicher ist zugleich dem andern unterthan, wie Paulus sagt Röm. 12. Ein jglicher sol den andern seinen öbersten halten. Und Petrus 1. Petr. 5. Seid allesammt unter einander unterthan. Das will auch Christus Lucae 14. Wenn du zur Hochzeit geladen wirst, so setze dich allerunterst an. Es ist unter den Christen kein öberster,

burg war, hatten einige neugläubige Mystiker aus Zwickau sich nach Wittenberg gewendet, und durch die Erzählung von ihren Wundern und Gesichten Melanchthon bald für sich eingenommen. „Ich habe große Ursachen, die mich bewegen, daß ich diese Leute nicht verachten will“, schreibt er an seinen Churfürsten; doch wagt er ohne Luther nicht über die Geister zu entscheiden, die aus ihnen sprechen sollen. Allein bei einer Unterredung, die im Jahre 1522 zwischen diesem und den zwickauischen Mystikern statt hatte, kam es zum offenen

denn nur Christus selber und allein. Und was kann da für Oberkeit sein, da sie alle gleich sind und einerlei Recht, Macht, Gut und Ehre haben. Dazu keiner begert, des andern Oberster zu seyn, (sondern jglicher will des Andern Unterster seyn; kund man doch, wo solche Leute sind, kain Oberkeit aufrichten) ob man's gern thun wolt, weil es die Art und Natur nicht leidet, öberste haben, da kein Oberster seyn will noch kann. Wo aber nicht solche Leut sind, da sind auch nicht rechte Christen“.

„Was sind denn die Priester und Bischofe? Antwort: Ir Regiment ist nicht ein Oberkeit oder gewalt, sondern ein dienst und ampt. Denn sie nicht höher und besser für ander Christen sind. Darum sollen sie auch kein Gesetz noch Gebot über ander legen, on derselben Willen und Urlaub, sondern jr regirn ist nicht anders denn Gottes wort treiben, damit sie Christen füren und Ketzerei überwinden. Denn wie gesagt ist, die Christen kann man mit nichten, on allein mit Gottes wort regiren. Denn Christen müssen im Glauben regiert werden, nicht mit eusserlichen Werken. Glaube kann aber durch kein Menschen wort, sondern nur durch Gottes Wort kommen. Wie Paulus sagt Röm: 10 — — — Welche nu nicht glauben, die sind nicht Christen, die gehören auch nich unter Christus Reich, sondern unter das weltliche Reich, daß man sie mit dem Schwert und eusserlichem Regiment zwinge und regiere. Die Christen thun von jnen selbs ungezwungen alles gutes, und haben genug für sich allein am Gottes wort“. — — — Es wird weiter unten gezeigt werden, wie ungezwungen und naturgemäß aus dem Boden dieser Theorie, die Praxis der münsterischen Propheten emporschoß.

Bruche. Luther fand sich gerade durch das empört, was die bessere und versöhnende Seite des Irrthums der ersten Wiedertäufer war, deren Streben nur deshalb in's Verderben führen mußte, weil sie von der Möglichkeit eines Fortschreitens zur christlichen Vollkommenheit außerhalb der Kirche träumten. Luther tadelt dagegen höchlich an ihnen: „daß ihnen die Wiedertäufer solche Gedanken in Sinn genommen hätten, sie wollten also leben, daß sie nichts über all sündigten, und bildeten ihnen also die allerschönsten Tugenden in ihren Gedanken für". — In der That kann nicht geläugnet werden, daß solche Tendenzen, mit wie großer Verkehrtheit sie im Uebrigen auch gepaart seyn mochten, dennoch im schroffsten Gegensatze zu dem lutherischen: pecca fortiter standen. Beide Theile schieden daher in der heftigsten Erbitterung von einander. Die Wiedertäufer, welche sich besonders über das ruchlose Leben der lutherischen Prädicanten und die Zuchtlosigkeit in der neuen Kirche entsetzten, schrieben dem Stifter derselben einen Brief voll Zorn und Entrüstung, worin sie ihm mit der Strafe Gottes drohen. — Luther dagegen, der die Hinrichtung der Ketzer nur dann mißbilligte, wenn sie seine Anhänger traf, rief, als kräftigste Widerlegung, seinen Herrn, den Kurfürsten, zur peinlichen Verfolgung solcher Widersacher auf, in Folge deren das Richtschwert im Lande Sachsen in so rüstige Bewegung kam, daß selbst der Landgraf Philipp von Hessen, zu dessen schwachen Seiten blutscheue Weichherzigkeit gewiß nicht gehörte, den Eifer der Ketzerrichter zu Wittenberg durch seine Vorstellungen mäßigen zu müssen glaubte.

In der Natur jeder mystischen Secte liegt der Mangel an äußerer Einheit und organischer Verfassung. — Auch die Wiedertäufer, welche sich als halb geheime Gesellschaft bald über das ganze Reich verbreiteten, vornämlich aber in der Schweiz und in Holland festsetzten, hatten kein gemeinschaftliches Haupt, und schlossen sich, in zahllose kleinere Spielarten von Secten und Conventikel getheilt, an einzelne Mysta-

gegen an, die sie dann, je nach Umständen und Gelegenheit, gegen andere Führer vertauschten, welche durch neue, auffallende Weissagungen die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich zogen. — Arnold nennt als dergleichen wiedertäuferische Abzweigungen beispielweise die Huttiten, also genannt von dem Schlesier Jakob Hut, der zuerst in Bayern, dann in Mähren noch im 16ten Jahrhundert mehrere tausend neugläubige Mystiker um sich versammelte, und zuletzt in Inspruck verbrannt wurde. Von diesen trennten sich, unter einem gewissen Gabriel Scherding die Gabrieliten; später, nach dem Fall von Münster, bildeten die Familisten, unter Heinrich Nicolai, eine familia charitatis. Die Adamiten, die man grober, sinnlicher Ausschweifungen beschuldigt, die Battenburger, die Abgesonderten, die Spiritualen, die Betenden, die Schweigenden u. s. w. waren eben so viele engere Kreise niederländischer Wiedertäufer.

Unter allen diesen Propheten war der schwäbische Kürschner Melchior Hoffmann, aus dessen Secte jene Sendboten hervorgingen, welche das wiedertäuferische Reich zu Münster stifteten, der merkwürdigste und geistig bedeutendste. Dieser Schwärmer, von welchem schwerlich in Zweifel gezogen werden kann, daß er selbst an seine prophetischen Gesichte und Weissagungen glaubte, hatte zuerst in der Schweiz gelehrt, war dann nach Straßburg, von dort nach Friesland gezogen, und hatte hier, das Land in allen Richtungen durchstreifend, vier Jahre lang die Lehre der Wiedertäufer ungestraft verbreitet, und zahlreiche Anhänger für dieselbe geworben. — Nach seiner Versicherung soll ihm dort auf einem seiner Züge ein Greis erschienen seyn, und ihm geheißen haben, Straßburg zum Mittelpunkte seiner Wirksamkeit zu machen, weil jene Stadt das himmlische Zion werden, und er daselbst, Anfangs verfolgt, einen König einsetzen werde, der über die ganze Erde herrschen solle. — Dorthin brach er in Folge dieser Erscheinung ungesäumt auf, und trieb, nachdem er für die zahlreichen wiedertäuferischen Gemeinden in den Nieder-

landen zwei Bischöfe eingesetzt hatte, — sein Prophetenthum zu Straßburg in einer Weise, daß diese Stadt ohne Zweifel in kurzer Zeit ein ähnliches Geschick, wie später Münster, erlebt hätte, wenn nicht der dortige Rath, muthiger oder glücklicher als der münsterische, sich nach einer fruchtlosen Disputation der reformirten Prädicanten mit dem ungelehrten Hoffmann, der Person des Sectenstifters, bemächtigt und ihn gefangen gesetzt hätte. Zwar hofften seine Anhänger, daß er nach sechs Monaten glorreich aus seinem Kerker hervorgehen werde, und ihre Seher verkündigten: daß er an der Spitze von 144,000 Versiegelten das neue Reich der Gläubigen zu stiften berufen sey, alle Widerwärtigen aber mit dem Feuer tödten werde, das aus seinem Munde gehen solle. — Allein die Weissagung blieb unerfüllt und Hoffmann im Gefängnisse, wo er im Jahre 1540 starb, nachdem er vorher noch seine besondern Irrthümer mit denen der calvinischen Kirche von Straßburg vertauscht haben soll.

Inzwischen waren die beiden Häupter, welche er der Secte in Frießland gegeben, nicht müßig geblieben. Einer derselben, Johann Tripmacker, der sich nach Amsterdam begeben, und dort gelehrt und getauft hatte, wurde ergriffen, und endete sein Leben, mit sechs oder sieben Gefährten, im Haag auf dem Blutgerüste. Die Kunde von diesem Unfall bewog Hoffmann, von seinem Gefängnisse aus, dem Andern jener beiden Bischöfe, Johann Matthießon, einem Bäcker aus Harlem, die Weisung zu geben: daß er zwei Jahre lang sich des Taufens enthalten, und nur im Stillen die Lehre der Secte verbreiten sollte. — Diesem aber fehlte die Geduld zu einer so weit aussehenden Enthaltsamkeit. Er streifte das Joch seines Meisters ab, wählte zwölf Apostel, und sandte sie in alle Welt, die Lehre vom herannahenden tausendjährigen Reiche zu predigen, und allen Gläubigen zum zweiten Male die Taufe zu ertheilen. Zwei jener Sendboten kamen nach Münster, und fanden dort in sofern einen empfänglichen Boden, als ein Theil der lutherischen Faction, Rottmann an

der Spitze, auf ganz entgegengesetztem, rationalistischem Wege ebenfalls schon auf die Verwerfung der Kindertaufe gekommen war. Die ausgestreute Saat schoß daher bald lustig empor, und Matthießon selbst fand es nach einiger Zeit gerathen, das unglückliche Münster zum Schauplatz seines verderbenschwangern Treibens zu machen.

XXXIII.

Ueber die Wilden vom Nordwesten Nordamerikas, die Montagnards genannt.

(Aus den mündlichen Mittheilungen dortiger Missionäre.)

Im Jahre 1829 lernte ich in Neapel zwei fromme und gebildete nordamerikanische Geistliche aus Kanada und dem Bisthum Quebeck, mit Namen Thomas Maguire und Anton Tabeau, kennen, die wegen kirchlicher Angelegenheiten nach Rom gereis't und von dort auch hieher gekommen waren *). Wir sahen einander während ihres hiesigen Aufenthaltes mehrmals und sprachen oft von dem Zustande der katholischen Religion in Nordamerika und den Missionen bei den dortigen Wilden. Die beiden Priester hatten selbst dreimal bei einem Stamme von Wilden, die sie, wegen ihrer Wohnsitze im Ge-

*) Wir verdanken die folgenden Nachrichten über das Leben der amerikanischen Hochländer und ihren Verkehr mit den katholischen Missionären der Güte eines würdigen und gelehrten Schweizer Priesters, Herrn Eichholzer in Neapel, der selbst eine Reise nach dem Orient gemacht hat, mit deren Herausgabe er dermalen beschäftigt ist. Diese Blätter werden vielleicht Gelegenheit haben, vorläufig einige Proben dieser Reisebeschreibung ihren Lesern mitzutheilen.

Anmerkung der Redaction der hist.-polit. Blätter.

birge Montagnards nannten, Missionen gehalten, und erzählten mir Vieles von denselben. Ich bereute nach ihrer Abreise oft, die merkwürdige Erzählung von diesen Wilden nicht sogleich genau niedergeschrieben zu haben. Glücklicherweise bot sich mir aber nach einigen Jahren ganz unvermuthet noch Gelegenheit dazu dar, denn Herr Maguire machte im Jahre 1834 wegen kirchlicher Angelegenheiten eine zweite Reise von Kanada nach Rom, und von dort auch wieder einen Abstecher nach Neapel, wo wir einander mit inniger Freude wieder sahen. Ich machte mehrere Ausflüge mit ihm in die herrlichen Umgebungen dieser Stadt, auf welchen er mir auf meinen Wunsch die Erzählung von den Montagnards wiederholte, die ich dann genau niederschrieb, und um ihres merkwürdigen und erbaulichen Inhaltes wegen auch den Lesern dieser schätzbaren Blätter mittheile.

Herr Maguire war Vorsteher eines großen und blühenden Mädcheninstituts in Quebeck, und während seines zweiten Aufenthaltes in Rom wurde Herr Tabeau, sein früherer Reisegefährte, zum Bischof ernannt, soll aber, wie ich später vernahm, bald nach seiner Ernennung gestorben seyn. Herr Maguire kehrte 1835 wieder nach Kanada zurück und meldete mir in einem Briefe vom 8. Mai desselben Jahres von New-York seine glückliche Ueberfahrt und Zurückkunft nach Amerika.

Die Esquimaux, die sich meistens mit dem Fischfang abgeben, und nur von Fischen leben, wohnen größentheils auf den Gestaden ringsum die Hudsonsbay. Aber tief im Innern des Landes, nordwestlich von Kanada, ist ein Stamm von Wilden, welche die Kanadesen, in französischer Sprache Montagnards nennen. Die meisten dieser Wilden sind Christen, nur wenige, die sehr weit von den zum Christenthum bekehrten Wilden wohnen, sind noch Heiden. Die große Entfernung, da sie über 100 Stunden landeinwärts wohnen, und die ungeheueren Schneemassen machen es beinahe unmöglich, daß sie ein Missionär besuche, und ihnen das erfreuliche Licht

des Evangeliums bringe. Diese Wilden sind nicht zahlreich, leben von der Jagd und sehr zerstreut. Eine einzige Familie bedarf eines großen Landstriches, um sich zu nähren, 30 bis 40 Quadratmeilen hat sie nöthig, um sich durch die Jagd ihre Lebensbedürfnisse zu verschaffen. Sie sind sehr gutmüthig, und erkennen ein höchstes Wesen, das sie Tschitschemanitu, das heißt den großen Geist nennen, sie glauben aber auch an einen Urheber des Bösen, und nennen ihn Matschemanitu, oder den bösen Geist. Sie glauben an die Unsterblichkeit der Seele und sagen, die Bösen werden nach dem Tode bestraft, und die Guten belohnt.

Die Bösen kommen nämlich in eine wüste Gegend, wo sich nur sehr wenig Wild findet, und sie sich mit vieler Mühe fast unmöglich das zur Nahrung nöthige Wild erjagen können, und immer vom Hunger gequält werden. Die Guten hingegen kommen in eine Gegend, die sehr lieblich zu bewohnen ist, und wo sich eine unzählige Menge Wild befindet, so daß man überall wilde Thiere erlegen kann, ohne auf mühsamer Jagd selben lange nacheilen zu müssen, wo man also ein ruhiges, sorgenloses und bequemes Leben führt.

Ihre Moral ist sehr einfach, sie sagen nämlich: den Nächsten lieben und ihm Gutes thun sey gut, gegentheils aber ihn hassen und ihm Böses thun, sey böse. Jede Art von Diebstahl wird für ein Verbrechen gehalten, und zwar für ein großes, wahrscheinlich, weil sie sich mit so vieler Mühe ihre Nahrung erwerben. Auch das Verlangen, einem andern zu schaden, oder etwas zu entwenden, halten sie für Fehler.

Wenn eine Mordthat begangen wird, so wird der Mörder nicht gerichtlich gestraft, es ist aber die Pflicht der Familie des Ermordeten, ihn durch den Tod des Mörders zu rächen. Oft verbeißen sie den Groll und die Blutrache, bis sie bei bequemer Gelegenheit den Mörder auch erschlagen können. Herr Maguire kannte ein Beispiel, daß man erst nach zehn Jahren Gelegenheit fand, einen Todschläger auch mit der Axt zu tödten. Sie haben aus Steinen verfertigte Aexte.

In Kanada findet man noch mehrere solche Aexte in der Erde, die aus Steinen verfertigt waren, weil diesen Wilden der Gebrauch des Eisen unbekannt war. Die Polygamie ist bei ihnen erlaubt. Herr Maguire sah und sprach einen Mann der zwei Weiber hatte. Er fragte ihn, warum er zwei und andere nur ein Weib haben: er antwortete, weil er ein geschickterer Jäger als andere sey, und selbe ernähren könne. Zanken sie sich aber nicht zuweilen, oder entsteht Eifersucht unter selben? fuhr der Missionär zu fragen fort. „Selten“, antwortete der Wilde, „alsdann weise ich sie schnell zur Ruhe und Ordnung“. Aber könnte dir so nicht etwa einst eines deiner Weiber davon laufen? sagte der Missionär. Nein, versetzte der Wilde, „weil selbem Niemand zu essen geben würde“. Auch den Ehebruch halten sie für ein großes Verbrechen, aber sonst sehen sie Unzucht gleichgültig an.

Die Kleidung dieser einfachen und gutmüthigen Jäger besteht nur aus Thierfellen. Im Sommer tragen sie leichte Kleider, ja öfters nur eine Schürze um die Schamtheile, des Winters hingegen, bedienen sie sich gutgenähter und bequemer aus Thierfellen zubereiteter Kleider, die noch die nach Innen gewandten Haare haben. Da der Winter bei ihnen sehr lang ist, und sie in dem tiefen Schnee herab sinken, und nicht darin gehen können, so tragen sie an den Schuhen einen Reif mit einem kleinen Brette, der sie nicht in den linden Schnee hinabsinken läßt.

Ihren ganzen Körper haben sie tätowirt, viele mit verschiedenen Farben bemalt, auch ihr Gesicht ist scheckig gemalt und tätowirt. Einige tragen einen Ring in der Nase, andere Ohrgehänge, die oft sehr lang sind. Ihre Wohnung ist eine elende Hütte aus Baumästen und Baumrinden verfertigt, die in der Mitte oben eine Oeffnung für den Rauch hat. Sie schlagen nämlich Baumäste als Pfähle in die Erde und legen queer an dieselben Baumrinde, die sie im Winter von Außen noch gut mit Schnee zudecken. Auf Reisen führen sie immer einen kleinen aus Baumrinde verfertigten Kahn (ca-

not) mit sich, der ihnen dient, um über Seen und Flüße zu setzen. Eine kleine unvorsichtige Bewegung würde denselben umwerfen. Er ist von vorne und hinten ganz zugespitzt, und in der Mitte halten ihn einige auf beiden Seitenwänden angenagelte dünne Bretter zusammen. Eine ganze Familie solcher Wilden, setzt sich mit ihrer ganzen ärmlichen Habseligkeit in einen solchen Kahn, nicht auf besagte Queerbretter, sondern auf den Boden, um das Gleichgewicht zu erhalten. Mit zwei kleinen Rudern lenken ihn gewöhnlich Mann und Weib, und ihre Kinder sitzen ruhig in demselben. Mit eben diesem Kahn den sie zu Land tragen, fahren sie auch auf dem Meere unfern des Gestades. Auf dem Lande schlafen sie auch oft des Nachts unter diesem Kahne, den sie auf sich umkehren. Sie führen auch lange und breite Baumrinden zusammengerollt mit sich, rollen selbe auf, wo sie übernachten wollen, und breiten sie über Pfähle von Baumästen aus, und machen sich auf diese Weise ein Zelt.

Sie haben fast nicht mehr Hausgeräthe als Diogenes in seinem Faße hatte. Eine zinnerne leichte Schüssel, eine Art zum Holz fällen und Bogen und Pfeil machen ihre ganze Habe aus.

Obgleich diese Wilden ein Oberhaupt haben, so hat dasselbe doch wenig zu befehlen, da selten etwas zu entscheiden ist. Durch die Zeit geheiligte Gebräuche gelten als Gesetze.

Ihre Sprache ist sehr schwer und voll Mitlauter, die Wörter sind meistens sehr lang und ändern die Bedeutung durch das Beifügen von einer oder mehreren Sylben am Anfange oder Ende derselben. Herr Maguire sagte mir, sie sollen ein Wort von zweiunddreißig Sylben haben. Ihre Sprache ist sehr schwer zu erlernen, weil man ihre Aussprache fast unmöglich gut erlernen kann, wenn man nicht von Kindheit an unter ihnen gelebt hat. Oft gleicht dieselbe einer Musik, sanft ertönend, und oft rollen die Worte wie aus einer Wortmühle daher.

Ein weißer Knabe hatte vom 12ten bis ins 36te Jahr unter

diesen Wilden gelebt, und ihre Sprache gut erlernt, und doch versicherten die Wilden, man merke ihm immer noch an, daß er nicht unter ihnen geboren sey. Er selbst bekannte dem Missionär, sie könnten noch immer zuweilen vor ihm, wenn sie wollen, daß er sie nicht verstehe, durch veränderten Ton oder mit ihm unbekannten Wendungen in seiner Gegenwart reden, ohne daß er sie verstehe. Ein Missionär brachte fast ein Jahr bei ihnen zu, um ihre Sprache zu erlernen, konnte aber unmöglich so lange bei ihnen verweilen, als es nöthig gewesen wäre, um dieselbe vollkommen zu erlernen.

Die Jesuiten hatten vor der Aufhebung ihres Ordens hier auch Missionen und bekehrten viele Wilde Kanadas zum Christenthume. Sie brachten den meisten Montagnards die nicht gar zu weit entfernt waren, das heilbringende Licht des heil. Evangeliums. Diese Verkünder der heil. Lehre, die die wilden Kanadesen in den Wäldern aufsuchten, um ihnen die frohe Botschaft des Wortes und der Gnade Gottes zu bringen, lehrten sie auch lesen. Sie brachten die Sprache dieser Wilden unter gewisse grammatikalische Regeln, und schrieben eine Sprachlehre und ein Wörterbuch für ihre Nachfolger, deren sich auch die heutigen Missionäre noch bedienen, um diese arme, aber schwere Sprache zu erlernen. Diese Wilden haben für jene Gegenstände, die sie kennen, sehr viele Wörter, aber für viele Dinge und Ideen, die ihnen ganz unbekannt sind, haben sie natürlich auch keine Wörter. So haben sie z. B. viele Wörter, die Wasser bedeuten, als Meer-, See-, Fluß- und Schneewasser. Die heutigen Missionäre bedienen sich zum Unterrichte dieser Wilden auch noch mehrerer von den Jesuiten in ihrer Sprache geschriebener Predigten. Für die Wilden selbst verfertigten die Jesuiten ein Gebetbuch, das zugleich die Grundsätze unserer heil. Religion enthält, und auch das einzige Buch dieser guten Leute ist, dessen sie sich noch bedienen. Alle Wilden dieses Stammes, die Christen sind, können auch lesen, und wissen besagtes Büchlein fast auswendig. Während der Muße lehren die Eltern ihre Kinder le-

sen. Mehrere dieser Wilden schreiben auch. Wenn sie einander etwas melden wollen, so schreiben sie es auf eine Baumrinde, hängen selbe an eine Stange auf und einen Span oder einen Stock oder sonst etwas an einen Baum, bei dem sie wissen, daß andere Wilde vorbeigehen werden, um sie aufmerksam zu machen. Sobald diese im Vorbeigehen einen aufgehängten Pfahl oder ein andres ähnliches Zeichen bemerken, muthmaßen sie sogleich, hier müsse noch etwa ein Brief vorhanden seyn; sie suchen ihn daher auf und lesen ihn. Auf eben diese Art berichten sie auch einander, wann und wo sie zusammen kommen sollen, um den Missionär zu finden.

Man gibt ihnen auch einen in ihrer Sprache gedruckten Kalender, damit sie die Sonn=, Fest= und Fasttage kennen. Um sich nicht zu irren, bezeichnen sie stets den laufenden Tag des Monats mit einer Nadel, und fragen auch immer einander, welchen Tag sie haben, wenn sie mit andern Wilden zusammentreffen. Dieser Vorsicht ungeachtet geschieht es aber doch zuweilen, daß sie sich irren und z. B. Einige erst Samstag oder schon Montag haben, da andere den Sonntag feyern.

Die Nahrung dieser Montagnards besteht aus Wildpret; sie dörren auch Fleisch für den Winter, da oft mehrere vor Hunger sterben, wenn sie ihren kleinen Vorrath aufgezehrt haben, und ihnen der tiefe Schnee und die grimmige Kälte nicht auf die Jagd zu gehen erlauben. In einigen Gegenden giebt es viele Buckelochsen (des bisons) auf Gebirgen, die den Wilden eine reiche Jagd gewähren. Mitten auf dem Rücken haben diese Bückelochsen einen Höcker. Sobald die Wilden einer dieser Ochsen erlegt haben, öffnen sie seine Eingeweide und nehmen den Koth aus seinen Gedärmen, den sie für einen wahren Leckerbissen halten. Sie dörren auch davon und bewohnen ihn für die Reisen auf. Als ihnen einst Herr Maguire im Gespräche vorstellte, diese Speise sey etwas ekelhaftes, antworteten sie ihm: keine Speise sey reinlicher als diese, weil sich dieses

Thier nur mit guten Kräutern und Schnee ernähre, und ja wohl nichts reinlicher als Schnee sey.

Sie sind sehr geschickte Jäger; von Kindheit an üben sie sich schon im Pfeilschießen. Einige haben auch Flinten, die sie von weißen Amerikanern für Thierfelle eingetauscht haben, meistens bedienen sie sich aber der Pfeile. Sie ahmen das Geschrei fast aller Thiere auf eine ihnen eigene und ganz besondere Art nach. Schon in der Ferne erkennen sie die Vögel in der Luft, die der Weiße noch kaum bemerkt. Herr Maguire sagte mir, er habe gesehen, wie ein Wilder einen Vogel aus der Ferne herbeigelockt habe. Er kannte ihn nämlich schon, da Herr Maguire ihn noch kaum bemerkte, ahmte sein Geschrei nach und hub mit der Hand eine zinnerne Schüssel in die Höhe, sie schnell bewegend, um sie blinken zu machen. Der Vogel, durch das Geschrei getäuscht und durch den Glanz angelockt, flog näher herbei; der Wilde setzte sein Spiel fort, bis der Vogel nur noch einen Schuß weit von ihm entfernt war; nun griff er schnell nach seinem Bogen, drückte einen Pfeil auf ihn los, der ihn durchbohrte. Er fiel auf die Erde herab, der Wilde hob ihn auf und zeigte ihn dem Missionär.

Ein anderesmal stand der Missionär am Ufer des St. Lorenzflußes bei einigen Wilden. Sie sahen in der Ferne im Fluß ein Seekalb, alle verbargen sich und einer von ihnen hüllte sich schnell in ein Thierfell, ließ sich auf Hände und Füße nieder und ahmte die Stimme des Seekalbs nach. Das gute Thier wähnte ein anderes Seekalb zu hören, hob den Kopf aus dem Wasser empor und horchte. Der Wilde sein Geschrei fortsetzend, lockte auf solche Art dasselbe immer näher herbei, indem es sich dem andern vermeinten Seekalbe näherte, welches es am Ufer sah und hörte. Nun ergriff aber der Wilde, da es sich nur noch einen Schuß weit von ihm befand, die neben ihm liegende Flinte und erschoß es.

Diese Wilden sind sowohl mit einem sehr scharfen Gesichte als auch mit einem guten Gehör begabt. Sie sehen oft

im Wasser Fische, die sie mit Pfeilen oder Wurfspießen durchbohren, wo ein Weißer mit bloßem Auge nur die Oberfläche des Wassers bemerkt. Auch sah sie Herr Maguire oft horchen und in die Luft blicken, da er selbst noch gar nichts gehört hatte. Als er sie daher fragte, was sie denn gehört hätten, zeigten sie ihm in der Luft Vögel, deren Vorüberfliegen ein leises, dem Missionär unbemerkbares Geräusch verursacht hatte. Sie kennen auch die Anatomie aller Thiere ihrer Gegend sehr gut. Als einige ein Pferd sahen, betrachteten sie dasselbe neugierig, weil es ein ihnen ganz unbekanntes Thier war. Sie wunderten sich aber hauptsächlich, seinen Huf so hart und ungespalten zu finden, weil sie nur Thiere mit gespaltenen Füßen kannten. Der Missionär hatte unter den mit sich genommenen Lebensmitteln auch einen Schinken. Denselben betrachtend, fanden sie sogleich am Beine Merkmale, die ihnen von einem ihnen unbekannten Thiere zu seyn schienen, weil sie das Schwein auch wirklich nicht kennen. Die Montagnards machen öfter sehr große Reisen von vierzig bis hundert und noch mehr Stunden in der weitläufigen Gegend von Oberkanada umher. Herr Maguire sagte mir, nichts habe er bei den Wilden weniger begreifen können, als wie sie so große Reisen unternehmen, ohne sich zu verirren. Wenn man einen von ihnen zwanzig oder auch mehr Stunden weit irgendwo hinschickt, läuft er schnurgerade dem Orte zu, ohne Um- oder Nebenwege einzuschlagen, und erreicht ihn sehr richtig, wenn auch die Sonne nicht scheinen sollte, um sich nach ihrem Laufe richten zu können. Die Wilden scheinen hierin einen ganz sonderbaren, ihnen eigenen Instinkt zu haben, und es ist schwer zu begreifen und zu erklären, wie sich dieselben in jener weitläufigen Gegend, die sie bewohnen, so leicht zurecht finden können. So gar den weißen Amerikanern dienen sie oft zu Führern, und zuweilen nach Orten, wo sie selbst noch nie gewesen waren. Wenn sie Wild erlegt, und also für einige Zeit Nahrung im Vorrath haben, bleiben sie oft ganz unthätig. So lange sie zu essen haben, denken sie nicht

mehr an die Jagd, und erst, nachdem sie allen Vorrath aufgezehrt, denken sie wieder ans Jagen. So lange sie noch Fleisch von irgend einem erlegten Thiere haben, essen sie oft und viel, ist aber alles aufgezehrt, so ertragen sie auch mit großer Leichtigkeit zwei bis drei Tage und noch länger den Hunger.

Ein sehr großer Fehler, der unter den Wilden im allgemeinen herrscht, ist der leidenschaftliche Hang zu berauschenden Getränken. Weiße habsüchtige Kaufleute aus den vereinigten Staaten und Kanada vertauschen ihnen oft Branntwein für Thierfelle. Quid non mortalia pectora cogis auri sacra fames? Auch die Montagnards lieben den Branntwein sehr und nennen ihn warmes Wasser, das den Menschen zum Narren macht. Einst forderten einige von Herrn Maguire ein wenig Branntwein, weil sie blos von diesem Getränke gehört hatten, es aber noch nicht durch eigenen Genuß kannten. Ein Begleiter des Missionärs trug ein wenig mit sich, und Herr Maguire befahl ihm, diesen Wilden nur äußerst wenig zum Kosten zu geben. Nun wollten sie aber nicht aus einem Geschirre trinken, woraus Weiße getrunken hatten; einer von ihnen eilte daher mehrere Meilen weit in eine Hütte von andern Wilden, um dort ein Geschirr zu holen. Bevor sie aber tranken, bestrichen sie sich erst die Lippen; die Nasenlöcher und die Zungenspitze und kosteten sehr wenig davon, hielten den Branntwein für ein sehr unschmackhaftes Getränk und einige spien ihn zum Theil auch wieder aus. Durch Ueberredung dahin gebracht, trank endlich auch Einer aus einem hölzernen Geschirre des Herrn Maguire. Einige andere Wilde die noch keine weißen Menschen gesehen hatten, wunderten sich außerordentlich über des Missionärs weiße Gesichtsfarbe, begafften ihn lange und entblößten ihm auch die Brust und die Beine, um zu sehen, ob er am ganzen Körper weiß sey, oder nicht.

Da sie alle kupferfarbig und tätowirt sind, muß ihnen die weiße Farbe am nicht tätowirten Körper eines andern Menschen

wirklich seltsam vorkommen. Herr Maguire sagte mir auch, man habe ihn vor seiner Abreise zu den Montagnards ermahnt, im Unterricht die Stimme nie zu heftig zu erheben, und nie mit zu vieler Hitze zu sprechen, weil sonst diese Wilden, die Leute eines sehr sanften Charakters sind, glauben könnten, er sey erzürnt, und sich über dieses Betragen ärgern würden, da sie wissen, daß der Zorn nicht erlaubt sey. Er folgte daher dieser Ermahnung und sprach in seinem Unterrichte immer mit sanfter Stimme. — Obgleich sie auf Reisen und auf der Jagd viele und harte Beschwerden erdulden müssen, so haben sie auch wieder viele Muße. Sie versammeln sich gewöhnlich am Ufer des St. Lorenzflußes oder irgend eines Sees, zur Mission, weil sie dort Ueberfluß an Wildpret haben, welches sie mit leichter Mühe auf der Jagd erlegen. Auf diese Art hat der gütige Schöpfer sowohl für geistige als auch für leibliche Nahrung dieser armen Wilden väterlich gesorgt.

Die Missionen werden immer im Sommer an ihnen bekannten Orten gehalten, sie finden sich fleißig dabei ein, wohnen dort dem Gottesdienste mit Andacht bei, und empfangen die heil. Sacramente. Der Missionär tauft die Kinder, segnet Ehen ein, hört ihre Beicht an, und ertheilt ihnen die heil. Communion. Da sie einsam und zerstreut, die eine Familie hier, und die andere dort, weit von einander entfernt leben, und kein Geld haben und kennen, kennen und begehen sie auch wenige Sünden. Zuweilen vergehen sich jedoch Jünglinge mit Mädchen. Jene Wilden, bei denen Herr Maguire Missionär war, sind den größten Theil des Jahres ohne Priester, nicht nur weil die Familien ungeheuer weit von einander entfernt sind, sondern auch weil das Klima im Winter fast unerträglich ist.

Die meisten Wilden Nordamerikas sind noch Heiden und haben keine Priester, jedoch sind bei einigen Zauberer, die zugleich Aerzte und eine Art Priester vorstellen. Einst kamen sechs Wilde aus einer entfernten Gegend zu Herrn Maguire, um sich von ihm im Christenthum unterrichten und

taufen zu lassen. Er willfahrte ihnen, wie sie es verlangten. Einer von ihnen, ein junger Mann war eine Art Zauberer. Es sollen nämlich unter den Wilden große Beschwörungen bestehen, worin sie den bösen Geist befragen, ob sie eine gute Jagd machen werden oder nicht; auch über andere Gegenstände befragen sie ihn. Sehr oft errathen oder erhalten sie die erwünschte Antwort.

Auch Weiße, die zu den Wilden kommen, befragen die Zauberer, ob sie eine für ihre Handelszwecke günstige Reise unternommen haben oder nicht, da aber einige Male die Antwort nicht gut eintraf, behaupteten mehrere Weiße, diese Zaubereien seyen nur Thorheiten. Allein Herrn Maguire wurden diese Zaubereien auf dieselbe Art von Wilden aus verschiedenen Gegenden erzählt, und diese versicherten ihn auch, daß diese Zauberkünste allenthalben im nördlichen Amerika von den Wilden auf gleiche Art und Weise betrieben werden. Es läßt sich daher auch nicht bezweifeln, daß unter ihnen wirklich solche Zaubereien bestehen. Herr Maguire glaubte, es sey wirklich der böse Feind, der ihnen antwortet, und mit dem sie in einem gewissen Bündniß stehen. Dem sey nun wie ihm wolle, so ist jedenfalls das Zeugniß eines so frommen und klugen Mannes, der selbst bei diesen Wilden als Missionär gewesen ist, ehrwürdig.

Da das Land, das die wilden Montagnards bewohnen, den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt ist, so können die Missionen bei ihnen nur im Sommer gehalten werden. Der Missionär meldet ihnen daher, wann und wohin sie sich zur Mission versammeln sollen. Sie berichten einander durch an Stangen aufgehängte Briefe und auch noch mündlich, wo sie den Missionär finden können, und begeben sich fleißig zur bestimmten Zeit an den angezeigten Ort.

Nicht alle diese Wilden kommen zur gleichen Zeit und an einem und demselben Orte zusammen, sondern sie halten verschiedene Versammlungsorte. Der Missionär hielt während einiger Zeit die erste Mission, entließ dann diese Wilden,

ging etwa 100 Meilen weiter zu andern, bis er so die ganze Mission vollendet hatte. Diese guten Leute hören mit großer Neugierde das Wort Gottes an. Täglich hält der Missionär Predigt und Katechismus, einige gut Unterrichtete unterweisen die Kinder, um ihm die Arbeit zu erleichtern, er aber prüft sie alsdann, ehe er ihnen die hl. Sacramente ertheilt. Der Missionär bringt ihnen auch gewöhnlich einige heil. Bilder, die er ihnen erklärt, und die sie mit kindlicher Freude empfangen und sehr sorgfältig bewahren. Oft bringen sie auch mehrere Kranke mit sich, damit sie die heil. Sacramente empfangen, und Trost aus dem Munde des Priesters vernehmen. Der Missionär willfahrt ihren Wünschen, besucht sie oft und tröstet sie. Nach vollendeter Mission sehen diese Wilden keinen Priester mehr, bis aufs künftige Jahr. Der Missionär empfiehlt ihnen daher sehr nachdrücklich unsträflich vor Gott zu wandeln, um nicht in der Sünde dahin zu sterben.

Ueberhaupt sind diese Wilden sehr gut in unserer heil. Religion unterrichtet, weil die Aeltern viele Muße und guten Willen haben, die Kinder in derselben zu unterweisen. Die wichtigsten Gebete sind in ihre Sprache übersetzt, sie beten auch den Rosenkranz.

Oft trifft der Missionär auf seiner Rückreise einige Schaaren von Wilden an, bei denen er schon früher Mission gehalten hat, und die wegen des vielen Wildes, noch am Ufer des St. Lorenzflusses verweilen, und dann wieder in ihre Wälder zurückkehren. Er hält ihnen nochmals Gottesdienst, ermahnt sie wieder seine frühern Lehren und Ermahnungen zu befolgen, worauf sie im Frieden von einander scheiden. Der Missionär wird, wenn er bei diesen Wilden Mission hält, von einer Handelsgesellschaft erhalten. Aber nicht Religion und Seeleneifer bewegen diese Kaufleute zu dem wohlthätigen Betragen gegen den Missionär, sondern ihre Lust zum Gewinn, um mit diesen Wilden desto besser in Handelsverkehr treten zukönnen.

Diese Wilden sind so einfältig wie Kinder; wäh-

rend der Mission des Herrn Maguire kam eines Tags ein Jüngling zu ihm, der ihn bat, ihm doch ein Weib zu geben. Der Missionär sagte ihm, er verstehe sich ganz und gar nicht auf die Auswahl eines Weibes, er solle sich selbst ein Mädchen wählen, das er ihm dann zur Frau geben werde. Der Jüngling ging nun vor mehrere Hütten, sah durch die Oeffnung in dieselbe hinein, er erblickte in einer ein Mädchen das ihm gefiel, er eröffnete sowohl seinem Vater wie auch jenem des Mädchens sein Vorhaben; sie waren zufrieden, und das Mädchen willigte ein, und begab sich mit dem Jünglinge zum Missionär, der die Ehe einsegnete.

Die Wilden lieben den katholischen Missionär sehr und nennen ihn den Mann des Gebetes und den Diener des großen Geistes.

Auch protestantische Missionäre wollten bei einigen Wilden das Christenthum einführen, diese wollten sie aber nicht anhören, indem sie sagten, da sie auch Weiber und Kinder haben, so seyen sie ja ihnen gleich.

Diese Missionäre machen daher auch keine Fortschritte unter den Wilden, oder finden vielmehr gar keinen Eingang bei ihnen.

Die Bergbewohner schwören, wenn sie etwas auf die feierlichste Art betheuern wollen, auf eine ganz sonderbare Weise. Sie heben nämlich, ohne ein Wort zu sagen, die rechte Hand empor, und zeigen mit dem Zeigefinger gegen den Himmel, um anzuzeigen, sie nähmen Gott zum Zeugen dessen, was sie bekräftigen. So schwören nicht nur jene Montagnards die schon Christen, sondern auch jene, welche noch Heiden sind.

Wenn zuweilen einige christlichen Montagnards, die andern noch heidnischen und entfernt wohnenden Montagnards auf der Jagd begegnen und ihnen etwas vom Christenthum erzählen, äußern sie den Wunsch, auch sie möchten in der christlichen Religion unterrichtet werden. Es ist aber den Missionä-

ren, wie ich schon früher sagte, fast unmöglich zu ihnen zu kommen und sie zu unterrichten, weil ihr Winter bei neun Monate lang dauert, und sie in dem ungeheuern Landstriche zu ausgedehnt und zerstreut wohnen.

Als ich eines Tages mit mehreren Fremden, meistens Geistlichen, das hiesige chinesische Institut besuchte, und wir in einem Zimmer die Bildnisse aller bis jetzt in diesem Institute erzogenen und als Missionäre nach China zurückgekehrten jungen Chinesen sahen, zeigte uns Herr Maguire mehrere, die vollkommen diesen Wilden (Montagnards) ähnlich wären. Als ich ihn schon bei seinem ersten Aufenthalte in Italien in dieses Institut begleitet hatte, verwunderten er und Herr Tabeau, sein Landsmann, Reisegefährte und Mitbruder, der auch unter den wilden Montagnards Missionen gehalten hatte, sich über die auffallende Aehnlichkeit der chinesischen Jünglinge, sowohl jener, deren Bildnisse sie sahen, als noch mehr derer, welche hier den Studien oblagen, mit den ihnen so gut bekannten Wilden Nordamerikas. Dieß ist ein neuer und großer Beweis, daß die Bewohner Nordamerikas von Asien herübergekommen, und mit den Tartaren verwandt oder mit ihnen eines Stammes seyen. Daß diese Montagnards sehr friedsame Leute sind, erhellt aus folgendem: Herr Maguire zeigte auf seiner Mission vielen von ihnen ein Gemälde, das ein Seetreffen vorstellte und erklärte es ihnen auch. Sie erwiederten ihm hierauf, die Weißen seyen große Narren, daß sie sich so leicht und unbedachtsam im Kriege tödten ließen; wir fügten sie bei, würden uns nicht so leichtsinnig tödten lassen.

Jene Montagnards, die noch Heiden sind, entledigen sich auf eine ganz unmenschliche Art der zur Jagd untüchtigen und ihnen zur Last fallenden Greise. Wenn sie sehen, daß dieselben ihnen auf der Jagd nicht mehr nachfolgen und selbst kein Wild mehr erlegen können, sagen sie, ein solcher Mensch falle sich und andern zur Last; und glauben daher, man erweise ihm und den Seinigen gleichsam einen Dienst, wenn man ihm das Leben nehme. Um sich daher seiner zu entledi-

digen lassen sie ihm für einige Tage Nahrung in der Hütte zurück, und verlassen ihn dann unvermuthet, als wären sie auf die Jagd gegangen, und so muß der Unglückliche, nachdem er den kleinen Vorrath von Lebensmitteln aufgezehrt hat, vor Hunger sterben. Bei andern Wilden Nordamerikas herrscht dieselbe gräuliche und unmenschliche Sitte.

Ein zur Arbeit und Jagd untauglich gewordener Greis wird oft von seinem eigenen Sohne, der in einem Hinterhalte steht, mit einem Flintenschuße, wo sie Schießpulver haben, oder wo ihnen dieses fehlt, mit einem losgeschnellten Pfeile erschossen. Wollen ihn aber die Söhne nicht selbst tödten, so bestellen sie hiezu einen andern Wilden, und geben ihm diesen alles menschliche Gefühl empörenden Auftrag, indem sie den Ort zeigen, wo ihr Vater gewöhnlich hinzugehen pflegt. Der beauftragte Wilde versteckt sich nun an besagtem Orte und erschießt mit einer Flinte oder einem Pfeil den dorthin kommenden und keine Gefahr ahnenden Greis, indem er glaubt, so dem getödteten Vater und seinen Söhnen einen Dienst zu erweisen. Jene wilden Montagnards aber, die Christen sind, ehren ihre Greise und begehen diese Gräuelthat nie an ihnen.

XXXIV.

Album.

Vor einiger Zeit enthielt das Journal des Debats folgende Betrachtung über den gegenwärtigen Zustand Frankreichs: „Wo liegt jetzt die Frage? In den Kammern, oder auf der Straße? Wer kann sich noch darüber täuschen? Ach, es handelt sich jetzt nicht davon, zu wissen, ob der König thront oder regiert, ob die Constitution in diesem oder jenem Sinne ausgelegt

werden soll; es handelt sich davon, ob es noch überhaupt eine Regierung, eine Constitution, eine gesellschaftliche Ordnung geben soll. Die Frankreich bedrohende Revolution heißt nicht etwa bloß noch Demokratie, Republik; sie wird rein und einfach Expropriation heißen... Was liegt den Communisten daran, ob Hr. Thiers oder Hr. Odilon-Barrot, oder Hr. Ledru Rollin am Ruder stehen? Was läge ihnen daran, wenn sich selbst die Republik proclamirte? Die einzige Republik, die ihnen behagt, ist die, welche ihnen das Vermögen der Reichen zutheilt, ihnen die Genüsse des Luxus gewährt, dem zur Seite sie arm und neidvoll stehen. Woran denken denn diejenigen, die glauben, es sey jetzt noch Raum für politische Fragen, die glauben, es gebe nichts Wichtigeres, als Ministerien neu zu bilden und wieder zu ändern? Ist jetzt Zeit zu solchem parlamentarischen Spiele, jetzt, wo der Feind die Stadt belagert und auf allen Seiten Bresche schießt? Es ist zuweilen, als ob wir in einem verhängnißvollen Zauber befangen wären: man spricht von Kammern, von Discussionen, von Scrutinien, von verantwortlichen Ministern, vom unverletzlichen König, von Wählern, von Repräsentativregierung: dieß sind lauter Traumgestalten und Illusionen. O! wie gern möchten wir, daß alles dieß wahr wäre; wie gern möchten wir jene Regierung von Discussionen concentrirt zwischen den Ministern und Deputirten, wie gern möchten wir nur mit Gährungen und Erschütterungen der Tribune zu thun haben; wie gern würden wir als einzige Krankheit das Fieber des parlamentarischen Ehrgeizes annehmen! Aber, aufrichtig gesagt, handelt es sich jetzt darum? Nein! der König jedes Jahr einmal unter Mörderhand, wenn nicht etwa seine Kinder seine Stelle den Schießgewehren gegenüber einnehmen — und sie beklagen sich nicht, daß man sie da an die Stelle ihres Vaters setzt — die Verläumdung, welche den Königsmord vorbereitet, und der Königsmord selbst, der nicht einmal mehr ein Zweck, sondern ein Mittel ist, — denn wozu den König oder seine Kinder tödten, wenn dieß nicht zur gleich-

machenden Expropriation mit Hülfe der Anarchie führt? — Die communistischen Associationen immer auf der Lauer, um im ersten günstigen Augenblick über die Gesellschaft herzufallen, — die Gesellschaft ihrerseits sich mit Ungewißheit und Ignoranz vertheidigend, wohl wissend, daß in jedem Straßenwinkel eine Flinte gegen sie gerichtet ist, aber fürchtend, Scandal zu bereiten, wenn sie auf ihren Feind losgeht, um ihn zu fassen oder zu entwaffnen; fürchtend hauptsächlich, der Gewaltthätigkeit und der Grausamkeit beschuldigt zu werden, wenn sie sich nicht tödten läßt — dieß ist der wahre Zustand der Dinge, hier liegen unsere Gefahren, hier unsere Kämpfe. Hat dieß etwa eine Aehnlichkeit mit den Kämpfen der Repräsentativregierung? Wo ist jener unverletzliche König, den ihr uns versprochen habt? Jeden Tag wird er zur Verantwortung gezogen von der Injurie und dem Mord! Und während so der König, die Monarchie, die Gesellschaft selbst, täglich auf dem Spiele stehen, giebt es Leute, die kaltblütig genug sind, das Uebergewicht des Königthums zu fürchten! Seltsame Visionäre, die am Tage einer Feuersbrunst in einem Glas Wasser zu ertrinken fürchten! Großer Gott wir leiden an einem socialen, nicht an einem politischen Uebel. Daher finden wir äußerst lächerlich, jene ganze parlamentärische Strategie, die sich die Miene giebt, in dieser oder jener Abwägung der parlamentarischen Gewalten liegen unsere Geschicke. Macht Plane der Versöhnung, so viel ihr wollt; aber merkt euch wohl, daß es nur Eine Versöhnung giebt, die den Wünschen und den Gefühlen der Gesellschaft entspricht — die Versöhnung und das Zusammenwirken aller Staatsgewalten zur Rettung der bedrohten gesellschaftlichen Ordnung". Es versteht sich von selbst, daß diese Aeußerungen in dem wüsten Treiben der französischen Hauptstadt nicht bloß ungehört verhallten, sondern daß sie von den, der Regierung feindlichen Blättern, mit kaltem Hohne aufgenommen wurden. Bloß darauf sey es abgesehen, so antwortete man, die Nation einzuschüchtern, um

dieser oder jener kleinen Maaßregel die Wege zu bereiten; die Gefahr sey unmöglich so groß, sonst würde das Journal des Debats sie nicht eingestanden haben. Man sey an dergleichen Künste schon längst gewöhnt, um die herzergreifende Schilderung für mehr als einen schlau berechneten Schreckschuß zu nehmen. — Diese und dergleichen Gegenbemerkungen setzen uns nicht im Geringsten in Erstaunen. Im Gegentheil sie gehören wesentlich mit zu den Symptomen des Zustands, von welchem das Blatt der Regierung spricht. — Auch wir wollen es unentschieden lassen, welche zunächst liegenden Zwecke dasselbe durch seine Offenherzigkeit zu erreichen sucht. Uns aber, die wir dem Kampfe der französischen Partheien, wie sie irgend Namen haben, völlig fern stehen, sey es gestattet, uns rein an das Factum zu halten; daß wenige Monate nach dem eilften Jahrestage der Julirevolution ein Organ der Regierung solche Klagen im Angesichte der Nation auszusprechen gezwungen ist. Diese Thatsache muß Jedem, dem nicht die Befangenheit des Partheigeistes, jedwede ruhige Ueberlegung getrübt hat, Stoff zu den ernstesten Erwägungen liefern. — Hat nach diesen Geständnissen die Julirevolution ihren angeblichen Zweck erreicht? — Hat sie dem französischen Volke Wohlfahrt und Freiheit gesichert? Waren demnach jene zu verdammen, die, wie große Beschwerden auch gegen die Regierung der ältern Bourbonen vorliegen mochten, dennoch aus allen Kräften einer gewaltsamen Regierungsveränderung widerstrebten? Findet zwischen jener damaligen Abneigung der „Ultra's“ gegen eine Erneuerung der Revolution und den heutigen Klagen des Journal des Debats ein anderer Unterschied statt, als der, daß Jene schon vor zwölf und fünfzehn Jahren dieselbe Einsicht in die wahre Lage der Dinge genommen hatten, die heute erst den Männern aufgegangen ist, welche den Umschwung von 1830 in's Leben riefen? — Dieß alles sind Fragen, die wir Jene ernstlich zu beherzigen bitten, die auch in unserm Vaterlande die Julitage mit enthusiastischem Jubel begrüßten. — Wir dagegen gestehen frei-

müthig, daß nach unserer Ueberzeugung, eine nochmalige Restauration des ältern Zweiges der Bourbonen allein und für sich die Uebel mit nichten heilen würde, unter denen Frankreich seufzt. Die Parthei der Legitimisten, wie sie sich seit jenem Zeitpunkt gestellt, hat den Beweis geliefert, daß sie unmöglich den Beruf zu jenem großen Werke habe. Und dem ältern durch sein gutes Recht zum Throne berufenen Zweige des Königsstammes fehlt, bis jetzt wenigstens, der Mann, den die Vorsehung dazu ersehen haben könnte, den „Abgrund der Revolution“, nicht bloß in einer Proklamation, sondern in Wahrheit „für immer zu schließen“. — Betrachten wir den Zustand Frankreichs frei von aller leidenschaftlichen Vorliebe oder Abneigung, so zeigt sich: daß die Julirevolution in der Lage des Landes nichts als die Person und die Stellung der Regierenden geändert hat, und daß jetzt wie damals das Königthum zwischen den beiden Abgründen der democratischen Anarchie, und der militärischen Gewaltherrschaft steht, — Abgründen, die sich in den Communisten auf der einen, und in der Befestigung von Paris auf der andern Seite verkörpert haben, und die seit zwei Menschenaltern vorhanden, heute nur so nahe gerückt sind, daß auch der Kurzsichtigste sich über ihr Vorhandenseyn nicht mehr täuschen kann. Wie lange sich das Land noch in der unnatürlichen Schwebe zwischen beiden halten wird, ist bloß eine Frage der Zeit. — Das: ob? ist, menschlicher Berechnung nach, längst entschieden. Auch helfen hiergegen unsere Ueberzeugung nach, keinerlei bloß politische Mittel. — Selbst ein, für Frankreich glücklicher Krieg könnte die Crise nur verlängern, die Entscheidung bloß weiter hinausschieben. — Das einzige Mittel der Rettung liegt völlig außerhalb des politischen Gebietes. — Nur wenn der neuerwachte religiöse Geist die Massen durchdringt, und wenn dann das Volk in seiner Gesammtheit wiederum ein lebendiges Glied der katholischen Kirche wird, nur dann ist Hoffnung vorhanden, daß Frankreich seine lange Irrfahrt geschlossen und einen sichern Hafen erreicht

haben dürfte, der ihm auf lange Zeit Freiheit, Wohlfahrt und Ruhm in Fülle sichert. Die Aufgabe aller wahren Politik kann daher nur darin liegen, das jetzige Königthum bis zu jenem Frühlingsanbruche zu durchwintern, den wir unsern westlichen Nachbarn um des Heiles von Europa willen, von ganzem Herzen wünschen.

Diese Ueberzeugung macht, wie jeder Kundige leicht einsieht, keicht Hehl daraus, daß sie den katholischen Glauben und die Vereinigung mit der Kirche für die einzige und unerläßliche Basis der wahren und ächten Freiheit der Völker auf der einen, und der monarchischen Ordnung der Staaten auf der andern Seite hält. Außerhalb der Kirche kann es nur Uebergänge geben, sey es zur Grabesnacht des östlichen, pseudomonarchischen, revolutionären Despotismus, oder zur ruhelosen Bewegung der westlichen despotischen Herrschaft der demokratischen Majoritäten eines pseudosouveränen Volkes.

XXXV.

Briefliche Mittheilungen

aus Mainz und vom Nekar.

Mainz im März 1842. Es ist wohl etwas spät, wenn ich Ihnen erst jetzt über die Absetzung des Professors Riffel in Gießen, worüber die historisch-politischen Blätter bereits ein so schönes und kräftiges Urtheil abgegeben haben, nähere Nachrichten mittheile; doch sind die Details in dieser Sache von der Art, daß sie nicht ohne Interesse für Sie seyn werden.

Die ersten Angriffe gegen die Kirchengeschichte von Riffel geschahen, wie bekannt, im Frankfurter Journal, das schon genau angab, wie der Professor wegen dieses Attentats auf den Kirchenfrieden nothwendig seines Amtes entsetzt werden müsse. Aber gleichzeitig mit dieser

öffentlichen Denunciation, mit der man das Urtheil des Publikums bestimmen wollte, geschahen geheime bei dem Ministerium, um dasselbe zu einem entscheidenden Schritte gegen Riffel zu bewegen. Man erzählt sich die Sache folgendermaaßen: Die erste Anklage, welche einlief, war von einem Professor der protestantischen Theologie, der erst vor kurzer Zeit aus der Ferne an unsere Universität gerufen, wahrscheinlich auf diese Weise seinen Eifer für den Protestantismus bei dem Minister bethätigen wollte. Die Sache ward indeß, wie verlautet, von dem Minister schnell abgethan; denn der dem Riffelschen Buche gemachte Vorwurf, daß es nichts als unerträgliche Schmähungen enthalte, ward durch den Augenschein widerlegt; wohingegen sehr leicht aus den Schriften hessischer protestantischer Schriftsteller eine Menge weit feindseligerer und wahrhaft verletzender Aeußerungen gegen die katholische Kirche aufgefunden werden kann, so daß, wenn Klage geführt werden soll, die Katholiken das Recht dazu haben, und, wenn es sich darum handelt, von Seiten des Staates einzuschreiten, mit den protestantischen Pastoren und Professoren der Anfang gemacht werden muß. Diese Gründe mögen den Minister bewogen haben, der Sache keine weiteren Folgen geben zu wollen; doch jetzt geschahen Schritte von einer anderen Seite, welche diese friedliche Erledigung vereitelten. In Gießen war es bekannt geworden, was durch jenen Professor gegen das Riffel'sche Buch geschehen war, und da glaubte nun die Pfarrgeistlichkeit der Universitätsstadt, im Eifer für ihre protestantische Kirche, hinter den Mitgliedern der Facultät nicht zurückbleiben zu dürfen. So wurde denn eine geharnischte Anklage gegen das Buch des katholischen Professors abgefaßt und dem Oberconsistorium in Darmstadt eingereicht, durch welches nun die Streitfrage zum zweitenmale vor den Minister gebracht wurde. Jetzt war die Sache ernster; die Anklage ging nicht mehr von einem Einzelnen aus, sondern von einer ganzen Behörde, die Namens der protestantischen Kirche in Hessen sich über die ihr zugefügte Beleidigung beschwerte und in ihrem Rechte für verletzt erklärte. Die Sache kam zur abermaligen Verhandlung, wobei die Debatten sehr lebhaft und heftig gewesen seyn sollen; doch alle Rücksichten auf Billigkeit und Klugheit wurde auf Seite gesetzt, und Professor Riffel ward — ohne den Bischof darüber zu vernehmen, ja ohne ihm nur die vorläufige Anzeige zu machen, seiner Stelle entsetzt. Wie man vernimmt, war bei dieser Affaire besonders eine Parthei thätig, die sich auch bei Stiftung des Philippordens hervorgethan hatte, und schon mehrmals gegen unsern Bischof und gegen die katholische Kirche ihren Einfluß geltend ge-

macht hat. Damals, als unser Großherzog einen neuen Orden stiften wollte, war es seine Absicht gewesen, denselben zu Ehren des Landgrafen Georg von Hessen zu gründen, des eigentlichen Stammherrn des hessen-darmstädtischen Hauses; aber dem Einflusse dieser intoleranten Coterie ist es gelungen, anstatt dessen den Landgrafen Philipp, den Vorkämpfer der sogenannten Reformation, den erbitterten Feind der katholischen Kirche unterzuschieben, und das neue Ordenskreuz mit seinem gegen Kirche und Kaiser erhobenen Wahlspruch: Si Deus pro nobis, quis contra nos zu zieren — freilich nicht zur Freude der katholischen Unterthanen, die in Treue und Liebe gegen ihren Landesherrn den Protestanten nicht nachstehend, unmöglich das Bild des Verfolgers ihrer Kirche als ein Ehrenzeichen auf der Brust tragen können. Ohne die Intriguen von dieser Seite, so ist wenigstens meine Meinung, hätte unser sonst billig denkender Minister sich zur Absetzung Riffel's nicht verleiten lassen — und wahrlich, wie es das billigste, so wäre dieß auch das Klügste gewesen. Die Aufregung, die darüber entstand, war allgemein; daß die Protestanten in der Absetzung Riffel's eine Gutheißung ihrer bisherigen Angriffe gegen die Katholiken erblickten, und sich alle nun möglichen Insolenzen, wie sie in öffentlichen Blättern erzählt wurden, gegen Prof. Riffel erlaubten, war natürlich; eben so natürlich aber auch, daß sich die Katholiken durch diese Maaßregel, die sie bei dem bisher bewiesenen Geiste der Mäßigung gar nicht erwartet hatten, tief verletzt und gekränkt fühlten. Denn es war ja klar, daß das protestantische Oberconsistorium es gewesen, das den katholischen Professor von seinem Amte verdrängt hatte, und daß der katholische Bischof dabei nicht mehr als das Zusehen gehabt. Während der katholische Bischof über das, was man mit seinem Professor, mit einem Docenten der katholischen Theologie, mit einem Lehrer seiner jungen Geistlichen vor hat, ganz in Unwissenheit gelassen wurde, hatte das protestantische Oberconsistorium den ihm mißliebigen Mann, weil er es gewagt, über die „Reformation" sein katholisches Urtheil abzugeben, bei Seite geschafft. Diese Anmaaßung, dieser Uebergriff, diese Verletzung der Rechte des Bischofs, diese Verlezung der akademischen Lehrfreiheit erfüllte alle mit großer Betrübniß, die sich auf verschiedene Weise kund gab. Die in Gießen studierenden Theologen aus dem Bisthum Mainz verehrten ihrem geliebten Lehrer, der um seiner katholischen Freimüthigkeit willen gekränkt wurde, einen silbernen Pokal; ein Gleiches thaten die Theologen aus der limburger Diöcese, während die Alumnen des hiesigen Seminars und andere junge Priester, die Riffel's



Schüler gewesen, ihre Theilnahme an dieser Angelegenheit, in der auch sie eine Angelegenheit unsers Bisthums und der katholischen Kirche erkannten, durch Uebersendung eines Kelches an den Tag legten. Doch damit noch nicht zufrieden, hielten es die Theologen in Gießen aus beiden Bisthümern für ihre Pflicht, ihre respectiven Ordinariate um kräftige Verwendung in dieser Sache zu bitten, und namentlich darauf anzutragen, die katholische Lehranstalt bei so bewandten Umständen aus dem protestantischen intoleranten Gießen zu verlegen. Mag es jungen Männern nicht zukommen, dem Bischof derartige Vorschläge zu machen, so ist doch die Liebe zur Kirche, die sich auf solche Weise aussprach, an ihnen zu rühmen und anzuerkennen. Auch die Pfarrgeistlichkeit unsers Bisthums nahm sehr lebhaften Antheil an der Sache. In den meisten Kapiteln wurden Eingaben an den Bischof abgefaßt, worin, mit Bedauern über die ihm zugefügte Kränkung, derselbe aufgefordert wird, die verletzten Rechte der Kirche in Bezug auf Lehrfreiheit kräftig zu wahren, und diese Gelegenheit zu benutzen, die theologische Lehranstalt wieder, wie es früher gewesen, nach Mainz herüberzuziehen und unter seine Aufsicht zu nehmen, damit sich nicht in Zukunft der traurige Fall wiederholen möchte, daß die weltliche Gewalt einen katholischen Professor wegen eines geschichtlichen Urtheils von Amt und Stelle entsetze. Von den sechszehn Decanaten unseres Bisthums haben, so weit mir bekannt, bereits neun diese Vorstellung eingereicht, und so kann unser Oberhirt gewiß seyn, daß er bei seinen Schritten, die er in dieser wichtigen Angelegenheit zum Schutze der katholischen Lehrfreiheit thun wird, sich vollständig auf die Theilnahme seines Clerus — woran übrigens nicht zu zweifeln war, rechnen könne.

Was bei diesen Eingaben besonders beachtungswerth erscheint, ist die Einstimmigkeit, mit der bei dieser Veranlassung die Verlegung der theologischen Lehranstalt von Gießen nach Mainz als eine zweckmäßige, ja nothwendige Maaßregel vom gesammten Clerus beim Bischof beantragt wird. Unser Bisthum hatte früher eine durch Bischof Colmar und seinen Freund, den hochverdienten Generalvicar Liebermann in Straßburg gegründete theologische Schule, ein Clericalseminar, in dem die angehenden Theologen ihren vollständigen Cursus machen konnten. Die Mittel, mit denen es gegründet wurde, waren höchst unbedeutend; was es aber leistete, mag schon daraus erkannt werden, daß Männer, wie der neuernannte Coadjutor von Cöln, Herr v. Geißel, Herr Bischof Räß in Straßburg, Domdechant Weis in Speier und der selige Professor Klee aus demselben hervorgegangen sind. Doch nach der Frankfurter

Uebereinkunft der in der oberrheinischen Rheinprovinz begriffenen Staaten sollten theologische Facultäten an den Landesuniversitäten errichtet werden, und so ward denn die Unterdrückung der jetzt in schönster Blüthe stehenden Lehranstalt in Mainz zugleich mit der der niedern geistlichen Schulen beschlossen und Ende 1829 ausgeführt, und dafür an der protestantischen Universität Gießen eine katholische Facultät errichtet. Seit zwölf Jahren wandern nun unsere jungen Theologen nach dem protestantischen Gießen, um dort die kirchliche Wissenschaft zu erlernen; aber die Erfahrung dieser zwölf Jahre hat den gesammten Clerus überzeugt, daß zum Heile der Diöcese eine Abänderung, und zwar eine Rückkehr zur alten Einrichtung unumgänglich nöthig sey. Es ist einleuchtend, daß die Erziehung junger Geistlichen am besten und zweckmäßigsten da geschieht, wo der Bischof dieselben beständig beobachten und überwachen kann — und dieser eine Grund möchte für Mainz schon entscheidend seyn; aber gegen Gießen sprechen noch andere sehr gewichtige Gründe. Zur Bildung eines tüchtigen Geistlichen wird nicht nur erfordert, daß derselbe die katholischen Wahrheiten wisse, und mit seinem Verstande dieselben erfaßt habe, sondern er muß auch den Geist und die Wirksamkeit, womit die Kirche das ganze Leben des Christen durchdringt und heiligt, erfaßt haben, welches letztere zu erlangen ganz unmöglich ist, so einer nicht dieses Leben mitlebt und es durch eigne Erfahrung an sich selber kennen lernt. In Gießen ist nun dieses für den Theologen, auch bei gutem Willen, eine Unmöglichkeit; denn die katholische Gemeinde in Gießen ist einestheils gar klein, anderntheils auch so wenig glaubenseifrig, daß der Theolog hierin unmöglich das Bild eines ächt katholischen Lebens finden kann. So sind, um ein Beispiel anzuführen, Communionen außer der österlichen Zeit wahre Seltenheiten. In Mainz ist das Alles ganz anders. Hier, in einer alt-katholischen Stadt, herrscht, trotz vieler Lauheit und seichter Aufklärerei, doch immer noch ein reges kirchliches Leben; der feierliche Gottesdienst in der Cathedrale, die Theilnahme des Volkes an dem mancherlei mit großer Liebe und Andacht gefeierten Bruderschaftsfeste, die Berührung mit vielen und mit den ausgezeichnetsten Geistlichen des Bisthums, und noch so manches Andere würde auf alle angehenden Geistlichen sehr belehrend und erweckend wirken; für sehr viele aber ist es unumgänglich nothwendig, daß sie während ihrer Studienzeit diese verschiedenen Dinge sehen und kennen lernen, denn auf dem Lande oder aus kleinen Städten gebürtig, haben sie früher diese Entfaltung des katholischen Cultus und Lebens nie gesehen, und durch ihre Stellung

später wieder auf das Land gewiesen, können sie anders dieselbe niemals durch eigene Wahrnehmung kennen lernen. Doch könnte auch diesem Mangel, den viele Geistliche, die in Gießen ihre Studien gemacht haben, an sich verspüren und den die Theologie-Studierenden selbst fühlen, in Gießen auf irgend eine Art abgeholfen werden — der ganze Ton, der unter den Studierenden an der Hochschule herrscht, ist der Art, daß sich der Ort für die Bildung katholischer Geistlicher ungeeignet zeigt. Der katholische Geistliche muß ein Mann der Liebe und Aufopferung, und darum ein Mann des Gebetes seyn — der Geist des Gebetes aber kann in der Umgebung, wie sie Gießen dem angehenden Theologen bietet, nach meiner Meinung, nicht erlangt werden. Mitten hineingeworfen in eine ungebundene und leichtfertige Genossenschaft, sind die Gespräche, die der Theologe mit anhören, die Dinge, die er sehen muß, so beschaffen, daß zum wenigsten das reine und unbefleckte Wesen, die Zartheit des Gewissens darüber verloren geht; aber nur zu leicht wird er auch, ich will nicht sagen in eben diese Ungebührlichkeiten und Sünden, aber doch in manche Verkehrtheiten mit hineingezogen und von einem Geiste der Verweltlichung angesteckt, den er, weil der kurze Aufenthalt im Clericalseminar nicht hinreicht, denselben auszutreiben, mit ins Priesterthum hinübernimmt und nie mehr ganz ablegt. Ich weiß wohl, daß dieß dem Geiste heutiger Zeit entspricht, welche die Jugend in ungebundener Freiheit sich austoben lassen will, aber der Geist Gottes sagt: Es ist dem Manne gut, wenn er das Joch trägt von Jugend auf, und ebenso dachte auch die Kirche, als sie die Seminare gründete und ihre Cleriker, unvermischt mit der Welt, mit heiligen Dingen beschäftigt, in beständiger Zucht und Aufsicht erzog, bis zu dem Augenblicke, wo sie dieselben als Priester aussenden konnte. Eben das wäre, wenn die theologische Lehranstalt nach Mainz verlegt würde, mit leichter Mühe in unserm Bisthum wieder zu erreichen. Die jungen Theologen könnten, wie früher, in dem geräumigen Seminargebäude wohnen, und wo sie, beschützt vor den mancherlei Gefahren, denen die unerfahrne Jugend ausgesetzt ist, durch die Ordnung und Frömmigkeit, die ihnen in diesem Hause eingepflanzt würde, sowohl an Kenntnissen als guten Sitten nur gewinnen könnten. Dadurch würde noch etwas anderes erreicht, was, obgleich untergeordnet, dennoch sehr berücksichtigt zu werden verdient: die Kosten des Studiums verringerten sich um ein Bedeutendes, und vielen Talenten, die bei allem Berufe aus Mangel an Geldmitteln vom Studieren zurückgehalten werden, der Eintritt in den geistlichen

Stand wieder möglich gemacht seyn; denn abgesehen davon, daß der Aufenthalt auf einer Universität immer ein sehr kostspieliger, der in einem Seminar ein sehr wohlfeiler ist, würden auch ein bis zwei Jahre Zeit gewonnen, da mit dem dreijährigen Cursus im Seminar Alles abgemacht seyn könnte, während jetzt nach den drei Universitätsjahren der junge Cleriker noch zwei Jahre im Seminar zubringen muß, um in der Liturgie u. s. w. sich einzuüben. Dieser Aufenthalt im Seminar ist freilich in der letzten Zeit meistens abgekürzt worden, aber der Bischof hat sich nur ungern — wegen des Priestermangels — dazu verstanden.

So scheint Alles für die Zurückverlegung der theologischen Lehranstalt von Gießen nach Mainz zu sprechen, und der Clerus glaubt, daß die Gelegenheit durch den Gewaltschritt der Regierung gegen Professor Riffel gegeben sey. Wie man hört, beruft sich das Ministerium zur Rechtfertigung seines Schrittes auf das dem Landesherrn zustehende Recht, alle seine Beamten auch ohne Angabe des Grundes nach seinem Wohlgefallen pensioniren zu dürfen, und von dieser Seite betrachtet, hat eine eigentliche formelle Rechtsverletzung gegen Riffel nicht stattgefunden, denn sein Professorpatent ist von der Staatsbehörde ausgestellt. Aber unser Bischof hat, der Natur der Sache gemäß und nach getroffener Uebereinkunft bei Anstellung katholisch-theologischer Professoren in Gießen das Recht, seine Stimme dabei abzugeben, welches Recht zur bloßen Chimäre wird, wenn die Absetzung dieser Professoren ganz ohne sein Mitwissen und Mitwirken geschehen kann. Darin besteht demnach die Rechtsverletzung, über die wir Katholiken uns beklagen, und es muß sich nun entscheiden, wie das Ministerium dieses Mitwirken des Bischofs bei Einsetzung der Lehrer der katholischen Theologie versteht. Soll der Bischof über die Professoren seiner theologischen Lehranstalt weiter nichts zu sagen und zu befehlen haben, als daß er bei Berufung derselben sein Gutachten abgibt, so liegt klar am Tage, daß die Facultät in Gießen eine reine Staatsanstalt ist, die, so gut sie jetzt wirken mag, den Katholiken keine Garantieen darbietet, und darum auch nicht länger mehr, weder von unserm Bischofe, noch von dem von Limburg als die, für ihre Theologen bestimmte katholische Lehranstalt betrachtet werden kann, was dann nothwendig die Errichtung einer andern Lehranstalt nach andern Principien und auf bessere Garantieen herbeiführen muß. Diese Sache ist demnach eine Lebensfrage, über das Fortbestehen der katholisch-theologischen Facultät in Gießen, wo man, wie ich höre,

bereits Anstalten trifft, die durch Riffel's Entsetzung entstandene Lücke wieder auszufüllen. Im Senate wurden sechs Männer in Vorschlag gebracht — theils sehr berühmte, theils noch unbekannte Namen — unter andern Staudenmaier in Freiburg und Ritter in Breslau. Es steht nicht zu erwarten, daß einer von diesen beiden den Ruf annehmen werde, denn Staudenmaier hat erst vor Kurzem Freiburg mit Gießen vertauscht, Ritter aber ist, abgesehen von der höhern Würde, wozu er erkohren werden könnte, Domcapitular, und würde sich wohl nur dann zur Annahme der Professur in Gießen verstehen, wenn ihm in unsern Bisthum gleichfalls eine Domherrnstelle gegeben würde, was jetzt vom Bischof zu verlangen man sich doch wohl scheuen wird. Es wird überhaupt schwer seyn, einen ordentlichen katholischen Mann für die Stelle zu finden; denn einmal sind die tüchtigen katholischen Docenten selten, und zweitens wird sich keiner leicht dazu verstehen, einem um der katholischen Lehrfreiheit willen bedrängten Collegen vollends die Schuhe auszutreten, und dadurch sich wenigstens den Schein unkatholischer Gesinnung oder feiger Nachgiebigkeit vor Katholiken, wie vor Protestanten zuzuziehen.

So stehen unsere Sachen; wie Sie sich denken können, sind wir auf den weitern Verlauf und das Resultat der Verhandlungen sehr gespannt, worüber ich Ihnen bald das Nähere mittheilen zu können hoffe.

Vom **Nekar.** In wahrhaft großartigem Sinne erklärte das Ministerialdecret, welches dem Hrn. Professor Dr. Hefele zu Annahme der auf ihn gefallenen Wahl als Mitglied der Landstände Erlaubniß ertheilte: „es seye diese so eher ertheilt worden, um auch den grundlosesten Mißdeutungen keinen Raum zu geben, und selbst den bloßen Schein zu vermeiden, als werde ein Mann, der sich für die Rechtsverhältnisse der katholischen Kirche interessire, der Ständeversammlung in einem Zeitpunkte vorenthalten, in welchem Fragen hinsichtlich jener Kirche bei den Ständen anhängig seyen, und als scheue die Regierung das öffentliche Aussprechen der Ansichten irgend eines Menschen über die von ihrer Seite stets wohlwollenden Beziehungen zu den im Staat anerkannten Kirchengesellschaften“.

So wie eine derartige Erklärung nur aus dem heitern Bewußtseyn hervorgehen kann, die Rechte einer solchen „anerkannten Kirchengesellschaft“ in ihrem vollen Umfange stets geehrt und in keinen Re-

benabsichten ihr je etwas aufgedrungen zu haben, was mit diesen Rechten einen Conflict herbeiführen könnte, so liegt zugleich darin eine Beruhigung für alle Zukunft, daß auch in dieser ein solches Bestreben nie hervortreten werde. Diejenige Regierung aber, welche „das Aussprechen der Ansichten irgend eines Menschen“ (beziehungsweise im vorliegenden Fall des Professors Dr. Hefele) nicht zu scheuen hat, darf eben so gewiß weder die Wahrheit noch die Dichtung scheuen. Erscheinen daher Schriften, die nichts als die erstere mittheilen, so ist alles Eifern gegen dieselben unfähig, an den darin ausgesprochenen Thatsachen nur das Mindeste abzudingen; verfallen sie aber der letzteren, und sollte sie sich selbst den Spas gemacht haben, Protocolle und Acten in aller juristischen Form zu componiren, so weiß ja jedermann, daß dem heitern Spiel der Dichtung alle Gebiete offen stehen, ihr erster und höchster Zweck aber derjenige der Erheiterung sey. Es mußte daher wenigstens sehr auffallen, daß die Schrift:

„Die Bestrafung des katholischen Pfarrers Zell in Würtemberg wegen Verdacht die Benediction einer gemischten Ehe verweigert zu haben. 8. 1842.

welche die Hurter'sche Buchhandlung in Schaffhausen — zum aufrichtigen Danke aller Wohlgesinnten — in Verlag genommen hatte, bei uns eiligst confiscirt wurde.

Die Schrift besteht beinahe durchaus aus Protocolls-Mittheilungen und Acten, nebst einigen aus dem Verlaufe der Sache nothwendig sich ergebenden Bemerkungen. Nun sind zwei Fälle möglich:

1) entweder enthält die Schrift Facta, die allerdings ein sehr willkührliches und turbulentes Verfahren gegen einen Geistlichen, und mitunter auch Bestrafung wegen der Möglichkeit in einem gegebenen Fall so oder anders gehandelt haben zu können, nachweist;

2) oder die Sache ist erdichtet, die Protocolle sind, wenigstens in Bezug auf ihren wesentlichen Inhalt, verfälscht, die Actenstücke ersonnen, das Ganze gehört mehr in das Gebiet der Dichtung als der Geschichte.

Im ersten Fall ist nicht einzusehen, wie Confiscation eine landkun-

dige Sache ungeschehen, die Glaubenswürdigkeit derselben im Mindesten derogiren, den gerechten Unwillen über ein derartiges Verfahren in Nichts zurückweisen könne. Im andern Fall bedurfte es einer einfachen Berufung auf die allgemeine Kenntniß, daß ein schlechter Spaßmacher seine Nichtswürdigkeit darin geoffenbart habe, eine Geschichte zu erfinden, worüber der Pfarrer Zell, die Gemeinde Dotternhausen und das gemeinschaftliche Oberamt Waichingen gemeinsam ein Zeugniß ausstellen könnten, daß nichts an der Sache sey. Wir zweifeln auch keineswegs, daß Herr Pfarrer Zell in diesem Fall die größte Bereitwilligkeit gezeigt hätte, eine solche Erklärung abzugeben.

Man raunt sich bei uns in die Ohren, daß in Bezug auf unsere kirchlichen Angelegenheiten, der hochwürdigste Herr Erzbischof in seiner Stellung als Metropolitan, als kirchlicher Oberer der oberrheinischen Kirchenprovinz, für die so schwer gekränkten kirchlichen Rechte unseres Sprengels, in Unterstützung seines Diöcesanbischofs auch noch seine Stimme erheben werde. Freudig würden Alle in treuer Liebe ihrer wahren Mutter, der ächten katholischen Kirche anhängenden Gläubigen den Tag begrüßen, an dem es hieße: apertum est autem illico os ejus et lingua ejus et loquebatur benedicens Deo.

XXXVI.

Englische Zustände.

Revolution und Reform.

(Fortsetzung.)

„Es ist aus der Armuth in England weniger als in irgend einem gleich ausgestatteten Lande Erlösung zu hoffen. Ermäßigt man, was zuletzt doch geschehen muß, die hohen Zölle auf fremdes Getreide, so werden vielleicht die Landeigenthümer nicht sogleich an Einnahme verlieren, wohl aber an Vermögen *). Ihre Güter sinken desto mehr im Preise, je tiefer die Kornpreise durch die Einfuhr aus der Fremde fallen, und weiter zu fallen drohen, und je unvermeidlicher die Nothwendigkeit der Herabsetzung des Pachtgeldes **), ohne den Anhaltspunkt davon abzusehen, erscheint. Der Verlust trifft die Pächter und Gutsherrn auch nicht gleich, sondern auf das ungleichste, und die nächsten an den Seehäfen und Handelsstädten am schwersten und verderblichsten; es zerstört in den benachbarten Landschaften alle Berechnungen von Landvermögen und Landeinkommen plötzlich mit einem Schlage, und verändert allgemach überall die Pachtverhältnisse. Wer aber kann berechnen, welcher Umschwung in den Verhältnissen Großbritanniens eintreten wird, wenn die Grundherren nicht

*) Berliner pol. Wochenblatt 1841. S. 137.

**) Wie precär es mit dem Zustande der Pächter steht, geht daraus hervor, daß eine große Masse Landes for election purposes, d. h. um die Pächter bei den Wahlen zu dominiren, nur auf einjährige Pacht vergeben wird.

mehr die Majorität im Parlamente bilden, sondern die Fabrikanten und Geldspeculanten, die Krämer und Wechsler? wenn England für fremdes Getreide noch mehr Geld jährlich dem Auslande bezahlt, die Bevölkerung und das Getreidebedürfniß so zunehmen, wie die auswärtigen Staaten sich von den englischen Fabrikanten unabhängig zu machen suchen?

Ein Fünftel der britischen Bevölkerung wird jetzt aus der Fremde ernährt. Es besteht dieses aus Gewerbleuten, welche die unruhigsten Köpfe und die schlagfertigsten Fäuste in sich begreifen. Die Waaren, die für das fremde Getreide geboten werden, können nicht überall und gleichmäßig abgesetzt werden. Haben die Handelsleute ihre lagernden Waaren nicht bezahlt, so gerathen sie in Wucherzinsen von zehn bis fünfzehn Procent, und je größer ihre Lager sind, desto größer werden ihre Schulden. Da jeder Theil des auswärtigen Handels von Zeit zu Zeit leidet, zieht sich die Verschuldung durch alle Reihen von Handelsleuten neben ungeheuren Reichthümern hin. Hier herrscht ein stetes Streben nach vorwärts; das Leben der Hälfte der Gewerbsbevölkerung beruht darauf, diese aber nimmt wieder in dem Maaße zu, in welchem der Handel steigt. Wie aber dieser da oder dort einen Eintrag erleidet, so steigt unter den Handwerksleuten der Brodmangel, unter den Handelsleuten die Verschuldung, unter dem Volke das ängstliche Gefühl des Leidenszustandes, das dann nur unter die Hände eines ungeschickten politischen oder religiösen Theoretikers zu kommen braucht, um in Zwietracht, Anarchie und Aufruhr zu versinken".

Man hat alle mögliche Abhülfe versucht, ohne den eigentlichen Grund des Uebels zu treffen, der offenbar in dem Streben Englands nach größtmöglichster Gewerbbevölkerung und Waarenverbreitung besteht, wodurch jede Abhülfe unmöglich, das Uebel immer größer wird. Man hat ein neues Armengesetz gemacht, allein in den letzten zehn Jahren ist vor Allem die Armenbevölkerung um zwei Millionen Köpfe angewachsen. Man hatte auf dem Lande statt der Bauern-

wirthschaft die Taglöhner begünstigt, und dadurch den eigenen Stamm untergraben, welcher unsern Bauern gleicht und in Leibpächtern und Erbzinsleuten besteht. Der Mißgriff war um so größer, als der Pauperismus gerade in den ackerbautreibenden Geschäften am bedeutendsten ist; die ganze Agriculturbevölkerung Englands, die sich vom Taglohn nährt, war hieher zu rechnen. Seitdem entlassene Taglöhner und Gewerbsleute plötzlich und zu großen Haufen die Zahl der ständigen Armen — bei Gelegenheit einer Handelsstockung — vermehrten, ward die Armensteuer eine unerträgliche Last, und vermochte dem Uebel nicht abzuhelfen. Hätte die alte Kirche noch bestanden mit ihrem großen Grundbesitze, ihren unverheiratheten Geistlichen und mit dem Nothdürftigsten zufriedenen Mönchen, so hätte man die Unterstützung gefunden. Allein die anglikanische Kirche, die ihren ungeheuern Reichthum für ihre verheiratheten Prälaten und Geistliche braucht, und deren hervorstechender Zug Hartherzigkeit gegen Unglückliche ist, vermochte weder mit materiellen Hülfsmitteln, noch mit geistigem Troste, am allerwenigsten aber mit demjenigen zu helfen, was hier Noth gethan hätte, mit einem, die rohen Gemüther bezwingenden Vorbilde von Selbstaufopferung und eigener Entbehrung zu Gunsten anderer. Die Zucht und Ordnung hätte geschärft, das leichtsinnige Heirathen und das Bastardwesen beschränkt, und was freilich bei dem in Großbritanien herrschenden Begriffe von Freiheit zu den unmöglichen Dingen gehört, statt der Armensteuer eine Einkommensteuer durchgesetzt werden sollen. Statt dessen aber ward nun das Uebel und die Unzufriedenheit durch das neue Armengesetz noch vermehrt, als dieses die alten Verhältnisse fast gänzlich umstieß. Nach vier Grundlagen wurde nun das Armenwesen, das Schicksal von Millionen, geregelt:

1) Sollte eine Centralarmendirection (poor-law-board) mit großen Vollmachten errichtet werden, welche die Armenpflege beaufsichtigt, sie nach Einem Princip verwaltet, auf eine demgemäße Verwendung der jedoch um ein Viertheil

verminderten Armentaxe hält, und nach Umständen mehrere Kirchspiele mit einander vereinigt.

2) Keine gesunde Person soll ferner Unterstützung erhalten, ausgenommen in zweckmäßig eingerichteten Arbeitshäusern. (Diese aber sind der Natur des englischen Volkes über alle Maßen, schon wegen ihrer Verwandtschaft mit der Tretmühle u. dgl., verhaßt.)

3) Die Pflicht der Unterstützung der Armen sollte nicht mehr da statt finden, wo der Bedürftige sich seit mehrern Jahren aufhielt, sondern wo derselbe geboren wurde.

4) Sollte sofort für die Anlage zweckmäßiger Arbeitshäuser zur Aufnahme der gesunden Armen, und von Krankenhäusern zur Aufnahme der Kranken, welche kein Unterkommen bei ihren Familien fänden, gesorgt werden. Diese Maaßregel führte aber eine andere mit sich, die als der Gipfel der Härte erschien, Trennung des Mannes von Frau und Kind, von Hab und Gut.

Es war dieß ein Versuch, den Polizeistaat, wie er auf dem europäischen Continente vorhanden ist, auf Kosten der Armen in Großbrittanien einzuführen. Er brachte, so nothwendig er bei der furchtbaren Höhe des Uebels war, da er die Hartherzigkeit zum Gesetze machte und die Armen in die Gewalt der Regierung gab, nur einen allgemeinen Schrei des Unmuthes hervor. Man erleichterte jedoch den Unzufriedenen die Möglichkeit der Auswanderung, anderntheils nahm der Arbeitslohn zu, es bildete sich im Kleinen ein freier Feldarbeiterstand, und es scheint, als wäre es gelungen, das Uebel, wenigstens in Betreff des einen Theiles der Armen, der der Agriculturbevölkerung, wirklich bei der Wurzel zu packen und dadurch zu verhindern, daß es nicht zur gänzlich unbesiegbarer Calamität werde. Die Gesammtsumme der zur Erleichterung der Armen bezahlten Abgaben betrug, in Folge der Herabsetzung der Armensteuer, 1840 nur 3,850,000 Pf. St., während im letzten Jahre, vor dem neuen Armengesetze,

dasselbe noch 5,520,924 Pf. St. betragen haben soll *). Die Zeit wird lehren, in wie ferne diese Verminderung um 1,600,000 Pf., während im Allgemeinen die Anzahl der Armen doch noch immer im Steigen begriffen ist, England einen Vortheil zu bieten vermochte. Selbst die Sparkassen, welche in Frankreich einen so großen Nutzen schaffen, haben sich in England unwirksam gezeigt, wo das Dringendste fehlt — das Brod.

Nur Eines könnte hier helfen, was schon in zehnfach verwickelteren Angelegenheiten und bei noch viel mehr verdorbenen Völkern half, die Erweckung des geistigen Lebens, sowohl bei den höhern Klassen, welche vom Schweiß des Armen zehren, als auch bei den niederen, die von Neid und Noth verzehrt werden, anstatt mit der Armuth, Arbeit und Sparsamkeit, Frömmigkeit und Rechtlichkeit zu verbinden. Leider zeigt sich aber auch hier die unselige Folge der Revolution des Jahrs 1688, die der starren anglikanischen Kirche zum Siege über die ächte und liebevolle verhalf, und der es gleich sehr an Anstalten, Mitteln und Kraft fehlt, um da zu helfen, wo nur eine Regeneration des Innern eine bleibende Besserung der Zustände hervorbringen kann. Das Sectenwesen aber, das in England einen so hohen Grad erreichte, vermag schon deshalb nicht aufzuhelfen, weil die eine das Werk der andern vernichtet, und sie schnell eine politische Färbung anzunehmen vermögen, welche, wie die Erfahrung lehrt, nur das Uebel zum plötzlichen und furchtbaren Ausbruche bringt.

Der englische Handel, die andere Quelle des britischen Reichthums, verdankt seinen ungeheuern Aufschwung gleichmäßig der Sorgfalt der Regierung wie der unendlichen Thätigkeit des Volkes. Es war ursprünglich auf den Umsturz des holländischen Handels gegründet, gegen welchen vor Allem die berühmte Navigationsacte vom 9. Oct. 1651 gerichtet war, welche den Transito-, Spedition- und Colonial-Handel nach Großbrit-

*) Ausland 1841. S. 1284.

tanien und Irland und die Colonien derselben nur in solchen Schiffen gestattete, die in diesen Reichen gebaut waren, oder britischen Eigenthümern zugehörten, und überdieß unter britischen Capitänen von Engländern bemannt waren. Außerdem durften nur Producte des Landes in Schiffen, die demselben Lande angehörten, in britischen Häfen eingeführt werden. Seit 1822 wurden jedoch diese Bestimmungen in Handelsverträgen so abgeändert, daß, gegen das Recht der Reciprocität, von diesen Völkern auf Nationalschiffen eigene Producte, und bei denselben gelandete rohe Producte des Auslandes in das britische Reich eingeführt werden durften. Der Umsatz des Gesammtverkehrs für alle Beziehungen des bürgerlichen Lebens ward 1832 auf 2,971,500,000 Thlr. berechnet. Der innere Verkehr übersteigt den auswärtigen um das Fünffache; der letztere ward 1832 auf 521,500,000 Thlr., der erstere auf 2450 Mill. Thlr. geschätzt *). Der Küstenhandel beschäftigte 1814 schon 3070 Schiffe, die 27,370 Fahrten machten; 1833 aber geschahen 120,000 Fahrten, die einen Gewinn von 24,850,000 Thlrn. abwarfen. Der auswärtige Gesammthandel beschäftigte noch im Jahre 1786 nur 7500 Schiffe mit 59,200 Matrosen. Im Jahre 1832 13,372 Schiffe mit 122,922 Matrosen, von welchen fünf Siebentel England zugehörten **).

*) Schubert I. 2. S. 467.

**) Diese ungeheure Entwickelung des englischen Handels hatte für die Engländer selbst etwas fast Unbegreifliches. In dem österreichischen Erbfolgekrieg, welcher durch die Theilnahme Englands, Frankreichs und Spaniens ein Seekrieg wurde und durch den Aachner Frieden des Jahrs 1748 beendet ward, hatte die englische Staatsschuld sich um 80 Mill. Pf. St. erhöht, ohne daß das Land erkleckliche Vortheile für so große Summen erlangt zu haben schien, allein die Ausfuhr ward beständig im Steigen gewesen. Eben so nahm der englische Handel und das Fabrikwesen im französischen Kriege bis zu dem Grade zu, daß in der Meinung vieler Engländer nun keine Macht die Säulen Albions zu erschüttern vermag. Smollet Bd. IV. S. 364.

Im Jahre 1829 aber besaß das ganze Reich 23,513 Schiffe mit 154,808 Matrosen, die der Dienst des Handels beschäftigte. Daneben verschaffen die großen Fischereien, welche die Engländer betreiben, zugleich Tausenden von Menschen Nahrung, und der englischen Marine die gewandtesten und erfahrensten Seeleute. Nur allein der Wallfischfang beschäftigt 12,000 Menschen, erheischt 180 bis 270 Schiffe und verschafft über 100,000 Menschen Nahrung. Der Häringsfang ward 18$\frac{3}{3}\frac{3}{4}$ von 11,248 Booten, 49,212 Seeleuten betrieben, und 382,677 Tonnen wurden zusammengebracht.

London besaß 1736, 2800 eigene große Seeschiffe und 3000 Schuiten zum Umladen der Fahrzeuge (mit 14000 Arbeitern ohne die Schiffleute und 1200 Zollbeamten). Liverpool besaß vor 100 Jahren kaum 100 eigene Schiffe, jetzt hat es über 800 große Seeschiffe und den ausgebreitesten Verkehr mit Amerika. Bristol hatte 1829: 316 eigene Seeschiffe und einen bedeutenden Handel mit Irland und Westindien. Hull 1829: 579 eigene große Seeschiffe und einen starken Handelsverkehr mit den europäischen Häfen. Newcastle 1829: 987 eigene Seeschiffe, Sunderland 624. Der Handel dieser drei Städte hat dieselbe Richtung. Whitehaven hatte in dem bezeichneten Jahre 496 Seeschiffe. Es besaß ferner:

Edinburg	mit	Leith	1829:	263	größere	Seeschiffe.
Dundee	„	„	„	299	„	„
Aberdeen	„	„	„	350	„	„
Dublin	„	„	„	289	„	„
Belforst	„	„	„	247	„	„
Cork	„	„	„	256	„	„
Waterford	„	„	„	126	„	„

In demselben ungeheuren Maßstabe, in welchem der Handel stieg, nahm die Bevölkerung und die industrielle Thätigkeit zu.

Die Grafschaft Lancaster, wo die Hauptfabrikstädte sind, hatte

1700: 166,000 Einwohner
1750: 297,000 Einwohner.

Hierauf begann der Aufschwung der Baumwollenmanufacturen, und in Folge deß stieg die Bevölkerung bis

1800: auf 672,565 Einwohner
1831: = 1,336,054 Einwohner.

London das 1700 nur 679,350 Einwohner zählte, und wo in den nächsten fünfzig Jahren die Bevölkerung jährlich nur um 1200 Köpfe zunahm, stieg seit dem siebenjährigen Kriege sosehr in Gewerbfleiß und Handel, daß es

1801: 864,815 Einwohner
1811: 1,009,546 „
1821: 1,225,694 „
1831: 1,474,069 „

zählte, also in dreißig Jahren die Einwohnerzahl um 609,724 Einwohner gestiegen war. 1780 besaß es kaum 2000 Katholiken, 1834: 58,800, jetzt nahe an 200,000.

Manchester hatte

1778: 22,240 Einwohner
1801: 94,876 „
1831: 237,832 „

in dreißig Jahren nahm die Einwohnerzahl um 142,956 Einwohner zu. In drei und fünfzig Jahren hat sich seine Bevölkerung mehr als verzehnfacht.

Dublin nahm von 1821 bis 1831 um 50372 Einwohner zu; besaß:

1779: 130,000 Einwohner
1801: 167,899 „
1821: 186,276 „
1831: 236,652 „
1834: 275,611 „

Glasgow nahm von 1755 (23546 Einwohner) bis 1801 (77,385 Einwohner) um 53,839 Einw. zu; von 1801 bis 1831 um 125,041 Einw.; in 76 Jahren hat sich die Bevölkerung mehr als verachtfacht.

Liverpool nahm von 1778 (54090 Einw.) bis 1801 um 25,563 K., von 1801 bis 1831 um 109,522 K. zu.

Edinburg hatte 1801 noch 82,560 Einw., 1831: 162,403 Einwohner.

Birmingham, vor 100 Jahren ein namenloser Ort mit kaum 5000 Einw. nahm von 1801 (73,670 Einw.) bis 1831 um 68,581 K. zu.

Sheffield 1831: 59,011 Einw. ist gleich Birmingham durch seine Metallmanufacturen in den letzten fünfzig Jahren um mehr als das dreifache seiner Bevölkerung gestiegen.

Leed's das 1731 nur 20,000 Einw. hatte, stieg von 1801 bis 1831: (123,393 Einw.) um 70,321 E., Halifax von 1821 (92,815 Einw.) bis 1831 um 17,084 Einwohner. Bredford in der Grafschaft York ist durch seine ausgezeichneten Tuchmanufacturen erst in diesem Jahrhunderte zu einem blühenden Fabrikorte von 67,996 Einw. (1831) emporgestiegen.

Aberdeen zählte noch

1811: 21,639 Einwohner
1831: 69,778 Einwohner.

In der Nähe von Manchester und Liverpool sind vier Städte: Oldham, Belton, Blackburne, Rochdale erst in diesem Jahrhunderte durch Baumwollenmanufacturen zu vorzüglichen Fabrikorten und einer Bevölkerung von 60 bis 70000 Einw. jede emporgestiegen. Die Bevölkerung und der Wohlstand haben aber vorzüglich da zugenommen, wo die Kanalverbindung die Distrikte und Städte mit einander in besonders leichte Verbindung zu setzen vermochte.

Die Leinenmanufacturen beschäftigen in fabrikmäßiger Arbeit, über 300,000 Menschen, die schon 1812 für 105 Mill. Thlr. durchschnittlich Waaren lieferten.

Die Zahl der in den Wollenmanufacturen beschäftigten Arbeiter beläuft sich auf 500,000 Köpfe. Der Gesammtwerth der Waaren wird auf 126 Mill. Thlr., d. i. die dreifache Verwerthung des rohen Materials, das über 42 Mill. Thlr. kostet, und wovon drei Viertheile der fremden (eingeführten) Wolle aus

Deutschland kommen, ein Dritttheil der Waaren geht in das Ausland (Amerika) ab.

In den Baumwollenmanufacturen finden jetzt an 960,000 Menschen für sich und ihre Familien (im ganzen wohl 1,500,000 Köpfe) Unterhalt. Die Masse der i. J. 1833 gefertigten Stoffe (um 525 Mill. Thlr.) war so groß, daß sie durch Händearbeit nur von 80 Mill. Menschen hätte gefertigt werden können. Die Zahl der damals gebrauchten Spindeln wurde auf 9,333,000 berechnet. Die Arbeiter sind am schlechtesten bezahlt, es findet aber hiebei die ganze Familie ihren Unterhalt, was freilich zu dem entsetzlichen Verfahren gegen die Kinder und deren frühe Verkrüpplung und Immoralität führte.

Bei den Seidenmanufacturen finden 120,000 Arbeiter Unterhalt, der Werth der Arbeit wird auf 49 bis 56 Mill. Thlr. geschätzt; die Arbeiter, sind am besten bezahlt. Die Metallmanufacturen beschäftigen 370,000 Arbeiter — die Klingenfabriken zu Sheffield allein 40,000 Arbeiter und 600 Klingenmeister — die mit Einschluß der Goldschmidtarbeiten jährlich gegen 144,900,000 Thlr. an Fabrikaten liefern.

Die Thonwaaren Englands haben sich vorzüglich durch die Bemühungen Josue Wedgewoods (1760) gehoben.

Auch die edlen Metalle geben England eine reiche Ausbeute, die Kupferbergwerke über neun Mill. Thlr. jährlich; sie beschäftigen nebst den Zinnbergwerken 15,000 Arbeiter. An 110,000 Arbeiter aber finden ihren Unterhalt in den Eisen-, Galmey- und Zinkbergwerken, die jährlich für 59,500,000 Thlr. Erze liefern. Der Reichthum an Steinkohlen ist aber so groß, daß der jährliche Gewinn (an 77 Mill. Thlr.) mehr als die Gesammtausbeute der südamerikanischen Bergwerke auf edle Metalle beträgt. An 14 Mill. Tonnen brauchen jährlich die drei Königreiche, vier Mill. werden ausgeführt *).

*) Der jährliche Gesammtertrag des Bergbaues wird auf 165 Millionen Thaler und der aller Producte der physischen Cultur auf 1,899,800,000 Thlr. angegeben. Schubert S. 431.

Allein auch dieses Bild hat seine Kehrseite. Haben neue Städte an Glanz zugenommen, so sind dafür die alten verfallen. Jedermann kennt die 168 rotten boroughs, welche zuletzt die Reform der Parlamentswahlen herbeiführten. Dieß geht aber nicht blos einzelne Flecken an; die uralte Stadt Canterbury z. B. ist auf einen Ort von 12,000 Einw. herabgesunken, worunter sich 3000 Arme befinden. Der Ertrag des Grundbesitzes der in den ersten Jahren Heinrichs VIII. — drei Mill. Pf. — betrug *) belief sich statt auf 60 Mill., die er nach dem Steigen der Lebensmittel hätte erreichen sollen, 1804 auf 38 Mill.; 1822 war er selbst auf 20 Mill. gesunken. Während früher wie noch jetzt die Spuren einstmaligen Anbaues es an hundert Orten beweisen, der Anbau sich um Millionen Morgen Lands mehr erstreckte **), sind jetzt drei Fünftheile der Oberfläche für Anbau benützt, nicht ganz ein Fünftheil geht auf Waldungen, Wiesen und gewöhnliches Weidenland, über ein Fünftheil auf völlig unnützbares Land, Binnengewässer, Straßen, Häuser, Fabrikenanlagen ***). Wenn bei irgend einem Volke stets auf die geschichtliche Entwicklung Rücksicht genommen werden muß, so ist es bei England; nur dadurch vermag man Thatsachen gehörig zu würdigen. — So werden jetzt bei dem vermeintlichen Wiederaufschwung der anglikanischen Kirche wohl Kapellen und Kirchen erbaut, man vergißt aber, daß während der ersten drei Regierungen protestantischer Monarchen in England an 1000 Pfarrkirchen niedergerissen wurden, in mehr als 2000 Fällen Pfarrkirchen vereinigt wurden, und mancher schöne Pallast Londons auf Grund und Boden niedergerissener Klöster steht.

*) Hume Works VI. S. 197.

**) Cobbet, dem wir diese Angabe entnehmen, mag sie auch gegen etwaige Einwurfe vertheidigen.

***) Schubert S. 406, 407.

(Fortsetzung folgt.)

XXXVII.

Historischer und mythischer Christus.

„Behaupten wir aber (hiemit) nicht bloß im Allgemeinen eine Veränderlichkeit der christlichen Lehre, sondern zeigt es sich auch, daß kein Theil derselben von dieser Behauptung auszunehmen, der Bewegung an keinem Punkte eine feste Gränze zu ziehen sey: wird dadurch nicht eine solche Flüßigkeit des religiösen Bewußtseyns angenommen, daß das Christenthum unmöglich längere Zeit hindurch mehr, als dem Namen nach, es selbst hätte bleiben können? und wenn auch nicht, hat nicht wenigstens unsere Zeit den eigenthümlich-christlichen Charakter verloren? und müssen wir nicht jedenfalls einer Zukunft, in welcher das Christenthum aufhören wird, entgegensehen?“ — Und nachdem weiter gesagt ist, daß das Grundwesen der ersten Christen war Glaube an den erschienenen und den einst wiederkommenden Messias, an ein jenseitiges Leben und künftiges Himmelreich, weßhalb man die „Einbürgerung im Dießseits durch das Staatsleben“ ꝛc. als etwas mehr oder weniger Sündiges damals angesehen, — wird fortgefahren: „Das Denken unserer Tage umgekehrt arbeitet unabläßig daran, eben jene Trennung des Dießseits und Jenseits aufzuheben, in der Welt selbst das Reich Gottes, in den allgemeinen Gesetzen der Natur und des menschlichen Geistes die wesentlichen Bestimmtheiten des göttlichen Lebens, in der weltlichen Sitte, Kunst und Wissenschaft die Verkündigung göttlicher Wahrheit, in dem naturgemäßen Verlauf der Weltgeschichte ihre Verwirklichung, in der Erfüllung des weltlichen Berufes zugleich die Pflichten gegen Gott nachzuweisen; — und auch derjenige Theil unserer Zeitgenossen, dem

für die Vorstellung jener Dualismus des Dießseits und Jenseits noch fest steht, ist doch mit seinem practischen Interesse — und darauf kommt am Ende Alles an, — vom wahren Glauben an's Jenseits abgekommen: die Kunst, früher nur zur sinnlichen Hinweisung auf die jenseitige Herrlichkeit verwendet, hat sich ein eigenes Gebiet geschaffen, und in diesem das vermeintlich Jenseitige dem irdischen Material eingebildet: die Wissenschaft geht ihren Weg theils außer aller, theils in feindseliger Berührung mit den orthodoxen Vorstellungen; die Gesetzgebungen haben längst aufgehört, den Pentateuch und das Decret Gratians als die Quelle des Rechts zu betrachten; und auch diejenigen Staaten, in denen das kirchliche und politische Leben noch enger zusammenhängen, sehen sich mit jedem Jahrzehnt genöthigt, durch Emancipation fremder Glaubensgenossen dem Zeitgeist neue Einräumungen zu machen; die öffentliche Sitte erklärt es anerkanntermassen für ungebildet, in's gesellige Leben die Spaltungen des religiösen herüberzunehmen; die Thätigkeit vieler Millionen endlich ist ausschließlich materiellen Interessen gewidmet, und wie viel auch an der Art, wie diese häufig verfolgt werden, zu tadeln seyn mag, gewiß ist, daß auch sie wesentlich dazu dienen müssen, den Geist in seiner dießeitigen Wohnung immer mehr einheimisch zu machen. — Es hat sich mit Einem Wort das Princip der Transcendenz, auf welchem die alte Weltanschauung beruhte, in das der Immanenz verwandelt, alle Mächte der Zeit, großentheils ohne es zu wissen, stehen im Dienste dieses Princips, und auch wo sie ihm in seinem philosophischen Ausdruck feindselig in den Weg treten, geschieht dieses nur darum, weil sie in seine unmittelbare Anwendung in's Einzelne vertieft, ihr besonderes Thun in der Form der Allgemeinheit nicht wieder erkennen. Wie wäre es nun möglich, in dieser gänzlichen Verschiedenheit der modernen und der urchristlichen Anschauung die Identität des religiösen Princips beider Zeiten zu behaupten?"

So schreibt Herr Eduard Zeller, Docent, wenn wir uns

nicht irren, der „evangelischen“ Theologie an der protestantisch-theologischen Facultät zu Tübingen, und Redacteur der daselbst neu erscheinenden theologischen Jahrbücher Bd. I, Heft I, S. 43 bis 46 in seinem Aufsatze über Perfectibilität des Christenthums. So ist es also wahr, und was wir den Protestanten längst vorgerückt, endlich von ihren Theologen einbekannt: Die Identität des urchristlichen Glaubens und der modernen religiösen Erkenntniß und Wissenschaft ist dem Princip nach aufgehoben und zerrissen; — gemeinfaßlicher ausgedrückt: Der Abfall vom Urchristenthum ist im klaren und wohlbegriffenen Bewußtseyn dieser, der ausgebildetsten Protestanten, zur unleugbaren Thatsache geworden, über die man nicht zu trauern, sondern sich zu freuen habe, weil er kein Rückschritt, sondern ein Fortschritt des Geistes ist. Die Sache aufrichtig beim Lichte angesehen, so hat das Christenthum der That nach aufgehört zu herrschen. Wer sich — mit diesen „evangelischen Theologen zu reden„ — noch für einen Christen halten will, mag es thun; aber es ist Illusion, Wahrheit nicht. Das ist der neue, gewiß nicht unwichtige Schub, den die critische Theologie von Strauß in seinen Jüngern vorwärts gemacht. Hat dieser noch Hoffnung gehegt und gegeben, den wahren und ewigen Gehalt des Christianismus dadurch festzuhalten, daß er nach kunstfertiger Ausscheidung der mythischen Bestandtheile die Quintessenz des Evangeliums herausstellte: so wird von Zeller, der in Semler seinen Urahn, in Strauß seinen geistigen Vater erkennt und preist, eine so wesentliche Verschiedenheit des neuen Ideenextractes von dem ursprünglichen Kirchenglauben anerkannt, daß er nicht bloß die völlige Fremdartigkeit des beiderseitigen Charakters zugesteht, ja behauptet, sondern nicht einmal, — und zwar mit Recht — die Einheit des Princips in jenem urchristlichen Glauben und der modernen Theologie mehr anerkennen mag. Wer von der Verwesung des „evangelischen“ Christenthums, des praktischen, wie des theoretischen, im Protestantismus, unter protestantischen

Regierungen sich keine Vorstellung bilden konnte oder mochte, und in Mitte schreckenhafter Wirklichkeit träumend stand: der lese nochmals die mit Ruhe und Unbefangenheit, mit sinniger Beobachtungsgabe und wohlbegriffenem Bewußtseyn abgelegten Confessionen dieses Theologen und öffentlichen Lehrers, der in diesem Sinne der künftigen Predigerschaft seines und des Nachbarlandes die „evangelische" Glaubenslehre vorzutragen hat. Wer der dortigen Verhältnisse in etwas kundig ist, für den ist die Bemerkung überflüssig, daß Zeller nichts weniger als isolirt stehe, und Namen wie Baur, Schwegler, u. A. dort genau der nämlichen Betrachtung leben. Wenn wir einen einfachen Ausdruck für die Sache wählen mögen, so können wir kurzweg sagen, die dortige Facultät sey in ihrer Richtung grundwesentlich straußianisch; und ihre wissenschaftliche Tendenz, ohne Rückhalt ausgesprochen, die: die Grundlehren des Christenthums und Evangeliums, — nicht Eine ausgenommen, — nachdem sie unter der Pflege der biblischen Critik vom Leben zum Tode in ihnen gesundet und glücklich erspirirt haben, nun auch, wo möglich spurlos, wie Mosis Grab, zu verscharren. Ihre Doctrin, womit sie den Ihrigen den verlebten Christianismus frisch ersetzen, macht dessen Untergang leicht verschmerzen. Was dieser noch unklar, meinen sie, gewollt, und etwas verkehrt angestrebt, ist mittels des „modernen" Denkens vollkommen, und der Gestalt verwirklicht, daß die mündige Menschheit den alten Glauben unbedenklich aus ihrem Dienst entlassen kann. Denn nach ihrem System sind:

Gott und die Welt versöhnt, seitdem sie ihrer Identität sich erinnert, der Dualismus von Dießseits und Jenseits in der erkannten Einheit beider aufgegangen; durch das Princip der Immanenz ist der außer- und überweltliche Gott zum binnenweltlichen geworden; und hat das Christenthum göttliche Einkindung für seine Bekenner in Aussicht gestellt, so ist in dieser Theo-

logie dieselbe bereits und in höherer Weise dahin vollzogen, daß **alle** Menschen naturwesentlich **Gott vom Gotte** sind.

Lautete das bekannte Wort des „Lügners von Anbeginn“ so: „Ihr werdet seyn wie Gott“; — so hat die critische Philosophie und Theologie mit einziger Beseitigung des Wörtchens wie es dahin berichtiget: Ihr seyd Gott selbst. So werden wir von einem begeisterten Jünger der hegelstraußischen Schule aufgeklärt:

So ringt euch aus des Stoff's Verdunklung los!
Werft in den Staub der Zeit des Raumes Schalen!
Und selber Gott, ruht ihr in Gottes Schooß;
Ein Licht sind Sonne ja und Sonnenstrahlen.

Dann ruft, wie Christus, „Gott und ich sind Eins!
Die Werke seht, die mir mein Vater schenket“!
Gott wird nicht sagen: „Hier mein's, dort dein's“.
Er selbst ist, was ihr wirket, fühlt und denket.

Und anderswo:

Gott selbst, in des Verwesens Werk verkehrt,
Schlägt sich an's Kreuz in ew'ger Selbstverzichtung;
Verliert, und findet wieder sich verklärt,
Sich neu erschaffend stets aus der Vernichtung.

In practischer Beziehung ist der beträchtlichste Gewinn dieser Theologie der, daß die Begriffe von Gut und Bös ihre alte ethische Bedeutung, ihren Werth verlieren, alle Gewissensscrupel über Sünden mit einem Schnitt beseitigt werden; denn so singt derselbe Straußianer:

Die Bösen hassen, selber ist vom Bösen.
Das Bös' ist **Schein** nur, laß dich's nicht verblenden! —
Erst mußt du in dir selbst den Zwiespalt lösen,
Dann wird er zwischen dir und Gott auch enden.

Die jenseitige Vergeltung hat aufgehört; das Strafgericht mit der Hölle ist so gut, wie der Lohn des Himmels aus dem Bereich der Realitäten für das aufgeklärte Bewußtseyn dieser „evangelischen“ Theologen ausgestrichen; die für den tugendhaften Dulder so tröstliche Brücke in's jenseitige Leben, in dessen Rü-

cken abgeworfen, weil es nach obigem Princip der Immanenz überhaupt kein Jenseits gibt. Dafür rufen sie ihm zu:

Kleinmüthig seufzt ihr: „Besser wird es dort"!
Den Blick bethränt zum blauen Nichts erhoben.
Die Erde aber dreht sich fort und fort;
Im Weltall gibt's kein Unten und kein Oben.

— — — — — — — — — —

Was zeigst du trüb' jenseits des Grabes hin?
Nicht Klage, rüstig Wirken sey dein Hoffen.
Du bist in Gott, du warst's von Anbeginn,
Und hier, wie dort steht dir der Himmel offen.

Was ist also nach dieser Weltanschauung im Sinne der hegel-straußischen Immanenz, im Gegensatze zur antiquirten urchristlichen Transcendenz diese Erde und unser Leben hier? Die Erde ist, das Mildeste gesagt, ein großer Gasthof, in welchem die fragmentarischen Gottheiten, welche in christlicher Zeit Menschen hießen, für die Zeit dieses Lebenscarnevals sich einlogieren, bequem sich's machen, und ohne Furcht einer Zeche ewige Freinacht halten, da statt des abgenommenen alten Schildes mit dem Motto:

Confiteor carnis resurrectionem et vitam venturi saeculi,

der neue die Inschrift trägt, welche aus I. Cor. 15. 32. entlehnt ist:

Φάγωμεν καὶ πίωμεν, αὔριον γὰρ ἀποθνήσκομεν.

Neu ist diese Sprache allerdings, zwar nicht dem Inhalt, aber doch der Aufschrift nach. Schon 1781 nämlich legte ein Landsmann dieser schwäbischen Theologen dem Helden eines wohl bekannten Schauspiels diese Immanenz-Moral in den Mund. Der edle Dichter ahnete wohl nicht, daß eine Philosophie, womit er den Zuschauern das Blut zu Eis gerinnen machen wollte, nach weniger als einem halben Säculum die Theologen seines Vaterlandes als Gottesweisheit vom Catheder preisen würden. In den „Räubern" von Schiller, IV. Akt, 2. Scene, hegelisirt Franz von Moor:

„Verflucht sey die Thorheit unserer Ammen und Wärterinnen, die unsere Phantasie mit schrecklichen Mährchen verderben, und gräßliche Bilder von Strafgerichten in unser weiches Gehirn drücken, daß unwillkürliche Schauder die Glieder eines Mannes noch in frostige Angst rütteln, unsere kühnste Entschlossenheit sperren (vom Vorsatze eines Vatermordes ist die Rede), unsere erwachende Vernunft an die Ketten abergläubischer Finsterniß legen .... Es war etwas und wird nichts, — heißt es nicht eben so viel, als: es war nichts und wird nichts, und um Nichts wird kein Wort mehr gewechselt; — der Mensch entsteht aus Morast; und watet eine Weile im Morast, und macht Morast, und gährt wieder zusammen in Morast, bis er zuletzt an den Schuhsohlen seines Urenkels unfläthig anklebt. Das ist das Ende vom Lied, — der morastische Cirkel der menschlichen Bestimmung, und somit — glückliche Reise Herr Bruder! Der milzsüchtige podagrische Moralist von einem Gewissen mag runzelige Weiber aus Bordellen jagen, und alte Wucherer auf dem Todesbette foltern, bei mir wird er nimmer mehr Audienz bekommen". — So moralisirt Franz von Moor. Und ist das System der hegel-straußischen Immanenz, wie wir in dem Zeller'schen Fragment gesehen, richtig, so ist von Seite dieser Theologie gegen Moor's Anthropologie und Moral wohl wenig Einwendung zu befürchten.

Das also wäre paraphrasirt das endliche Resultat der critischen Forschungen über Bibel und Christenthum, wie es uns Zeller, der selbst nur Schüler ist, in kurzem Ueberblick vor Augen legt. Das die Summa der Theologie, der theoretischen und praktischen, welche aus der Identitäts- und Immanenzlehre entsprungen, drüben vorgetragen wird. Ob ihnen und ihren Protectoren alle Consequenzen schon zum Bewußtseyn kamen, und ob sie nur absichtlich die Augen schließen, ist hier nicht des Orts zu untersuchen. Wir haben den Beruf nicht zu mahnen; und dürften wohl auch wenig

Glauben finden. Wir haben dieses hergesetzt, ohne Uebertreibung, ohne Spott, sine ira et studio. Dieses Endergebniß mußte kommen, als die von der Kirche losgerissene, herrenlose Bibel der critischen Philosophie in die Hände fiel. — Auch befremdet die Indolenz uns nicht, womit man protestantischer Seits der Verwüstung des Glaubensgutes und seinem Untergange zusieht. Wer soll sich lange um eine Sache raufen, bei der man sich im Innern nicht betheiligt fühlt? Welcher Gebildete sollte ernstlich im Gotteseifer, mit Philosophen und Theologen um einen Christus zu langwierigem Kampf entbrennen, welcher längst seine Ansprüche auf Ausschließlichkeit. auf lebendige Verehrung im Culte eingebüßt? Begnügte sich die „protestantische Kirche“ nicht seit langem schon, nur das Reformationsprincip im sichern Schrein sich zu verwahren, und ließ es ohne viele Weigerung geschehen, wenn man ihren übrigen Hausrath zu sichten und zu lichten unternahm? Selbst der Bibel ward keine Thräne nachgeweint, als die Trödler sie von dannen trugen; und nun erschrickt man dorten auch nicht mehr, wenn in gegenwärtigem Augenblick, nachdem der historische Christus in den mythischen verdämmert ist, im Zwielicht dessen leibhafter Widersacher, wie ihn der Apostel II. Theff. 2, 4. signalisirt, ihnen an dessen Stelle vorgeschoben wird. Wir sagen Christi Widersacher; — denn daß die critische Philosophie und Theologie, wie sie oben sich selbst gezeichnet, über alles Göttliche sich vergötternd stelle, und gegen das Christenthum sich zum Entscheidungskampfe rüste, ist eine That, die auch dem blödesten Auge sichtbar ist.

Uns zwar geht zunächst dieser Kampf nicht an. Die „protestantische Kirche“ hat es mit diesem riesenhaften Gegner, der gleich jenem in der Fabel seine Stärke aus der Erde schöpft, auszuringen. Indeß verstärkt ihre Niederlage die Macht des Widerchrist's, und auch unsere Kirche kann darum nicht müßig bleiben. Schon die Erscheinung dieser Dinge selbst muß das katholische Gemüth auf das Mächtigste, das

Schmerzlichste erregen. Je tiefer der durch lebendiges Wort eingepflanzte Glaube im Bewußtseyn des Katholiken wurzelt; je inniger er durch seine Kirche mit Christus sich vermittelt fühlt; je brennender darum sein Drang, Lieb für Liebe dem Erlöser zu vergelten, und im öffentlichen Culte seine Beziehungen zu ihm zu erfassen und zu feiern: desto peinigender für ihn der Schmerz, was ihm das Heiligste, Quell unendlicher Beseligung für ihn ist, vom weltlichen Aberwitz verhöhnt, zertreten, mit der Wahrheit und dem Glauben die Möglichkeit des Heiles Tausenden geraubt zu sehen. Hinwiederum ist es ihm allein noch möglich, das Richtige zu erkennen. Seine Stellung außerhalb des Zauberkreises der Bewegung auf dem festen Boden der Geschichte, macht es ihm thunlich, der Entwicklung zuzusehen, wie das destructive Reformationsprincip durch die mythische Behandlung des Evangeliums hindurch, mit seinen letzten christlichen Elementen in den Dünen des Ethnicismus dermalen sich verläuft.

Die erste Frage, die unserm Nachdenken über diese Vernichtungssucht des biblischen Christenthums durch die hegelischen Theologen in den Weg sich wirft, ist die: Woher datirt wohl die Verflüchtigung des historischen Christenthums in Mythe? In welchem innern oder äußern, näheren oder ferneren Zusammenhang steht Strauß mit seiner Schule zu den Reformatoren, zu deren Kirche sie gehören? — Wir rühmen uns nicht, Alles zu wissen, oder hier erschöpfend seyn zu wollen. Aber was auf diese Frage die Historie ganz augenfällig in Worten oder Thaten zur Antwort gibt, wollen wir bemerken.

Oberflächlicheres kann, um hievon zu beginnen, — wohl kaum erinnert werden, als wenn man Seitens der Protestanten eine Erscheinung, wie Voltaire aufgreift, um damit den Katholiken den offenen oder stillen Vorwurf bezüglich Strauß, mit vollem Gewicht zurückzugeben. Gewiß könnte man mit gleichem Recht die katholische Kirche darum verdächtigen und beschimpfen, daß ein Luther, Calvin, Zwingli u. A., deren Glauben und Gesinnung doch die Protestanten

selbst zur ihrigen gemacht, in ihrem Schooß geboren wurden. Niemand mag oder wird mit der Behauptung sich verlachen lassen, Voltaire's katholische Gebetesandacht sey in natürlicher Entfaltung und Selbststeigerung zur endlichen Gotteslästerung ausgeblüht. Eben so wenig ist Luther von einem Uebermaaß katholischen Geistes und kirchlicher Liebesbrunst, zur Kriegswuth wider die Kirche fortgetrieben worden. Er wurde, als was er historisch vor uns steht, durch Negation des katholischchristlichen Principes, ward es durch Abfall von der Kirche; wofür man diese mit demselben Fuge tadeln mag, womit man etwa Gott den Sturz der Geister Schuld zu geben, Lust in sich verspürt. Nicht so bei Strauß. Seine Theorie des Christenthums, wenn man es noch so nennen will, ist die natürlichste Blüthe jenes Keimes, den jener Reformator seiner Kirche einerzeugte, und welcher in der Tradition zur Reife sich vollendet. Hier ist keine Widernatur, kein Sprung der vermittelnden Ursachen, kein Abfall von lutherischer Lebensströmung. Luther hat die kirchliche Autorität zernichtet, den lebendigen Christus aus seinem Werk hinweggedrängt, aus der sichtbaren Kirche weggestoßen, und in die Dämmerung des individuellen „Ich" zurückgebannt, die Offenbarung seiner Gottesherrlichkeit in seinem Reich — der Kirche, eingestellt. Nun war's das Nächste in der rotirenden Umschnellung, daß Christus, nur mühsam noch in dem bloßen Begriffe und leeren Worte festgehalten, im müßigen und sterilen Gedanken untersank, und nur das alte wüste ἓν καὶ πᾶν noch sichtbar blieb. Es mußte das so kommen, weil das Christenthum seinem Wesen nach, nicht abstracte Theorie, sondern Leben, nicht bloße Lehre, sondern recht eigentlich Geschichte ist. Wer es in dieser Wurzel antastete, hatte es zerstört. Irrthum ist es darum, zu meinen, Strauß habe den biblischen oder historischen Christus von seinem Sitz verdrängt; die Reformatoren haben in dem ihnen zugefallenen Theil der Menschheit ihn entthront, das Christenthum gestürzt. Diese Anklage dünkt auf den ersten Anblick vielleicht ungerecht;

eine historische Zusammenstellung von charakteristisch Katholischem und spezifisch Protestantischem soll die Probe dazu liefern. Von hier an haben wir nicht mehr mit den Straußianern, sondern lediglich mit den symbolischen Protestanten es zu thun.

Beginnen wir ganz von vorne, wie es mit unserm Christus bei den Katholiken ging. Wie mächtig hat der biblische Christus nicht blos in das Gedächtniß seiner Zeit überhaupt, sondern ganz vorzüglich und in schärfster Ausprägung seines gottmenschlich-idealen Selbst's in das Bewußtseyn jenes Vereins sich eingedrückt, der seine Schöpfung ist; und in welch' wundervoller Gedrungenheit hat dieser, die Kirche, vom Momente ihres Werdens an, im weichsten Flusse Christi volle Form sich an- und eingebildet! Wir halten uns hier nicht dabei auf, nachzuweisen, daß Christus als historische Person existirte, was auch Strauß nicht läugnet; zählen darum auch nicht auf, in welchen heidnischen oder jüdischen Documenten seiner Zeit sein persönliches Daseyn sich verewiget; auch darauf gehen wir nicht ein, mit Strauß und straußischen Theologen darüber zu rechten, ob und wie viel Unwahres die Evangelien ihm zugedichtet; — das Alles liegt weit ab von unserm Zwecke. Diese lassen wir fahren; etwas Anderes, die uranfängliche Ineinsbildung Christi in seine Kirche und deren Sichausleben in Christo, diese nimmt unsere Aufmerksamkeit hierorts in Anspruch, und daraus wollen wir zu seiner Zeit die gemessenen Folgerungen ziehen.

Die antik-heidnisch-griechische Welt stand, als sie den Glauben an Jesus Christus, den Sohn Gottes und Erlöser, sich anzog, in ihren religiösen Anschauungen in vielen Stücken auf demselben Standpunkte, auf dem die moderne „evangelische“ Theologie stehend, denselben Glauben so eben jetzt wieder von sich streift, nur mit dem Unterschiede, daß, während jene aus der mythologischen Verpuppung heraus den christlichen Gott in seinem eingefleischten Sohne mit Freudigkeit begrüßte, diese Theologen, der Geschichte müde, in's mythische Pan sich zurück verlarven, und während jene die

Mythe durch Geschichte glücklich überwanden, diese die concreteste Geschichte in Mythe verdünsten machen. — Dem altgriechischen Bewußtseyn war die traditionelle Gottesidee in hunderterlei Formen unterwegs zerfahren, die Theologie in Mythologie verronnen. Die Mythe hatte es mit einem Dunstkreis eingefangen, über den hinaus kein geschichtlicher Faden führte. Was die Philosophen für seine Entzauberung versucht, blieb ohne sonderliche Folgen. Und sieh, — da wird das Evangelium gepredigt, nicht mit Schwärmerei, nicht mit überredender Sophistik, nicht mit dem Schwert, und — der tausendjährige Zauber ist gelöst. Wie mit der Ave-Maria-Glocke früh, sagt die fromme Mähre, der nächtliche Spuck entflieht, so trat auch dort der Eine lebendige Gott, Schöpfer und Herr Himmels und Erde, mit seinem Eingebornen Jesus Christus, dem für uns Eingefleischten und Gekreuzigten und Erstandenen, mit dem heiligen Geiste, trat der dreipersönliche christliche Gott mit einem Male in das nüchterne und erheiterte Bewußtseyn der Heidenvölker. So tief auch die mythisch-religiöse Denkweise in die glänzende Vergangenheit, die Literatur und die Jugenderinnerungen dieser Nationen verschlungen war, wie mächtig auch der Huldreiz dieser vielbesungenen griechischen Götterwelt: weit überwiegender war die klare Gestalt des evangelischen Christus, der kraft seiner Geschichtlichkeit alle diese Göttergestalten verdrängte, wie der trostlose Dichter dieß beweint:

Alle jene Blüthen sind gefallen,
Von des Nordens schauerlichem Weh'n;
Einen zu bereichern unter Allen,
Mußte diese Götterwelt vergeh'n!

Nicht Mythe ward verdrängt durch Mythe; die reale Geschichte hat durchgebrochen. Das Evangelium war nicht Poesie; die es verkündeten, nannten es selbst ein Zeugniß; als solches ward es aufgenommen, und gegen die heimische Poesie, gegen den gesammten poetisch-mythischen Götterstaat mit seinem sinnereizenden Culte ausgetauscht, und das Alles mit

einer Freudigkeit, zu der das alte Bundesvolk in der Wüste als Gegenstück vielleicht die beste Parallele bildet. Das ganze Bewußtseyn ward von Christus beherrscht; Umfang, Inhalt, Form, Maaß und Richtung des neuen religiösen Denkens und Lebens bestimmte Er; seine Geschichte gab zugleich ebenso sehr die Wahrheit selbst, als den Beweis dafür; und weil nur Ein geschichtlicher Christus, der in Allen gleiche, darum auch Eine Kirche, deren Inneres sein Bildniß reflectirte. Das Evangelium des Matthäus, des Hebräers, ward, wir sehen es aus der nächstapostolischen Literatur, mit derselben Verehrung wie zu Ephesus und Antiochien, so zu Rom gelesen; und des Petrus Sendschreiben in den paulinischen Kirchen und von den Schülern des Johannes recipirt. Was man heute dort drüben von einem petrinischen und paulinischen und johanneischen Christenthum und ihren Differenzen fabelt, ist armer Selbstbetrug, womit man des heimischen Elends sich getrösten möchte. Gewiß, was die „modernen" protestantischen Theologen von der uranfänglichen Formlosigkeit des christlichen Glaubens, oder, wie sie es nennen, von der Flüssigkeit des urchristlichen Bewußtseyns zu sagen wissen, ist weiter nichts als der trübe Wiederschein der protestantisch-kirchlichen Zerflossenheit, die sie instinctmäßig auch in der alten Kirche suchen, und, um nicht mit leeren Händen vom Forschen heimzukehren, mit Gewalt auch finden. Sie mögen an Gott nicht anders denken, als mit Beschimpfung seines Werkes. — Anders in der Kirche. Hier ward Christus, der Eine, der geschichtliche, wer, was, wie er war, geglaubt, geliebt, verehrt, besungen. Er Einer, sie Eine, weil Er ihr All und Leben.

Sehen wir nach — wir sprechen zu nicht-hegelischstraussischen Protestanten, — wie Christus, der geschichtliche, sowie die Evangelien ihn zeichnen, und die Kirche sich ineinander lebten. Diese stellen ihn dar als den im alten Bunde den Vätern Verheißenen, und — die heidenchristliche Kirche recipirt von den Händen der Apostel die alten Bundesbücher, stellt

sich auf diese Basis und vermittelt so geschichtlich ihr Bewußtseyn in continuirlichem Zusammenhange mit dem Beginne unseres Geschlechtes, ja mit dem Anfang der Schöpfung selbst. Nirgends ist ein Sprung, freudig schweift das Auge an der Kette von lauter geschichtlichen Gestalten von Christus aufwärts bis zum großen — Fiat lux; und Christus steht im Glauben fest, weil dort im A. B. Verheißung sich auf Verheißung drängt in der nämlichen Gestalt, in der man hier den Gekommenen erschaut. Und es gehört zu den merkwürdigsten Erscheinungen, daß nicht nur viele Männer von ausgezeichneter Bildung die Lectüre der Propheten zum Glauben an Christus führte, z. B. Justin, Tatian, Theophilus von Antiochien u. A., sondern die Kirche geradezu durch jene geschichtliche Einheit die Wahrheit ihres Glaubens gegen die Heiden präscribirte. Wem dieses nicht genügen sollte, den erinnern wir noch obendrein, wie die Kirche alle die, welche in dünkelhafter Weise ein Christenthum ohne jene geschichtliche Unterlage ihr aufdringen wollten, Moses und die Propheten verachteten, — alle gnostischen Häretiker, weit über ihre Einfriedung hinausgestossen habe. Wir bemerken dieß nur vorläufig, um über jene protestantischen Tendenzen sich zu orientiren, die seit langem, nicht erst seit gestern, an der Auflösung beider Testamente rütteln. — Nicht anders verhielt es sich mit Christus dem Wunderthäter, wie die Evangelien ihn beschreiben. Die Wunder, welche diese von ihm berichten, waren der katholischen Kirche nie zweifelhaft, konnten es auch nicht seyn. Sie selbst erkannte sich als ein Product von jenen göttlichen Großthaten, durch welche der mythisch-irre Sinn entzaubert, zu sich gebracht, zur Wahrheit hinangehoben wurde. Die Wunder der Apostel setzten nicht bloß die Wunder, durch welche Christus sich beglaubigt hatte, fort, sondern verbürgten auch die Wahrheit der evangelischen. Und lange noch, nachdem die apostolischen erloschen waren, dauerten als fortgesetzte Bürgschaft für die früheren, die Wunder in der Kirche, der katholischen (nicht bei den Ketzern) fort.

Das einfache Zeichen des Kreuzes genügte, das Anrufen und Aussprechen des Namens Jesu, das Auflegen oder Ablesen des Evangeliums über Kranken, um sie gesund zu machen *). Wer die Schutzschriften der ersten drei Jahrhunderte gelesen hat, für den bedarf es keiner eignen Anführung; und für die gottscheuen Theologen und Gelehrten gibt es überhaupt kein Argument. Geboren, um zu leugnen und zu trüben, bauen sie die trostlose Gigantenveste fort, bis die Hölle sie verschlingt. Für uns, die Katholiken, ist kein Zeitraum der Mythe; was man dort am evangelischen Christus mythisch nennt, war in unserer Kirche Jahrhunderte nach ihm fortlaufende Geschichte. Der Wunderchristus der Evangelien hat als solcher sich in unserer Mitte stets erneuert und diese geschichtliche Seite seines Lebens und seines Wesens dem Bewußtseyn der Seinigen eingeprägt, und so mächtig eingeprägt, daß in kurzer Frist das große römische Weltreich vor jener Macht gewichen ist, die gebildetsten Völker, welche die Erde je getragen, anbetend vor dem Namen unseres Jesus, des Wundervollen, niederfielen. Jene unter euch, ihr noch gläubige Protestanten, welche die Wunder in der katholischen Kirche läugnen, haben die Bürgschaft des evangelischen Wunderchristus euch genommen; und sie sind die Aeser, aus deren Verwesung in euerer Mitte die heutigen Gespenster aufgestiegen sind, die frechen Spuck mit euch durch ihren mythischen Christus treiben.

Wir könnten noch leicht diese Betrachtung weiter führen, geböte nicht der Raum dieser Blätter abzubrechen, um in Kürze Anderes zu berühren. Christus wird als der Leidende im Evangelium uns vorgestellt. In der Größe seines Leidens ist der Maaßstab der Liebe Gottes gegen den Sünder ebensowohl, als für die Berechnung der Schwere und Verwerflichkeit der Sünde, des Bösen, das die neuen protestantischen

*) Origenes contr. Celsum, I. 2. 6. 46. III. 24. VII. 4. — Justin. M. Apolog. II. 6. — Theophil. Antioch. ad Autolycum, II. 18. — Tatian. Orat. contr. Graecos, c. 16. 18. — Tertull. Apologet. c. 22. 23.

Theologen als bloßen Schein mehr gelten lassen, mitgegeben. Durch die Gesammtkirche zieht sich ein unbeschreiblicher Bußschmerz hindurch. Das mitempfundene Leiden des Gottessohnes preßte in jedes christliche Gemüth den gleichen Schmerz, und damit den Abscheu vor der Sünde und Allem, was sie gebiert und nährt und hegt, so zwar daß die Zurückgezogenheit von dem Pomp und Lärm der Welt den Christen als ersten Vorwurf den des Menschenhasses zugezogen hat. Gewiß, die altchristliche Weltanschauung, darin hat Zeller vollkommen Recht, war nicht die protestantische. Die unzüchtigen oder blutigen Schauspiele des Circus gewährten für sie keine Erholung, denen ein unreiner Blick verboten, denen eher geboten war, sich tödten zu lassen, als zu tödten, sagt Tertullian. Das Leiden Christi in dem Herzen tragen, darin seine Schuld erkennen und beweinen, verträgt sich schlechthin nicht mit hellenischer Ueppigkeit und Ausgelassenheit.

Wenn man es den Christen heute wieder zum Vorwurf machen möchte, wie es die Heiden einst gethan, daß sie unpractische Leute waren, welche sich in „das Dießseits nicht einbürgern“ mochten noch ließen, so können wir noch hinzusetzen, daß sie mit feierlichem Schwur gegen diese Weltbürgerung sich verpflichteten. Der zu Taufende streckte feierlich, das Angesicht gegen Niedergang gekehrt, die Hand aus, und sprach die Worte: „Ich widersage dir Satan, und allen deinen Werken, und allem Pompe der Welt“*). — Gewiß, es war der für die Sündenwelt leidende historische Christus, welcher den Christen z. B. nicht erlaubte, mit einer Blumenkrone nach griechischer Sitte fürder sich zu zu schmücken, weil jener am Leidenstage eine Dornenkrone für unsere Sündenschuld getragen hat. — „Welchen Kranz

*) Cyrillus v. Jerus. Catech. mystag. I. p. 4 — 8. Er erklärt Pompa ausdrücklich dahin: Theatrorum insaniae, equorum cursus in hippodromis etc. Diese feierliche Absagungsformel ist überall dieselbe, vergl. Tertullian de Corona, c. 3. de Spectac. c. 4.

sagt Tertullian irgendwo, hat denn wohl Christus Jesus für uns sich umgewunden? Ich meine aus Dornen und Disteln, dem Sinnbild der Sünden, welche die Fleischeserde hervorgebracht, die Kraft des Kreuzes aber hinweggenommen hat, indem sie jeden Todesstachel an dem duldenden Haupte des Herrn abstumpfte ..... Wenn du um dessen willen ihm dein Haupt schuldest, so erstatte es ihm, wenn du kannst, so wie er seines für deines geopfert; oder bekränze dich auch mit Blumen nicht, weil du, wenn du es mit Dornen nicht kannst, auch nicht mit Blumen es darfst". Eben dieß Bewußtseyn spricht sich und noch kräftiger aus im Martyrthum. Der ganze historische Christus, wie ihn die Evangelien geben, ward nicht nur im Angesichte des heidnischen Tribunals von den Angehörigen der katholischen Kirche bekannt, sondern das Bekenntniß oder Zeugniß auch mit dem Blut bestätiget; wobei es überdieß Vorschrift war, das Martyrium weder geflissentlich zu suchen, noch auch zu scheuen. Hier, wenn je unter schmerzvollen Todespeinen, mußte Christus seine Gewalt über die Berückten verlieren, wenn er bloß ein doketisch-mythischer war, wenn nicht die sicherste Gewährleistung dem christlichen Glauben und Hoffen zu Grunde lag. Fürwahr, das werden auch die mythischen Theologen eingestehen müssen, von Seite der Staatsgewalt ward nichts gespart, um den historischen Glauben der katholischen Kirche der Probe zu unterstellen. Ob sie selbe auch bestanden, das würden euch noch heute die Gebeine der Martyrer sagen, hättet ihr nicht einst im Sturmlauf wider den historischen Christus, für den unsere Brüder gezeuget, dieselben als „Götzenwerk" vernichtet. „Meinst du den Christus, sprach Trajan einst zum Bischofe Ignatius von Antiochien, der unter Pontius Pilatus gekreuziget worden ist? Den meine ich, erwiedert der Martyr, der meine Sünde sammt deren Urheber gekreuziget, und alle dämonische Verführung denen unterthan gemacht hat, die ihn im Herzen tragen.— Trajan: Du trägst also den Gekreuzigten im Herzen? Ignatius: Ja, denn es steht geschrieben: ich will

in ihnen wohnen, und in ihnen wandeln". Sterben für die Wahrheit, das ist Siegel für die Wahrheit; und unsere Kirche hat ihr Blut sicher nicht geschont. Die schwächliche Gesinnung der Häretiker überwand, wie weltbekannt, die Todesschrecken nicht; mit einem innerlichen Bekenntniß sich begnügend, trugen sie kein Bedenken den selbsterdichteten Christus zu verläugnen.*) Von der Kirche dagegen ward durch den Mund von Tausenden und Tausenden der Martyrer das Bekenntniß des historischen Christus von Freien und Sklaven, von Greisen und Kindern, Männern und Weibern mit gleicher Unverzagtheit ausgesprochen und mit dem Blut besiegelt. So fest stand dieser unserer Kirche im Bewußtseyn, daß sie nicht bloß, um in ihm zu leben, für ihn zu sterben lehrte, sondern die als entartete Kinder aus ihrem Schooße warf, welche die Schwäche oder Niedertracht gehabt, ihr irdisch Leben höher, als jenes Gotteszeugniß anzuschlagen. Und jene Feiglinge, die Apostel des mythischen Christus, schulden die katholische Kirche an, sie habe gedichtet, habe den wahren zeitweise sich zur Kurzweil travestirt! Gehört Seelengröße und sittlicher Ernst dazu, um sich zum historischen Christus zu bekennen; — so genügt schmachvolle Flachheit, um ihn mythisiren! Die katholische Kirche hat sich nicht zu schämen; unser Christus, der Christus des Evangeliums, hat von seinen Aposteln an, — dessen brüsten wir uns vor euch, — in seiner Kirche, der unsrigen, öfter auf dem Blutgerüste sich bezeugt gesehen, als jenes die Menschheit beschimpfende theologische Immanenzsystem der Mythiker seine Bekenner zum Wollustbette führen kann. — Lange, an drei Jahrhunderte, vermischte sich das katholische Blut mit dem auf Golgotha, bis das alte Heidenthum dreier Welttheile darin erstickte.

---

*) Clemens Alex. Strom. IV. c. 4. p. 571. (edit. Poter.) — Tertull. Scorpiace. —

Es wäre uns ein Leichtes, dieses Ineinanderleben Christi in die katholische Kirche und dieser in Christum in's Weite auszuspinnen, und für uns Genuß, jenen Lästerern gegenüber in sein Lob uns zu ergießen. Indeß ist hier nicht der Ort. Wir wollen nur einiges Wenige noch zum Belege des Gesagten in Erwägung bringen. — Die Kirche ließ es nicht beim bloß historischen Bezeugen, — wer; auch was und wie Christus war, wurde in ihr gelebt und nachgebildet. Aus einer Jungfrau empfangen und geboren, blieb er, so sagt es die Geschichte, selbst Virgo. Die heilige Menschheit, die nicht auf dem Wege der Natur in die Welt hereingetreten, durfte die bloß für uns und für diese Zeit geltende Geschlechtlichkeit, nicht beflecken. Und man sehe: — vom ersten Momente an eine zahllose Schaar beiderlei Geschlechts, welche, „zur Ehre des Fleisches Christi", beständige Virginität geloben, und zu ewiger Bräutlichkeit dem Gottmenschen in seiner Kirche sich versprechen! Ist der Gottmensch Christus seiner Kirche die absolute Idee der Menschheit in ihrem Dieß- und Jenseits, so ist er auch in seiner idealsten Höhe noch nicht so hoch, daß es in ihr an Versuchen fehlete, ihm im religiösen Leben nachzustreben. Wenn er einst das Wort hingeworfen hatte: „Am Tage der Auferstehung werden sie weder freien, noch sich freien lassen, sondern seyn wie Gottes Engel", so nahm und nimmt, „fassend das Wort des Herrn", gerade das Geschlecht, welches sprichwörtlich das schwache heißt, kein Bedenken, dieses Jenseits in das Dießseits, das Engelleben auf die Erde zu verpflanzen, und in kühnstem Ringen, soviel möglich, die Glorie der Vollendung aus der Zukunft in das Thränenthal der Gegenwart herüberzuziehen; während eine Priesterschaft, die sich dem Dienst des unbefleckten Lammes widmet, aus dem Stand der Jungfräulichen und Ehelosen genommen, die Virginität des hohen Priesters und seiner Braut, der Kirche, repräsentirt. — Ein andermal war über die Lippen Christi, „der selbst nicht hatte, wohin er sein Haupt legte", das Wort gekommen: „Willst du vollkommen

seyn, so gehe hin, verkaufe Alles, was du hast, gib den Erlös den Armen, und komm und folge mir nach". Dieses Wort genügte: und das Mein und Dein, welches die Sünde ausgeschieden, ist wieder zurückgenommen; ein Wetteifer entsteht ums Geben, „es ist kein Armer mehr in dem Vereine", eher ist Furcht zu besitzen, als arm zu seyn. Die christliche Freigebigkeit und Hospitalität in der Kirche ist ohne Schranken; Tausende und Tausende opfern allen, den reichsten Selbstbesitz jenem Worte Christi, das zudem kein Gebot, nur Rath zum Vorzüglicheren gewesen. Und weil nicht Alle geben können, nicht so viele nehmen mögen, als Hände offen sind zu geben, so verdingt man sich an Christus, um sein „Dienen" auf Erde nachzubilden, nicht um „die Füße bloß der Heiligen zu waschen", — sondern athmet Todesduft in die Blüthe des jugendlichen Leibes, um Liebe ihm mit Liebe zu vergelten. Wüsteneien, die bisher nur die Bestien behauset, werden fruchtbar, wie des Carmels Höhen; es erscheint der Mönch, der im strengsten Sinne das Ideal des Lebens dessen sich anzieht, der zur Kreuzesnachfolge eingeladen. Es ist keine Seite, wir sprechen es kurzweg aus, an dem Christus der Evangelien, nicht im Leben, nicht in Lehre, die in der Kirche nicht ihre würdige Repräsentation gefunden, hätte es auch die übermenschlichste der Anstrengungen gekostet.

Wir gehen, ohne zu der entgegengesetzten Grundrichtung der Reformatoren und ihrer Kirche Parallelen hier zu ziehen, zum christlichen Culte über. Zwar ist die Ineinsbildung der Christen in Christus schon für sich ein schöner und lebendiger Cult; aber diesem allgemeinen steht dennoch ein besonderer zur Seite. Hier gilt vor Allem die Bemerkung, daß die Kirche treu der Bestimmung, welche ihr Stifter ihr gegeben, in der Welt zu leuchten und von ihm zu zeugen, Alles um sich her christianisirte. Nehmen wir hievon zuerst das Allgemeine. Es war an einem Sonntage, da Christus, der Erstling aus den Todten, den Triumph des Lebens

über den Tod gefeiert; und der Glaube an den Auferstandenen und Lebenden, und die christliche Hoffnung auf die gleiche Auferstehung ward von jener, der Apostelzeit an, durch die Dies dominica in der ganzen Kirche festgestellt und feierlich begangen. Es war der Sonntag eine wochentliche Wiederholung des großen Osterfestes, an welchem das ganze Reich der Christgläubigen in dem Sieger Christus des neugeschenkten ewigen Lebens frohlockte. Jene christliche Osterovation war der Ausdruck eines zweifellosen Glaubens, worin die Thatsache, die ihn begründet, sich fortverjüngte. — Hatte das Befühlen mit eigener Hand die Apostel von der Wahrheit der Auferstehung überzeugt, so war die verheißene Geistessendung das Siegel darüber, daß Jesus Christus, Gott und Herr, zur Rechten des Vaters throne. Mit klärem historischen Bewußtseyn fixirte die Kirche ihren Glauben, den sie selbst der Geschichte dieses Tags verdankte, durch die Feier dieses Festes, — Pfingsten, wie und weil dieses Fest selbst einen geschichtlichen Bestandtheil dieses ihres Bewußtseyns bildete. Sie wußte wohl, sie wäre nicht, was sie ist, wäre überhaupt nicht einmal geworden, wäre jener Tag nicht gewesen. Das Ostern und Pfingsten unserer Kirche sind nicht bloße Erinnerungstage, sie sind die Geburtstage des christlichen Bewußtseyns, und darum ihr so nothwendig wahr geschichtlich, als ihr wirklich Daseyn ihr selbst unbezweifelt ist. Dabei ist gewiß höchst beachtenswerth, daß die erste Kirche nur diese zwei Feste, welche die geschichtliche Gewähr des Glaubens mitenthalten, gefeiert hat. Erst in der Folge erweiterte sich der Cyclus, und das Fest Epiphania Domini und Weihnachten, weiterhin Ascensio Domini hielten auf den Grund der beiden vorigen weitere Hauptthatsachen in der Geschichte Jesu fest. — An diese historischen Feste reiheten ihrer Zeit, den Festen des Herrn analog, — und dieß belieben wir den symbolischen, wie den mythischen Protestanten vorzurücken, die *Natalitia martyrum* sich an, die Geburts- oder Siegesfeste jener unserer Brüder, die für den historischen Christus, für die Geschichtlichkeit des Evangeliums in

unserer Kirche, mit ihrem Blute eingestanden sind, jenes Blut, das, wie sein Name sagt, Zeugniß (martyrium) schreit wider euch Mythiker, wie gegen die von euern Ahnen, welche die Gebeine der Märtyrer in blasphemischen Unfug geschändet und verwüstet haben. Noch war kein Liebfrauenfest, als die Siegestage der Märtyrer in der katholischen Kirche alljährlich gefeiert wurden. Die Kirche hat sich wohl begriffen: in ihrem Blute, in ihren Gebeinen verehrt sie das Zeugniß für den Christus, den die Verwüster dieser Reliquien in einen mythischen verwandelt haben. — Erst von da an, und später traten die Liebfrauenfeste der Reihe nach in den Kreis der Kirchenfeste ein; auch sie sind historischer Natur. Jene Jungfrau, welche Gottes Eingebornen, der uns in seinem Blute ausgeboren, aus ihrem Blute uns eingeboren, — verzeihet es unserer überschwenglichen Begeisterung für unsern Christus, der unser Leben ist, — hat die Kirche in innigster Empfindung hoch, überaus hoch gestellt. Wir wissen, was man hiebei uns einwenden will. Allein unserer Kirche ist es nun einmal fremd, im Menschen weiter nichts, als eine willenlose Maschine zu erblicken; was sittlich hehr ist, was ein Engel preiset, Gott durch seine Einfleischung geehrt, — man lächle oder zürne über uns, — wir werden unseres Christus Mutter, die Gottesgebärerin immerhin mit kindlicher Zärtlichkeit verehren. Darum hat die Kirche alle bekannteren Momente ihres Lebens, das mit der Geschichte unserer Heilsbereitung zusammenfällt, in größeren oder kleineren Festen festgehalten. — Wir wiederholen es: in dem Festcyclus und dem Martyrologium unserer Kirche lebt der historische Christus, wie die Evangelien ihn geben, unverdämmert, in unverwelklicher Frische fort. — Nur flüchtig wollen wir noch von unsern Sacramenten sprechen, deren Inhalt die Reformatoren herausgenommen, um leere Schalen, inhaltslose Zeichen, weniger als die alten Typen waren, den Ihrigen zurückzulassen. Vom Christus der Kirche wird gesagt, daß seine Gottheit persönlich in das Fleisch sich eingelassen, und daß dieses unser Fleisch,

Gefäß und Träger von substantiell Göttlichem geworden sey. Von da an, behauptet sie, sey von ihm, dem Fleisch gewordenen Logos, dem Schöpfer aller Dinge, gewissermassen die Materie zum Gefäß und Träger himmlischer Mittheilungen erhoben und geweihet worden, und lehret, daß das Taufwasser wie das Chrisma, wie das Krankenöl, mit göttlicher Kraft von ihm begabt und befruchtet worden sey, um nicht bloß zu bedeuten, zu sinnbilden, sondern unmittelbar zu wirken. Sie hat dieses als Glaubenssatz empfangen, und hält es wahr und fest, wie und weil ihr Christus weder ein mythischer noch doketischer, sondern der incarnirte Logos ist. Ihre Lehre von ihren Sacramenten ist ihr so entschieden wahr, und darum wahr, wie und weil die Thatsache der Incarnation, welche jene Verhältnisse, jedes in seiner Weise begründet und bestimmt, — ihr gleich dem Herzblut ist.

Besonnen haben wir uns lange, ob wir von jener Feier etwas sagen sollten, in welcher der historische Christus, wer, was und wie er ist, nicht bloß von uns gefeiert wird, sondern er selbst in unserer Kirche in realster Weise sich fortlebt, und in fortgesetzter Herniederkunft seinem Geschlechte, uns sich einfleischt, um sein Leben uns, den Seinigen, im Geheimniß einzuleben. Wir meinen jenes Mysterium, welches der Protestant, von seiner Väter Zeiten her, noch heute schlechthin „katholischen Götzendienst" betitelt. Gewissen Naturen aber hat unser Christus im Evangelio, das Heilige preiszugeben, uns verboten. Kostet es uns auch — Gott ist uns dessen Zeuge, — Ueberwindung, gerade diese, die glänzendste Parthie in vorliegendem Beweisverfahren zu umgehen, so wollen wir uns doch, in Anbetracht der empörenden Lästerungen, die man von drüben her gegen unsern eucharistischen Christus zu schleudern nicht ermüdet, an jene gemessene Vorschrift halten. Nur das betheuern wir feierlich und heilig, daß gerade das eucharistische Opfer es ist, in welchem nicht allein der ganze theoretische Glaube der Kirche lebendig dargestellt, sondern auch das mystische Ineins-

leben Christi in dieselbe vollzogen wird. Was auch die Gegner immer davon halten, wir versichern sie dennoch hoch und theuer, daß gerade hier die Lebensströmung sey, die den Glauben an den Christus der Evangelien bei uns immer verjüngt, und eine mythische Verdämmerung seiner Persönlichkeit bei unserer Kirche unmöglich macht. Um seinen Altar geschaart, auf dem Er in realer Gegenwart das lebendige Opfer ist, wie könnten wir seiner je vergessen, oder ihn je anders denken, als er sich dort am Leidensabende gegeben hat? Hier saugen wir mit unsern Brüdern, den Martyrern jene Begeisterung lieber für ihn zu sterben, als von ihm zu lassen*); hier trinkt, — glaubt nur, wir wissen, was wir sprechen! — unsere Kirche Unvergänglichkeit. Und wenn wir knieend ihn im ausgesetzten Sacrament verehren, wenn wir am Frohnleichnamsfeste mit der ganzen Pracht, die uns zu Handen ist, den Glauben an den real und substantial im Sacramente gegenwärtigen Gottessohn und Welterlöser feiern, so thun wir, mit diesem solemnesten der Bekenntnisse im Angesichte des Himmels und der Erde, nur das, was unser von ihm erfülltes Herz nicht lassen kann, weil es mit namenlosen Entzücken den Spender des neuen Lebens liebt, der, um in uns zu seyn, sein Fleisch und Blut, mit Vater Irenäus zu reden, mit unserm Fleisch und Blute mischt. Es singe ein Protestant den Hymnus in der Messe der Frohnleichnamsoctave:

Lauda Sion Salvatorem,
Lauda ducem et pastorem
In hymnis et canticis.
Quantum potes, tantum aude,
Quia major omni laude,
Nec laudare sufficis. etc. etc.

und fühle, mit welcher Seelengluth die Kirche im eucharistischen Christus den leibhaften historischen umfange! — O, es

*) S. Cyprian. ad Cornel. ep. 57. (Edit. Oxon.) —

war ein hartes, wenn auch verdientes Strafgericht, welches der gerechte Gott über den Mann herabgeworfen, der seine Kirche ihm zerrissen, daß er ihn bis zum Umsturz des christlichen Opferaltares forttaumeln ließ! Damit war der traurige Sieg entschieden, wodurch der lebendige Christus von der ausgeschiedenen Kirche geschieden wurde. Von jenem Schlage her datirt dessen Mythisirung im Protestantismus. Gewiß, würden die Protestanten in Betreff Luthers nicht dem inconsequentesten Eclecticismus huldigen, sie würden ihm auch darin glauben, wenn er aufrichtig erzählt, der habe ihn hiezu bestimmt, vor welchem der Katholik mit Entsetzen sich bekreuzt. Wie Luther durch die Abolition des Meßopfers recht eigentlich sein Christenthum todt geschlagen habe, werden wir weiter unten zu betrachten Anlaß finden.

Die Stärke, mit der unser Christus in das Bewußtseyn unserer Kirche sich eingedrückt, könnten wir auch sonst noch an dem Gepräge zeigen, welches das katholische Leben von ihm trägt. Das Kreuz ward Mittel unsers Heiles; unsere Freiheit, unser Leben ist uns daraus entsprossen. Es wurde darum vom ersten Augenblicke an das stehende Symbol unserer Hoffnung. Zu Hause und in kirchlicher Versammlung war es in urältester Zeit Gegenstand der christlichen Verehrung, und wohl hundertmal des Tages bezeichnete sich der Christ des zweiten Jahrhunderts schon mit diesem gnadenvollen Kreuzeszeichen. „Wir mögen ein- oder ausgehen, uns ankleiden, oder beschuhen, zum Baden, oder zu Tische gehen, beim Lichtanzünden, beim Niederlegen, beim Niedersitzen, oder was uns sonst beschäftigen mag, so bezeichnen wir die Stirne mit dem Kreuzeszeichen". So Tertullian*). Der Kirche ist dieses so sehr stehendes Symbol ihres Glaubens, — als die bekannte ängstliche Scheu vor eben diesem Kreuzeszeichen

*) Tertull. de coron. c. 3. — Apologet. c. 16. —

uns und aller Welt den Protestanten unverkennlich signalisirt. — Aehnliches gilt auch von der Gesammtheit dessen, was sonst in unserm äußern Cult erscheint, was denen, die von auswärts her in unsere Kirchen schauen, als unbegreiflicher Aberglaube, Bizarrie, wenn nicht als pure Idololatrie vorkömmt, in der That aber nichts ist als der Reflex, als die Verkörperung des Glaubens an den Christus des Evangeliums, dessen Ruhm wir nicht in uns verschließen, sondern öffentlich feiern, und wäre es uns möglich, noch lauter feiern würden, als es geschieht. Gewiß, käme es auf uns an, sein Preis, der Preis des Logos, der diese Welt erschaffen, die sein Eigenthum ist, in der wir, seine Erlösten, die katholische Kirche, sein göttlich Reich sind, würde durch alle Räume der Erde, bis an den Himmel hinauf, jubelnd aus unserm Mund erschallen. Darin verstehen uns die, welche nur einen mythischen Christus noch im Herzen scheu verstecken, welche statt des Bildes des Gekreuzigten, Luthers Bildniß in ihre Kirchen, und statt eines Hausaltares, auch daheim an ihre Wände hängen, freilich nicht. Allein wir vermögen ihnen dieß nicht begreiflicher zu machen: es ist einmal das Geheimniß zwischen Katholicismus und Protestantismus eben auch das Geheimniß zwischen historischem und mythischem Christus.

Es kann überflüssig scheinen, noch daran zu erinnern, wie der in uns und unserer Kirche sich einlebende Christus auch die Kunst und Wissenschaft beherrscht. Nicht die Poesie, nicht die Musik, nicht die Plastik, das weiß alle Welt, konnte bei uns einen würdigeren Gegenstand sich ersehen, als Christum, seine und seines heiligen Reichs Geschichte. Kein Künstler hat bei uns für groß gegolten, der nicht an dem Höchsten sich mit Erfolg versucht, der nicht Christo sein Talent geweihet. Unsere Kirchen sind, wenn ihr nicht auf's Wort uns glauben möget, euch davon beredte Zeugen. Wer es wissen mag, wie das Herz der ganzen Kirche für unsern Christus schlage, und em=

pfinden, was die Hand des Meißlers und Malers begeisterte und begeistere, der lese nur ganz den Hymnus, welchen (erschreckt nicht bei dem Namen) ein Mönch von dort drinnen herausgeschrieben hat, und der so anhebt:

Jesu, dulcis memoria,
Dans vera cordis gaudia,
Sed super mel et omnia
Ejus dulcis *praesentia.*

Nil canitur suavius,
Nil auditur jucundius,
Nil cogitatur dulcius,
Quam Jesus Dei filius. etc. etc.

Haltet es uns zu Gute: wir können bei unserer Empfindung nicht, wir mögen nicht mit euerm Dichter weinen:

„Einen“ zu bereichern unter Allen,
Mußte diese Götterwelt vergeh'n!

(Schluß folgt.)

XXXVIII.

Beiträge zu „den katholischen Zuständen Badens“.

(Eingesandt.)

„Aber das Recht behalten wir uns frei, das Wort zu nehmen, wo die Thaten sprechen, und wenn jene unter Wehr und Schilddach stürmen, mit offener Brust sie zu empfangen“.

So oft in unserm Lande eine Versammlung der Stände kehrt, eben so oft kehren auch im Hause der Gemeinen die Beschwerden, von den Häuptern der Liberalität erhoben und geführt, die Regierung gestatte sich eine ihr nicht zustehende Einwirkung auf die Wahlen der Deputirten. Allein so oft auch diese Beschwerde schon erhoben wurde in der zweiten Kammer, und Jedermann im Lande weiß, daß ihr Inhalt nicht rein aus der Luft gegriffen ist, so wurde gleichwohl die erhobene Beschwerde eben so oft von der Ministerbank als unwahr und ungegründet zurückgewiesen, dagegen stets von dorther das Recht in Anspruch genommen und vertheidigt, Solcherlei thun zu dürfen, und dann nebenher als eine unstatthafte Zumuthung von der Regierung abgewiesen, daß sie dem Eifer jener in die Zügel fallen solle oder müsse, die für ihre Sache im Lande sich interessiren und betheiligen. Gerade so verhält es sich auch mit den Beschwerden, welche seit Jahren die Katholiken im Lande in Sachen ihrer Kirche gegen die Regierung führen. Immer ist die Klage im Lande laut gewesen, daß die Regierung nicht die Angelegenheiten der katholischen Kirche eben so eifrig, wie jene der Protestanten betreibe. So oft aber auch diese Beschwerde schon erhoben und begründet wurde, und Niemand im Lande ist, der sie für rein erdichtet hielte, so ist sie gleichwohl eben so oft als unwahr und böswilliges Gerede, ersonnen, um „Zwietracht und Unfrieden“ zu säen im Lande, von der Regierung ab- und zurückgewiesen worden. Als daher jüngst „die katholischen Zustände Badens“ an das Licht traten und in dieser Schrift alle erhobenen Klagen und Beschwerden mit Urkunden und Briefschaften wohl bezeugt und belegt dem öffentlichen Urtheil sich vorlegten, da trat auch mit den alten Klagen und Beschwerden die alte Taktik an das Licht. Was die „katholischen Zustände Badens“ bejahten und bezeugt mit ihren Urkunden dem Gericht der Oeffentlichkeit vorgelegt ha-

ben, das verneint im Namen der Regierung der Staatsrath Nebenius in seiner jüngst erschienenen Gegenschrift, ohne jedoch seiner Abrede und Versicherung des Gegentheils, wie die Beschwerdeschrift, die nöthigen Urkunden und Briefschaften, als Beleg und Zeugniß seiner Gegenrede, beizulegen und anzufügen. Beschwerde und Gegenrede liegen nun zur Erforschung der Wahrheit und zur Bildung eines sichern Urtheils vor dem Gerichte der Oeffentlichkeit, welches, wie uns bedünken will, auch nach der Vertheidigungsschrift des Staatsraths, sich noch immer nicht auf die Seite der Regierung hinneigen will. Denn welche Gesinnung, trotz der Gegenschrift des Staatsraths, selbst der katholische Liberalismus von der Regierung und ihrer Wohlgesinntheit gegen die katholische Kirche hege, hat sich jüngst auf eine eklatante Weise vor den Augen und Ohren der Regierung ausgesprochen, als in der zweiten Kammer der protestantische Deputirte Sander den Antrag stellte, eine der zwei Universitäten des Landes aufzuheben. Hat man nicht in und außer der Kammer es augenblicklich laut und unverholen ausgesprochen, daß dieser Antrag der katholischen Universität Freiburg gelten werde? Ist nicht schon, ehe man nur wußte, gegen welche Universität des Landes dieser Schlag geführt werden sollte, alsobald eine Vertheidigung der Universität Freiburg in der Freiburger Zeitung erschienen, worin klar ausgesprochen war, für welche Anstalt des Landes man im Lande fürchte? Wer aber hat dagegen in Heidelberg auch nur ein Zeichen von Furcht an den Tag gelegt? Und als die Motion begründet war und der Antragsteller auf die Aufhebung Heidelbergs stimmte, wer hat in und außer der Kammer ihm geglaubt, und seine Motion, die man in der Kammer selbst eine „Reactionsmotion" genannt hat, im Ernste auf Heidelberg gerichtet hingenommen? Wer hat Sandern, wie von Freiburg aus, so von Heidelberg Vorwürfe über seinen Antrag gemacht? Warum hat man ihn protestantischer Seits ungefährdet ziehen lassen? Etwa, weil man glaubte, er wolle mit der „Reactionsmotion" dem Protestantismus nahe treten und in allem Ernste Heidelberg vernichtet wissen? — Haben dagegen seine Vertheidigungen, welche er gegen Beschuldigungen aus dem katholischen Oberlande in öffentliche Blätter einrücken zu lassen für nöthig fand, die Welt auf einen andern Glauben zu bringen vermocht? Hat man nicht und glaubt man nicht noch heute, daß die Sache, trotz der bekannten Liberalität Sander's, dennoch im geheimen Einverständniß betrieben worden sey, ohnerachtet aller Versicherungen des Gegentheils von Seiten des Antragstellers? Die Sache mag nun wahr seyn oder falsch,

jedenfalls aber beweisen die angeführten Thatsachen mehr als zur Genüge, was die Katholiken Badens in kirchlichen Dingen hoffen und fürchten; sie beweisen zur Genüge, welches Vertrauen sie zu ihr hegen in Sachen ihrer Kirche; sie beweisen zur Genüge, ob die „katholischen Zustände Badens“ im Ganzen Wahrheit geredet, oder ob sie Lügenwerk der Welt und ihrem Urtheil vorgelegt haben. Je mehr aber, was in jenen „katholischen Zuständen Badens“ in aeternam rei memoriam als Beschwerde niedergelegt ist, nur einfach weggeschwätzt, umredet, abgewässert und mit Advokatenkünsten unwirksam gemacht werden will, während die alte feindselige Gesinnung, das alte Thun und Treiben gegen die Kirche im Lande fortherrscht, und nach wie vor jener Beschwerdeschrift fortgeübt wird, wo immer Gelegenheit sich bietet, desto mehr ist es nöthig, das alte Thun und Treiben immer auf's Neue auf der That zu ergreifen und herauszuführen an das Tageslicht aus seinen geheimen Löchern und Winkeln, wo es „ohne Aufsehen, somit ohne Untersuchung, im Stillen“ seine Opfer abzuschlachten sucht, um es auf's Neue dessen zu überweisen, was es, statt durch Aenderung seines Thuns, der Beschwerde abzuhelfen, bloß vor dem Gerichte der Oeffentlichkeit hinwegläugnet.

In Folge der vielberedeten „Urlaubsfrage“ hat in jüngster Zeit, wie bereits die öffentlichen Blätter aller Welt verkündeten, ein Ereigniß in unserer Kammer durch die radikalen Elemente, welche sie in sich beschließt, sich ausgestaltet und zu Tag gelegt, welches so rücksichtslos gegen die Person des Monarchen anlief, und so tief die Majestät des Herrschers verletzte, daß die Regierung, um die Würde des Monarchen zu wahren, und der gekränkten Majestät wenigstens einige Genugthuung zu geben, genöthigt war augenblicklich die Kammer aufzulösen. So ist denn endlich nach ewigen Gesetzen auch bei uns die Zeit herangerückt, wo die Regierung auszuessen sich genöthigt sieht, was sie früher sich selber eingebrockt. Denn einst und bis auf unsre Tage her, hat sie selbst mit großer Rührigkeit der Aufklärung und des Rationalism gepflogen und mit ihren freisinnigen Beamten gegen die katholischen Institutionen und ihren alten Aberglauben geeifert. Und wir wissen noch gut der Zeit zu gedenken, wo ein aufgeklärter badischer Beamter mit Hut und Degen und mit der Staatsuniform angethan in eine Wallfahrtskirche mit seinen Häschern umringt eingebrochen ist, um dem Rosenkranze mit Gewalt ein Ende zu bereiten. Und so ist es denn, was man freilich trotz aller Mahnung nicht geglaubt, gekommen, daß der Radikalism immer rücksichtsloser bis zum Aeußersten vorangeschrit-

ten und die Regierung immer bedenklicher bedroht, zumeist in Männern, die sich ihre Diener heißen und von ihrem Solde leben. Sehen wir uns aber unter den einunddreißig Deputirten, welche für einen Antrag stimmten, der durch seine Rücksichtslosigkeit gegen die Person des Monarchen alles überbietet, was bisher im Hause der Gemeinen liberaler Seits hantirt wurde, ein wenig näher und nach den Persönlichkeiten auf der Bank der Linken, wen finden wir da unter den Einunddreißig sitzen, unter den Männern der schroffsten und rücksichtslosesten Opposition? Dominik Kuenzer, den Präsidenten der Schauffhauser Synode, Dominik Kuenzer, den landesherrlichen Decan, Dominik Kuenzer, den in seinem kirchlich und politisch radikalen Treiben gegen Papst und Erzbischof vielgeschirmten, vielgedeckten Spitalpfarrer von Konstanz, den Mann, seit einer Reihe von Jahren nicht blos in seiner kirchlichen und politischen Richtung geschirmt und protegirt, sondern vielfach durch Commissariate vor allen Andern ausgezeichnet und damit sein kirchliches und politisches Glaubensbekenntniß vor aller Welt gebilligt hat. Während aber Dekan Kuenzer nicht blos ruhig und und ungefährdet seit Jahren im Ständehause auf der Bank der äußersten Linken sitzt und von seinem Kammerstuhle herab, jetzt von Synoden delirirt und gegen eine „antinationale, schädliche kirchliche Parthei" poltert, und jetzt unter den einunddreißig sitzend dem Fürsten seines Landes im Namen „des gesunden Menschenverstandes" den Text verliest, während der Mann vor dieser größten Heldenthat seines Lebens (und so Gott will auch noch nach derselben) das ganze Land durchzogen und in und außer seinen Synoden mit seinen kirchlichen und politischen Salze Clerus und Laien salzte und firmte in dem Geiste, der über ihn gekommen, während dieses alles von dem Manne mit rastloser Thätigkeit und Rührigkeit vor den Augen der Regierung geübt und betrieben wurde zum „Nutz und Frommen der gemeinen Christenheit": werden, um das Maaß der Widersinnigkeit übervoll zu machen, zwei friedliche, durchaus unbescholtene, fromme katholische Geistliche um eben dieses Glaubens und des Eifers willen, womit sie ihn bekennen und lehren, und mit Versetzung bedroht, wie folgende Urkunde die Welt belehren mag:

Nro. 1096. Ministerium des Innern, katholische Kirchensection.
Karlsruhe den 21. Jäner 1842.

Von dem Directorium wird vorgelegt: 1) Ein Auszug aus einer die Bekenner evangelischer Confession schmähenden Predigt, die der Domprähendar Sulzer am 4. Adventsonntage in dem dasigen Münster gehalten haben soll. — 2) Ein aus Freiburg vom 9. d. M. datirtes

Schreiben, worin Beschwerde geführt wird über das Bestreben zweier dortigen katholischen Priester, des Domprädendar Sulzer, und Vicars Müller, in ihren Predigten die Protestanten zu verunglimpfen, und die Katholiken gegen sie aufzuregen. — Dazu bemerkt das Directorium, daß die Großherzogliche Staatsregierung fest entschlossen sey, den zwischen Katholiken und Protestanten bisher bestandenen Frieden und Eintracht mit allen ihr zu Gebot stehenden Mitteln aufrecht zu erhalten, und nicht zu dulden Willens sey, daß derselbe auf irgend eine Weise, sey es aus übertriebenem Eifer oder bösem Willen gestört werde. —

Beschluß.

Dem Hochwürdigen Erzbischöflichen Ordinariate, beehren wir uns, dienstfreundschaftlich zu erkennen zu geben: — Der Eintrags erwähnte, in Abschrift anliegende Auszug kömmt, wie jenes Schreiben vom 9. d. M. aus einer ganz glaubwürdigen Quelle, und der Grund der Beschwerde gegen den Domprädendar Sulzer und den Vicar Müller an der St. Martinspfarrei läßt sich nicht in Zweifel ziehen, um so weniger, als beide Geistliche ohnehin im Rufe übertriebener Eiferer stehen. — Aber es kann auch keinem Zweifel unterliegen, daß die Sorge für die Erhaltung des religiösen Friedens zwischen verschiedenen, in derselben Stadt lebenden Glaubensgenossen gebieterisch fordert, Priestern, die sich vom Geiste der Unduldsamkeit bis zur öffentlichen Schmähung der Nichtkatholiken, der Bekenner eines Glaubens, dem selbst der Landesregent zugethan ist, hinreißen lassen, die Gelegenheit zu ihrem friedenstörenden Mißbrauch der Kanzel unverweilt zu entziehen. — Ist ein Hochwürdiges Erzbischöfliches Ordinariat damit einverstanden, und, wie wir hoffen, auch geneigt, die Hand zu bieten, damit dem Uebelstande abgeholfen, oder vielmehr größern Uebelständen ohne Aufsehen, also ohne Untersuchung, im Stillen, vorgebeugt werde, so ersuchen wir Wohldasselbe: 1) Den genannten zwei Geistlichen in Freiburg die Kanzel zu untersagen; 2) den Domprädendar Sulzer zu vermögen, sich sogleich um eine Pfarrei zu bewerben; die so eben vacant gewordene Pfarrei Ringsheim dürfte für ihn geeignet und erwünscht seyn; 3) den Vicar Müller auf eine andere Hilfspriesterstelle, wie wir schon früher, in Folge der vorjährigen Prüfung der Mädchenschule, angetragen haben, zu versetzen.

Diese Maaßnahmen scheinen uns sowohl zweckmäßig als nothwendig, weßwegen wir einer gefälligen Rückäußerung entgegensehen.

Siegel".

Liest man obiges Ministerialrescript, und sieht darin die Hitze, mit der man den Denuncirten im Interesse der hochbeliebten Aufklärung und „des Glaubens, dem der Landesregent zugethan ist", zu Leibe rückt, so sollte man meinen, der Dompräbendar Sulzer und der Cooperator Müller hätten die Religion, „der selbst der Landesregent zugethan ist", das heißt den Protestantismus, wo nicht ganz, doch wenigstens stark zur Hälfte vernichtet. Und darüber sey dann sofort in Freiburg, dem Sitze des Erzbischofes, eine Art religiösen Aufstandes zwischen Katholiken und Protestanten ausgebrochen, welchen nun, als „die Ruhe und den Frieden" des Landes ernstlich bedrohend, die Regierung um jeden Preis nieder zu halten sich verpflichtet hatte, und darum die Anstifter solcher unheilsvollen Wirren „ohne Aufsehen, somit ohne Untersuchung, im Stillen" zur Strafe ausgeliefert haben will. Allein an allem dem ist Nichts, rein Nichts, sondern die Jesuitenfurcht in und außer der Residenz ist's, die wieder einmal Dinge gesehen hat, die nicht sind, und jenes Gefühl der eigenen Schwäche im Feindeslager ist's, das in jedem wirklich katholischen Geistlichen eine ihm feindliche Macht und in jedem seiner Worte tödtende Blitze schaut, hat wieder einmal die lauernde Angst zum Besten gehabt. Denn, wer ist dieser viel verschrieene und viel verlästerte Dompräbendar Sulzer, den das Ministerium „ohne Aufsehen, somit ohne Untersuchung, im Stillen, beseitigt wissen will, und als übertriebener Eiferer von der Kanzel ausgeschlossen wünscht? Ist er ein schmähender Luther oder Calvin? Hat er wie Dr. Anton Fischer und Kuenzer einen antikirchlichen Verein gestiftet und Papst und Erzbischof für nichts geachtet? Ist er Vorstand irgend eines liberalen Klubs gewesen, der Geistlich und Weltlich rationalisirte und radikalisirte? Hat er wie der landesherrliche Prüfungskommissär des Schullehrer-Seminars Meersburg, Dom. Kuenzer, der Demagogie Festreden und Hochamt gehalten? Hat er wie der Spitalpfarrer von Konstanz unter den Einunddreißig in der Kammer gesessen und die Majestät des Fürsten verletzt? O Nein! das wäre alles ihm zur Seligkeit gerechnet worden bei den Dii minorum gentium. Was hat er denn nun gethan, der frevelmüthige Dompräbendar Sulzer? Er hat es gewagt katholisch zu seyn, und zwar in allem Ernste in einem Lande, wo solches mit „übertriebenem", d. h. mit warmen Eifer zu seyn, wie das Rescript besagt, „ein Ruhe und Frieden" störendes Verbrechen ist. Ja noch mehr, Sulzer hat es gewagt in der katholischen Metropole katholisch zu predigen; er hat sich sogar am vierten Adventsonntag herausgenommen, von der Kanzel das Unerhörte herab-

zudonnern: „Die Wirksamkeit der katholischen Missionäre werde durch die Lehrer des Irrthums, welche auch ihre Missionen haben, sehr gehemmt“. Und: „Was der Herr dem Apostel Paulus, als er noch Saulus hieß, zugerufen: Warum verfolgst du mich? gelte allzeit. Man kann den Heiland in den Seinigen noch immer verfolgen; aber Er wird mit seiner Heerde seyn“. Das ist nun freilich unerhört! So hat Bretschneider, Röhr, Zimmermann und hundert andere Prädicanten gegen die katholische Kirche nie gepredigt! So hat selbst Luther und die übrigen Reformatoren nie geschmäht! Genug, Sulzer hat einmal von den Lehrern des Irrthums geredet, der auch seine Missionäre habe. Dieses hat ein Protestant, der in guter Absicht in der katholischen Kirche sich eingefunden, gehört, in dem Irrthum dann nicht übel seine Confession und in den Missionären des Irrthums die Prädicanten gesehen. Darauf ist der Mann in Zorn gerathen, hat sich niedergesetzt, die Sache zu Papier gebracht und mit einigem Unsinn und Lügenwerk versetzt und legirt nach der Residenz gesandt. Aber aus dem Irrthum hat der Denunciant, nicht Sulzer, den Protestantismus gemacht, und statt den „Missionären des Irrthums“ hat gleichfalls nicht Sulzer, sondern der evangelische Denunciant, die protestantische Geistlichkeit gesetzt, alles nur dem „reinen Worte“ treu zu bleiben. So nun also wurden Sulzers Worte legirt und interpretirt von einem Anhänger des „reinen Wortes“ und der „lautern Wahrheit“ dem hohen Ministerio zugesandt. Dieses hat dann wohlgeneigt die Sache mit dem Licht der Aufklärung gehörig beleuchtet gelesen, dann durch die Brille der Todesangst und der Besorgtheit für „die Religion des Regenten“ und „den Frieden“ zwischen Katholiken und Protestanten im Lande der Aufklärung die Klaglibel sich angeschaut, und darauf sofort das strafende Rescript nach Freiburg an die Curia gesandt. Wäre nun aber auch wirklich die Sache also zugegangen und gesprochen worden, wie der Denunciant, „die glaubwürdige Quelle“, dieselbe zugerichtet und an die hohe Regierung eingesandt hat, so wäre nicht mehr geschehen, als was protestantischer Seits in eben jenem Freiburg schon hundertmal gethan wurde, ohne daß man deßhalb in Karlsruhe gefühlt hätte, „daß die Sorge für die Erhaltung des religiösen Friedens zwischen verschiedenen, in derselben Stadt lebenden Glaubensgenossen gebieterisch fordere, Priestern, die sich zum Geiste der Unduldsamkeit bis zur öffentlichen Schmähung der Nichtprotestanten (statt Nichtkatholiken) hinreißen lassen, die Gelegenheit zu ihrem friedenstörenden Mißbrauch der Kanzel unverweilt zu entziehen“. (Siehe das Ministerialrescript.)

Als in derselben Stadt Freiburg der protestantische geistl. Rath Eisenlohr am Frohnleichnamsfeste gegen alle bisherige Gewohnheit die protestantische Gemeinde in der Kirche versammelte, und der versammelten Gemeinde von der Kanzel herab erklarte, er habe sie darum versammelt, um sie vom „katholischen Götzendienste“ abzuhalten, — da hat das hohe Ministerium keine „gebieterische Nothwendigkeit gefühlt, durch ein Rescript dem Prädikanten den „übertriebenen Eifer“ abzukühlen aus „Sorge für die Erhaltung des religiösen Friedens zwischen verschiedenen in derselben Stadt lebenden Glaubensgenossen“. Natürlich! Ein Prediger „eines Glaubens, dem selbst der Landesregent zugethan ist“, darf sich schon etwas Mehr herausnehmen, als ein Priester „des katholischen Götzendienstes“. Als der geistliche Rath Eisenlohr in Freiburg Obiges predigte, und sein Sohn daselbst drucken ließ: „Aber der römische Papst ist noch kein anderer, als vor dreihundert Jahren; mit seinen alten Anmaaßungen ist er aufs Neue hervorgetreten, und hat es öffentlich ausgesprochen, daß er uns alle als Abtrünnige und Ketzer betrachte, mit denen sich einzulassen, dem Heile der Seele Gefahr drohe. Er hat es vergessen, daß Tausende in seiner eignen Kirche leben, welche eben so ernstlich gegen seine angemaaßte Macht protestiren, wie vor dreihundert Jahren die Reformatoren und bis auf den heutigen Tag die protestantische Kirche“*). — Als dieses, sagen wir, gepredigt und gedruckt wurde, da hat weder die Censur sich eingemischt, noch das hohe Ministerium an das protestantische Pfarramt in Freiburg die Weisung ergehen lassen, „einem Priester, der sich vom Geiste der Unduldsamkeit bis zur öffentlichen Schmähung der Katholiken, der Bekenner eines Glaubens, dem selbst der Landesregent (freilich nicht) zugethan ist, hinreißen ließ, ohne Aufsehen, also ohne Untersuchung, im Stillen, die Gelegenheit zu friedenstörendem Mißbrauch der Kanzel unverweilt zu entziehen“. Als derselbe junge Prädikant in der Vorrede zu seiner Predigt drucken ließ: „Es gibt freilich Leute, welche unter Toleranz von evangelischer Seite nur die stillschweigende Unterwerfung (?) unter alle Anmaaßungen der Hierarchie verstehen. Zu solcher Toleranz bekenne ich mich allerdings nicht, ich bin Protestant“; — da hat man nicht verlangt“,

*) Die kirchlichen Wirren unserer Zeit von ihrer erfreulichen Seite. Predigt am Sonntag Misericordias über Luc. 12, 49 — 53. in der evangelischen Stadtkirche zu Freiburg gehalten von G. W. Eisenlohr, Vicar. Freiburg bei Wagner. 1838. —

den übertriebenen Eiferer“ „auf eine andere Hilfspriesterstelle zu versetzen“, „aus Sorge für den religiösen Frieden zwischen verschiedenen in derselben Stadt lebenden Glaubensgenossen“ *). Wohl kann man uns hier entgegnen: Wo kein Kläger ist, da ist kein Richter. Denn es hat sich, so viel uns wenigstens bekannt ist, kein Katholik als Denunciant gefunden, der sich die Mühe genommen hätte, solche Erbärmlichkeiten zu Papier zu bringen und der Regierung zuzusenden, und zwar darum nicht, weil einerseits die Katholiken solcherlei Redensarten gegen ihre Kirche seit 300 Jahren so sehr gewöhnt sind, daß sie nur dann in Verwunderung gerathen, wenn sie auf das Gegentheil stoßen. Für's Zweite dann hat der „Papstesel und das Münchskalb“ so viel Muth und Glauben, ob dergleichen Kraftsprüchen nicht in Todesangst zu fallen aus Besorgniß für den Bestand seiner Kirche. Denn er weiß sie auf den Felsen gegründet, den nicht einmal die Hölle, geschweige dann die sesquipedalischen Schimpfsentenzen von Dr. M. Luther bis auf den Vicar Eisenlohr herab etwas anzuhaben vermöchten. Und wahrlich die Katholiken haben bis jetzt keinen Grund gehabt, in ihrem Glauben und Vertrauen auf die Verheißung des Stifters ihrer Kirche ir-

---

*) Den Diatriben des Vicars Eisenlohr wollen wir noch einige Kernsprüche aus der Kirchengeschichte beifügen, welche dem badischen Katechismus angehängt ist, der den Glauben lehrt, „dem der Landesregent zugethan ist“.

Abgesehen davon, daß die katholische Kirche in diesem Katechismus und seiner Kirchengeschichte beinahe durchgehends in alter beliebter Weise „das Papstthum“ heißt, finden wir daselbst folgendes: pag. 88. Die Griechen und besonders die Bischöfe von Konstantinopel erkannten die Oberherrschaft des Papstes nicht an. Sie widersetzten sich seinen Anmaaßungen und Gewalt. Das Schlimmste, was aufkam, war der Ablaß oder die Lossprechung von Sünden (?), die als Mittel gebraucht wurde um Geld zu gewinnen. Pag. 89. Lange behauptete das Papstthum seine Macht und sein Ansehen. Das gemeine Volk wurde in der Unwissenheit erhalten, und wer es wagte, sich dem Ansehen des Papstes und seinen Aussprüchen zu widersetzen, dem drohten schwere und furchtbare Strafen. Pag. 89. Das Ansehen der heiligen Schrift wurde herabgesetzt, (?) dagegen die mündliche Ueberlieferung sammt den Beschlüssen der Päpste und Kirchenversammlungen um so höher geachtet.

Wie man in den Tagen Hegels und Straußens u. s. w. noch dergleichen in protestantischen Landen schreiben mag, ist für einen Katholiken freilich nicht ärgerlich, sondern bloß lächerlich. —

gend ein Mißtrauen zu setzen. Dagegen aber ist es ein unzweideutiges Zeichen des Vertrauens und der Gesinnung unserer Regierung, wenn sie einen Katholiken, der nichts verbrochen hat, als daß er im Geruche „eines übertriebenen Eiferers" steht, ohne Aufsehen, somit ohne Untersuchung, im Stillen „die Kanzeln untersagt und strafend ihn von seiner Stelle treibt, dagegen einen Protestanten ungehudelt ziehen läßt, der an demselben Orte seine abgekanzelten Schmähreden noch drucken läßt, wo der andere nur eine allbekannte Wahrheit redete. Jedenfalls wäre, was dem Einen billig, auch dem Andern Recht gewesen. Wenn daher Sulzer am vierten Adventsonntag auf der Kanzel das Wort geredet hat, „man könne den Heiland in den Seinigen immer noch verfolgen", so hat er nur allzusehr die Wahrheit ausgesprochen. Oder ist nicht er selbst ein factisches Beispiel und ein sprechender Beleg seiner ausgesprochenen Worte? Wird er nicht verfolgt, nicht weil seine Rede etwas Verbrecherisches enthielte, denn dieses ist auch nicht entfernt der Fall, sondern weil er, wie Cooperator Müller, das Unglück hat, der hohen Regierung als „übertriebener Eiferer" unvortheilhaft bekannt zu seyn; und um dieses seines Eifers, nicht aber um jener harmlosen Worte willen, für Licht- und Aufklärungsgefährlich gerichtet wird. Sulzer hat lange vor dem vierten Adventsonntag 1841 um die Pfarrei Meersburg angehalten. Es wäre damals leicht gewesen den „übertriebenen Eiferer" aus der Stadt, „wo verschiedene Glaubensgenossen" leben, hinweg zu bringen an einen andern Ort, wo dieses nicht der Fall ist. Allein hat Sulzer die Pfarrei Meersburg erhalten? Mit Nichten! Man hat damals den „Eiferer" nicht um seiner Straffälligkeit, sondern eben um seines Eifers willen übergangen und dem Manne, der seit einigen Jahren Lehrer der Pastoral am erzbischöflichen Clerical-Seminar ist, einen andern Mann vorgezogen, welcher Sulzern zum wenigsten an Jahren weit zurücksteht, dagegen aber in catholicis allerdings nicht als Eiferer verschrieen ist. Man hat Sulzer bei seiner Bewerbung übergangen, weil man geglaubt hat, der Eifer Sulzers für das Haus des Herrn könnte, wo nicht ihn selber, doch wohl aber jene Pflanzschule des Lichts und der Aufklärung verzehren, die man sich in Meersburg im katholischen Schullehrer-Seminar angelegt hat. Daher konnte man hier, wo der Vorgänger des berüchtigten Aarganer Keller in gleichem Geiste die Fundamente zum Reich des Lichtes legt, und zur Entleerung der Bauernköpfe von allem „übertriebenen Eifer" für den katholischen Glauben die rechte Methode schafft und lehrt, Sulzer natürlich am allerwenigsten brauchen, hier konnte man nur einen Mann brau-

chen, der dem Wirken für „das Licht" freundlich die Hände reicht, was denn auch wirklich erzielt wurde. —

Was hat nun aber zu dem allen die erzbischöfliche Curia geredet und gethan? Was hat dieselbe in's Besondere auf das oben angeführten Ministerialrescript verfügt? Hat dieselbe, wie das Rescript es erwartet und verlangt, alsobald sich herbeigelassen seinen Forderungen zu entsprechen, und die Incriminirten „ohne Aufsehen, somit ohne Untersuchung, im Stillen" der Gewalt Preis gegeben? Das Ordinariat hat einstweilen von Sulzer die incriminirte Rede zur Einsicht abverlangt, und dem Andern der beiden Denuncirten, Coop. Müller folgende Verfügung zugehen lassen:

„Nro. 650. Erzbischöfliches Ordinariat. Freiburg den 4. Februar 1842.

Erlaß des Großherzoglichen Ministerium des Innern, Katholische Kirchensection vom 21. v. M., polemische Predigten betr.

Beschluß.

Unser Stadtpfarramt zu St. Martin dahier erhaltet die Abschrift des in rubro genannten Erlasses, mit dem Auftrage, dem Cooperator zu St. Martin, Eduard Müller, den genannten Erlaß zur Einsicht mitzutheilen, und ihn auf das Ernstlichste gegen jedes Polemisiren zu verwahren.

† Dr. v. Vicari.

vdt. Lauber."

Hätte wohl, müssen wir hier unwillkürlich fragen, die seit Jahren an die tiefste Unterwürfigkeit gegen die hohe Regierung gewöhnte erzbischöfliche Curia den Muth gehabt, die Forderung des hohen Ministeriums den incriminirten Geistlichen die Kanzel zu verbieten, und zu der Versetzung derselben wohlgeneigt, „die Hand zu bieten", blos einstweilen wenigstens in eine „ernstliche Warnung vor dem Polemisiren" hinauslaufen zu lassen, wenn das Ordinariat nicht die doppelt und dreifache Ueberzeugung von der gänzlichen Falschheit der bei der Regierung angebrachten Denunciation gegen Sulzer und Müller gehabt hätte? Hätte das Ordinariat wohl gewagt, zwei Priester dem Unwillen der Regierung nicht Preis zu geben, wenn dasselbe es nicht für eine unverantwortliche Pflichtvergessenheit hätte halten müssen, zwei Priester, eifrig, wie die Curia wenige hat, schuldlos einer Strafe auszuliefern?

Zeigt dieses nicht alles klar und offen, wie man die besten und thätigsten katholischen Priester mit Lügenwerk umspinnt, um ein Wirken von Männern zu vernichten, das man haßt, wie ein Werk der Finsterniß, zum Beweise, daß nicht nur „der Irrthum seine Missionäre, sondern selbst seine Fanatiker hat"?

So wie man aber bisher an Sulzer schüttelte, so rüttelt auch seit geraumer Zeit die Aufklärung an Cooperator Müller hin und her, um ihn aus seinem Wirkungskreise, aus der Mädchenschule zu St. Ursula in Freiburg herauszureißen, wo er allzu sehr im Sinn und Geist der katholischen Kirche wirkt und lehrt als Katechet, als daß die Aufklärung und der Luthero-Calvinismus dieß Wirken und Lehren mit Gleichmuth ansehen und gewähren lassen könnte, da, gienge dieß so fort, die Einschmelzung beider Bestandstücke zur neuen Staatsreligion sich immer ferner rücken dürfte. Daher soll auch dieser Mann seinem Platz entrückt, d. h. auf einen einsamen Weiler irgendwo auf dem Schwarzwalde hinausgeworfen und so wenigstens so unschädlich als möglich gemacht werden zum klaren Beweise, daß man einen Katholiken, der solches im Ernste zu seyn Miene macht, in Baden auf keinerlei Weise bedränge und Unrecht thue, sondern daß man blos da einschreite, wo „die Ruhe und der Frieden zwischen verschiedenen Glaubensgenossen derselben Stadt solches gebieterisch fordere". Würde Cooperator Müller, wie andere Geistliche seiner Umgebung, in Kneipen sitzen, den Demagogen spielen, vom Kopfabschneiden der Fürsten reden, da nicht umsonst immer neue wüchsen; würde er, gleich andern seiner Umgebung, den Glauben, den sie lehren und in Achtung erhalten sollten, verhöhnen und heruntersetzen; würde er möglichst wenig Achtung vor seiner Kirche und ihren Institutionen unverholen an den Tag legen, wie andere seines Standes, wahrlich die Aufklärung würde ihn, wie diese Andern seiner Umgebung, als Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein gewähren und ruhig seine Wege ziehen lassen; kein Protestant, kein aufgeklärter Mann würde dann seinem Wirken Querhölzer in die Wege legen. Allein was thut der Mann, der Thörichte, er läßt den Fürsten ihre Köpfe sitzen, wo sie sitzen, er läßt den Leuten ihren Glauben, den sie haben, er mehrt ihn wohl noch gar, und fängt, damit das Werk gelinge und in's Große gar gedeihen möge, sogar unten bei den zarten Mädchen und Jungfrauen in der stark besetzten Schule bei St. Ursula an. Darüber ist ihm nun, wie leicht begreiflich, die Aufklärung von Herzen gram; und höchlich unzufrieden mit einem Wirken, das via recta in den al-

ten Aberglauben des Mittelalters führt, wünscht sie den jungen „Mystiker“ lieber dorthin, wo der Pfeffer wächst, als an die Mädchenschule von St. Ursula. Darum setzt die Aufklärung alle ihre Hebel an, den „jungen Priester“ aus der Schule wegzuheben, wo man sich fest vorgesetzt hat, nicht mehr den Samen des „alten Götzenthums“ streuen zu lassen, wie er einst in Klöstern so üppig wucherte, daß selbst die Aufklärung nach so lange angestrengtem Wirken nicht völlig seiner Meister werden mochte. Natürlich! Soll denn das auf's Neue grünen und zu Früchten kommen, dem man schon so viele Jahre alle Säfte abgegraben mit Rührigkeit! Soll ein junger Mann mit einem Male zu Grunde richten, was die Alten und Weisen aus Sanct Illuminati Samen durch viele Dezennien hindurch gepflanzt und mühevoll sich großgezogen! Nein, das kann und darf nicht seyn! Was thut man also? Man sendet dem Cooperator Müller vorerst einen aufgeklärten Schulvisitator auf den Hals, der untersucht und prüft sein Wirken und sein Leisten, und sendet dann den Befund nach Karlsruhe in folgender Weise:

„Nro. $\frac{4093}{4248}$. Auszug aus dem Prüfungsprotokoll (des Domcapitular Konrad Martin als großherzoglichen Prüfungskommissärs über die Jahresprüfung an der Mädchenschule zu St. Ursula in Freiburg an Ostern 1841.)

Der Katechet Eduard Müller, Cooperator an der St. Martins-Stadtpfarrei ertheilt den Religionsuntereicht und die Sittenlehre mit großem Fleiße und mit Frömmigkeit. Es mangelt ihm aber das elementarisch stufenweise aufsteigende, logisch und psychologische System. Er fängt bei den jüngsten Schülerinnen mit den schwersten Glaubenslehren und Geheimnissen an, und prägt sie dem Gedächtnisse ein, nicht so fast des Scheines willen etwas geleistet zu haben, sondern um den katholischen Glauben zu begründen; er wiederholt diese Lehren und Methode in jeder Klasse und Hauptabtheilung, ohne mehr Licht zu ertheilen. Er scheint zwischen dem Geist der christlichen Religion, besonders der katholischen Confession (!) und ihren Formen, zwischen Zweck und Mitteln, zwischen Unschuld und Tugend, zwischen Frömmigkeit und Frömmelei keinen Unterschied zu kennen. Er dringt zu wenig in das Innere des menschlichen religiösen, christlichen Lebens, in die Uranfänge und allmählige Entwickelung jeder Tugend, jeder Sünde ein, versteht sich nicht auf deren moralische und physische Folgen, auf den innern Lohn der Tugend, oder Strafe der Sünde; Himmel, Hölle und Fegfeuer scheinen ihm die alleini-

gen Folgen. So entsteht große Gefahr, daß er mehr Schwätzer als Denker, mehr Empfindelei als religiöses und sittliches Gefühl, mehr Frömmler als Fromme, mehr Pietisten und Mystiker als katholische Christen bilde. Ihm fehlen zwar weder Talente noch Kenntnisse, weder Eifer noch Fleiß, weder Religiosität noch Sittlichkeit; aber sie haben eine schiefe Richtung erhalten und theilen diese der Jugend mit. Die Visitatur glaubt, daß Eduard Müller nicht auf dem geeigneten Posten stehe, oder wenigstens einer strengern Aufsicht und Leitung zu unterstellen sey. Als Beleg ist sein eigenes Lehrsystem beigebogen. Der mündliche Vortrag klingt aber noch sonderbarer. — — —

Konrad Martin, großherz. bad. Schulvisitator" ꝛc.

Was ist nun nach diesem Berichte des Schulvisitators das eigentlich Verbrecherische, dessen der Cooperator Müller in seinem Beruf als katholischer Geistlicher und Katechet zu St. Ursula sich zu Schulden kommen ließ? Ist es Mangel an Talent und Kenntnissen, die ihn unfähig machen für die wirksame Führung seines Amtes? Ist es Mangel an Fleiß und Eifer, oder gar Mangel an Religiosität und Sittlichkeit, die seinem Wirken alle Kraft und Segen nähmen? Nichts von allem dem vermißt der Visitator, wie seine Worte an die hohe Regierung rühmend anerkennen. Nur Eines ist's, was er an dem jungen Manne schwer beklagt; und dieses Eine ist (wer sollte es glauben), all seine lobenswürdigen Eigenschaften haben unglücklicherweise „eine schiefe Richtung", d. h. eine neben der Aufklärung und dem „zeitgemäßen Katechismus" des Visitators vorbeigehende, strenge Richtung auf das verhaßte Katholische erhalten und genommen. Es legt sich überall bei dem jungen Katecheten ein unbeliebtes Festhalten an den Albernheiten der katholischen Dogmatik an den Tag; oder der junge Mann fängt, wie der Bericht besagt, „bei den jüngsten Schülerinnen mit den schwersten Glaubenslehren und Geheimnissen an, und prägt sie dem Gedächtnisse ein, nicht so fast des Scheines willen etwas geleistet zu haben, sondern nur den katholischen Glauben zu begründen. Er scheint zwischen dem Geist der christlichen Religion, besonders der katholischen Confession und ihren Formen, keinen Unterschied zu kennen. Er dringt zu wenig — (nach dem zeitgemäßen Katechismus) — in die Uranfänge und allmählige Entwickelung jeder Tugend, jeder Sünde ein; versteht sich nicht auf deren moralische und physische Folgen, auf den innern Lohn der Tugend oder Strafe der

Sünde; Himmel, Hölle und Fegfeuer scheinen ihm die alleinigen Folgen“. Solch ein Unsinn redet ein Mitglied des erzbischöflichen Ordinariats, ein katholischer Domcapitular! Wir begreifen freilich, daß nach der Ueberzeugung eines solchen Mannes „Eduard Müller nicht auf dem geeigneten Posten stehe“. Da aber dieser Mann, der Visitator nämlich, noch andere seines Geistes im Staatsregiment über sich stehen hat, so dürfen wir uns nicht wundern, daß den Unrath, welchen der Schulvisitator Martin, ein Freund des „deutschen Prälaten“ und seines rationellen Christenthums, sonst aber katholischer (?) Domcapitular und Verfasser „eines zeitgemäßen Katechismus“) — beim Religionsunterricht in St. Ursula gerochen hat, alsobald auch das Ministerium verspürte, und ihn für die junge Christenheit und ihre künftige Aufklärung höchst bedenklich findend dieses Bedenken also an die hochwürdige Curia ergehen ließ: —

„Ministerium des Innern, katholische Kirchensection. Karlsruhe den 30. Juni 1841.

Nro. 12,195. Bericht des katholischen Schulvorstandes in Freiburg v. 15. d. M., das Ergebniß der am 16. April bis 4. Mai d. J. vom erzbischöflichen Domcapitular Konrad Martin als Prüfungskommissär vorgenommenen Prüfung der katholischen Volksschulen der Stadt Freiburg betreffend. — Nro. 12,196. Bericht des erzbischöflichen Domcapitular Konrad Martin als Prüfungskommissär, beziehungsweise Schulvisitator für die katholischen Volksschulen in Freiburg v. 24. Mai d. J. im nämlichen Betreff.

Beschluß.

Hochwürdigem erzbischöflichen Ordinariate übersenden wir in der Anlage die Abschrift einer Stelle aus dem Eintrags erwähnten Berichte des erzbischöflichen Domcapitulars Konrad Martin als Visitator der katholischen Volksschulen in Freiburg mit dem Anfügen, daß der katholische Schulvorstand in Freiburg zu seinem Berichte vom 15. d. M. hierüber sagt: „„Dieser junge Geistliche (Cooperator Müller) mag im Materiellen hie und da Mißgriffe machen, und in neuerer Zeit zum Pietismus sich hinneigend, auch eine nicht zu billigende Richtung nehmen; inzwischen wird dieß bald wieder in die rechte Bahn gebracht werden, da Müller ein frommer, strenger Katholik ist, und ihm als solchem der zum Separatism führende Pietism bald entfremdet werden wird““ rc.

Bei der nicht zu verkennenden Wichtigkeit der Sache, bei welcher sogar ein hochwürdiges Ordinariat selbst, unter dessen Augen selbst ein solcher Uebelstand geduldet zu werden scheint, leicht compromittirt werden dürfte, — und in Erwägung, daß wir wohl von einer andern Seite zur Einschreitung gegen einen solchen Uebelstand, so bald er veröffentlicht wird, aufgefordert werden könnten, — sind wir mit der oben benannten Prüfungskommission einverstanden, daß Eduard Müller nicht auf dem geeigneten Posten stehe, oder wenigstens einer strengern Aufsicht und Leitung zu unterstellen sey, indem bei einem Katecheten, der in unserer Zeit, in der Stadt Freiburg, an der in jeder andern Hinsicht vortrefflichen Mädchenschule des Instituts zu St. Ursula angestellt seyn will, solche Klagen nicht Statt finden dürfen.

Wir ersuchen daher Wohldasselbe, das dießfalls Geeignete zu verfügen, damit die nach den Vorlagen nicht ungegründeten Beschwerden gegen die benannten Katecheten vollkommen beseitigt werden, und sehen der baldgefälligen Nachricht über die von dortseits getroffenen Maaßregeln entgegen.

Siegel. vidt. Götzmann".

Wir sehen also aus diesem Rescripte des hohen Ministerii an die hochw. Curia, daß es der badischen Regierung „als ein Uebelstand" erscheint, der „unter den Augen des Ordinariats nicht geduldet" werden soll, wenn ein katholischer Geistlicher, wie der Prüfungsbericht ihn beschuldigt, fast alle Handlungen, Tugend und Sünde auf „Himmel, Hölle, Fegfeuer" bezieht, und dadurch zu dem „zum Separatismus hinführenden Pietismus hinneigt". „Bei einem Katecheten, der in unserer Zeit in der Stadt Freiburg an der Mädchenschule zu St. Ursula angestellt seyn will, dürfen solche Klagen nicht Statt finden", daß der Katechet an „Himmel, Hölle und Fegfeuer" glaubt, und dadurch eine „zum Separatism hinführenden Pietismus" der Jugend mittheilt. Doch die dogmatischen Albernheiten von „Himmel, Hölle und Fegfeuer" hätte man dem „jungen Geistlichen", weil solche nun einmal ein stehender Artikel in der katholischen Dogmatik sind, vielleicht noch nachgesehen, wenn er nur nicht allzu lange dabei sich aufgehalten, ihnen keine größere Wichtigkeit gegeben, als sie verdienen; wenn er nur auch die christliche Religion (wie der zeitgemäße Katechismus des Visitators) von der katholischen Confession und ihren Formen gehörig unterschieden hätte, und neben „Himmel, Hölle und Fegfeuer" auch beim Na-

türlichen bleibend mehr Gewicht auf „die moralischen und physischen Folgen oder Strafen der Sünde und auf den innern Lohn der Tugend“ Rücksicht genommen hätte. Allein dieses und alles Andere, was der Prüfungsbericht incriminirend vorbringt, sind, wir mögen es ansehen, wie wir wollen, immer noch keine logisch zureichenden Prämissen für den Passus im Ministerialrescript: „daß dieser junge Geistliche im Materiellen Mißgriffe mache, in neuerer Zeit zum Pietismus sich hinneigend auch eine nicht zu billigende Richtung nehme“, und darob versetzt zu werden verdiene; noch weniger läßt sich darin ein zureichender Grund zu dem Widersinn finden, „daß Müller ein frommer und strenger Katholik ist“, aber dennoch „dem zum Separatismus hinführenden Pietismus“ anhängen soll. Die wahren Prämissen zum Urtheil und Bericht des aufgeklärten Schulvisitators und des auf ihn sich stützenden Ministerialrescripts sind im Grunde ganz andere, als die unsinnigen, widersprechenden Salbadereien des Schulvisitators. Es gibt nämlich im Gebiete der Aufklärung praktisch, nicht theoretisch, neben dem geschriebenen Worte auch noch eine Tradition und Denunciation. Diese Tradition und Denunciation (wie wir aus dem Rescripte sehen) eine viel gebrauchte Quelle mancher Maaßnahmen, ist eine Quelle, aus der auch der Schulvisitator sammt dem Ministerio reichlich in dieser Sache schöpfte. Die Tradition und Denunciation aber hat von Müller überliefert und denuncirt, er führe eine eigene, höchst gefährliche Polemik gegen die Aufklärung und den Akatholicismus, und diese Polemik sey: ein ächt katholisches Wirken im Religionsunterrichte; er schwätze nicht blos, sondern wirke vielmehr durch religiöse Uebungen, besonders gefährlich wirke er durch Rath und That in und außer der Kirche, und was ein solcher Mann im Beichtstuhl schade, das läßt sich denken; ja er fördere sogar Bruderschaften, deren Gebet in Frankreich und England sich so gefährlich zeige; er suche erzkatholische Gebet- und Erbauungsbücher aller Art in aller Hände einzuschmuggeln; das ist der wahre Grund, warum man mit dem Schulvisitator einverstanden ist, „daß Eduard Müller nicht auf dem geeigneten Posten (?) stehe, oder wenigstens einer strengern Aufsicht und Leitung (sic) zu unterstellen sey, indem bei einem Katecheten, der in unserer Zeit (wir verstehen uns) in der Stadt Freiburg (wo man vordem ganz anders lehrte) an der Mädchenschule zu St. Ursula angestellt seyn will, solche Klagen (Himmel, Hölle, Fegfeuer, Bruderschaften, Bet- und Erbauungsbücher u. s. w.) nicht statt finden dürfen“. Zu welch einem Scandal das alles zuletzt führen dürfte, läßt sich voraussehen, darum ist das Ministerium besorgt, „die

hochwürdige Curia möchte leicht compromittirt werden" bei der hohen Aufklärung und dem Lutherokalvinismus, wenn dieselbe gestatte, daß einer ihrer untergebenen Geistlichen „den Mißgriff mache, und in neuerer Zeit zum Pietismus hinneigend" Bruderschaften begünstige und aus der katholischen Dogmatik „Himmel, Hölle und Fegfeuer" lehre, und anderes dergleichen aus dem Reiche der Träume. Wir sehen, daß dieß und anderes der Art der hohen Regierung als ein „Uebelstand" erscheine, gegen welchen einzuschreiten sie sich verpflichtet halte, sobald er veröffentlicht werde. Für die Veröffentlichung ist gesorgt worden im badischen Schul- und Kirchenblatt; und was noch fehlte, hat ein protestantischer Denunciant an die Hand gegeben, und das Ministerium hat, „bei der nicht zu verkennenden Wichtigkeit dieser Sache" seine Verpflichtung und Wort gelöst, indem es das zuerst angeführte Rescript gegen Sulzer und Müller zugleich erließ und beiden das Handwerk niederzulegen befahl, und von der Curia verlangte, die Hand zu bieten zur Versetzung beider Angeklagten, doch alles „ohne Aufsehen, somit ohne Untersuchung, im Stillen".

Was hierauf die Curia verfügte, haben wir oben gesehen; hier aber haben wir noch anzuführen, was auf dieses letzte, vom Schulvisitator Martin veranlaßte Rescript des Ministeriums das hochwürdige Ordinariat verfügte. Es ist Folgendes:

Nro. 4240. „Erzbischöfliches Ordinariat. Freiburg den 23. Juli 1841.

Erlaß des großherzoglichen Ministerium des Innern, katholische Kirchensection v. 30. v. M. Nr. 12,195 betreff. die katholischen Volksschulen in Freiburg, in specie den Religionsunterricht durch den Cooperator Ed. Müller.

Beschluß.

Die beiden Stadtpfarrämter am Münster und St. Martin dahier erhalten remissione salva den in Aufschrift genannten hohen Ministerial-Erlaß mit seinen Beilagen, mit dem Auftrage, über die Art, wie von Coop. Eduard Müller der Religionsunterricht ertheilt wird, und was darin zu ändern seyn dürfte, anher Bericht zu erstatten.

† Dr. v. Vicari.

Vorstehender Erlaß geht mit seinen zwei Beilagen an den Hrn. Coop. Eduard Müller zu St. Martin dahier, mit der Aufforderung, an die unterzeichneten Pfarrämter rückzuäußern:



a) Wie derselbe den Religionsunterricht in der Volksschule bisher ertheilt habe; und

b) Was derselbe nach seinen bisherigen gemachten Erfahrungen in Materie oder Form des erwähnten Unterrichtes in Zukunft zu ändern für gut finde.

Freiburg den 6. August 1841.

Münsterpfarramt
Dr. Ludwig Buchegger,
Pfarrrector.

Das Pfarramt zu
St. Martin.
Bajer.“

Man sieht aus dieser Verfügung, daß Hochwürdiges Ordinariat wenigstens nicht geneigt ist, „ohne Aufsehen, somit ohne Untersuchung, im Stillen“ ihre Untergebenen den feindseligen Angriffen der Aufklärung und des Lutherocalvinismus Preis zu geben, was allerdings nur zu loben ist. Wie sich ferner die Curia, auf die allerdings nicht alles Vertrauen zu setzen ist, in dieser Sache zeigen wird, wird die Zukunft lehren. Und eben diese Zukunft wird gleichfalls lehren, ob die katholische Geistlichkeit Badens an ihrer geistlichen Behörde ein leitend Haupt gegen unbefugte Uebergriffe und unkirchliche Zumuthungen haben werde.

So mag denn nun die Welt auf's Neue aus diesen mitgetheilten Thatsachen und Urkunden sich die Beweise nehmen, ob „die katholischen Zustände in Baden“ ein Werk der Lüge seyen, und was dagegen von jener Einrede des Staatsrathes Nebenius, als Cicero pro domo, zu halten sey. Es ist umsonst Facta frisch hinwegzureden durch Rabulisten-Künste und aufgeklärte Tiraden, wenn man nicht müde wird, das alte Thun stets auf's Neue zu bekräftigen, und durch traurige Facta aller Orts im Dunkel des Geschäftsganges ausgeführt auf's Glänzendste zu bestätigen, was man öffentlich in Wort und Schrift in Abrede zu stellen die Stirne hat.

Zusatz der Redaktion. So eben erhalten wir noch den Beschluß der Curie in Betreff Sulzers und die Rechtfertigung Müllers. Jener lautet dahin: „die Curie mißbillige mit dem Ministerio die Predigt Sulzers; auf die Entfernung desselben könne man aber vor Ostern nicht dringen“. Aus Mangel an Raum müssen wir die Rechtfertigung Müllers für das folgende Heft versparen.

XXXIX.

Briefliche Mittheilungen

aus Würtemberg, Sachsen und Mainz.

Aus **Würtemberg**. Der Landtag hat sich über die Osterferien prorogirt, zuerst aber noch die religiöse Frage durch Verwerfung der bischöflichen Motion nicht etwa gelöst oder beseitigt, sondern bis ins Unlösbare verwickelt. Zwar war kaum etwas Anderes zu erwarten. Wer den Gang der Debatten verfolgte, konnte an den gegen die Motion vorgebrachten Argumenten fast alle die Schlachtrosse wieder erkennen, die in der preußischen Fehde von Seiten der Leipziger und Frankfurter Blätter in den Kampf geführt waren und feierlich ihre Heroen noch vor Beendigung desselben abgesetzt hatten. Da waren Liberale aller Sorten, nur nicht von der, welche auch der katholischen Kirche die zu ihrem Gedeihen nothwendige Lebensluft gönnen; über den Ultramontanismus, diesem gräßlichen Unholde und Feinde der so trefflich verpolizeiten Menschheit ward tüchtig losgezogen; der gedankenlosen Servilität, die es in Ableierung eingelernter Phrasen so weit bringt, fehlte es auch nicht an beredten Vertretern, und damit der Copie von dem Originale nichts abgehe, hielten Ordinariat und Domdecan sammt dem Kirchenrathe zur etwaigen Unterstützung der Muthlosen im Hintergrunde, gleich als wenn es ihre Aufgabe wäre, das jetzt fertig gewordene Bild der Zerrissenheit der katholischen Kirche den Andersgläubigen so grell wie möglich vor Augen zu halten. Was wir aber am tiefsten beklagen, ist die Erklärung zwischen den Häuptern der weltlichen und der geistlichen Macht, womit zwar die Debatte endete, aber das Zerwürfniß endlos werden kann. Den Katholiken Deutschlands und dem welthistorischen Factum der Beilegung der Kölner Fehde durch die Herstellung des rechtlichen Bodens gegenüber erklärte, wir glauben nicht zu guter Stunde, der Minister des Innern, wie der Bischof, wenn er in den Sachen der gemischten Ehen, an die Stelle der ihrem Gewissen und ihrer kirchlichen Obrigkeit treuen, aber von der weltlichen Macht deshalb entfernten Geistlichen die Ordination verweigern würde, die Ahn-

dung des Staats zu erfahren hätte; der Bischof aber replicirte, daß in diesem Falle ihm und den katholischen Geistlichen nichts anderes übrig bleibe, als Gott mehr zu gehorchen als den Menschen. Hiemit ist der Handschuh hingeworfen, und das Kölner Drama kann von neuem beginnen. Denn wir glauben annehmen zu dürfen, daß der Herr Bischof von Rottenburg, im vorgerückten Alter, entschlossen sey, eine minder höhnische Behandlung, als ihm bereits widerfahren, wenigstens nicht durch den Preis des Verraths an der Kirche erkaufen zu wollen. Tritt nicht des Königs Weisheit dazwischen, so ist die Verfolgung der Kirche unausbleiblich, und zwar wird sie dießmal bei den Vertretern des Volkes, wie diese gegenwärtig zusammengesetzt sind, jedweden Vorschub finden. Aufs Neue zeigt sich, daß der Liberalismus unserer Tage — und wer wird dem Würtemberger Landstande den Schimpf anthun, ihn für illiberal zu halten? — sich nun einmal nicht mit den Grundsätzen der katholischen Kirche vertrage, welche in ihrem Wesen wahrhaft frei, für sich eine ungehinderte Entwickelung verlangt, und dem christlichen Staate alle mögliche Freiheit in seinen Sphären, nicht aber eine Störung der ihrigen zugiebt. Wo diese Omnipotenz von Seite des Staates angesprochen, irgend ein der Kirche fremder Grundsatz auf ihre Kosten angestrebt wird, da wird und muß die Kirche auch in einen Conflict gerathen, früher oder später, einmal aber ganz gewiß. Es ist hiebei merkwürdig mit den eigentlichen Häuptern des Liberalismus in Würtemberg zu verkehren. Sie machen es dem Bischofe von Rottenburg zum Vorwurfe, nicht daß er die bekannte Motion gemacht, sondern daß er sie bei einer Kammer gemacht habe, welche von dem Ministerium mehr als nur abhängig sey. Andererseits aber ist ihre Argumentation doch keine andere, als die des Hrn. Ministers selbst, und so antiministeriel sie sind, so stark sie sich gegen den Polizeizwang des Staates aussprechen, so sehr grant ihnen vor der rechtlich begründeten, religiös und politisch nothwendigen Emancipation der Kirche aus dem Staate. Ohne auf die Gabe der Prophezeihung Anspruch zu machen, trage ich kein Bedenken, schon jetzt zu erklären, daß, es mag nun der Ausgang des Streites mit der katholischen Kirche in Würtemberg was immer für einer seyn, so werden Bewegungen auf Seiten des Protestantismus zur Regulirung der sogenannten protestantischen Kirche in ihrem Verhältnisse zum Staate die nächste Folge seyn. In Würtemberg und in dem schwäbischen Blute steckt theils noch eine gewaltige Anlage zum Demokratismus (von den Zeiten des deutschen Reiches her), theils zu viel reges Leben und natürliche Kraft, als daß der Prote-

stantismus jene Erstarrung hätte annehmen können, in welche er in Norddeutschland verfiel. Strauß und der mit dem regsten Eifer von den „schwäbischen Theologen" getriebene Entchristlichungsproceß sind sprechende Belege hiefür. Je größer aber die religiöse Anarchie hier in dem schönen Lande Fortschritte macht, und auf eine bedauernswerthe Weise auch die Gemüther von Tausenden von Katholiken anzufressen beginnt, desto mehr war es an der Zeit, von Seite des Bischofs aufzutreten, und wenn auch nicht das quo vos ruitis, doch in Bezug auf seine Heerde das non plus ultra auszusprechen. Und dieß hat der Bischof gethan, und dieß ist auch die eigentliche Bedeutung seiner Motion. Wie die Angelegenheit der gemischten Ehen der Sturm ward, dessen sich Gott bediente, um die Katholiken Preußens, so nahe am Abgrunde, zurückzuführen und zur Erkenntniß ihrer selbst zu bringen, so war auch hier ein äußerer Anlaß nothwendig, um zu trennen, was der Indifferentismus zu vereinigen strebte. Nun würde zwar Niemand dem Könige den Gedanken unterschieben, seine katholischen Unterthanen akatholisiren zu wollen; haben wir den Monarchen während seiner fünfundzwanzigjährigen Regierung richtig aufgefaßt, so liegt wohl nicht die mindeste Spur, ja auch nur der Schein des Fanatismus in seiner Seele. Fürchte daher Niemand, es möchte der Conflict, der sich zwischen der gesetzgebenden Gewalt und der Kirche bildete, sich auf des Königs Person erstrecken. Der Würtemberger weiß sehr wohl, was er von seinem Könige empfangen hat und erwarten darf. Und es giebt gewiß einen großen Beweis des Vertrauens auf den Monarchen, daß eben die Motion an die Kammer gemacht wurde, um sie auf diese Weise sicher und offen durch den Kanal der gesetzlichen Vertreter des Volkes an den König zu bringen, und bei diesem Anlaß durch die eingereichten zahlreichen Petitionen katholischer Gemeinden die langverschwiegenen Beschwerden zu enthüllen. Der König weiß ja, daß ein treues, biederes und anhängliches Volk vertrauensvoll sich an ihn wendet, das in den Zeiten vielfachen Verrathes und Complottes hievon sich frei erhielt. So glücklich sich die katholischen Würtemberger durch die Förderung ihrer materiellen Interessen fühlen, so verläugnet sich doch auch in ihnen nicht der dem Höheren zugewandte deutsche Charakter. Die geistige Freiheit, welche bei den Protestanten in Denk-, Sprech- oder Preßfreiheit bestehen mag, ist dem Katholiken die Autonomie seiner Kirche; sie soll nach ihren innern göttlichen Zwecken und Gesetzen, nicht nach äußern Motiven und fremdartigen Ansichten, von ihren eigenen Obern regiert, nicht von der weltlichen Macht polizeilich admi-

nistrirt werden. Noch ist übrigens die Frage leicht zu schlichten. Die Parität der Confessionen vor dem weltlichen Gesetze wird nicht beanstandet; nur die Unveräußerlichkeit der kirchlichen Rechte der Katholiken wird behauptet, ihre religiöse Freiheit wird verlangt. Ist die weltliche Gewalt dadurch gefährdet? kann Preußens König nicht mehr ruhig im Schooße seiner katholischen Unterthanen schlafen, seitdem er unter ihrem Frohlocken der Kölner Fehde ein Ende gemacht? Wer aber vermag, wenn, was in Würtemberg so leicht ist, die religiöse Bewegung sich früh oder spät auf das Politische hinüberspielt, sie noch zu meistern, ihr Ziel und Schranke vorzuschreiben.

Aus **Sachsen.** Ich habe Sachsen durchreist, das Land, wo man so viele, viele freisinnigen Reden hört, und wo so viele tolerante Bücher jährlich gedruckt werden, und wo täglich der journalistische Phönix, die Leipziger Allgemeine Zeitung erscheint, die sich, wenn nicht die allgemeinste, doch vielleicht die allergemeinste nennen könnte. Allein mit allen den schönen Reden und den toleranten Büchern und Zeitungen geht es den Katholiken hier doch herzlich schlecht, und wenn anderwärts der Corporalstock sich als ein harter erweist, so ist hier die Magisterruthe auch keine sachte, und benutzte man anderwärts die Lehre von der alleinseligmachenden Staatspolizei-Omnipotenz, um das jus circa sacra auszulegen, so macht man hier religiöse Finanzoperationen, die ihre Wirksamkeit nicht verfehlen können. Damit verhält es sich folgender Maaßen. König August von Polen erklärte sich als Fundator der katholischen Kirche in Sachsen; zum Unterhalte der Geistlichen, der Kirchen und Schulen setzte er eine bestimmte Summe fest, mit dem Versprechen sonstiger Aushülfe, wo es die Noth erfordere. Der päpstliche Stuhl genehmigte diese Fundation, und die folgenden Könige von Sachsen haben bis zu der sogenannten liberalen Reconstituirung Sachsens im Jahre 1830 gewissenhaft dem Willen ihrer in Gott ruhenden Vorfahren gemäß für die Kirche gesorgt. Die ganze dazu erforderliche Summe belief sich auf 30,000 Thaler. Nun wurde aber die Constitution gegeben, welche, statt die Katholiken in ihren Rechten zu schützen und ihnen neue Garantien für die Zukunft zu gewähren, sie vielmehr in ihrem alten, rechtlichen und anerkannten Besitze willkührlich schmälerte. Die Landstände nämlich, keine früheren Uebereinkommen achtend, wollten nicht mehr als jährlich 7000 Thaler bewilligen, und der König wollte der nun auf die Almosen der Barmherzigkeit angewiesenen sächsischen Kirche 10,000 Thaler dazu schenken. Da nun aber durch diese also willkührlich geschmälerte Summe der katholische Got-

tesdienst, die Schulen und die frommen Stiftungen und Anstalten nicht erhalten werden konnten, so sah man sich wieder genöthigt, seine Zuflucht zum Bettelsack zu nehmen; die Glieder der katholischen Kirche in Sachsen sollten nämlich das Fehlende selbst ersetzen. Der Bischof protestirte gegen diese Maaßregel, allein, wie gewöhnlich in solchen Fällen, er fand nur taube Ohren und Richter, die sich den Spruch des Löwen im Reinecke zum Wahlspruch genommen: Gib mir das Deine und laß mir das Meine. Nicht bloß die Gemeinden, welche einen Gottesdienst besuchen und Schulen hatten, wurden zur Zahlung angehalten, sondern auch sogar jene, welche vier bis sechs Meilen von Kirche und Schule entfernt wohnten, mußten ihre Geldbeiträge liefern, so gut weiß man alsdann die Katholiken zu finden, wenn man ihr Geld sucht, während sie sonst gar nicht zu existiren scheinen, wenn es sich namentlich davon handelt, daß auch ihnen eine Wohlthat eines gesetzlichen Zustandes zu Theil werden soll. Ja man verfuhr sogar, wenn es denselben an Geldmitteln fehlte, mit der größten Härte, und schämte sich nicht, ihnen sogar ihre Habseligkeiten und Werkzeuge zu nehmen, womit sich diese armen Leute ihr Leben fristen. Dieß war die Weise, wie man in diesem aufgeklärten Lande den Proselitism verstand, indem man den Hunger und die Noth zu seinen Prädicanten bestellt, und man war auch wirklich so glücklich, einige zu finden, die, um jene Abgabe nicht zu zahlen, es vorzogen, lieber lutherisch zu werden. Leider haben auch dem Namen nach bekannte Katholiken das Ihrige zum Ruin der Kirche mitgeholfen. Und man darf mit Recht sagen, daß hiedurch die letzten Tage des Bischofs verbittert und verkürzt wurden. Zwar veranstaltete derselbe in den Gebirgen Missionen, und ließ den Katholiken jährlich zweimal Gelegenheit verschaffen, zur heiligen Beicht und Communion gehen zu können; allein dieß war ein unbefriedigender Nothbehelf, weswegen er auch in seinem Testamente fast Alles, was ihm Gott in die Hände gelegt hatte, dazu bestimmte, daß für diese armen verlassenen Katholiken im Erzgebirge, wo sich mehrere Tausende aufhalten, eine Kirche, ein Geistlicher und eine Schule hergestellt werden kann. Allein hiemit begnügt man sich noch nicht, man geht gegenwärtig damit um, eine zweite Geldausschreibung an die Katholiken zur Erhaltung ihrer Schulen zu richten, und verlangt noch obenein, daß die an den Schulen als Katecheten angestellten Geistlichen, welche doch durch den Fundator an der Hofkirche angestellt sind, und als solche mit Predigen und durch Verrichtung anderer geistlichen Functionen, zum Theil durch die neuen Geldausschreibungen bezahlt werden. Sie kön-

nen wohl denken, daß dadurch die Unzufriedenheit über dieses finanzmäßige Bedrückungssystem von Leuten, welche die Toleranz immer im Munde führen, nur noch größer werden muß, dagegen hat man andererseits die tröstliche Aussicht, daß ein guter Theil der Laien, um diesen neuen Erpressungen zu entgehen, sich in die Arme des Protestantismus werfen wird.

Aus Mainz. Mitte März. Der Streit, den die durch Einfluß des protestantischen Oberconsistoriums bewirkte Absetzung des Professors Riffel zwischen unserm Bischof und dem großherzoglichen Ministerium zu erregen drohte, und der bei dem über alle Maaßen rücksichtslosen Verfahren der Regierung, bei der Verletzung der bischöflichen Rechte, bei dem Benehmen des Gieß'ner Publicums, bei der Theilnahme des gesammten Clerus unsers Bisthums, und bei dem allgemeinen Aufsehen, das die Sache allerwärts machte, den Anschein hatte, erst recht ernst und bedeutend zu werden, ist, wie ich Ihnen heute zu melden habe, schon wieder beigelegt. Die Sache wurde ganz in der Stille abgemacht. Ein Schreiben unsers hochwürdigsten Herrn Bischofs hat diejenigen Pfarrer, die ihr Interesse in dieser Angelegenheit durch die in meinem frühern Briefe erwähnten Eingaben an den Tag gelegt hatten, schon vor einem Monate hievon in Kenntniß gesetzt; indeß hat jenes Schreiben, so sehr auch das große Publicum gespannt ist, dessen Inhalt zu erfahren, noch nicht den Weg in die Oeffentlichkeit gefunden, und ich kann darum auch nicht mit Bestimmtheit angeben, mit welchen Gründen der Herr Bischof die beunruhigten Gemüther seines Clerus zufrieden stellt, noch viel weniger weiß ich zu sagen, welche Garantien der Herr Bischof von der Staatsregierung erhalten hat, um vor ähnlichen Vorfällen für die Zukunft gesichert zu seyn; doch soviel bis jetzt verlautet hat, so hat diese Antwort des Bischofs bei der Pfarrgeistlichkeit keinen ganz günstigen Eindruck gemacht, und wäre dieselbe auch nicht geeignet, alle Besorgnisse wegen der bedrohten Freiheit der katholischen Kirche in unserm Sprengel zu beseitigen. — Nach meinem Dafürhalten waren und sind in dieser Sache vier Punkte zu bedenken und zu berücksichtigen:

1) Durch die einseitige, unmotivirte Absetzung und Pensionirung des Professors Riffel wurde der genannte Professor gekränkt und verletzt;
2) wurden dadurch die Gerechtsamen des Bischofs — dem es unstreitig zusteht, bei der Anstellung und Absetzung der Professoren katholischer Theologie mitzureden — angetastet und beeinträchtigt;

3) wurden dadurch, — da denn doch kein anderer Grund der Absetzung aufgefunden werden kann, als der, daß Riffel die „Reformation“, wie ein Katholik gar nicht anders kann, in einem ungünstigen Lichte darstellt, — die Lehrfreiheit der katholischen Kirche angegriffen; und

4) wurde durch das, nun offen an den Tag tretende Benehmen der Protestanten in Gießen gegen die Mitglieder der katholischen Facultät die Verlegung derselben, die aus vielen andern Gründen schon so wünschenwerth ist, nun zur Nothwendigkeit gemacht.

Was nun den ersten Punkt betrifft, nämlich die persönliche Verletzung des Prof. Riffel, so behauptet die großherzogliche Staatsregierung bei der Pensionirung desselben ganz nach Recht verfahren zu seyn, weil es ihr zustehe, ihre Staatsdiener nach ihrem Belieben, auch ohne Angabe von Gründen, zu pensioniren. Wir bestreiten dem Staate dieses Recht über die Staatsdiener nicht; aber wir haben dagegen zu erinnern, daß nach katholischen Grundsätzen ein Professor der katholischen Theologie ein Diener der Kirche, und kein bloßer Staatsdiener ist; und will man geltend machen, daß doch der Staat die Ernennungsurkunde ausgestellt habe, so könnte man mit demselben Rechte behaupten, auch alle Pfarrer in unserm Bisthume seyen Staatsdiener, weil, wie die Sachen bei uns stehen, ebenfalls der Staat dem vom Bischof in Vorschlag gebrachten Geistlichen die Ernennungsurkunde als Pfarrer zufertigt. Das wäre aber eine die Selbstständigkeit der katholischen Kirche ganz und gar vernichtender Grundsatz. Wir fürchten gerade nicht, daß unsere Regierung diese Folgerung ziehen, und gegen die Pfarrer in Anwendung bringen werde; aber es ist ja zur Genüge bekannt, wie weit es hierin in manchen deutschen und nicht-deutschen Ländern gekommen ist, und daß die Hauptleiden und Bedrängnisse der Kirche eben daher kommen, daß die Staatsgewalt ihre Sendung und die Gränzen ihrer Befugnisse ganz mißkennend, wie alles Irdische, so auch die Religion unter ihre Botmäßigkeit nehmen, und dieselben meistern und beherrschen will. Es ist darum gefährlich, auch nur theilweise der Anwendung eines Grundsatzes nachzugeben, der für alle religiöse Freiheit so verderblich werden könnte. Die Zeitungen haben bereits verkündigt, daß an die Stelle Riffels Professor Staudenmaier — ein überaus schätzbarer und allgemein geachteter Theologe — ernennet sey, und dieser auch den an ihn ergangenen Ruf angenommen habe*), so daß unser Herr

*) Aus guter Quelle können wir versichern, daß Hr. Prof. Staudenmayer diesen Ruf abgelehnt habe. Anm. d. Red.

tholische Kirche? Wir hegen nicht die Meinung, als habe unsere Staatsregierung es auf so etwas abgesehen, als habe sie sich vorgesetzt, nicht länger mehr zu dulden, daß unter uns katholisch geredet, geschrieben und gelehret werde; — nein, der Schritt gegen Riffel ist ein einzeln stehendes Factum, das aber nur dann einzeln bleiben wird, wenn von der kirchlichen Oberbehörde die geeigneten Schritte dagegen gethan werden.

Der vierte Punkt, der in dieser Sache zu berücksichtigen ist, ist die Nothwendigkeit der Zurückverlegung der Facultät von Gießen nach Mainz. Man darf nicht glauben, als wäre es bei der Pensionirung Riffels das erstemal, daß sich der protestantische Geist so feindselig gegen die Katholiken geoffenbart hat; wer seine Studien in Gießen gemacht hat, weiß auch aus früheren Jahren Vieles zu erzählen, wie sehr die katholischen Theologen von den protestantischen angefeindet, wie oft die katholischen Doctrinen von denselben öffentlich in den Wirthshäusern verspottet, die katholischen Docenten geschmäht und gelästert wurden. Vor einigen Jahren — 1838 — war es einmal so weit hierin gekommen, daß sämmtliche katholische Theologen den Plan gefaßt hatten, Gießen zu verlassen und sich nach Mainz unter den Schutz ihres Bischofs zu begeben. Nur auf den Rath und das Abmahnen Riffels ist jener Schritt damals unterblieben, und durch das kräftige Einschreiten des Universitätskanzlers Herrn v. Linde wurde auch auf einige Zeit Ruhe geschafft. Bei der jetzigen Affaire benahmen sich, wie ich unterrichtet bin, die Studenten der protestantischen Theologie ziemlich ruhig, was nach den früheren Erfahrungen sehr auffallend war; aber nicht weniger auffallend war dabei, daß unter denselben die Absetzung Riffels eher bekannt war, als R. selbst etwas davon erfahren hatte. Wenn also dießmal die Studenten aus dem Spiele blieben, so waren es die protestantischen Professoren, die den Schlag gegen die Facultät geführt hatten, ein Umstand, der die Lage der Dinge in Gießen für die katholischen Theologen wahrlich nicht günstiger macht. Bei solchen Verhältnissen ist ein Fortbestand, d. h. ein gedeihlicher Fortbestand der katholischen Facultät in Gießen nicht wohl möglich. Unser Herr Bischof ist selbst für die Verlegung der Facultät nach Mainz, wie er dieß auch schon öffentlich in der Kammer im Jahre 18$\frac{41}{42}$ ausgesprochen hat, und die neuesten Vorfälle, die Bittschriften seines Clerus und so manches Andere haben gewiß dazu beigetragen, ihn in seiner Ansicht zu bestärken. Es wird allerdings einige Mühe kosten, diese Verlegung glücklich zu bewerkstelligen, doch was einmal von Allen als nothwendig erkannt ist, das läßt sich wohl auf einige Zeit hinausschieben, doch nicht für

immer abweisen, und so zweifeln wir nicht, daß er bei der Regierung endlich doch damit durchdringen wird.

Sonach sind wir wieder in die Zukunft gewiesen, um in der Hoffnung Entschädigung zu finden für die Dinge, die uns in der Gegenwart betrüben. Für den Augenblick ist durch das Nachgeben unsers Hrn. Bischofs der Friede hergestellt, und wir wollen wünschen, daß die Regierung, die dem Bischof dafür zu großem Danke verpflichtet ist, auf andere Weise bethätigen, daß sie nicht so feindselig gegen die katholische Kirche gesinnt ist, wie man aus diesem einen Schritte hätte schließen können.

XL.

Römische Mittheilungen.

Rom 15. März 1842. Der Jubel des Carnevals ist seit meinem jüngsten Schreiben längst verstummt, das letzte Licht am Moccoletti-Abend längst erloschen, die scherzende, lachende, singende Roma hat ihr buntes Maskenkleid abgelegt, sie ist ernst und gesammelt geworden, sie hat ihre Stirne mit Asche bestreut und kniet büßend zu den Füßen des Kreuzes, in Betrachtung der vier letzten Dinge des Menschen.

Dem betäubenden Rausche der Freuden der Faschingszeit ist nämlich die Faste mit ihrem feierlichen ernsten Schweigen gefolgt, und der Uebergang des letzten Abends der Freude zu dem ersten Morgen der Buße und Abtödtung ist ein so rascher und vollständiger, daß dem Fremden die Stadt wie mit einem Zauberschlage verwandelt erscheinen muß. Man erzählt daher auch von einem Türken, der über diesen so unerwarteten Wechsel nachdenklich den Kopf geschüttelt und gesprochen habe: ich kann diese Menschen nicht begreifen, gestern rannten sie im Rausche der Freude durch die Straßen, und alle schienen mir wie toll, und heute sehe ich nur Büßer, die sich das Haupt mit Asche bestreuen!

diese Weise sich an den Geist und das Gemüth ihrer Zuhörer wenden. Er wird andere finden, die mit der ärmsten Volksklasse und ihrer Lebens- und Denkweise auf's innigste vertraut, in der alten verständlichen Volkssprache reden und ihre Beispiele aus dem täglichen Leben selbst entlehnen und sie mit solcher Lebendigkeit darstellen, daß dem Volke die Anwendung gleichsam handgreiflich wird, und es oft durch eine unwillkürliches Lächeln das treffende einer von dem Bußprediger ihm vorgehaltenen Wahrheit zu erkennen gibt, als wollte es sagen: der kennt uns durch und durch und alle unsere Schwächen und Fehler. Er wird endlich aber auch solche finden, welche Tiefe der Wissenschaft und Einfachheit der Darstellung, einen reichgebildeten Geist und ein liebevolles, kindliches Herz mit einander vereinigen.

Freilich werden Männer dieser Art immer mehr oder minder eine Seltenheit und zwar nicht nur im Predigtamte seyn; allein, besäße Rom auch nur den einzigen Pater Ventura, den ehemahligen General der Theatiner, der unsern Lesern vielleicht noch aus den Zeiten der Lamennaischen Streitigkeiten bekannt seyn wird, so würde es ihm zur Ehre gereichen. Nicht leicht ist ein anderer mehr, als er in den Vätern bewandert, und weiß daher namentlich bei Auslegung der Schrifttexte in die zartesten Beziehungen tief eindringend, seinen Predigten einen soliden Gehalt zu geben, während er dann wieder mit einer ganz deutschen Gemüthlichkeit in gerührter, väterlicher Stimme zu den Herzen spricht und es auch nicht verschmäht, dem täglichen Leben und Weben seine Beweggründe zu entlehnen. So sagte er in seiner ersten Predigt: Ihr seyd so artig, so höflich, so freundlich gegen Jedermann meine lieben Christen, ihr nehmt euch eurer Eltern, eurer Geschwister, euerer Freunde und Nebenmenschen so gefällig und liebevoll an, ja ihr thut sogar mit euren Pferden, euren Hunden und euern Hühnern freundlich und seyd um sie besorgt, ei so seyd doch auch um euere arme Seele ein wenig besorgt, und schenkt ihr einige Aufmerksamkeit. Und derselbe

Prediger sprach wieder in Ausdrücken einer erschütternder Feierlichkeit als er den Augenblick beschrieb, wo die Seele des Menschen, nach dem Tode, allein, nackt, von allen verlassen, von Niemand als ihren Thaten gefolgt, die Räume der Ewigkeit durchschreitet, um in schrecklicher Einsamkeit, vor der unendlichen Majestät Gottes zu erscheinen, um Rechenschaft von ihrem Leben auf Erden zu geben. „Oft,“ sprach er, „habe ich mir diesen Augenblick vergegenwärtigt, und mit Zittern habe ich an die Empfindungen meiner Seele gedacht, und dieser Augenblick steht jedem von uns bevor, haben wir darum darauf Acht, damit das Geleite unserer Werke alsdann kein unheilvolles uns verdammendes sey“.

Eine Eigenschaft, die man im Durchschnitt von den hiesigen Predigern rühmen kann, ist die Freimüthigkeit, womit sie allen Klassen den Spiegel der Wahrheit vor die Augen halten, und ihre Sünden ihnen in die Seele rufen. Ich glaube nicht, daß man einem den Vorwurf der Süßlichkeit, der Weichlichkeit und einer geschminkten Verblümtheit machen kann, der den Schwächen der Menschen schmeichelt, und von der Sünde und den ernstesten Dingen mit gezierter nervenschwacher Stimme spricht. Kein Stand wird dabei geschont, ja die höheren kommen als solche, die den niedern mit gutem Beispiel vorangehen sollten, vielleicht noch härter dabei weg, als die untern. Mit Unbarmherzigkeit werden ihre Laster und ihre Gebrechen enthüllt, und ihnen ihre Würde als Römer mit flammendem Unwillen vorgehalten, die sie verrathen und befleckt haben. Dieß hat aber für den Fremden etwas tief ergreifendes, wenn der Redner, der Vergangenheit gedenkend, sich an Rom wendet, und mit ausdruckvollem Tone spricht: a voi Romani parlo und dann sein vergogna, vergogna, vergogna mit immer steigendem Unwillen über das seine Würde entweihende Geschlecht ausruft, und dann seine Worte an die römische und die italische Jugend richtet, um in ihnen die Erinnerung an den Adel und die Hochherzigkeit ihrer reich begabten Natur zu wecken, wie ich selbst hievon in den Pre-

digten des Pater Groß i al Gesu Zeuge war, und zwar in Gegenwart eines sehr zahlreichen Publicums, das ihn täglich umgibt, und das vorzüglich aus den höhern Classen der römischen Welt und vielen der hier weilenden Fremden besteht.

Unsere protestantischen Superintendenten, die nach ihren Theorien über das Müßige oder gar Nachtheilige der Ohrenbeichte in katholischen Ländern, und namentlich in Italien urtheilen, würden sich ohne Zweifel erstaunlich wundern, wenn sie solchen Fastenpredigten über die Erfordernisse einer wahren, gültigen Beichte, wie sie hier täglich vor Tausenden gehalten werden, beiwohnten, und sie würden, wenn auch nicht selbst Reue und Leid erwecken, doch vielleicht etwas beschämt heimkehren und in demüthigerem Tone davon reden.

Es war Benedikt XIV., der für Rom eine sehr heilsame Einrichtung einführte, damit in einer Zeit, wo die Kirche Allen den Empfang der Sacramente befiehlt, Niemand unbelehrt und unvorbereitet sich ihnen in den Ostertagen nahe, wenn es anders nicht die Schuld seiner Nachlässigkeit sey. Zu diesem Zwecke nämlich hat dieser Papst hier in einer Anzahl Kirchen für jeden Tag der Woche, welche der Passionswoche vorangeht, sogenannte Katechismen verordnet, zu deren Besuch alle Gläubigen, wie zu den Stationen, durch reichliche Spendung von Ablässen aufgemuntert und aufgefordert werden. Diese Katechismen dauern jeden Abend zwei Stunden, von 4 bis 6 Uhr, und während dieser Zeit müssen alle Kaufläden nicht nur, sondern alle Speisehäuser und Kaffeehäuser geschlossen seyn, damit den einen die Gelegenheit vor Zerstreuung genommen, und auch die zahlreiche Klasse der Ladendiener und Aufwärter an diesem Unterrichte Theil nehmen kann.

Die Andacht beginnt mit dem Rosenkranze, den Tausende vereint knieend beten, hierauf folgt der Unterricht. Es ist dieß eine Anrede an die Versammelten, worin ihnen die Glaubenswahrheiten erklärt, vor allem aber die Nothwendigkeit und die Bedingungen des Sacramentes der Buße und die Vorbereitung zum würdigen Empfange des Sacra-

mentes des Altares ans Herz gelegt werden. Da dieß gerade in einem Zeitpunkte geschieht, wo, wie gesagt, die Versammelten diese Sacramente zu empfangen gedenken, so sieht wohl jeder ein, daß solche Predigten mit ihren Belehrungen, ihren Mahnungen und Warnungen gewiß von außerordentlicher Wirkung seyn müssen. Und obschon Niemand zu ihrem Besuche gezwungen wird, so konnte man dennoch in manchen und zwar sehr geräumigen Kirchen kaum mehr Platz finden, wenn man seinen Sitz nicht pünktlich in Beschlag nahm. Und daß die Worte wirklich in die Herzen eindringen, kann man auch sehr gut an dem ernsten vertraulichen Ton fühlen, womit nun die Tausende die folgenden Gebete wie den gemeinsamen Act von Reue und Leid verrichten, worauf alsdann die lauretanische Litanei und das Tantum ergo gesungen wird und der Segen mit dem Sanctissimum den Beschluß macht.

Außer diesen gemeinsamen öffentlichen Andachten ist in dieser Zeit an manchen Orten für solche, welche, zurückgezogen von der Welt, in ununterbrochener Sammlung miteinander, unter geistlicher Leitung, während vier oder acht oder zehn Tagen die sogenannten Exercitien oder geistlichen Uebungen anstellen wollen, die Gelegenheit geboten, und dieß wird zur Kenntniß Aller in den Fastenpredigten von den Kanzeln öffentlich verkündet.

Allein dieses Jahr ist noch ein eigener Umstand hinzugekommen, der die Zahl der sonst üblichen Andachten der Fastenzeit noch vermehrt hat. Der heilige Vater, der Oberhirte der katholischen Kirche, hat nämlich, wie Jedem bekannt seyn wird, seine Stimme an die Hirten aller katholischen Kirchen aller Völker gerichtet, und alle Glieder der Kirche aufgefordert, ihre Gebete mit dem seinen zu vereinigen, um die Barmherzigkeit Gottes für ein Brudervolk in seinen Bedrängnissen herabzurufen, damit es sich nicht von der gemeinsamen Mutter trenne, und das Band, welches es mit dem Leibe Christi einiget, zerreiße. Allen denen, welche hiefür mit reinen,

durch die Sacramente geheiligten Herzen beten, hat der Vater der Gläubigen den Jubiläumsablaß zugesichert, und demgemäß hat denn bereits auch hier der Generalvicar von Rom, der Cardinal Patrici, seinen Aufruf zur Verrichtung dieses geistlichen Liebeswerkes ergehen lassen. Man kann ihn an den verschiedenen Kirchenthüren lesen: „Der beweinenswerthe Zustand unserer Religion in Spanien", so beginnt dieser Aufruf, „hat das Herz des gemeinsamen Vaters der Gläubigen mit Schmerz durchbohrt, er hat nicht ermangelt, seine Stimme, welche die des heiligen Petrus ist, zu erheben, um Alles, was man in diesem Königreich zur Schmach des Glaubens und der Kirche einzuführen trachtet, zu entkräften und die bedrängten Gläubigen zu bestärken, daß sie ihrem Herzen das kostbare Erbe ihrer frommen Väter nicht entreißen lassen; da er aber wahrgenommen, daß bis dahin weder seine väterlichen Belehrungen, noch seine wiederholten Mahnungen irgend gefruchtet, um den dort wider Gott und Christus begonnenen Krieg zu beendigen, und da er erkannt, daß sich einzig durch demüthige Zufluchtnahme zum Vater aller Barmherzigkeit Abhülfe für solches Uebel hoffen läßt: so hat er vertrauensvoll alle Gläubigen der katholischen Welt eingeladen, gemeinsam mit ihm ihre Hände flehend zum Himmel zu erheben, um dem Throne Gottes süße Gewalt anzuthun, damit sich sein Zorn sänftige und er seinen Unwillen von diesem Reiche abwende. Während nun jede Sprache, jede Nation dem Aufrufe des Statthalters Jesu Christi folgend, allenthalben in den Tempeln um Frieden und Barmherzigkeit für das unglückliche Spanien flehen wird, ist es gerecht, daß Rom, als der Mittelpunkt katholischer Einheit, als das Vorbild aller Völker, die erste sey, die mit ihren Thränen und dem Feuer ihrer Andacht versuche, die Rechte Gottes zu entwaffnen, und über die so hart getroffene Nation die seit lange ersehnten Tage des Segens und der Sicherheit herabrufe".

So lautet die Aufforderung, welche denn auch die Kirchen zu dem dreimaligen Besuche bestimmt. Außer diesem ha-

ben aber auch noch verschiedene geistliche Corporationen andere eigene gemeinsame geistliche Exercitien mit Predigten und Gebeten begonnen, wie die Theatiner und Dominicaner, um die Bedrängnisse der spanischen Kirche abzukürzen. Namentlich wird auch die Fürbitte des heil. Ignatius und des heil. Dominicus, als Spanier, für ihr unglückliches Vaterland dabei angerufen.

Dieß ist ein übersichtliches Bild von dem dermaligen Leben des geistlichen Roms; aber auch die Faste naht schon ihrem Ende; die Frühlings=Quater=Temper sind vorüber, am vorletzten Sonntag weihte der Papst in der Sixtina die goldene Rose, am letzten, dem Passionssonntage nämlich, predigte dort ein Deutscher, ein Tiroler, der Generalprocurator der Serviten, den dießmal die Reihe traf. Er predigte mit fester, ruhiger Stimme vor dem heiligen Collegium von der Passion. Es war das zweitemal in diesem Jahre, daß ihm diese Ehre zu Theil ward, und als er das erstemal predigte, konnte man wohl bemerken, wie einer von den Cardinälen zum andern leise sprach: un Tedesco, un Tedesco, allein seine Predigt blieb nicht ohne Beifallnicken, und es schien, man war mit diesem Tedesco in der Sixtina nicht unzufrieden.

Während das Leben der Kirche voranschreitend der Osterfeier sich immer mehr nähert, ist auch die Natur aus ihrem Winterschlummer erwacht und blickt die Menschen mit sonnenhellen Augen und hoffnungsreichem Grün immer fröhlicher an. Der Himmel glänzt schon viele Tage in seinem lichtdurchdrungenen Blau, die Luft ist mild, die Sonne scheint in den Mittagstunden schon fast mehr als warm, die Vögel singen ihre Frühlingslieder. Zwar sehen die höheren Spitzen des Gebirges noch starrend von fleckenlosem Schnee ernst und an den kaum entschwundenen Winter erinnernd zu uns herüber; allein der Fuß dieser Berge ist schon mit einem dichten duftenden Flor von Veilchen bedeckt, und die Wiesen sind auch weiß, aber von tausenden und tausenden von Schneeglöckchen, mit denen der Frühling sie überschneit hat. Die

duftenden Mandelbäume hier in den zahlreichen Villen, welche die Stadt umgeben, beginnen bereits zu verblühen, und das junge Grün dringt allenthalben mit Macht hervor.

Auch im Leben des Volkes merkt man, daß die Strenge des Winters, die an das Haus bannt, nachgelassen hat, das Auf- und Abwandeln auf den Straßen, namentlich auf dem Corso, zieht sich schon tiefer in die Nacht hinein, und die zahlreichen Geisenheerden, die die Straßen im Sommer durchziehen und sich längst den Häusern und in den Hausfluren bequem zu lagern pflegen, sind auch schon wieder erschienen, und früh Morgens weckt der eintönige, schrillende Pfiff ihrer Hirten zur bestimmten Stunde die Schläfer aus der Ruhe. Auch die Campagna hat sich begrünt und die Heerden weiden darin umherirrend das junge Gras ab, von den Hirten in den zottigen Ziegenfellen bewacht. Ich ging neulich für mich allein nach der Campagna zur Porta del Popolo hinaus, am Ponte Molle vorüber, das linke Tiberufer aufwärts, in die dortige niedere Hügelgegend mit den einzelnen zerstreuten Hütten auf den grasbewachsenen Höhen. Dort fand ich einen Bauern flach ausgestreckt auf dem Leibe liegen. Schon von weitem hörte ich ihn mit lauter, ausdrucksvoller, fast emphatischer Stimme, wie ein Prediger in der Wüste, etwas vor sich hin deklamiren; ich trat rückwärts näher, er merkte mich mit seinem abgewandten Gesicht, in seine Betrachtungen vertieft, nicht; nun redete ich ihn an, und er gab mir ein kleines Buch, in dem er gelesen hatte, es war der geistliche Maimonat, Il Mese di Maria, o sia il Mese di Maggio. In Deutschland wird man wohl nicht viele Bauern finden, die in den ersten Tagen des Märzes, mit dem Leibe auf eine Wiese lang ausgestreckt, den Maimonat lesen; hier aber, in diesem gesegneten Sonnenlande, ist das Wetter in der That schon ganz mailich, und die Natur feiert mit der Kirche gemeinschaftlich ihre österliche Auferstehung, und zieht dafür schon ihr blumenreiches Festgewand an. Ich selbst schreibe diese Worte

bei offenen Fenstern, und wenn in ihnen nicht der Geist des Frühlings weht, so tragen die Vögel keine Schuld, die mir im hellsten Sonnenscheine davon singen.

Doch kehren wir von diesem äußern Naturleben wieder zurück, und da werden Sie Sich erinnern, daß ich Ihnen am Schluße meines Berichtes über die Bekehrung und Taufe des Herrn Alphonse' Ratisbonne die Nachricht mittheilte, daß von Seiten der kirchlichen Behörde eine Information mit eidlicher Vernehmung der Zeugen instruirt werde; ich fügte das Versprechen bei, im Falle durch diese Untersuchung das Eine oder das Andere in ein helleres Licht werde gestellt werden, Sie davon zu benachrichtigen.

Seit jenem Berichte sind bereits vier Wochen verflossen, und die Kunde von dieser wunderbaren Bekehrung ist unterdessen hier in Rom durch alle Classen durchgedrungen, sie ist auch nach Paris und Straßburg gelangt, und hat an allen drei Orten, wegen der Personen, die dabei im Vorgrunde stehen, und die meist in weiteren Kreisen bekannt sind, so wie der Umstände wegen, von denen sie begleitet war, den tiefsten Eindruck gemacht.

Allein auch abgesehen von diesem Wunder, wird es im kirchlichen Leben hier nach und nach immer regsamer, man hört auch von manchen andern Bekehrungen unter den Fremden, namentlich unter den Engländern, die auf die Einheimischen ihre Rückwirkung nicht verfehlen können. Sind dieselben auch nicht mit so wunderbaren, überraschenden Umständen verbunden, wie die des Herrn Ratisbonne, so zeichnen sie sich doch oft nicht weniger gerade umgekehrt durch ihre geringfügige, unscheinbare erste Veranlassung aus. So ist z. B. vor wenigen Tagen ein Engländer, Herr Douglas, in den Schooß der Kirche zurückgetreten. Er wohnte einer von den großen Feierlichkeiten in St. Peter bei, es war, wenn ich nicht irre, am Aschermittwoch. Um bequemer stehen und sehen zu kön-

nen, stellte er seinen Regenschirm in einen von den Beichtstühlen. Als er ihn aber nach geendigter Function dort wieder holen wollte, fand er unterdessen den Beichtstuhl geschlossen. Er ging am folgenden Tag in die Sacristei, um sich ihn öffnen zu lassen; man sah sich aber genöthigt, ihn in die Wohnung jenes Geistlichen zu weisen, dem dieser Beichtstuhl gehörte und der den Schlüssel dazu bewahrte. Dieser begleitete nun den Engländer nach St. Peter, sie unterhielten sich auf dem Wege mit einander. Herr Douglas fand in dem katholischen Priester zu seiner Ueberraschung einen sehr artigen, anziehenden Mann, in dem Beichtstuhl fand er auch seinen Regenschirm glücklich wieder, und so bat er um Erlaubniß, die Bekanntschaft fortsetzen zu dürfen, und das Resultat davon war, daß er kurze Zeit darauf übertrat. Beinahe die gleiche Bewandtniß hat es mit der Bekehrung einer jungen Engländerin, die nicht minder ganz kürzlich vorfiel, und die ich aus einer sehr zuverläßigen Quelle kenne. Sie besuchte die herrlich gelegene Villa Landi, wo die dames du sacré coeur ihr Noviciat haben. Unter den Klosterfrauen fand sie, zu ihrer nicht geringen Ueberraschung, einige Engländerinnen, die sie so freundlich empfingen, daß sie gleichfalls um die Erlaubniß bat, doch wieder kommen zu dürfen, was man ihr aufs bereitwilligste zugestand, und die Folge davon war, daß auch sie einige Wochen darauf, nachdem sie die nähere Bekanntschaft gemacht, ihr Glaubensbekenntniß ablegte.

Auch von einem englischen Quäcker hat man mir erzählt, der durch die Bekehrung von Hrn. Ratisbonne sehr nachdenklich geworden sey, und seine Abreise von Rom, die er schon bestimmt hatte, aufgehoben habe.

Uebrigens aber hat hier nicht nur die höhere, vornehmere Welt, und namentlich der römische Adel, der der Mehrzahl nach gläubig gesinnt ist, in diesem Ereigniß einen neuen Triumph der Kirche gesehen, auch das gemeine Volk hat seine Rührung und seinen Jubel keineswegs verborgen. Man würde indessen sehr irren, wenn man glaubte, wie es die Protestan-

ten ohne Zweifel geneigt seyn werden, das römische Volk, als im Mittelpunkte des Papstthumes an blinden Glauben gewöhnt und zum Aberglauben geneigt, breche bei jeder Bekehrung sogleich in lauten Beifall aus, und lasse sich nichts weniger angelegen seyn, als der Reinheit oder der Unreinheit der Beweggründe mit besonnener Ruhe nachzuforschen. Dieß ist durchaus ungegründet, und ich hatte selbst Gelegenheit, mich vom Gegentheile zu überzeugen. Der römische Charakter ist von den glücklichsten Anlagen, die nur leider, ich läugne es nicht, gar zu oft entweder gänzlich vernachläßigt werden, oder durch eine mangelhafte Erziehung keineswegs ihre völlige Ausbildung erhalten. Der Römer ist von Natur aus gewiß nichts weniger in seinem Glauben und Thun als voreilig, oberflächlich und leichtfertig, wie denn überhaupt eine übermäßige Eile wohl derjenige Vorwurf ist, der der hiesigen Geschäftsführung und Lebensweise in den obersten und in den untersten Regionen am seltensten gemacht wird. Sein Charakter vereinigt eine tiefe, innere Heftigkeit mit einer gewissen äußeren Ruhe und Gelassenheit, die Frucht seiner Ueberlegung. Wird das innere Feuer aufgeweckt, so bricht es in starken Flammen hervor, im gewöhnlichen Gange des Lebens aber weiß er es wohl zu mäßigen, und da beobachtet er eine gewisse ihm angeborne, ernste, ungezwungene und den äußeren Anstand wohl beobachtende Dignität, welche an die Gravitas des alten Römers erinnert, nur daß sie sich unendlich liebenswürdiger und einnehmender zeigt, da sie mit einer außerordentlichen Herzensgüte und einer kindlichen Heiterkeit verbunden ist, die sich über das Geringste, über einen Strohhalm, den man zu Ehren eines Festes in der Straße verbrennt, zu freuen weiß. Wird der Römer daher nicht von dem Augenscheine selbst ergriffen und hingerissen, so ist er gewiß im Allgemeinen in seinem Urtheile sehr bedächtig, und pflegt seine Worte wohl abzumessen, und charakteristisch führt er nicht nur sein verclausulirendes ma stets im Munde, son-

dern es ist nichts gewöhnlicher, als daß er seine Conversation damit beginnt.

Ich flechte diese Bemerkungen über den römischen Charakter hier absichtlich ein, da Sie selbst wissen, von welchem tief greifenden Einfluß derselbe immer für die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten seyn wird. Der Stuhl der Statthalter Christi ist ja von der Vorsehung auf diesen römischen Grund und Boden gestellt, und darum werden auch Römer natürlicher Weise mehr, als andere auf seinen obersten Stufen stehen und zu den höchsten Würden gezogen werden, und mithin auch der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten mehr oder minder ihren Charakter aufdrücken.

Um nun aber wieder auf unsere Betrachtungen zurückzukommen, so offenbart sich bei solchen Gelegenheiten jene überlegende Zurückhaltung auf eine unzweideutige Weise. Hört der Römer von einer überraschenden Sinnesänderung eines Juden oder eines Protestanten, so preist er ihn glücklich, jedoch mit dem Vorbehalt, daß er es von Herzen gethan habe, beato lui, se ha fatto questo di cuore. Dieß „beato lui“ konnte man auch in der Kirche al Gesu bei jener Taufe hören, als das Volk in das ernste, die innere Ueberzeugung ausdrückende Angesicht des Neubekehrten blickte. Un quanto sei caro rief es bewegt, und segnete den Freund und Taufpathen, der ihn mit seinem festen Glauben in die Kirche eingeführt und ihm nun zur Seite ging: Ma che buon Signore, sprachen sie, che Dio lo benedica.

Allein diese Rührung und Freude des Volkes blieb nicht in den engen Mauern der Kirche beschlossen, kaum sind wenige Tage verflossen und der Name des Alfonso Ratisbonne und des Barone Teodoro lebt schon im Munde der Volksliederdichter; von den Straßenecken und namentlich bei dem bekannten alten Pasquino werden die Lieder, die das Wunder der Bekehrung feiern, feil geboten und von den Blinden gesungen. Denn noch immer ist in Italien die Poesie die Begleiterin und Verherrlicherin jeder festlichen Freude,

und mag man auch immer über den unbeholfenen Ausdruck dieser römischen Hans Sachse lachen, so spricht sich doch in dieser Straßenpoesie gar oft ein gläubiger und andächtiger Sinn aus, dem es auch manchmal keineswegs an poetischem Schwunge und Adel der Gesinnung mangelt, wie ich dieß in mehreren solcher erst neuerlich von gemeinen italienischen Bauern verfaßten Liedern bemerkt habe. Ja, daß das gemeine Volk, der Bettler in seinen Lumpen und der Bauer in seinem Schmutze, unter dem Joche der Arbeit, noch die Sprache der Poesie überhaupt reden und daran Gefallen finden, dieß zeigt jedenfalls, daß sie sich noch über die bloß thierischen Bedürfnisse und Genüsse zu erheben wissen, was man nicht allerwärts von ihnen sagen kann.

Während ich dieß schreibe, liegen mir drei solcher Volksgedichte auf H. Ratisbonne, zu Ehren der Mutter Gottes, vor. Was bei allem diesem auffällt, ist, daß die Geschichte selbst, das Wunder nämlich in der Kirche, mit einer historischen Genauigkeit, ohne weitere poetische Ausschmückungen und Zusätze darin erzählt wird, wie man es in solchen Fällen kaum vorauszusetzen geneigt seyn dürfte, da man bei Legenden in der Regel nur an Dichtung und Erdichtung zu denken gewohnt ist.

Das erste dieser Gedichte führt die Ueberschrift: Neues Liedlein. Wunderbare Bekehrung geschehen durch die Barmherzigkeit Gottes auf Fürbitte der Seligsten Jungfrau an der Person des Alfonso Ratisbonne, eines französischen Israeliten aus Straßburg im Elsaß, im Januar dieses Jahres 1842. Gereimt von Nicodemo Lermil *). Sein Gesang hebt also an:

*) Canzonetta Nuova. Maravigliosa conversione avvenuta per Misericordia di Dio ad intercessione della santissima Vergine in persona di Alfonso Ratisbonnes Israelita Francese nato in Strasburgo di Alsezias (?), nel Gennajo di quest' anno 1842. Rime di Nicodemo Lermil.

O himmlische Jungfrau, o hilf mir in Gnade,	Il tuo ajuto, o celeste Regina,
Von jenem herrlichen Wunder zu singen,	Tu mi porgi, ond' io possa cantare
Das Gottes Erbarmen wollte vollbringen,	Il prodigio così singolare
Erhörend o Mutter, dein flehend Gebet.	Che a tua istanza l'altissimo aprò.

Ein zweites führt die Ueberschrift: Ein geistlich Lied von einer wunderbaren Bekehrung, gewirkt durch die heiligste Jungfrau Maria, den 20. Januar 1842, in der Kirche von S. Andrea delle Fratte in Rom zum Frommen des Alfonso Ratisbonne, eines Franzosen; verfaßt von Francesco Calzaroni *). Dieser beginnt mit einem ähnlichen Anruf an die hl. Jungfrau, als der Muse seines Gesanges:

Heilige Jungfrau, dich bittet um Hilfe,	Vergin Santa ti voglio pregare
Flehend der Sänger, der Ungelehrte,	Perchè assisti l'indotto mio canto
Singend dein Wunder, o Hochverehrte,	Mentre narro un prodigio che tanto
Das mit Staunen wird hören die Welt.	Che nel mondo stupire farà.
Hoch erfreuen wird es die Gläubigen,	Ai fedeli le reca contento,
Aber den Sinn der Ungläubigen schmerzen.	Agli infidi gli reca dolore.
Hilf mir drum liebreichste von Herzen,	Madre Vergin di Dio Redentore
Mutter des Heilands, jungfräuliche, du.	Deh mi assisti o perfetta bontà

Allein ich weiß nicht, war der Sänger des ersten dieser Lieder, der Nicodemo Lermil, mit dem ersten Erguß seiner Poesie nicht zufrieden, oder wollte er seinen Nebenbuhler überbieten, oder wollte er seine Vielseitigkeit zeigen, kurz er verfaßte noch ein zweites, dem er folgende Ueberschrift gab: Wunderbare Bekehrung, geschehen den 20. Januar 1842 in der Kirche von St. Andrea delle Fratte durch Gottes Barmherzigkeit auf Fürbitte der heiligsten unbefleckten Jungfrau an der Person des Alfonso Ratisbonnes, 27 Jahre alt, eines reichen Israeliten aus Frankreich, gebürtig zu

*) Operetta spirituale sopra una miraculosa conversione operata da Maria santissima il dì 20. Gennajo 1842 nella chiesa di S. Andrea delle fratte in Roma a pro di Alfonso Rattisbonne Francese. Di Francesco Calzaroni.

Straßburg im Elsaß. Gereimt von Nicodemo Lermil *). Dießmal hebt er, kürzer sich fassend, also an:

Alfonso Ratisbonne,	Alfonso Ratisbonne,
Ein Jud' aus Frankreichs Lande,	Ebreo francese uscito
Kam vom Marsilier Strande	Dal Marsigliese lito
Und wollt Neapel sehen.	Per Napoli mirar.
Und wollte nach Palermo,	Per poi toccar Palermo,
Nach Malta's Inselauen,	Malta, e vedere infine,
Byzanz noch wollt' er schauen,	Le mura Bisantine
Und in die Heimat gehen.	Per poi ripatriar.

Neben diesen Volksliederdichtern oder Bänkelsängern, wenn man will, hat sich auch eine sehr geachtete römische Dame, eine Dichterin, die die Gabe der Improvisation besitzt, und während der Fastenzeit, zum Beßten der Armen, in einem hiesigen Theatersaale öffentlich Improvisationen hält, wir meinen die Signora Rosa Taddei, herbeigelassen, gleichfalls die Gnade, die dem Israeliten in Rom zu Theil geworden, in einer ihrer Improvisationen zu feiern, und zwar zur größten Zufriedenheit der Anwesenden.

Während hier auf diese Weise alle Classen gleichmäßig ihre Theilnahme ausdrückten, sind unterdessen auch von dem Bruder des Getauften, von dem Priester Theodoro Ratisbonne in Paris, Briefe eingetroffen, worin er seine staunende Freude über die unerwartete Weise ausdrückt, wie seine heißen Gebete erhört worden sind. Ich habe diese Briefe zwar nicht selbst gelesen, allein die, welche sie lasen, waren davon sehr ergriffen. In meinem ersten Berichte wurde bereits bemerkt, daß dieser Bruder einer der Vorsteher der Bruderschaft von Notre Dame des Victoires zur Be=

*) Mirabile conversione avvenuta il di 20. Gennajo 1842 nella chiesa di S. Andrea delle Fratte per misericordia di Dio ed intercessione della santissima vergine immacolata in persona di Alfonso Ratisbonnes di anni 27, ricco Israelita Francese nato in Straburgo di Alsezia. Rime di Nicodemo Lermil.

kehrung der Sünder und Irrenden ist. Nun ist es herkömmlich, wenn einer, für den die Bruderschaft gebetet, sich bekehrt, die Mitglieder davon in einfachen Worten zu benachrichtigen. Dieß geschah auch dießmal, und es war Herr Theodore Ratisbonne selbst, der diese Pflicht erfüllte. Ohne den Namen zu nennen, begann er zu den in der Kirche Versammelten, wie ein dem Christenthume abgeneigter junger Israelit nach Rom gekommen sey, und nun erzählte er die Bekehrung in einfacher Kürze, wie sie sich verlaufen und fügte am Schluße hinzu: und dieser junge Israelit ist mein Bruder. Diese Worte machten auf die Anwesenden einen solchen Eindruck, daß sie sogleich, um ihren Herzen Luft zu machen, aus freier Bewegung das Magnificat anstimmten. Eben so erfreulich lauten auch die Nachrichten aus Straßburg. Da die Gesinnungen des Täuflings als eines erklärten Gegners der christlichen Religion dort hinlänglich bekannt waren, da man daselbst nach seiner Persönlichkeit das Wunderbare seiner Bekehrung am besten beurtheilen konnte, so mußte sie auch hier wohl, aller Erwartung nach, den meisten Eindruck machen. Und dieses ist auch nicht ausgeblieben; denn man meldet bereits schon zwei vollzogene Taufen, und fügt die Mittheilung bei, daß sich außer diesen eine große Anzahl von Israeliten aus der höheren Classe zum Unterricht gemeldet. Es sollen nicht weniger als zwanzig seyn. Auch viele laue Katholiken haben seitdem dort wieder angefangen mit großer Andacht die Kirche zu besuchen.

Herr Alphonse Ratisbonne selbst ist, nachdem er die geräuschvollen Karnevalstage unter Leitung seines Beichtvaters in Zurückgezogenheit und ernster Sammlung zugebracht, von hier zu seinem Bruder nach Paris gereist, indem ihm dort ohne Zweifel mehr Gelegenheit geboten ist, mit seiner Familie in Berührung zu treten, deren Bekehrung jetzt sein sehnlichster Wunsch ist, wobei es ihm übrigens kaum an Kreuz und Prüfungen fehlen kann. Möge Gott seine Bemühungen segnen. Auf dem Dampfschiffe bei der Ueberfahrt nach Frank-

reich traf er mit einer der griechischen Kirche angehörigen Familie zusammen *). Da sie hörten, daß er von Rom käme, fragten sie ihn, ob er denn nichts von der Bekehrung eines Israeliten und einem Wunder gehört habe, das gerade so viel Aufsehen mache. Er erwiederte ihnen, daß er ihnen darüber die besten Aufschlüße geben könne, und nun erzählte er ihnen seine Geschichte. Sie ließen sich dann von ihm die Muttergottesmedaille geben, und statt der Winterbelustigungen wegen nach Paris zu eilen, beschlossen sie, ihre Reise nicht minder zu beschleunigen, um den Fastenconferenzen des Abbé Ravignan beizuwohnen.

Die Information durch die kirchliche Behörde hat unterdessen auch statt gefunden, und zwar in der Casa Professa, in der Kapelle des heil. Ignatius, seiner ehemaligen Zelle. Da es übrigens hiebei Grundsatz ist, ohne Zweifel um alles eitle Gerede und alle widersprechenden Gerüchte und daraus entspringenden Aergernisse abzuschneiden, bei Excommunication den eidlich verhörten Zeugen Stillschweigen aufzuerlegen, so kann ich ihnen über diese Instruction natürlich nichts Näheres mittheilen. Allein die Wißbegierde der Gläubigen wird auf eine andere Weise hinlänglich entschädigt. Es wird nämlich seit einigen Tagen hier an den Straßenecken mit großen Buchstaben eine kleine Schrift angezeigt, die auch bereits erschienen ist und zum besten der Armen verkauft wird. Sie führt den Titel: *L'enfant de Marie. Un frère de plus. Rome imprimé avec approbation* 1842. *Prix* 3 *Paulo. Le vend au profit des Pauvres.* Dieselbe ist, in ihrem ersten Theile, die die Bekehrung erzählt, von dem Hauptzeugen, Herrn B. Th. Büssierre selbst geschrieben, der auch immer darin in seinem eigenen Namen spricht, und seine Erzählung mit folgenden Worten beginnt: „Der, welcher auf dem Wege von Je„richo sich wenigen Staubes bediente, um die Augen eines

*) Sie eilten nach Paris, um noch so viel wie möglich von den Winterbelustigungen zu erhaschen.

„Blindgebornen dem Himmelslichte zu erschließen, Christus „hat es zugelassen, daß ich der vorzüglichste Zeuge eines höchst „außerordentlichen Ereignisses war, wenn man dasselbe blos „vom Standpunkte der menschlichen Vernunft betrachtet. Ich „erzähle eine unläugbare Thatsache; ich berichte, was ich mit „meinen eigenen Augen gesehen habe, was eine Menge eh= „renwerther Zeugen bestätigen können, was Straßburg nicht „wird glauben können, worüber ganz Rom erstaunt ist: „ein Mensch bei völlig gesundem Verstande, und der sich im „vollen Gebrauche aller seiner geistigen Vermögenskräfte befin= „det, tritt als hartnäckiger Jude in eine Kirche, und geht durch „einen jener Wetterschläge der Gnade, welche Saul auf dem „Wege nach Damascus niederwarfen, zehn Minuten später „heraus, ein Katholik seinem Herz und seinem Willen nach“.

Der zweite Theil dieser kleinen Schrift ist von einem sei= ner hiesigen Landsleute, der eine Stelle in dem Hause des Fürsten Borghese versieht, geschrieben, und gibt eine Beschrei= bung der Tauffeierlichkeit. Ich habe die ganze Schrift mit Aufmerksamkeit durchgelesen, wüßte aber an meinem Berichte, der ja gleichfalls aus dem Munde des Hauptzeugen herrührte, außer einigen unerheblichen Kleinigkeiten, nichts zu berichti= gen *). Auch die Zusätze, die daraus zu gewinnen sind, zei= gen sich nur von untergeordneter Bedeutung, und ändern durchaus nichts in der Hauptsache, so daß sich in dieser Be= ziehung unsere Leser völlig beruhigen können.

Bemerkenswerth dabei ist, daß, wie die Bekehrung selbst sich ganz gegen Erwartung des zu Bekehrenden durch einen

*) Die vorzüglichste Berichtigung betrifft die Chronologie, in= dem es nicht der 9. Jannar war, an dem Herr Ratisbonne von Rom nach Neapel reisen wollte, wie Seite 248 dieser Blät= ter gesagt wird, sondern der folgende Sonntag 16.; am Tage vorher, den 15., hatte Ratisbonne Hrn. Büssiere seinen ersten Besuch gemacht, und in der Nacht von diesem Sonntag auf den Montag starb Graf La Ferronays. Eine andere Berichtigung ist die, daß der General der Jesuiten nicht eine Stelle aus der Nachfolge Christi, sondern aus der heiligen Schrift, nämlich aus dem Ecclesiast vorlas, und zwar das zweite Kapitel.

plötzlichen Schlag ereignete, auch der Bekehrer in dieser seiner Darstellung wiederholt versichert, daß er dabei wie von einer unsichtbaren Gewalt getrieben, gehandelt habe. So schreibt er unter dem 18. Januar nach dem Tode seines Freundes La Ferronays: „ich hatte einen Theil der Nacht in Mitte dieser in Jammer versetzten Familie zugebracht. Da ich mehr als andere die Tiefe ihres Schmerzens verstehen konnte, so nahm ich Anstand, mich von ihr zu trennen; und doch lenkte eine innere Unruhe meine Gedanken immer wieder auf Hrn. Ratisbonne, der meinen Geist ganz eingenommen hatte, zurück, es war, als wenn eine unsichtbare Hand mich zu ihm hintrieb. Ich wollte mich von den irdischen Resten meines Freundes nicht trennen, und doch konnte ich meine Gedanken nicht von dieser jugendlichen Seele losreißen. die ich meinem Glauben gewinnen wolle. Ich theilte meinen inneren Kampf Hrn. Abbé G..... (Gerbet) mit, den die Vorsehung seit lange als Schutzengel und Tröster der Familie La Ferronays bestellt hat. Gehen Sie, erwiederte er mir, vollenden Sie ihr Werk, Sie erfüllen damit die Absichten des Hrn. v. La Ferronays, der für die Bekehrung dieses jungen Mannes heiß gebetet hat. So befand ich mich also wieder von neuem hinter Hrn. Ratisbonne her, ich bemächtige mich seiner, zeige ihm die religiösen Alterthümer, um seinen Geist auf die katholischen Wahrheiten zu richten; allein ich sprach vergeblich. Es war mein Wunsch, daß er noch einmal mit mir die Kirche von Ara coeli besuchte. Wenn er dort einen gewissen Eindruck noch einmal empfand, so war er sehr flüchtiger Natur, denn er hörte mich kalt an und antwortete auf alle meine Fragen mit bloßen Spöttereien. Ich werde, sagte er, an das Alles denken, wenn ich zu Malta bin; dann werde ich auch Zeit dazu haben, denn ich soll dort zwei Monate bleiben, und da wird es gut seyn, mir die Langeweile damit zu vertreiben".

Die Worte, die H. Ratisbonne in San Stefano in rotundo am 13. beim Anblick der christlichen Märtyrer sprach, lauteten: Dieß Schauspiel ist schrecklich; allein ihre Glaubensgenossen waren im Mittelalter ebenso grausam gegen die armen Juden, wie die Verfolger in den ersten Jahrhunderten es gegen die Christen waren.

Unter den Zeugen, die Hr. Ratisbonne ganz kurz vor seinem Eintritt in die Kirche sahen und sprachen, und sich überzeugten, daß er nach allen seinen Aeußerungen eher an Alles andere dachte, als katholisch zu werden, wird S. 27 neben Hr. Edmund Humann auch der junge B. Lotzbeck angeführt.

Die Weise, wie Hr. Ratisbonne die ihm gewordene Erscheinung dem P. Villefort mittheilte, stimmt in der Haupt-

sache vollkommen mit dem überein, was die Leser bereits wissen. Allein da ihnen vielleicht die einzelnen Ausdrücke hiebei von Wichtigkeit seyn werden, so mögen sie hier wörtlich folgen: „Ich führte ihn sogleich al Gesu zum P. Villefort, der ihn aufforderte sich zu erklären. Herr Ratisbonne nahm seine Medaille hervor, zeigte sie uns und rief: Ich habe sie gesehen, ich habe sie gesehen! und dabei war er von seinem Gefühle ganz hingerissen. Bald darauf aber ruhiger geworden, konnte er sich aussprechen. Folgendes waren seine Worte: ich war seit einem Augenblick in der Kirche, als ich mich auf einmal von einer unaussprechlichen Unruhe ergriffen fühlte. Ich erhob meine Augen; das ganze Gebäude war vor meinen Blicken verschwunden; eine einzige Kapelle hatte so zu sagen alles Licht in sich vereinigt, und in Mitte dieses Lichtglanzes erschien vor mir auf dem Altar, groß, leuchtend, voll Majestät und Süßigkeit, die Jungfrau Maria, so wie sie sich auf der Medaille findet; eine unwiderstehliche Gewalt trieb mich zu ihr hin. Die Jungfrau machte mir ein Zeichen mit der Hand mich niederzuknien, sie schien mir zu sagen: so ist es recht! Sie hat nicht mit mir gesprochen, ich habe aber Alles verstanden.“

Baron Büssiere fragte ihn später noch über das Einzelne aus: „Er konnte sich selbst nicht erklären, wie er von der rechten Seite der Kirche zur Linken gekommen war, wo sich die Kapelle befindet, von der er durch den Katafalk getrennt war. Er hatte sich plötzlich kniend und niedergebeugt vor dieser Kapelle gefunden. Im ersten Augenblick hatte er die Himmelskönigin gewahren können in allem Glanze ihrer fleckenlosen Schönheit; allein seine Blicke konnten den Glanz dieses göttlichen Lichtes nicht ertragen. Dreimal hatte er noch versucht die Mutter der Barmherzigkeit anzublicken, dreimal gestatten ihm seine vergeblichen Versuche nicht, die Augen höher zu erheben, als bis zu ihren geweihten Händen, von denen in leuchtenden Garben ein Strom von Gnaden ausfloß“.

Als am 19. Jänner Herr Ratisbonne sich bei dem P. Villefort mit Büssiere befand, trat der polnische General Chlapowski ein: „Mein Herr, sprach er, sie haben also das Bild der heiligen Jungfrau gesehen, sagen sie mir doch wie... Das Bild, unterbrach ihn Herr Ratisbonne, das Bild mein Herr, nein, ich habe sie selbst gesehen in Wirklichkeit, in Person, wie ich Sie hier sehe“.

Wie sehr übrigens seine Gesinnung früher dem Christenthum feindlich gewesen, und wie sehr er auf den entgegengesetztesten Wegen seines Bruders ging, davon erfahren wir

in dieser kleinen Schrift noch ein neues Beispiel. Er erzählte hierüber seinem Freunde nach der Bekehrung: „Einer meiner jungen Neffen starb vor 18 Monaten. Mein Bruder, der Priester wollte ihn taufen, sobald ich es erfuhr, war ich wüthend. Ich hoffe, Gott wird mir harte Prüfungen schicken, damit ich seiner Verherrlichung diene und der Welt beweise, daß meine Ueberzeugung eine aufrichtige ist.

Nach der ersten Zusammenkunft mit P. Villefort begaben sich die beiden Freunde, um Gott ihren Dank darzubringen, zuerst zu der Basilika von Maria Maggiore, an die sich das Fest Maria zum Schnee knüpft und dann nach St. Peter. „Es wäre unmöglich“: sagt hierüber der Berichterstatter, „die Gemüthsbewegungen zu beschreiben, die er in diesen Kirchen empfand. Oh, sprach er, indem er mir die Hand drückte, ich begreife jetzt die Liebe der Katholiken für ihre Kirchen und ihre Andacht, womit sie dieselben schmücken und zieren. Wie befindet man sich hier so wohl, man möchte nie daraus scheiden. Es ist hier nicht mehr die Erde, es ist der Himmel. Beim Altar des heil. Sakraments überwältigte ihn die wirkliche Gegenwart der Gottheit in dem Maaße, daß er, würde er sich nicht entfernt haben, das Bewußtseyn verloren hätte, so schrecklich erschien es ihm, sich mit dem Flecken der Erbsünde in der Gegenwart des lebendigen Gottes zu befinden. Er nahm seine Zuflucht zur Kapelle der heiligen Jungfrau. Hier sprach er, darf ich mich nicht fürchten, ich fühle mich hier von einer unermeßlichen Erbarmung beschützt.

Hr. v. Büssiere schließt seine Erzählung, der wir diese Zusätze entlehnt haben, mit den Worten: Dieß sind die Thatsachen, die ich dem Nachdenken aller ernsten Menschen übergebe. Ich habe sie ohne Kunst dargestellt, in ihrer ganzen Einfachheit, in ihrer ganzen Wahrheit, zur Erbauung der Gläubigen, zur Belehrung deren, die noch den Ort der Ruhe suchen, nachdem ich selbst allzu lange in den Finsternissen und Widersprüchen protestantischer Secten geirrt habe, wäre ich glücklich, könnte ich durch diese einfache Erzählung in irgend einem irrenden Bruder den Willen erwecken, daß er mit dem Blinden im Evangelium ausriefe: Herr mache mich sehend; denn der welcher betet, öffnet bald seine Augen der Sonne der katholischen Wahrheit.

Unser erster Bericht schloß mit der Taufe des Neubekehrten, diese Schrift berichtet aber auch noch seinen späteren B= such bei dem heil. Vater. Sie sagt: „Hr. Ratisbonne und B. Th. von Büssiere wurden von dem hochwürdigsten Pater General der Jesuiten zu den Füßen seiner Heiligkeit geführt. Nachdem sie nicht sowohl dem Gebrauche gemäß, als viel=

mehr um ihrer tiefen Verehrung zu genügen, dreimal das Knie vor dem Statthalter Christi gebeugt hatten, empfiengen sie jenen heiligen Segen, um den so viele eifrige Christen aus weiter Ferne zu bitten kommen. Der heilige Vater unterhielt sich mit ihnen, er überhäufte sie mit Beweisen seiner Liebe und jener rückhaltlosen Zärtlichkeit, womit ein Vater seine Kinder liebkost. Er gab Befehl, daß man ihnen das Innere seiner Gemächer zeigte. Oder um mich besser auszudrücken, er selbst trieb sie mit einer lieben Vertraulichkeit vor sich her, führte sie selbst in sein Schlafgemach. Und dort gab der Nachfolger des Fürstapostels beiden ein rührendes Zeugniß seines Zutrauen zur Hülfe jener, welche die Kirche als den Schutz der Christen anruft; seine Güte zeigte ihnen ein Bild der gnadenreichen Jungfrau, das er mit einer besonderen Andacht verehrt und das über seinem Bette jeden Tag, die heiligen und innigen Gebete empfängt, die der ehrwürdige Priester zu dem Herrn richtet, damit ferner nur Eine Heerde und Ein Hirte sey. Ehe er sie entließ, empfing Hr. Ratisbonne zur Erinnerung an diesen denkwürdigen Tag aus den verehrten Händen seiner Heiligkeit ein mit besondern Indulgenzen versehenes Crucifix".

Hiermit haben die Leser ohngefähr das Vorzüglichste, was die Schrift an Thatsächlichem noch weiter darbietet, allein sie enthält endlich auch noch die Anrede des Abbé Düpanloup in größerer Vollständigkeit, als es mir möglich war, sie aus dem Gedächtniß wieder zu geben, indem ich mich mit den bloßen Grundzügen begnügen mußte. Da sie aber eine Frucht nicht des Studiums, sondern der Rührung des Augenblickes war, da auch sie gleich dem Magnificat, das die Bruderschaft zu Paris anstimmte, ein Preisgesang zum Preise der Barmherzigkeit Gottes und zur Liebe der Jungfrau Maria, der großen Fürbitterin ist, da sie dem Bekehrten gegenüber von Angesicht zu Angesicht gesprochen ward, und der bewegte Ausdruck des Täuflings sich in den bewegten Worten, die aus dem gerührten Herzen des Redners drangen, am besten wiederspiegelt, und wohl nichts den Entfernten einen lebendigeren Begriff von den Gefühlen geben kann, die damals die in der Kirche Versammelten bewegten, so haben wir es nicht unpassend erachtet, sie hier folgen zu lassen, möge man sie hinnehmen, als eine Blume des Dankes, die jenem Wunder ihren Ursprung verdankt, und die einem andächtigen frommen Herzen entsprossen ist. Wir geben sie aber in derselben abgerissenen fragmentarischen Form, wie der Redner sie ohne Zweifel selbst aus der Erinnerung dem Herausgeber jener Schrift mitgetheilt hat. (Schluß folgt.)

XLI.

Römische Mittheilungen.

(Schluß.)

„Die göttliche Vorsehung ist wunderbar in ihren Beschlüssen, und in ihren Wegen, und ich beklage Jene, welche sie weder zu verstehen, noch zu segnen wissen. Für sie ist des Menschen Leben nur ein schmerzliches Geheimniß, seine Tage sind eine verhängnißvolle Verkettung, der Mensch selbst ein edles, aber dem Fluch anheimgefallenes Geschöpf, er ist vom Himmel hinabgeschleudert, um hier fern auf dieser Erde der Thränen in den Finsternissen zu leben, und in Verzweiflung zu sterben, gänzlich von einem Gotte vergessen, der sich weder um seine Tugenden, noch um seine Schmerzen kümmert.... Doch nein, o Gott! Du bist nicht also und kein solches Loos hast du uns bestimmt, unseres tiefen, unendlichen Elendes ungeachtet sind wir nicht so elend: Deine Vorsehung wacht über uns, sie ist erhabener als die Himmel; sie ist tiefer und umfangreicher, denn die weiten Meere; sie ist ein Abgrund von Macht und Weisheit und Liebe“.................

„Du hast uns für dich geschaffen o Herr! und unser Herz ist immerdar unruhig, bis es in dir ruht. Wir haben ein inniges, unendliches Verlangen nach dir, das uns im Innersten bewegt, das uns verzehrt und wenn wir diesem Verlangen nachgeben, dann finden wir dich untrüglich............... Ich segne dich vor Allem, ich bete dich an, wenn du aus den Tiefen der Ewigkeit, dich mitleidig des Staubes erinnerst, von dem wir genommen sind, wenn du von den Höhen der Himmel einen Blick der Erbarmung und Liebe auf das niedrigste Kind deiner Allmacht wirfst; wenn du nach dem Worte deines Propheten, den Himmel und die Erde bewegst, und die Wunder vervielfältigst, um die zu retten, die dir theuer sind ... um eine Seele zu gewinnen“...............

„O Jüngling! auf dem hier in diesem Augenblick alle Blicke mit unaussprechlicher Rührung, mit der zartesten Liebe ruhen, es ist ja

Gott, es ist ja seine Barmherzigkeit, die wir in dir lieben; o du dessen Gegenwart mir diese Gedanken eingiebt, sage uns selbst, was waren deine Absichten, was deine Wege ... mit welcher geheimnißvollen Barmherzigkeit hat der Herr dich verfolgt, ... dich zurückgeführt"....

„O sage uns doch, wer bist du? Was begehrst du in dieser heiligen Stätte? was will dieser Blick, diese Ehrbezeugung, die du ihr darbringst? was bedeutet dieß weiße Gewand, womit du bekleidet bist? Sprich von wannen kamst du, wohin gingst du? Welche Macht hat plötzlich alle deine Pläne geändert gleich Abraham deinem Ahne, dessen seliger Sohn du heute bist, der dir voranging, horchend wie er auf die Stimme des Herrn, ohne zu wissen wohin deine Schritte dich führten; deine Augen waren noch geschlossen, und du fandest dich plötzlich in der heiligen Stadt. Das Werk des Herrn war noch nicht vollbracht, aber an dir ist es, uns zu sagen, wie die Sonne der Wahrheit und der Gerechtigkeit in deiner Seele aufging; was war ihre strahlende Morgenröthe, warum genießest du, wie wir und vielleicht mehr noch als wir das göttliche Wort und die Tugenden der kommenden Zeiten, und alle unsere seeligen Hoffnungen. Sage uns, wir haben das Recht danach zu fragen, warum erscheinst du in unserem Eigenthum, wie in deinem Erbe? Wer hat dich unter uns eingeführt? Denn gestern noch warst du uns unbekannt, oder vielmehr wir kannten dich wohl"...

„Oh! hier werde ich Alles sagen: denn ich weiß, welche Freude es deinem Herzen seyn wird, wenn ich mit deinem Elend zugleich auch der himmlischen Erbarmungen gedenken werde.........

Du liebtest die Wahrheit nicht, die Wahrheit aber liebte dich. Wie der glühendste, wie der reinste Eifer sich auch immer mühte, du wußtest ihm nichts entgegen zu stellen als ein verächtliches Lächeln, ein gleichgültiges Schweigen, eine spitzfindige Antwort, stolze Anforderungen und dann und wann gottlose Spöttereien. O langmüthiger Gott! O Gott, der du uns liebst trotz unseres Elendes! deine Barmherzigkeit hat zuweilen eine Tiefe, eine Erhabenheit, leine Milde, und laß mich es sagen, eine Gewalt und eine Zartheit, die unendlich sind".

„Mit einmal durchläuft ein Gerücht die heilige Stadt, das alle christlichen Herzen erfreut; der Spötter von gestern, der diesen Morgen noch die Freunde Gottes verhöhnte, siehe, er bekennt das Evangelium. Die Gnade von oben ist über seine Lippen ausgegossen; nur Segen und Sanftmuth geht aus seinem Munde; das lebendigste Licht des göttlichen Gesetzes scheint in seinen Augen zu strahlen; man möchte sagen, die himmlische Salbung habe ihn alle Dinge gelehrt. Wie sind

die Augen seines Herzens also strahlend geworden, wie wurde dieß Herz, das Alles versteht, so erleuchtet? Gott, du bist gütig, unendlich gütig, und es macht mir Freude das süße Wort zu wiederholen, das uns kürzlich von den gesegneten Lippen eines Mannes floß, dessen Andenken von nun an unauslöschlich in allen Herzen lebt: vor wenigen Tagen noch weinten wir um ihn, aber nun werden wir nicht mehr weinen: Ja du bist gütig und die Kinder des Menschen thaten wohl daran, dich den gütigen Gott zu nennen. Du erschütterst die Gesetze der Natur, dir ist nichts zu theuer, um die Kinder zu retten. Wenn du nicht selbst kömmst, sendest du deine Engel... Doch was sage ich? du sendest deine Engel... O Gott! soll ich Alles hier sagen? Ich muß meiner Zunge Zurückhaltung gebieten, aber wer ist diese? Quae est ista? Ich kann es nicht sagen, und doch kann ich es nicht verschweigen".

„Maria, ich grüße dich! Du bist voll der Gnaden: Ave gratia plena, und aus der Fülle deines mütterlichen Herzens liebst du es, die Gnade über uns auszugießen. Der Herr ist mit dir: dominus tecum, und durch dich gefällt es ihm, zu uns hernieder zu steigen! Aber jetzt müßte ich meine Bilder dem Himmel entlehnen, oder in der begeisterten Sprache der Propheten reden, um dich würdiglich zu preisen denn Maria, dein Name ist süßer als die reinste Freude, wohlthuender als der ausgesuchteste Duft, lustreicher als die Harmonie der Engel: in corde jubilus; dem gläubigen Herzen ist er süßer als Honigseim den Lippen des müden Wanderers: mel in lingua; hülfreicher und süßer dem schuldbeladenen aber reuigen Herzen als der Abendthau dem welken Laube, das die Sonne des Mittags gedorrt, ros in herba. Du bist schön, wie das Gestirn der Nacht: pulchra ut luna, und du bist es, die den Fuß des verirrten Wanderers zurückgeleitet, du bist strahlend gleich der Morgenröthe: aurora consurgens; süß und rein wie der Morgenstern: stella matutina; und du bists die da in den Herzen dem Aufgange der Sonne der Gerechtigkeit vorangeht".

„Maria, ich vermag es nicht, deine Lieblichkeit und deine Größe zu schildern, und es ist meine Wonne, unter dieser Last zu erliegen! Doch da ich zu deinen versammelten Kindern rede, die meine Brüder sind, so werde ich ohne Zagen fortfahren, alle Gedanken meines Herzens zu erschließen".

„Bei deinem Namen, o Maria! wird der Himmel freudevoll, die Erde erbebt vor Lust, die Hölle brüllt in ohnmächtigem Zorne. Nein! es gibt kein Geschöpf, so erhaben oder so niedrig, das dich anrufen

und zu Grunde gehen könnte. Die erhabenen Tempel, die die Frömmigkeit großer Nationen erbaut, die goldenen Inschriften, die reichen Banner von königlichen Händen gestickt, wie nicht minder das demüthige Geschenk, das der Schiffer in deiner armen Kapelle, in einer Felsenspalte, auf dem Meeresstrande dargebracht, oder das schlichte Bild, das ich in der Tiefe der Katakomben von der Hand der Martyrer gezeichnet sah, Alles bezeugt deine Macht, Stürme zu besänftigen und die göttlichen Erbarmungen herniedersteigen zu machen. Maria, ich sah die wildesten Gegenden der Natur bei deinem Namen lächeln und sich in Anmuth kleiden; die frommen Bewohner der Einsamkeit feierten deinen Ruhm; das Echo der Berge, die Wellen des Baches wiederhallten wetteifernd davon; ich sah in den großen Städten der Weltlichkeit, unter dem Schatten deines Namens, die reinsten und edelsten Tugenden erblühen; ich sah die Jugend mit jener edlen Begeisterung, mit jenem zutrauensvollen Feuer, mit jenem unaussprechlichen Zauber, womit die Tugend die Stirne der Jugend verklärt, ich sah sie, wie sie deinen Namen und das Glück deine Feste zu feiern, der glänzendsten Bestimmung und vielleicht allen verführerischen Reizen dieser Welt vorzog".

„Ich habe Greise gesehen, wie sie nach sechzig, nach achtzig Jahren eines Lebens ohne Glauben, ohne Tugend sich auf ihrem Schmerzenslager aufrichteten, wie sie sich bei deinem Namen jenes Gottes erinnerten, der ihre erste Kindheit gesegnet hatte, und du erschienst vor dem letzten Blicke ihres brechenden Auges wie ein Zeichen der Sicherheit und des Friedens für das ewige Leben... O Maria, w e r b i s t d u d e n n? Quae est ista. Du bist die Mutter unseres Erlösers, und Jesus, die Frucht deines Leibes, ist der Gottgesegnete von Jahrtausend zu Jahrtausend, du bist unsere Schwester: soror nostra es; wie wir, Tochter Adams, hast du nicht unsere traurige Erbschaft getheilt, und unsere Leiden erwecken in dir das tiefste und zarteste Mitleid".

„O Maria! du bist das Meisterwerk der Macht Gottes! du bist der rührendste Gedanke seiner Güte! ich wüßte mich nicht besser auszudrücken: du bist das süßeste Lächeln seiner Barmherzigkeit! O Gott! gieb Jenen Augen, die keine haben, um Maria zu sehen und das süße Licht dieses mütterlichen Blickes zu verstehen; gieb ein Herz, welchen es daran mangelt, um Maria zu lieben, und von Maria zum ewigen Worte, zur ewig alten und immer neuen Schönheit, zu jenem ungeschaffenen Lichte, das die kranken Augen heilt und jeglich Verlangen in unserer Seele besänftigt, von Maria zu Jesus, von der Mutter

zum Sohn ist nur ein Schritt.... Unser geliebter Bruder, und glücklich bin ich, dir zuerst diesen Namen zu geben, siehe unter welchen günstigen Sternen du in das neue Jerusalem eintrittst, das da ist das Zelt des Herren, in die Kirche des lebendigen Gottes, der die Säule und die Grundfeste der Wahrheit ist; allein, ehe du dein Herz solcher Lust öffnest, liegt es mir ob, ein strenges Wort dir heute zuzurufen, und da ich der erste bin, der deinen Ohren das Evangelium verkündet, so will ich dir seine härteste Lehre nicht verbergen. Du hast Alles verstanden, sagst du, aber gestatte mir zu fragen, hast du das Geheimniß des Kreuzes verstanden? Habe acht: das ist der Grund des Christenthums".

„Ich spreche dir nicht blos von diesem gesegneten Kreuze, das du mit solcher Liebe verehrst, weil es dir Jesus, den zur Sühnung deiner Sünden Gekreuzigten, vor Augen stellt; einem alten Apologeten unseres Glaubens ein Wort seiner kräftigen Sprache entlehnend, sage ich dir: es handelt sich gegenwärtig nicht von dem Kreuze, dessen Verehrung Süßigkeit gewährt, sondern von dem Kreuze, dem du dich bald wirst unterziehen müssen: Ecce cruces jam non adorandae sed subeundae. Das ist es, was du verstehen mußt, wenn du ein Christ bist, und dieß mußte dir deine Taufe enthüllen".

„Uebrigens aber würde es kaum geschehen, und es wäre vergebliche Mühe, dir dieß zu verbergen, schwer dürfte es seyn, daß deine Zukunft dir keine Kreuze vorbehält; ich sehe sie schon, wie sie sich dir bereiten; ohne Zweifel soll man sie von ferne anbeten, allein dieß genügt nicht, man muß sich ihnen auch in der Nähe unterziehen und sie mit Muth tragen. Ich würde mich sehr täuschen, wenn die evangelische Tugend nicht in deinem Herzen durch Geduld wachsen und sich befestigen sollte. Gott sey dafür gesegnet! du wurdest durch Maria und das Kreuz in das Christenthum eingeführt! dieß ist ein wunderbarer Eintritt! Noch einmal, Gott sey dafür gesegnet! denn ich weiß, er hat dir Ohren gegeben, um diese Sprache zu verstehen, und ein Herz, um sie zu fühlen. Sohn der katholischen Kirche, du wirst also das Geschick deiner Mutter theilen! Blicke sie an! Siehe Rom! wo du dem Evangelium geboren wardst, wie es stäts kämpft und stäts triumphirt, dieß ist sein Loos hienieden! Darum wird es durch nichts überrascht, und nach achtzehn Jahrhunderten von Kämpfen und Siegen" . . . .

. . . .

„Es ist im Mittelpunkte der katholischen Einheit selbst, es ist zu den Füßen des obersten Stuhles, von wo aus noch täglich die Strahlen des lebendigsten und reinsten Glaubens ausgehen, um die Finster-



nisse des Heidenthums, der Häresie und des Judenthums, zu durchd- gen; hier ist es, wo die Kirche über deine Stirne das gna- Wasser einer himmlischen Wiedergeburt ausgegossen. Wa- Es ist Petrus selbst, der Moises des neuen Gesetzes, würdig durch den ersten Stellvertreter, seines erlauchten Nachfolgers, dich an den geheimnißvollen Felsen, an den unverrückbaren Stein klopft hat, Petra erat Christus, an jenen Stein, dem die Wasser entsprangen, die bis zum ewigen Leben hinaugehen. In den Flammen des heiligen Geistes selbst bist du getauft worden: spiritu sancto et igni. Aller Glanz der erhabensten Feierlichkeiten unserer Religion ruht in diesem Augenblicke auf dir, und wir selbst um dich her sind davon erleuchtet. Heute feierst du dein Pfingsten, und der Geist der Kraft und der Liebe hat dein Herz erfüllt! Heute feierst du dein Ostern, und Jesus Christus wird dich alsbald speisen mit seinem heiligen Leibe und seinem kostbaren Blute. Er ist es, den du in Wirklichkeit empfangen wirst, und wesentlich und in Wahrheit; dein Glaube, deine Rührung, die Thränen, die aus deinen Augen fließen, kommen meinen Worten zuvor; o fürchte nicht, daß ich dich jetzt mit langem und geschmacklosem Gerede ermüden werde, um dir eine Wahrheit zu beweisen, deren Glauben dich beseligt. Nur eines will ich dir sagen, was du eben sowohl wie ich empfindest, und das ist, daß Christus zu sehr unser Gott ist, und uns zu sehr liebt, um unsere Seelen mit einem eitlen Bilde zu nähren, und unsere Liebe durch eine nichtige, unwahrhafte Gegenwart zu täuschen, und dann bedürfen wir auch seiner so sehr, denn er befiehlt uns ja, ihn zu lieben bis zum wirklichen Tod; die heilige und göttliche Eucharistie war immer die Nahrung und die Kraft der Martyrer; das ist es, was das christliche Alterthum glaubte"..........

„Doch genug, ich verzögere dein Glück. In diesem Augenblick blickt der Himmel voll Liebe auf dich hernieder, die Erde segnet dich und Jesus Christus harret deiner: so breche denn auf, die Engel des Himmels haben das Fest begonnen, und die Freunde Gottes setzen es hienieden mit dir fort! und er selbst, der vor unsern Augen zu sterben schien, und dessen Herz lebendig ist in der Hand des Herren, du weißt es, seine Wünsche und seine Gebete haben dir nicht gemangelt, so ist denn der feierliche Augenblick gekommen"!

„Abraham, Isaak, Israel, die Patriarchen und die Propheten rufen dir Muth zu von der Höhe des Himmels, und Moises segnet dich denn in deinem Herzen ist das Gesetz dem Evangelium begegnet, die Erbarmung und die Wahrheit tragen dich, die Gerechtigkeit und der

Friede umringen dich, die Reue und die Unschuld krönen dich. Maria endlich ist es, die dich willkommen heißt und dich beschirmt".

„O Maria! es ist uns ein Bedürfniß und eine Pflicht noch einmal das Gebet zu wiederholen, dem wir vielleicht den Trost dieses Tages verdanken, und nur eine Stimme herrscht in dieser zahlreichen Versammlung, nur ein Herz bewegt sie, um dieß Gebet mit mir zu wiederholen".

„Erinnere dich, o du gottesfürchtigste Jungfrau Maria, nie wurde gehört, daß einer von denen, die zu dir ihre Zuflucht nahmen und deinen Beistand anflehten, verlassen worden sey; seufzend unter der Last unserer Sünden, kommen wir, o Jungfrau der Jungfrauen, um uns in deine Arme zu werfen; o Mutter des Wortes erinnere dich der Gerechten, erinnern dich der Sünder! erinnere dich deren, die dich kennen; und auch deren, die dich nicht erkennen, erinnere dich unseres Elendes und deiner Barmherzigkeit".

„Ich möchte nicht zu dir sprechen, erinnere dich dieses Jünglings, denn er ist dein Kind und der süße und ruhmvolle Erwerb deiner Liebe; aber ich möchte zu dir sprechen: erinnere dich dieser theuren Häupter, für die er dir heute die ersten Gebete seines katholischen Herzens darbringt; schenke sie ihm wieder in der Zeit, schenke sie ihm in Ewigkeit.... Und da ich ein Fremdling bin, oder vielmehr da ich es nicht bin. Denn Rom kennt keinen Fremdling, jeder Katholik ist ein Römer; allein da wir beide auf der Erde Frankreichs geboren sind, so glaube ich den Wünschen aller Herzen, die mich hören, zu entsprechen, wenn ich dich bitte: erinnere dich Frankreichs, es gibt dort noch edle Herzen noch hochherzige Seelen noch heldenmüthiger Aufopferungsgeist. O lasse über die Kirche Frankreichs die Schönheit ihrer alten Tage wiedererglänzen". . . . .

. . . .

Dieß waren die Worte, dieß das Alleluja, das der Redner anstimmte, allein die letzten Wünsche für die französische Kirche gesprochen in französischer Sprache, hier in Rom, von einem Priester, der der französischen Kirche angehört, bei einer Feier, die einen Angehörigen Frankreichs betraf, und vor Zuhörern, von denen ein sehr großer Theil eben dieser Nation angehörte und die mit dem Täuflinge in großer Anzahl das heilige Abendmahl empfingen, dieß Zusammentreffen so vieler französischer Elemente in Rom, gibt

uns Veranlassung, hier eine Beobachtung mitzutheilen, die sich mir während meines Aufenthaltes mehr als einmal aufgedrängt hat; es ist nämlich die von Jahr zu Jahr inniger und lebendiger werdende Verbindung Frankreichs, d. h. der französischen Katholiken mit Rom. Und meines Dafürhaltens ist diese Erscheinung ohne Zweifel eine der Bedeutungsvollsten unserer Zeit, die für das künftige Geschick unserer Kirche, menschlichem Urtheile nach, sicherlich von den größten Folgen seyn wird. Insbesondere hat aber diese Erscheinung für uns Deutsche ein doppeltes Interesse, nämlich neben dem religiösen auch noch ein politisches, denn wie könnte dieß nähere Anschließen des katholischen Frankreichs an den Mittelpunkt der katholischen Kirche den Bestrebungen Englands und Rußlands gegenüber anders, als von entscheidendem Einfluß auf die künftige Entwickelung der europäischen Verhältnisse seyn. Dieß ist der Grund, warum wir es der Mühe lohnend, erachten, das Verhältniß der Franzosen zu Rom, und die französischen Elemente in Rom selbst näher ins Auge zu fassen, allein für dießmal haben unsere Mittheilungen bereits den uns zugemessenen Raum gewiß mehr, als überschritten, darum wird dieß der Gegenstand meines folgenden Schreibens bilden. Allein ich kann diesen Brief nicht schließen, ohne noch eines Trauerfalles zu gedenken, der in sofern ein freudiger genannt werden kann, als er zeigt, daß die Kirche zum Segen der Menschheit und zu ihrem Trost und ihrer Heiligung noch heute, wie vor Jahrhunderten ihre begeisternde Kraft auf ihre Priester ausübt. In allen Kirchen wo in dieser Fastenzeit, hier in Rom dem Volke seine Sünden an's Herz gelegt, und ihm Buße und Besserung gepredigt werden, wird es auch aufgefordert, ein Gebet des fürbittenden Dankes an Gott für einen Priester zu richten, dessen Verlust die ganze Stadt beklagt. Alle Prediger nennen seinen Namen mit der tiefesten Verehrung, im Tone der tiefsten Trauer, und ihre Worte wecken in dem zahlreich um sie versammelten Volke Gefühle schmerzlicher Bekümmerniß, wie bei dem Ver-

luste eines geliebten Verwandten. Ich habe noch mit Niemanzgen gesprochen, der nicht des Hingeschiedenen mit anerkennender Bewunderung gedacht hätte. Alle kannten ihn, weil sein Leben ein Leben der Aufopferung für Alle war, und er sein ansehnliches Vermögen und seine Person einer heiligen Wohlthätigkeit zum Opfer brachte. Darum sprechen jetzt alle von dem Canoniker Muccioli. Der Geist des heiligen Philippo Nero, dieses wahren Reformators und Apostels von Rom, den er sich scheint zum Vorbilde genommen zu haben, lebte in ihm. Seine Wirksamkeit war, wie die jenes Heiligen, keine beschränkte, sondern eine weit umfassende, öffentliche, die das Kreuz auf den Straßen predigte. Namentlich war es die Jugend des mittleren Bürgerstandes, der er als geistlicher Führer diente, und die mit innigster Liebe an ihm hieng. Er hatte einen großen Garten mit einem schönen Gartenhaus in diesem versammelte er an Sonn, und Festtagen die jungen Leute, die er zur ersten Communion vorbereitet hatte, und die sich ihn zum Beichtvater erwählt hatten; mit ihnen hielt er dort gemeinsame Spiele, um sie von den Zerstreuungen der Straße und dem wüsten Wirthshausleben oder anderen gefährlicheren Versuchungen abzuhalten; mit ihnen ging er alsdann Arm in Arm, um in einer oder der andern Kirche dem Gottesdienst beizuwohnen, oder eine kleine Andacht anzustellen. Denen, die sich dabei durch ihr regelmäßiges Erscheinen und ihr gesittetes Betragen auszeichneten, theilte er alsdann Preise, meist Dinge, die einen nothwendigen Bedarf entsprachen, wie Hemde, oder sonstige Kleidungsstücke aus, aber er beschenkte sie auch mit goldenen Lehren, und man hat mir gesagt: daß diese Preise sich monatlich auf hundert Scudi belaufen mochten. Außer dem richtete er ein Haus ein, das er auch zum Theil fundirt hat, wo arme, junge Leute zur Vorbereitung ihrer ersten oder ihrer österlichen Communion in Zurückgezogenheit ihre geistlichen Uebungen halten konnten, sie wurden oft acht Tage auf seine Kosten unterhalten. Wie mich einer versichert, der diese

diese Wohlthat genossen, so ließ der gute Canoniker es ihnen dort auch in leiblicher Hinsicht an nichts mangeln, den ganzen Tag, von Morgens früh, bis Abends war er beinahe ununterbrochen entweder in seinem Haus oder in der Kirche, mit Beichthören beschäftigt; es waren fünf bis sechshundert junge Leute, die als seine Beichtkinder seinen Garten besuchten. Allein er ging selbst auch durch die Straßen und in die Kaffeehäuser und in die Kaufläden zu seinen jungen Leuten, die dort in Dienst waren, oder die er dort sonst zu finden hoffte, und sagte ihnen, wie ein väterlicher Freund vertrauter Weise: es ist schon lange, daß du nicht gebeichtet hast, es wird Zeit seyn, komm, wir wollen mit einander gehen. Wenn sie Anstand nahmen und Einwendung machten, daß sie nicht vorbereitet seyen, nahm er sie in den Arm, und sagte, das macht nichts, ich werde dich schon vorbereiten, und dann sprach er und fragte sie: hast du nicht dieß gethan oder hierin gefehlt, und so half er ihnen, und machte sie beichten, daß sie selbst nicht wußten, wie.

Es ist darum nicht zu verwundern, daß viele von ihnen, denen er so seit mehr als zwanzig Jahren leitend und unterstützend zur Seite gestanden, die seine Heiligkeit nicht nur belehrt und getröstet, sondern die seine Heiterkeit und Freundlichkeit auch mit unschuldigen Vergnügungen erheitert, sich nun einsam, trostlos und verlassen fühlen, wie Schafe, die ihren Hirten verloren. Diese Trauer der Dankbarkeit zeigte sich auch bei seinen Leichenbegängniß es waren Priester, seine Freunde, die zum Zeichen ihrer Liebe seine Leiche trugen, und ihn bei seinem Vorläufer in der Grabkirche des heiligen Philippo Neri beisetzten, während die Stimme des Volkes sprach: Rom hat einen heiligen Apostel seiner Jugend verloren. Er starb wie man sagt, arm, da er sein beträchtliches Vermögen großmüthig hingeopfert, nicht einmal der Titel Canonico gehört ihm, da er keine Titel und keine Würden für sich in Anspruch nahm.

Ich weiß sehr wohl, daß es auch in Rom an Mißbräuchen nicht fehlt, und daß dort sehr Vieles ist, von dem es

zu wünschen wäre, es möchte anders seyn. Allein das Schlechte fällt dort den Fremden gewiß vielmehr in die Augen als das Gute, das sich in stiller Bescheidenheit zurückzieht. Gewiß aber ist eine der schönsten Seiten im Charakter des römischen Volkes die würdige Weise, wie es seine Theilnahme bei einem großen Verluste ausspricht, denn es beweist dadurch, daß es den innern Werth einer großen Seele zu schätzen wußte und ihrer würdig war. Allein es beschränkt sich auch nicht bloß darauf, eine geliebte und geehrte Leiche mit lautem Wehklagen zum Grabe zu geleiten, ihr Andenken zu segnen, und ihr Worte begeisterter Bewunderung nachzurufen, auch in den umgekehrten Fällen, wo einer seiner Mitbürger von dem die Stadt berechtigt war, eine großartige gemeinnützige Wirksamkeit zu erwarten, diesen Erwartungen nicht entspricht, und in egoistischer Abgeschiedenheit seinen Launen lebt, oder eine That begeht, welche die öffentliche Moral beleidigt, auch in diesen Fällen, ist das Volk nicht gewohnt, die Gesinnungen und Empfindungen seines Herzens zurückzuhalten, und es drückt alsdann seine Mißbilligung, seinen Unwillen, seine Verachtung und seinen Abscheu ebenso rücksichtslos und öffentlich aus, wie seine Liebe, seine Bewunderung und seinen Dank beim Dahinscheiden ausgezeichneter Seelen. „Betet, o Römer“, sagte vorgestern Abends in der Kirche von San Carlo der Fastenprediger, am Abende des Festtages der St. Franzisca Romana, nachdem er des wohlthätigen Wirkens des Canonikers Muccioli gedacht hatte, „betet o Römer, daß Gott seiner Kirche durch die Fürbitte unserer Heiligen, solche heilige Priester schenke, wie der Hingeschiedene, den ihr alle kanntet und beweint“.

LXII.

Von der Gesetzgebung in Ansehung der Presse *).

Man hat über die Presse bisher größtentheils nur entweder aus dem abstrakt philosophischen Gesichtspunkte, der allgemeinen Menschenrechte, der unveräußerlichen Denk= und Redefreiheit, oder aus dem empirisch politischen, der Gefahren und Nachtheile, die sie gebracht und bringen könne, gesprochen und geschrieben **). Einige Gegner der Preßfreiheit haben sich allerdings auch auf die Satzungen der Kirche wider die Anmaßung allgemeiner Lehr= und Lesefreiheit und über das kirchliche Censurrecht berufen; aber mit diesen haben wir nicht zu rechten, weil von der kirchlichen Ordnung auf die politische, besonders in unsern Tagen, kein Schluß zu ziehen, und das Prüfungs= und Verwerfungsrecht, welches die Kirche hinsichtlich der Produkte der Presse anspricht, etwas ganz anderes ist, als die politische Censur, wie sie bei uns besteht. Fast möchten wir sagen, je entschiedener man ersteres zugestehe, desto mehr müßte man geneigt seyn, letztere zu bestreiten ***).

*) Wer diesen, von achtbarer Hand uns zugekommenen Aufsatz bedachtsam liest, wird ihn, seiner Gesinnung und Absicht nach, leicht von den gewöhnlichen Diatriben zu Gunsten der Preßfreiheit unterscheiden. Dieser Gesinnung und Absicht wegen, wodurch der Sache jedenfalls ein neuer Gesichtspunkt abgewonnen worden, haben wir ihn aufgenommen, ohne übrigens den Inhalt im Einzelnen weiter vertreten zu wollen. Anm. d. R.

**) Wer die vorzüglichsten darüber in Deutschland gefallenen Aeusserungen kennen zu lernen wünscht, dem ist eine kürzlich erschienene kleine Schrift von Th. Heinsius: die bedingte Preßfreiheit, Berlin, Verlag von Dunker und Humblot 1841. VI, 75 S. 8. zu empfehlen.

***) Die Geschichte der frühern, namentlich der kirchlichen Bücherverbote und Censurvorschriften ist zu finden bei Gretser, de jure et more prohibendi, expurgandi et abolendi libros haereticos et noxios, etc. Ingolstadt 1603. Sieh auch Zaccaria, vom Kirchenverbote wider die schädlichen Bücher. Pragmatische Geschichte rc. übers. von Schönberg München, 1784. Ferner die Zeitschrift, l'Invariable. Fribourg en Suisse 1832. Livraisons V. und VI.

Doch, wir wollen dem Gange der Erörterung nicht vorgreifen, und diese auch nicht auf das schwierige Gebiet des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat hinüberspielen, sondern uns rein auf dem politischen halten. Hier hat nun die bisherige Erörterung, von den angedeuteten beiden entgegengesetzten Gesichtspunkten aus, in keiner Weise zu einem ersprießlichen Resultate geführt; und die wenigen Vermittlungsversuche die gemacht wurden, sind zu principienlos angestellt worden, als daß sie zu irgend einer Erwartung berechtigen könnten. Wir wollen deßhalb versuchen, einen Standpunkt zu gewinnen, der uns, wenn nicht über die Parteien, so doch außerhalb des Streites derselben versetze. Dazu scheint uns die Bemerkung nicht unwichtig, daß die Erfindung der Buchdruckerkunst, die den geistigen Kräften eine so schwunghafte Entwickelung und gewaltige Wirkungskraft gab, in dieselbe Zeit fällt, wie die Entdeckung Amerikas, von welcher die mächtige Entwicklung des Handels und das die neuere Zeit vorzüglich charakterisirende Uebergewicht des Geldes, und der materiellen Interessen sich herschreibt*). Wir glauben an eine Vorsehung, und können dieses Zusammentreffen nicht für zufällig halten, noch auch annehmen, daß Alles in jener Zeit von dem barmherzigen Lenker der Geschichte nur zur Strafe und zum Verderben der Menschheit geordnet worden sey. Forschen wir aber in

---

Die jüngste kirchliche Bestimmung über diesen Gegenstand ist die päpstliche Encyclica vom 25. August 1822. Da nothwendig alle Behauptungen nur durch die Zurückführung auf ihre höchsten und letzten Gründe, die in der Religion liegen, ihre definitive Prüfung und Beurtheilung finden können; so ist klar, daß man letztere nicht als selbstständiges Recht dem Staate zuschreiben kann, ohne ihn zur Quelle der Religion zu machen, und sich in die Nothwendigkeit einer Staatsreligion und officiellen Confession zu ergeben. Das politische Censurrecht hängt zusammen mit dem jus reformandi. In den kirchlichen Vorschriften muß man aber unterscheiden, was feststehender Grundsatz und was nur als temporäre Maaßregel zu betrachten ist. Letztere können, der ersteren unbeschadet, geändert werden, wie es die Umstände mit sich bringen. Insbesondere ist das Benehmen der Kirche natürlich ein ganz anderes, so lange es sich um Abwendung einer Gefahr handelt, als wenn es, nachdem das Gefürchtete dennoch eingetreten und die Zeit der Warnungen u. dgl. vorbei ist, darauf ankommt, den Folgen des eingebrochenen Uebels zu begegnen. So hat die Kirche, im richtigen Vorgefühle der Uebel, welche der Geldwucher und die damit zusammenhängende Geldherrschaft bringen würde, den Geldzins verboten. Dessen ungeachtet hat jetzt der Papst selbst ein verzinsliches Staatsanlehen aufgenommen.

*) Man vergleiche über die Folgen der Entdeckung Amerikas den interessanten Aufsatze von Gentz in dem V. Bde. seiner ausgewählten Schriften von Weit.

solcher Meinung nach den Gründen dieser Fügung, so scheint uns die Macht der Presse berufen, jener des Geldes das Gleichgewicht zu halten, und so die christlichen Völker vor dem schnöden Untergange zu bewahren, den die Geld- und Genußsucht den Völkern der alten Welt bereitet hat.

Diese Ansicht mag auf den ersten Blick paradox erscheinen; denn nach der bisherigen Erfahrung sind die Wirkungen der Presse und des Geldes als ziemlich analog zu betrachten, und man kann nicht läugnen, daß beide sich in der Zerstörung der alten Grundfesten des europäischen Staatenlebens getreulich in die Hände gearbeitet haben. Das Geld übt eine zersetzende Macht aus, welche die Bande der Familie, der Standesgenossenschaft und der Landsmannschaft auflöset und, den einzelnen Menschen rein auf sich selbst setzend, ihm das Fernste eben so nahe bringt, wie sie ihn über das Nächste hinweghebt *). Sie stachelt dadurch die Triebe der Selbstsucht zu maaßlosem Begehren auf, und ein erbitterter Kampf gegen alle die hergebrachten Verhältnisse, die ihr beschränkend entgegenstehen, ist die nothwendige Folge davon. Eben so in ihrer Art und auf ihrem Gebiete die Presse. Man kann nicht läugnen, daß sie eben so dem Stolze, wie das Geld der Hab- und Genußsucht Vorschub leistet. Sie bietet dem Einzelnen eine leicht zugängliche Belehrung, die ihn unabhängig macht von den mit gesetzlicher Sendung ausgestatteten Autoritäten; und wie sie ihn ablöset von den Banden der Ueberlieferung und seinen Gesichtskreis weit über die Umhegung ausdehnt, die sonst der Väter und des Ortes Brauch um den Einzelnen zogen; so eröffnet sie ihm auch aller Orte eine Tribüne, von wo aus er, auf Kosten uralten Glaubens, ehrwürdiger Sitte und der berufenen Wächter beider, sich der Gemüther bemächtigen und in weiten Kreisen die Geister beherrschen kann. Die Geldmacht hat Adel und Geistlichkeit als ihre natürlichen Gegner mit erbitterter Feindschaft verfolgt; denn eine Staatsordnung, welche auf den Glauben und die Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten (ein Lehen wurde ursprünglich ein Beneficium, eine Wohlthat genannt), überhaupt auf die Liebe zu Gott und den Menschen sich gründete, war ihrem innersten Wesen zuwider. Ihr war daran gelegen, Alles auf das Interesse des Erwerbes zurückzuführen, und das Geld zum Maaßstabe aller, auch der edelsten Güter des Gei-

*) Das Bedürfniß der Ernährung fesselte früher den Menschen an die Scholle und an das Haus, wo er für seine Arbeit unmittelbar die Nahrung und Kleidung empfing. Das Geld hat ihn von dieser Abhängigkeit befreit.

stes und Herzens zu machen, damit keine Stellung mehr höher, als die des Reichen sey. Die Presse hatte dieselben Gegner zu bekämpfen. Die Autoritäten, über deren Titel und Handlungen sie von allen Seiten die Untersuchung eröffnete, waren ihr eben so feindlich, als sie ihnen unbequem, und sie erwiderte ihren Druck mit trotzigem Groll und dem vollen Zorne des jugendlichen Uebermuths. So wurde sie von selbst die Bundesgenossin der Geldmacht; ja sie begab sich förmlich in deren Sold; denn sie konnte auf keinem andern Wege leichter erlangen, was ihr nach ihrer Befreiung von dem Joche der alten Autoritäten allein noch abging, daß sie nämlich ihre Koryphäen jenen auch mit äußerem Glanze und Ansehen an die Seite zu stellen vermochte. Sie ging nach Geld, um mit der innern Macht über die Geister auch die äußere über die materiellen Güter des Lebens zu verbinden; denn das schien den Gewaltigen im Reiche der Geister das Billigste, daß die Erde denen vor Allem ihre Früchte zolle, die sie erleuchteten. Und wie sie keinen Satz gelten lassen, der nicht vor ihrem Verstande sich gerechtfertigt, so streben sie natürlich dahin, daß keine Macht mehr anerkannt werde, als welche aus dem Uebergewichte des Geistes und der Einsicht sich herschreibt. Hier ist aber der Punkt, wo beide, dem alten Europa bisher so verderblichen Mächte sich trennen müssen. Hat die Presse mit der Geldmacht sich so gut vertragen, so geschah es bloß, weil der gemeinsame Haß gegen die Häupter der alten europäischen Gesellschaft ihre wechselseitigen Antipathien noch überbot, und das Bedürfniß wechselseitigen Beistandes die beiderseitige Abneigung noch vorläufig zur Ruhe verwies. Wäre dieß nicht, *der Stolz der Intelligenz und der des Reichthums würden längst in offener Fehde liegen* *). Sollte nicht die alte Gesellschaft in dieser natürlichen Antipathie ihrer Gegner das Mittel ihres Heiles finden? Man hat oft schon gegen die Presse sich des Geldes bedient, um sie zu corrumpiren. Sollte man nicht einmal auch der Presse gegen das Geld sich bedienen, um dessen Macht zu bannen, und sie der Tugend und dem Rechte dienstbar zu machen? Uns dünkt, dieß letztere wäre der größte Dienst, welcher der Welt geleistet werden könnte; und diesen Dienst kann niemand ihr leisten, als die Presse. Die Geldmacht, deren siegreiche Fortschritte seit drei Jahrhunderten alle Blätter der Geschichte füllen, erringt ihre Siege größten=

*) Ein Staat, eine Hierarchie der Intelligenz, wie z. B. die Halle'schen Jahrbücher begehren, ist der gerade Gegensatz dessen, was die Geldherrschaft beabsichtigt. In Frankreich ist der Kampf schon ausgebrochen.

theils im Dunkeln durch die Macht des Privat-Interesse, oder sagen wir es gerade heraus, der Selbstsucht, die sie überall gegen die Pflicht der Gemeinschaft, gegen das Gebot der Treue, gegen jede Rücksicht des allgemeinen Besten in den Kampf ruft. Vergebens haben aber die Vertreter der alten Institutionen, in welchen der Sinn für Ordnung und Recht zur Zeit der Väter sich verkörpert hatte, die höchste Blüthe selbst des Edelsinns und Heldenmuths gegen sie in's Feld gestellt; sie mußten erliegen, weil neben all den schlechten Trieben, die sie für sich hatte, auch ein rein menschliches, allgemeines Interesse, das Interesse der Freiheit, durch die allgegenwärtige Geldmacht im tiefsten Grunde aufgeregt, der Gegnerin überall zur Seite stand, und dawider jene edlen Kämpfer, stäts im Particularismus befangen, an Personen, Oertlichkeiten oder veraltete Formen geknüpfter Motive, durchaus nicht aufzukommen vermochten*). Dieses Interesse der Freiheit außer Frage gestellt, oder doch zwischen beiden Feldlagern gleich getheilt, müssen die den Instinkten der Selbstsucht entgegengesetzten geistigen und sittlichen Motive durch ein, wie das Geld, gleich bewegliches, weithin wirkendes, die höheren Kräfte mit der Donnerstimme eines allgemeinen Zurufs überall im tiefsten Grunde aufregendes Organ vertreten werden, wenn der Menschheit das, was die Engländer a fair trial nennen, geboten seyn soll. Und dieses Organ wo sollte es sein, wenn nicht in der Presse? Die freie, unabhängige Presse, sie allein vermag es, nicht bloß die Geldmacht zu bannen und unschädlich zu machen, durch das Licht der Oeffentlichkeit, womit sie ihre dunkeln Pfade beleuchtet; sondern sogar sie umzuwandeln zu einem conservativen Elemente der Gesellschaft, durch die Hervorbringung eines auf Wahrhaftigkeit, Ordnung und Rechtlichkeit gegründeten Credits. Der Credit ist im Geldverkehr die sittliche Seite, bei der man diesen fassen muß, um ihn zu einem wirklich diensamen Elemente der gesellschaftlichen Ordnung zu machen. Der Credit ist eine Art von Autorität — die aber gegen Mißbrauch nur gewahrt werden kann durch vollkommene Oeffentlichkeit. Ein großer Fehler, wodurch die Geldmacht bisher so sehr zerstörend wurde, scheint uns darin zu liegen, daß man das Geld nur gewissermaßen als eine Macht de facto behandelte, ohne der gesellschaftlichen Pflichten zu gedenken, die an jede

*) Wie der große Krieg, seit der Erfindung des Schießpulvers, der Lehenmiliz — und dem Fehderecht, so haben das Geld und die Presse der alten, auf den Provincialgeist und die rein persönlichen Bande angestammter Treue und Liebe gebauten Politik ein Ende gemacht.

Macht sich knüpfen, und sie legitimiren müssen. Das kam indessen hauptsächlich daher, weil man sie nicht zu fassen, ihr spuckhaftes Wesen nicht zum Stehen zu bringen, gerade im jedesmaligen rechten Momente es zum Erscheinen zu zwingen nicht vermochte. Man knüpfe aber an den Credit politische Macht und Geltung, und das bisher unfaßbare Wesen wird sich stellen, und gerne Lasten übernehmen, die sich überall der anerkannten Herrschaft beigesellen. In Nordamerika strebt die Geldmacht nach solcher Stellung, und es scheint uns, daß nur bornirter Demokratismus und gehäßiger Neid ihr dieß verargen können. Allein auch wir möchten nicht solche Gewalt in ihre Hände übergehen sehen, wofern ihr nicht eine eben so wohl organisirte, als freie Presse gegenüberstände. Wohl organisirt muß die freie Presse seyn, wenn sie der Geldmacht gegenüber das leisten soll, was wir von ihr begehren. Sollen wir nun über diesen Punkt uns näher erklären, so glauben wir von einer ganz einfachen Erwägung ausgehen zu können, und das ist diese: daß die Presse nichts in die Menschheit hineintragen und nichts kund geben konnte, was nicht vorher schon gelebt und da gewesen. Sie hat nur die Stimmen, die es aussprachen, verstärkt und durch die Vervielfältigung der Mittheilungen den Umschwung beschleunigt, der sonst langsamer und geräuschloser, obwohl dennoch unfehlbar eingetreten wäre. Man sehe nur die Länder, wo der Presse fast gar keine Wirksamkeit vergönnt wurde, wie Spanien, Italien und dgl.: ob sie nicht dennoch in Hinsicht der herrschenden Gesinnung fast alle auf dem Punkte bereits angekommen sind, wo wir vor vierzig Jahren standen? Ist nun dem also, und die in der Menschheit niedergelegten Kräfte zum Guten reichten ehemals hin, die schlechten Elemente, welche die Presse jetzt täglich zur Oberfläche treibt, überwältigen und niederzuhalten, so fragen wir: Können und dürfen wir so an der Kraft des natürlichen Organismus der Gesellschaft verzweifeln, daß wir nur in der Permanenz einer außerordentlichen und willkührlichen Gewalt, wie die Censur, dergleichen die früheren Zeiten gar nicht zu tragen vermocht hätten, die jede Bewegung, auch zum Guten, ja die pflichtmäßigste, unerläßlichste Reaction gegen das Verkehrte und Schlechte von der Laune der jeweiligen Organe der Gewalt abhängig macht, unser Heil und unsere Rettung finden könnten? Nimmermehr!! Die Verheerungen der Presse, die wir nicht in Abrede stellen, sind gewiß weit weniger ihr selbst als ihrer verkehrten Behandlung zuzuschreiben. Der Hauptgrund derselben liegt in der abnormen Stellung, die man der Presse, der öffentlichen Ordnung und dem Organismus der Gesellschaft gegenüber, anwies.

Man hat sie stets nur als einen Gegenstand, theils der Privatin=

dustrie, theils des Regierungs-Monopols behandelt, ohne zu bedenken, daß eine öffentliche, sociale Wirksamkeit, wie sie sie nun einmal hat und ausübt, ohne Würde und Selbstständigkeit ein wahrer politischer Unsinn ist; und daß eine solche in's Oeffentliche wirkende Kraft, dem Organismus des Staates nicht eingefügt, sondern einer völlig regellosen Bewegung preisgegeben (denn die Launen der Censur sind keine Regel, und ihr Walten ist nicht Ordnung), nothwendig Verbildungen, schmarotzerische Formationen herbeiführen müsse. In der Verstärkung des natürlichen Organismus der Gesellschaft gegen die gesteigerte Wirkung des durch die Presse beschleunigten Gedankenverkehrs, oder vielmehr in der Regulirung dieser Bewegung nach den Gesetzen des natürlichen Organismus der Gesellschaft scheint uns daher die ganze Aufgabe zu liegen. Wenn wir aber so die Aufgabe der Gesetzgebung in Ansehung der Presse fassen — und es bleibt keine andere Wahl, als dieß zu thun, oder den Absolutismus der Censur als den einzigen Rettungsanker gegen die Auflösung aller geselligen Bande für alle Zeiten zu proclamiren — so müssen wir zu ihrer Lösung vor Allem zwei Grundsätze feststellen, ohne deren Beachtung immer nichts, als Verwirrung aus der Thätigkeit der Presse hervorgehen kann. Der erste ist, daß von dem Kreise der Oeffentlichkeit streng ausgeschlossen bleibe, was dem Frieden des Privatlebens angehört. Der zweite ist, daß die Gegenstände des öffentlichen Interesse nur von Solchen, die den Beruf dazu haben, öffentlich, im Wege der Presse besprochen werden. Was Privatsache sey, ist an und für sich nicht schwer zu bestimmen. Es gehören dahin alle Verhältnisse, in welchen sich der Einzelne nur zum Zwecke seiner eigenen persönlichen Erhaltung und Befriedigung befindet. Das Publikum hat dabei kein unmittelbares Interesse, also auch kein Recht der Einsicht und des Urtheils. Nur wenn durch Verschuldung der Frieden des Privatlebens verwirkt, oder auf solche Privatverhältnisse der Anspruch auf öffentlichen Einfluß gegründet wird, wie dieß bei manchen Familienverhältnissen der Fürsten, bei den Eigenthumsverhältnissen der Gutsherrn u. s. w. der Fall ist, dürfen Privatverhältnisse ohne Willen und Zuthun der Betheiligten vor das Forum der Oeffentlichkeit gezogen werden. Diesen Satz wird uns unschwer jeder Vernünftige zugeben, wie schmerzlich es auch fallen dürfte, auf diesem Wege gerade des pikantesten Nahrungsstoffes verlustig zu gehen, den die Presse dem fortwährenden Unterhaltungsbedürfniß eines großen Theiles der lesenden Welt zu bieten pflegt. Desto schwieriger aber dürfte es sein, für den zweiten Grundsatz Beifall zu gewinnen. Man ist so gewohnt, das

Recht der Aeußerung durch die Presse als ein allgemeines Recht aller Menschen, gleich der Freiheit des Denkens und des Sprechens zu betrachten, und die Preßfreiheit gerade nur unter dem Gesichtspunkte zu würdigen, daß sie jedem Talente die Möglichkeit gewähre, sich zu offenbaren und seine Ansprüche auf die Anerkennung und Zustimmung der Zeitgenossen geltend zu machen, daß der Einsender mit diesem Grundsatze wohl nichts anderes, als großen Widerwillen bei den meisten Lesern im ersten Augenblicke zu erregen gefaßt seyn muß. Indessen geben wir zu bedenken, daß es eine Zeit gab, wo man ebenso den Gebrauch der Waffen als ein unveräußerliches Recht jedes freien Mannes zu betrachten gewohnt war, und daß dennoch endlich dieser Gebrauch auf diejenigen, deren Beruf er ist, beschränkt wurde, ohne daß die Gesellschaft dadurch an Freiheit einbüßte, was sie an Ordnung gewann. So möchte es auch mit der großen Waffe der Intelligenz, mit der Presse sich verhalten. Die Intelligenz wird gewinnen und die Freiheit nichts verlieren, wenn sie nur den Händen der nach der natürlichen Ordnung der Gesellschaft dazu Berufenen vertraut wird. Sollte man hiegegen einwenden wollen, daß der Beruf lediglich von der innern, geistigen Befähigung abhänge, diese aber eben durch den Gebrauch der Presse erst erprobt werden müsse, so entgegnen wir, daß letztere Annahme offenbar auf einem Irrthume beruht, indem sonst vor der Erfindung der Presse dem Talent alle Wege müßten verschlossen gewesen seyn, was doch bekanntlich nicht der Fall war; und daß, was den ersten Satz anbelangt, zwar allerdings der Beruf zur Führung des Wortes in öffentlichen Angelegenheiten von der innern geistigen Befähigung abhängt, diese aber an und für sich ein gesellschaftliches Recht, einen Anspruch auf äußere gesellschaftliche Wirksamkeit noch nicht begründet, so lange sie nicht durch gesellschaftliche Pflicht geheiligt und verbürgt, und diese durch eine bestimmte gesellschaftliche Stellung zur Annerkennung und rechtlichen Geltung gebracht ist. Der freie Gebrauch der Presse stände also an und für sich nur denen zu, müßte aber auch denen unbedingt eingeräumt werden, welche durch Stand und Stellung verpflichtet sind, bestimmte öffentliche Verhältnisse und Einrichtungen, vor Allem aber die geistigen und sittlichen Grundlagen selbst, auf welchen der gesellschaftliche Verband in der Familie, im Staate und in der Kirche ruht, zu pflegen, zu schützen und daher namentlich vor dem Forum der öffentlichen Meinung zu vertreten. Die Vorsteher der Kirche, die Vorsteher der Gemeinden, die ständischen Personen, die Mitglieder der gelehrten oder lehrenden Körperschaften sind in diesem Falle. In Beziehung auf sie ist, um nach Tal-

leyrands Sprachgebrauch zu reden, die Censur fast mehr, als ein Unrecht. Doch möchten wir nicht auf diese Personen allein das Recht zum freien Gebrauche der Presse beschränkt sehen; auch Andere mögen es erwerben, aber nur unter bestimmten Voraussetzungen und Bürgschaften. Ist übrigens auf diesem Wege für die äußeren Bürgschaften, die rücksichtlich des gehörigen Gebrauches der freien Presse gefordert werden mögen, leicht zu sorgen; so ist damit noch lange nicht den inneren, geistigen und sittlichen Bedingungen genügt. Aber auch diese dürfen nicht verabsäumt werden. So wenig man einem Patrimonialgerichtsherrn gestattet, sein Patrimonialgericht selbst zu verwalten, wenn er kein Jurist ist; oder einer Gemeinde ihre Geschäfte anders, als auf dem verfassungsmäßigen Wege und durch die verfassungsmäßig qualificirten Personen zu führen; so wenig kann man Personen, deren Stand und Stellung nicht ohnehin schon die erforderliche geistige und sittliche Tüchtigkeit dazu voraussetzt, bloß um der äußeren Bürgschaften willen, die sie darbieten, den freien Gebrauch der Presse gestatten.

Zu der geistigen Befähigung, deren Nachweis von Jedem gefordert werden muß, gehört aber unsers Erachtens vor Allem, nicht bloß wissenschaftliche Bildung überhaupt, sondern auch sittliche Unbescholtenheit und der kirchliche Stand in einer vom Staate anerkannten Confession. Von diesen beiden letzteren Bedingungen wird wohl die der sittlichen Unbescholtenheit keiner nähern Rechtfertigung bedürfen. Was aber die andere betrifft, so ist sie mit den aufgestellten Vordersätzen so nothwendig gegeben, daß, wer uns diese zugegeben, nur eines Augenblicks der Ueberlegung bedürfen wird, um einzusehen, daß jede Einwendung dagegen rein unmöglich ist. Nicht mehr als ein Instrument des Umsturzes und der Verwirrung soll ja die Presse unter uns wirken, sondern als ein Mittel zur Vertheidigung der sittlichen Güter, die wir errungen haben, und der geselligen Ordnung, die sich darauf gründet. Ueber die Zeit sind wir hinaus, wo man sich im Namen der Aufklärung das Recht der neuen Entdeckungen auf religiösem Gebiete vorbehalten zu müssen glaubte; und endlich sind auch innerhalb der bei uns bestehenden und anerkannten Confessionen die Schranken der Erörterung so weit bereits gezogen, daß, durch die angegebene Bedingung, der Presse nichts weniger als das Joch der Orthodoxie auferlegt, sondern nur eine weitere Bürgschaft einer gewissen Respectabilität auf Seite ihrer Wortführer gewonnen werden würde. Diese ist aber bei der würdigen Stellung, die wir der Presse angewiesen zu sehen wünschten,

durchaus erforderlich. Die wissenschaftliche Befähigung endlich anbelangend, glauben wir bloß an die Blüthezeit der Universitäten erinnern zu dürfen, um zu zeigen, wie die strengste Forderung speziell erprobter Befähigung für bestimmte Fächer mit der größten Freiheit und beides wieder mit der höchsten Würde der Wissenschaft und des wissenschaftlichen Lebens verbunden werden könne. Wer ohne öffentlichen Beruf und Berechtigung oder die Bürgschaft eines Berechtigten sich der Presse bediente, außer um eine ihm persönliche Angelegenheit zur öffentlichen Kunde zu bringen, der wäre ipso facto als strafbar zu betrachten und zu behandeln, ganz abgesehen davon, ob der Inhalt dessen, was er veröffentlicht, an und für sich und in welchem Grade er etwa als strafbar erschiene. Im Uebrigen müßte die Presse unbedingt frei seyn, blos, wie sich von selbst versteht, unter dem Vorbehalte gesetzlicher Verantwortung für den Fall des Mißbrauches derselben zu sträflichen Zwecken. Eine Censur der Regierung sollte nur noch zu Gunsten derjenigen bestehen, die, ohne selbstständige Berechtigung und kein anderes Patronat wollend oder findend, dennoch zur Veröffentlichung ihrer Gedanken sich gedrungen fühlten. Der Regierung wäre dadurch ein Mittel mehr des Einflußes und der gebührenden Vertretung in die Hand gegeben.

Den Entwurf eines Strafgesetzes für die Vergehen der Presse wird man uns an diesem Orte wohl nicht zumuthen. Unter den bedeutendsten Wortführern über diesen Gegenstand ist die Frage noch unentschieden, ob ein solches überhaupt möglich sey. Wir glauben es, unter den angegebenen Voraussetzungen, beinahe für überflüssig erklären zu dürfen, wofern nur der richterlichen Behörde der nöthige Tact zuzutrauen und die erforderliche Gewalt gegeben wäre, um die gewöhnlichen Gesetze auch in Beziehung auf die Aeußerungen der Presse zur Anwendung zu bringen. Dazu genügt aber allerdings nicht ein gewöhnliches Gericht, das in den Fesseln des Gesetzesbuchstabens gefangen ist. Noch auch sind gewöhnliche Geschworne, die bloß nach ihrem alltäglichen Menschenverstande entscheiden, dazu hinreichend. Es bedarf vielmehr eines Richtercolleginms, das, mit höherer Einsicht und größerer Freiheit, das Recht für den gegebenen Fall zu f i n d e n vermöchte; und dazu dürfte nur eine Behörde taugen, die in ähnlicher Art zusammengesetzt wäre, wie das Schiedsgericht des deutschen Bundes oder, noch besser vielleicht, wie in Belgien die Commission zur Prüfung der Bewerber für das öffentliche Lehramt. Die Zusammensetzung derselben müßte sich übrigens wohl modificiren, je nachdem ein Angriff auf die

Kirche *) oder auf den Staat, auf die öffentliche Sittlichkeit oder auf den Privatfrieden oder die Privatehre den Gegenstand der Anklage bildete. Die Aussprüche dieses Collegiums wären nothwendig inappellabel, und nur einer Beschwerde auf Cassation ausgesetzt. Uns weiter einzulassen, auf das Verfahren bei diesem Gerichte u. s. w. schiene uns vor der Hand mehr als überflüssig. Dagegen glauben wir einen andern Punkt hier zur Sprache bringen zu müssen, der in der Regel nicht genug beachtet wird, und das ist die Nothwendigkeit einer bessern Organisation des Buchhandels und des Druckergewerbes. Zu hohe und wichtige Interessen sind diesen Gewerben anvertraut, um sie dem gewöhnlichen Schlendrian und den untergeordneten Rücksichten der Erwerbspolizei preiszugeben. Wie die Apotheker, welche Heilmittel und Gifte für den Körper bereiten und feil bieten, so müssen auch diese Verfertiger und Verbreiter geistiger Arzneien und Gifte höheren Bedingungen der Befähigung und einer besonderen Controle unterworfen werden. Weil aber alle Controle stets eitel und erfolglos ist, wenn böse Gesinnung auf die Täuschung der Behörden ausgeht, so müßte bei dieser Organisation vor Allem darauf gesehen werden, sich eben der Gesinnung und Mitwirkung dieser Gewerbe zur Aufrechthaltung des Gesetzes und der Ordnung zu versichern. Die Bedingungen der Befähigung müßten also vor Allem moralischer Art, und die Maaßregeln der Controle auf das eigene Ehr- und Sittlichkeitsgefühl und die wechselseitige Ueberwachung der Gewerbsgenossen gegründet seyn. Kein Buchhändler könne also sich ansäßig machen ohne gehörige, nach dem Umfange seines Geschäftes zu bemessende wissenschaftliche Bildung, und ohne daß ihm von den kirchlichen Obern seiner Confession sowohl, als von Seite der polizeilichen Behörde und der Gewerbsvorsteher, unter welchen er seine Geschäftsbildung erhalten, das Zeugniß vollkommener Untadelhaftigkeit zur Seite stehe. Dieselben Bedingungen, mit Ausnahme der wissenschaftlichen Vorbildung, habe jeder Buchdrucker beim Antritte seines Geschäftes zu erfüllen. Die Frage über die Begründung neuer Geschäfte dieser Art mag immerhin den allgemeinen Gesetzen über das Gewerbswesen unterworfen bleiben. Die Genossen des Geschäftes

*) Da die Angriffe auf die Kirche bei diesem Gerichte nur von der Seite ihres äußern politischen Bestandes und Friedens in Betracht kämen, so versteht sich von selbst, daß durch die Aussprüche desselben nicht dem Urtheile der Kirche selbst über den religiösen und sittlichen Gehalt einer Schrift vor- oder eingegriffen werden könnte.

aber müßten, zur wechselseitigen Ueberwachung hinsichtlich der formellen Geschäftsordnung, in eine solche corporative Verbindung und Unterordnung gebracht werden, daß die Staatsbehörden nur ergänzend und aushelfend einzuwirken hätten. Ein Hauptpunkt solcher formeller Geschäftsordnung wäre, wie sich nach dem Bisherigen von selbst versteht, daß keine Schrift gedruckt oder verkauft würde, außer unter der Haftung und Verantwortung solcher Personen, welchen der freie Gebrauch der Presse zustände. Unter dieser Voraussetzung könnten Drucker und Verleger für den Inhalt der Schrift in der Regel nicht verantwortlich gemacht werden. Ausländische Schriften und Zeitungen dürften nur unter denselben Bedingungen, wie inländische, d. h. unter der Haftung einer zur freien Benützung der Presse befugten Person für deren Inhalt, zum öffentlichen Verkauf und Gebrauch ausgeboten werden *). Für die periodische Presse dürften — außer dem, was das Bedürfniß schnellerer Einschreitung und genauerer polizeilicher Ueberwachung erheischt — besondere Vorschriften kaum erforderlich seyn. Nur solche Personen, welche überhaupt zum freien Gebrauche der Presse befugt sind, dürften Zeitungen und periodische Schriften herausgeben, jeder Herausgeber müßte für den gesammten Inhalt derselben haften, und das Unwesen der bezahlten Sündenböcke, die man hie und da als verantwortliche Redacteurs aufstellt, müßte aufhören. Aber wegen der Forderung gehöriger Befähigung zu jeder besonderen Art der Schriftstellerei müßten die Gebiete der verschiedenen Zeitschriften strenger, als bisher, geschieden werden. Schwierig ist zwar eine solche Scheidung; denn, wie in der Theologie die sogenannten facta dogmatica auf der Gränze zwischen der Kirchenlehre und der äußeren Disciplin, so stellen sich hier die kirchlich-politischen und die politisch-kirchlichen Fragen jeder absoluten Trennung der Gebiete entgegen. Während in einer größeren Scheidung in dieser Beziehung vielleicht ein Mittel läge, der tiefen Störung einigermaaßen vorzubeugen, welche in Folge der kirchlichen Streitigkeiten dem politischen Frieden in Deutschland droht. Ausgefochten ist der Streit noch lange nicht. Am Rheine kaum beschwichtigt, lodert er nun am Neckar auf. Und was man am Rheine als Schlichtung betrachtet, das Gewährenlassen nämlich der katholischen Kirche innerhalb ihres Rechtsgebietes, von Lehre, Gebet, Sacramenten und Segnungen, wird in Posen schon als solche von protestantischer Seite nicht anerkannt **).

*) Ein besonderes Gesetz müßte diese Verantwortlichkeit näher bestimmen.

**) Den öffentlichen Blättern zufolge soll es nämlich künftig am Rhein mit den

Von wahrhafter, gründlicher Verständigung sind wir also noch weit entfernt. Unterdessen aber den kirchlichen Parteien Schweigen auferlegen, oder ihre Aeußerungen, ihre Hülferufe von der Censur, das heißt von der puren, nackten Willkühr eben der Regierungen abhängen lassen, die ihnen gerade als Parteien gegenüber stehen, das erlaubt die Klugheit so wenig als die Gerechtigkeit. Der nun einmal geweckte Trieb des Gewissens und die Gährung der Gedanken lassen auf diesem Wege sich nicht zügeln. Mit dem jus reformandi ist's vorbei. Von officiellem Kirchenthum und auferlegtem Bekenntnisse kann heut zu Tage nicht mehr die Rede seyn. Zur Beherrschung und Ueberwachung der religiösen Erörterungen als solcher fehlt darum den Regierungen jeder rechtliche Vorwand. Sie müssen nothgedrungen dieselben der Pflege der kirchlichen Autoritäten überlassen, von diesem fremden Gebiete ihre Censur zurückziehen, und auf die Wahrung ihres eigenen sich beschränken. Mögen sie hier der Censur sich zu bedienen fortfahren. — Das Recht dazu wollen wir ihnen hier nicht bestreiten; aber, sofern aus der Vergangenheit auf die Zukunft geschlossen werden darf, glauben wir zuversichtlich voraussagen zu dürfen, daß sie von Jahr zu Jahr sich unersprießlicher erweisen wird. Von geistlicher Autorität nicht mehr getragen, haben die Regierungen weder Anspruch noch Aussicht, daß dasjenige, was sie als irrig oder verderblich erklären und verfolgen, darum auch vom Volke als solches angesehen und abgewiesen werde. Im Gegentheile ist kein Mittel so wirksam, wie ein Censurverbot, die Theilnahme für eine Schrift oder einen Schriftsteller zu wecken; und was es im besten Falle, des Gelingens, zu errathen gibt, ist hundertmal verderblicher, als was man hätte lesen können. Gerade in den Ländern stehen gegenwärtig die verkehrtesten politischen Lehren im höchsten Ansehen, wo man ihre Verbreitung am sorgfältigsten zu hindern bemüht war, und man wird schwerlich irgend eine politische Irrlehre bezeichnen können, vor welcher ihr Land durch die Censur zu bewahren, geglückt wäre. Dagegen ist einer Regierung durch die Genehmigung der Censurbehörde selbst schon, den zur Vertheidigung der Wahrheit

---

gemischten Ehen lediglich nach dem Breve Pius VIII. gehalten werden. Die Grundsätze dieses Breve sind es, die der Erzbischof von Posen und Gnesen in seiner Diöcese handhaben läßt, und mit Bezug darauf wurde neulich in der A. Allg. Zeitung von Posen aus geschrieben: Die „Wirren“ durch Verweigerung katholischer Einsegnung gemischter Ehen währten dort noch immer fort.

und des Rechtes erscheinenden Schriften von vornherein alles Vertrauen und sohin auch alle Wirksamkeit bei der großen Masse der Leser entzogen, ja — was noch bei weitem das Schlimmste — den Gutgesinnten selbst wird die Lust und der Muth zur Bekämpfung des Irrthums genommen und die öffentliche Gesinnung, aller selbstständigen Reaction gegen schlechte Anmuthungen enthoben, wird wie absichtlich geschwächt und mehr und mehr verdorben. Wäre indessen das alles nicht, so müßten wir doch fragen: Wo sind denn die einsichtigen und treuen Organe annoch zu finden, welchen die Censur von Seite der Regierung überall mit Vertrauen übertragen werden könnte? Die Grundsätze, die man unterdrücken möchte, sind oft gerade in der Masse der öffentlichen Beamten die herrschenden, und so wird vielfältig in deren Händen die Censur ein Werkzeug nur zur Unterdrückung der guten, zur Beschützung der schlechten Schriften. Im verflossenen Jahre hat Schreiber dieses in einem deutschen Staate, wo strenge Censur besteht, nach einem gar unschuldigen Büchelchen, worin von einem geachteten Arzte als Augenzeuge über die Wunder visionärer, ascetischer Zustände berichtet wird, vergebliche Nachfrage gehalten, weil die Censur es verboten hatte; zur selben Zeit sah er aber die Uebersetzungen der schmutzigsten und verruchtesten Schriften aus der Schule der jeune France auf allen Märkten und in allen Buden offen und ungehindert ausgeboten! Wem diese Erfahrung zur Erhärtung unserer eben gemachten Bemerkung nicht geeignet schiene, weil sie dem religiösen und sittlichen Gebiete angehört und vielleicht wirklich mehr die Ansicht der Regierung als die Untreue oder Verkehrtheit eines untergeordneten Beamten verräth, den fragen wir, ob es wohl mit den im deutschen Bunde officiell ausgesprochenen Grundsätzen, und sohin mit dem Zwecke der Censur zu vereinbaren sey, wenn in manchen Berliner Blättern der König stets nur als der „Staatschef" bezeichnet, in einer Kölner Zeitung der Adel fortwährend zum Gegenstande der bittersten und hämischsten Verunglimpfungen gemacht wird? und was von dem Institute der Censur überhaupt zu erwarten, wenn z. B. die obersten Beamten des Landes, deren Leitung sie anvertraut, in ihren politischen Ansichten dermaßen gespalten sind, daß unter ihrem Patronate gerade die aufregendsten Schriften erscheinen, gegen die vergebens dann die Polizei ihren Arm zur Verfolgung und Strafe erhebt? — Nein, nein, die Censur kann heut zu Tage nichts mehr, als die guten Wirkungen verkümmern, welche die Macht der Presse hervorbringen könnte und sollte.

Der Politik ist nicht zu helfen, wenn auf dem religiösen und sitt=

lichen Gebiete der Geist der Unordnung und des Verderbens herrscht. Für sie ist hinwiederum auch nichts zu fürchten, wenn auf diesen Gebieten Alles, wie es seyn sollte, bestellt ist. Nun kann aber in Beziehung auf die religiösen Angelegenheiten die Staats-Censur schon längst nichts mehr verhindern oder verbessern — und in Beziehung auf die Sittlichkeit ist es auch dahin gekommen, daß das Verderben, welches durch die Presse bewirkt wird, bei weitem als das Geringste betrachtet werden muß. Wäre erst vom Theater und den Tanzböden, von den Straßen und Märkten, aus den Schulen und Wirthshäusern das Skandal und die Verführung verbannt, so würden Prediger, Seelsorger und Hausväter bald stark genug seyn, dem Lesen verderblicher Schriften zu steuern.

XLIII.

Ueber die Union der anglikanischen mit der preußisch-unirten Kirche.

(Eingesandt. *)

Der Gedanke einer Vereinigung der anglikanischen Kirche mit der protestantischen Landeskirche in Preußen, wie sie aus der Union der Lutheraner und Reformirten seit dem Jahre 1817 entstanden ist, hat auf verschiedenen Seiten Besorgnisse erregt und Widerspruch gefunden. — Die ersten Einwürfe ertönten aus den Reihen der Katholiken, und erklären sich theils aus der naturgemäßen Mißstimmung, welche die Glieder der rö-

*) Die Redaction glaubt dieser obschon von dem Standpunkte des Protestantismus aus sprechenden, ursprünglich für ein anderes Blatt bestimmten Beurtheilung des fraglichen Unionsversuches die Aufnahme nicht versagen zu dürfen.



mischen Kirche bei der Kunde empfinden mußten, daß der Protestantismus nun auch einen „Mittelpunkt der Einheit" erhalten werde, theils aus den bekannten, vielleicht nicht ganz zeitgemäßen Aeußerungen und amtlichen Erlassen englischer Organe, in welchen den nicht unirten Griechen die Bruderhand zum gemeinschaftlichen Kampfe gegen die Lateiner geboten wird. Ueberlassen wir es den historisch-politischen Blättern, diese Seite der Sache zu exploitiren, und beleuchten wir hier andere, näher liegende, und wie es scheint viel ernstlichere Besorgnisse, die innerhalb der evangelischen Kirche in Preußen selbst, und zwar von entgegengesetzten Seiten her, laut geworden sind. Viele Anhänger der alten Symbole betrachten die beabsichtigte Vereinigung mit Mißtrauen, und erblicken darin eine ihr Nationalgefühl und ihr confessionelles Bewußtseyn in gleichem Maaße kränkende Zumuthung. Diese Abneigung wird aber bei weitem überboten durch die düstern Aussichten, mit welchen die Freunde des Fortschrittes, jene, welche das Wesen des Protestantismus darin setzen, daß er keine Symbole und keine Kirche habe, sich und Andere ängstigen. Die ersteren glaubten bereits durch die Union vom Jahre 1817 den deutschen Protestantismus in seinen Grundfesten erschüttert, und diese Ansicht floß aus der Ueberzeugung, daß den immer bedrohlicher werdenden Bewegungen in der katholischen Welt nur die treueste Anhänglichkeit an das Dogma entgegengesetzt werden könne, wie das Zeitalter der Reformatoren es festgestellt hatte, während ein theilweises Verlassen desselben einem gänzlichen Aufgeben gleich komme, dieses Aufgeben der alten Glaubensregel aber, diese Verflüchtigung des dogmatischen Protestantismus, ohne alle Rettung und Hülfe, kraft der einfachen Natur der Sache, zu einem völligen Siege der folgerechten römischen Gegner führen müsse. Was die übrige protestantische Welt mit Jubel und Freude begrüßte, ward von der Minorität strengerer Protestanten schon damals als ein nicht genug zu beweinendes Unglück betrachtet. Es bedarf der Schilderung nicht, welche Bestürzung

sich heute der Männer eben dieser Ansicht auf die Kunde hin bemächtigt hat, daß derselbe Unionsplan nicht nur nicht aufgegeben sey, sondern nun sogar nach einem großen, nicht mehr deutschen, sondern europäischen Maaßstabe verwirklicht werden solle. — Wir können aus guter Quelle versichern, daß in diesen Kreisen die Vereinigung mit der anglikanischen Kirche, da dieselbe nicht mit einer dogmatischen Ausgleichung beginnt, sondern, wie die Union vom Jahre 1817, die Verschiedenheit der Symbole als unerheblich auf sich beruhen lassen will, — recht eigentlich als der jüngste Tag des Protestantismus in Europa betrachtet wird.

Die Besorgnisse derer, welche der entgegengesetzten Strömung folgen, beruhen auf einer andern Basis. — Sie erblicken in dem Gedanken der Vereinigung mit der anglikanischen Kirche die Absicht: ein die Gewissen der Einzelnen, den Cultus und den öffentlichen Unterricht beherrschendes Institut zu schaffen, welches die unbeschränkte Freiheit der geistigen Bewegung, das Palladium des deutschen Protestantismus, einzufangen die Bestimmung habe. — Sey diese Operation gelungen, so werde, fürchten sie, das weite Netz immer dichter zusammengezogen, der Möglichkeit individueller Regsamkeit, durch die neugeschaffene kirchliche Macht eine immer engere Gränze gesetzt werden. — Das letzte Ziel und Ende des ganzen Unternehmens, ist nach dieser Ansicht ebenfalls der Untergang des Protestantismus, — nicht zwar, wie die Symbolgläubigen fürchten, in der katholischen, sondern in einer der griechisch-russischen nachgebildeten Staats-Kirche, welche vorläufig zwar einen Theil des Dogma's preisgeben, im Uebrigen aber eine desto strengere Uebung der höchsten Gewalt in Kirchensachen der freien Willkühr eines weltlichen Herrschers anheim zu geben beabsichtige. — Die deutschen Jahrbücher, welche nicht ohne große Bitterkeit die hier gegebenen Andeutungen weiter entwickeln, machen kein Hehl daraus, daß sie den Rücktritt zum Katholicismus als das ohne Zweifel geringere Uebel einer neuen Schöpfung solcher Art bei weitem vorziehen würden.

Wir halten es für unsere Pflicht, die hier bezeichneten Besorgnisse offen und ohne künstliche Umredung in klaren Worten selbst sprechen zu lassen. Ein Schaden läßt sich nur dann heilen, wenn die Decke weggenommen wird, die ihn trügerisch verhüllt. — Warum in einer Zeit, wo durch ein edles königliches Wort die nahe Sprengung der Fesseln der Presse verheißen, die freimüthige Erörterung innerer Zustände als wünschenswerth bezeichnet und herausgefordert ist, warum in einer solchen Zeit tiefwurzelnde Mißstimmungen der öffentlichen Meinung sich und Andern verhehlen wollen? Warum ihnen nicht mit der Fackel der freien Discussion nahe treten, damit eine offene, loyale Erklärung ungesäumt das Uebel des Mißtrauens in seiner Wurzel ersticke? Wir sind eben so fest überzeugt, daß dieß mit wenig ehrlichen Worten geschehen könne, als wir eben jene Befürchtungen, von welcher Seite sie auch kommen mögen, für völlig leer und unbegründet halten. — Allein zu solchen, nach verschiedenen Seiten beruhigenden Aufschlüssen ist es die höchste Zeit, und wer es gut meint mit der Eintracht innerhalb der evangelischen Kirche Preußens, wer das innige und feste Anschließen aller Preußen an ihren König auf der Bahn der rastlosen Bewegung wünscht, kann nicht dringend genug die Belehrung der öffentlichen Meinung über die wichtigste aller Fragen der Gegenwart wünschen.

Von dieser Ueberzeugung ausgehend, können wir es uns leider, nicht verhehlen, daß verschiedene Artikel der allgemeinen Zeitung, welche sich augenscheinlich die eben bezeichnete Aufgabe gestellt hatten, ihren Zweck nicht nur nicht erreicht, sondern die Besorgnisse, und zwar (mit einem merkwürdig unglücklichen Talente!) auf beiden oben bezeichneten entgegengesetzten Seiten bis zum einem hohen Grade von Unbehaglichkeit gesteigert haben. Wir wählen, um dieß an einem bestimmten Falle darzuthun den Artikel „über die Fortbildung der Union und die protestantische Kirche in Jerusalem“, in

Nro. 68. und 69. jenes Blattes. Zur größerer Verdeutlichung der Sache, wollen wir uns hierbei vorläufig und zunächst auf den allerpartheilosesten Standpunkt, den der heutigen englisch-amerikanischen Ansicht stellen, wozu wir um so eher berechtiget sind, als hier doch wenigsten zur Hälfte von überseeischen Zuständen die Rede ist. Diejenigen, welche sich in England und den vereinigten Staaten zu einem Glauben und einer Form der Gottesverehrung (worship) bekennen, bilden eine Kirche, und wer diesen Glauben nicht länger theilt, gibt entweder stillschweigend seine Mitgliederschaft in einem allgemeinen Indifferentismus auf, oder tritt zu einer andern, ihm besser zusagenden Kirche über, oder, wenn er eine seinem Bedürfnisse zusagende Gemeinschaft nicht findet, gründet er selbst eine Neue. — Die große Leichtigkeit mit welcher dergleichen neue Formen der Gottesverehrung völlig unbehindert von Seiten der menschlichen Gewalt entstehen und sich wieder auflösen können, hat außer vielen andern Vortheilen und Nachtheilen, die wir der Kürze halber hier übergehen, die unläugbar gute Seite, daß die kirchlichen Genossenschaften des ängstlichen und gehäßigen Austreibens irrgläubiger Mitglieder überhoben sind, indem der etwaige Dissensus sich von selbst durch förmliches Ausscheiden oder stillschweigendes Wegbleiben derer bemerklich macht, die ihre Ueberzeugung geändert haben. Trotz dieser großen und unbeschränkten Freiheit, ja sogar vermöge derselben, bildet jede der verschieden-gläubigen Genossenschaften, einen besondern für sich bestehenden Körper, eine Kirche, und die Ansicht, daß eine solche bestehen könne, ohne einen bestimmten, sie von andern unterscheidenden Typus zu haben, oder was dasselbe ist, ohne daß es nöthig sey, diesen in bestimmter Form auszusprechen, oder auch: daß zwei verschiedene Gemeinschaften sich zu einer vereinigen können, daß aber jede ihren bisherigen, sie trennenden Glauben und Gottesdienst behalte, würde als ein wahres Monstrum von Gedanken im Kopfe eines loyalen Engländers oder Amerikaners gar keinen Platz finden. —

Damit ist freilich nicht ausgeschlossen, daß manche jener Gemeinden (wie die Universalisten), jedweden religiösen Glauben für wahr, oder wie die Denkgläubigen (in Neu-Orleans) jede Religion für falsch halten. Allein gerade durch eben diese negativen Grundsätze unterscheiden sie sich von jedweder Gemeinschaft die einer positiven Ueberzeugung ist, und das kurzgefaßte verwerfende Princip der die Religion läugnenden Congregationen wirkt eben so scharf unterscheidend und bestimmt bezeichnend, wie jedes andere positiv gefaßte Symbol. Es bedarf, nach den einfachen und unumstößlichen Grundfesten des menschlichen Denkens, die in jenen Ländern allgemeinere Anerkennung zu finden scheinen, als in manchen, wegen hoher philosophischer Cultur berühmter Staaten des europäischen Festlandes! es bedarf hiernach der Bemerkung kaum, daß jeder, der eine bestimmte Ueberzeugung hegt, der Meinung ist, und seyn muß, daß diese die Wahrheit enthält, und daß er eben deßwegen jede andere, hiemit nicht übereinstimmende Ansicht für falsch erklärt. Fänden sich daher durch irgend eine Fügung der Umstände Personen verschiedener Ueberzeugung in einer und derselben Gemeinschaft zusammen, so würde dieser Zustand in kürzester Frist mit einer Trennung und Auseinandersetzung endigen, und dieß zwar aus dem einfachen Grunde, weil jeder an die Predigt und die sonstigen Theile des Gottesdienstes die Anforderung macht, daß sie hauptsächlich s e i n e n religiösen Bedürfnissen und nicht etwa blos denen seines Nachbars entsprechen sollen. —

Auf der Basis dieser Grundsätze bestehen daher in England, wie in Nordamerika die anglikanische und die lutherische Kirche als zwei verschiedene kirchliche Körperschaften, jede mit ihrem eigenen Lehrbegriff, mit ihrer besondern unabhängigen Kirchenverfassung, mit ihrem Vermögen, mit ihrer Liturgie ihren kirchlichen Obern, die sich einander nichts zu befehlen haben. —

Wenn diese kirchlichen Genossenschaften, — wir sprechen hier wie natürlich immer nur innerhalb der Ideensphäre der englisch-amerikanischen Begriffe, — jemals auf den Gedanken kämen, sich als Genossenschaften zu vereinigen, so könnte dieß, wie natürlich, nur durch einen formellen Act der kirchlichen Obern beider Systeme geschehen, durch welchen diese die Differenzen auf beiden Seiten, sowohl im Dogma, als in der Liturgie und Disciplin ausglichen und demzufolge die zwei verschiedenen Kirchen in eine und dieselbe verwandelten. — Dieß könnte dann begreiflicher Weise durch Uebertritt der Lutheraner zu den Anglikanern, oder der Anglikaner zu den Lutheranern, oder durch Vereinigung beider in einem gemeinschaftlichen neu revidirten Dogma geschehen, welches weder das alte Fundament des Lutherthums, noch das der anglikanischen Kirche, sondern die neue Grundlage einer Dritten, neu zu stiftenden wäre. Was der Gesammtheit dieser kirchlichen Corporationen zustände, dazu hätten in derselben Weise und unter denselben Bedingungen auch Einzelne aus der Mitte Beider das Recht. Wozu sie aber kein Recht hätten, wäre: ihre bisherigen Glaubensgenossen, sey es zum Uebertritt in die andere, sey es zum Eintritt in die neu gestiftete Kirche zu nöthigen, oder sie sonst irgend wie in der Ausübung ihrer bisherigen Gottesverehrung zu beeinträchtigen. Es würde also, nach der einfachen, politisch-kirchlichen Rechenkunst der Engländer und ihrer transatlantischen Stammesvettern, jede Vereinigung solcher Art keine andere Wirkung haben, als aus zwei Kirchen drei zu machen, — es sey dann, daß alle Mitglieder beider, mit allen ihren Angehörigen, Männer, Weiber und Kinder, dem Werke der Eintracht beitreten und keiner in den bisherigen getrennt bestehenden Kirchen zurückbleibe, — ein Fall, wovon die bisherige Geschichte der evangelischen Kirche noch kein Beispiel aufzuweisen hat. —

Mit einer Auffassungsweise, die sich auf diesem Felde

bewegt, können begreiflicher Weise die Grundsätze des Artikels in Nro. 68 und 69 der A. A. Zeitung nicht zusammengehen. — Es ist kein Act der kirchlichen Vereinigung zwischen den Vorstehern und Häuptern der anglikanischen Kirche einerseits und der lutherischen oder preußisch-unirten andererseits erfolgt. Ebenso wenig ist auch nur von einer Besprechung über eine dogmatische Ausgleichung oder solenne Beseitigung der notorischen Differenzen die Rede gewesen, die zwischen der anglikanischen und lutherischen Kirche bestanden. Denn diese Unterschiede selbst, welche fast gänzlich mit der Trennung des Lutheranismus und Calvinismus coincidiren, läugnen oder für unerheblich erklären, hieße in der That die Geschichte dreier Jahrhunderte in's Angesicht verhöhnen und setzte einen Mangel an Respekt vor weltkundigen Thatsachen voraus, den wir nur zu den betrübendsten Zeichen der Zeit rechnen könnten. Die Verschiedenheit der Formen des Gottesdienstes beider Bekenntnisse ist auch nicht aufgehoben, die Kirchenverfassung innerhalb einer jeden nicht minder unverändert dieselbe geblieben, und zwar dergestalt, daß der ordinirte, preußisch-protestantische Prediger, wenn er in der englischen Kirche sein Amt versehen will, nothwendig und unerläßlich reordinirt werden muß. Endlich sind die kirchlichen Obern beider Gesellschaften, die Souveräne von Preußen und England, jeder in seinem Lande das Haupt ihrer Kirche geblieben, und dennoch spricht man ohne Aufhören von einer Vereinigung, über deren eigentlichen und wahren Charakter man die Welt im Dunkeln läßt!

Der amtliche Erlaß des Erzbischofs von Canterbury giebt freilich eine Erklärung, aber diese kann schwerlich anders verstanden werden, als daß der Protestantismus in Preußen allmählig in die Formen und Grundsätze der anglikanischen Kirche herübergeführt werden solle, — eine Auffassung die dem Begriffskreise des Engländers allerdings entsprechen, dem Nationalgefühle des stolzen Inselvolkes freilich wohlthun würde.

Allein aus demselben Grunde hat sich die öffentliche Meinung in Preußen entschieden gegen diese Art der Auffassung ausgesprochen, und der Herr Verfasser des erwähnten Artikels in der allgem. Zeitung giebt sich Mühe den nachtheiligen Eindruck möglichst zu schwächen. Sehen wir zu, ob ihm dieß gelingt, und mit welchen Mitteln er das sich regende deutsche Nationalgefühl beruhigen, welche Bedeutung er der beabsichtigten Vereinigung der anglikanischen Kirche mit der Preußischen leihen will, die nach ihm doch wieder keine rechte Vereinigung im eigentlichen einfältigen Sinne des Wortes seyn soll. „In Deutschland" sagt er, „konnte man allerdings durch die ungeeigneten Ausdrücke, in welchen der amtliche Erlaß der englischen Bischöfe über die Zwecke des Bisthums gesprochen hatte, verleitet seyn, anzunehmen, die Hochkirche beabsichtige bei dieser Gelegenheit die Unsrige, deren Einrichtungen sie gering achte, zu anglicanisiren". — Also wenn man sich an die „ungeeigneten" Worte des Erzbischofs hält, muß man zu dieser Auslegung des Unternehmens kommen. Warum aber hat denn der Erzbischof sich so ungeeigneter Ausdrücke bedient? Hat er etwa selbst die Bedeutung dieses neuen, großen Unionsplanes nicht gekannt, sie nicht begriffen? Nicht doch! Er hat absichtlich und mit kluger Berechnung, so werden wir in jenem Artikel belehrt, seinen Landsleuten eine Ansicht über die Natur der inhaltschweren Maaßregel beibringen wollen, welche der Verfasser des Artikels für irrig erklärt, und deren Unrichtigkeit ihm (dem Erzbischofe) noch weniger verborgen seyn konnte. — Und diese seltsame, wie uns scheint eines apostolischen Actes nicht ganz würdige Manipulation erklärt und rechtfertigt derselbe Verfasser aus einer momentanen Verlegenheit der anglikanischen Kirche. „Der von der puseyitischen Fraction ausgegangen Behauptung, die Dogmen der anglikanischen Kirche seyen bei dieser Annäherung (an den deutschen Protestantismus) zum Opfer gebracht, zu begegnen, — glauben wir, — hat der Erzbischof von Canterbury diese Erklärung gebilligt".



(Richtiger und aufrichtiger gesprochen: er hat sie in seinem Namen erlassen.) Noch mehr! Um die Abneigung des deutschen Protestantismus gegen die anglikanische Kirche zu beschwichtigen, verräth uns der Hr. Verfasser, daß man mit Recht von der „Verweltlichung" der Hochkirche spreche; daß die in der bischöflichen Kirche herrschende Ansicht (ist es wirklich bloß eine Ansicht?): daß die Bischöfe dieser Kirche in einem niemals unterbrochenen Zusammenhange mit der apostolischen Kirche ständen, „sowohl dem geistlichen Hochmuthe gefährliche Waffen leihen, als die evangelische Lehre von der Berufung zum geistlichen Amte bedrohen könne". — Ja er wagt es, uns daran zu erinnern, daß die Documente des deutschen Protestantismus die in der englischen Kirche noch heute weit verbreitete Ansicht vom Priesterthume negiren. Und wenn wir nun aus diesem Allem den Schluß ziehen: daß eben besagte Eigenschaften eher ein Grund werden müßten, sich von einem so ausgearteten und weitverirrten Kirchenetablissement so fern als möglich zu halten, so lesen wir mit Erstaunen unter den Motiven zu einem Bündnisse folgenden Satz: „Endlich kam Englands politische Macht im Orient in Erwägung; leicht könnten sich, von dieser begünstigt, kirchliche Genossenschaften ausbilden, die dem Ansiedler, dem Reisenden willkommenen Schutz gewähren. Auf diesen Anschauungen beruht die Gründung des Bisthums Jerusalem". Also um dieser „Anschauungen" willen kann es sich der deutsche Protestantismus wohl gefallen lassen, wenn ihm in dem öffentlichen und amtlichen Erlasse des Erzbischofs von Canterbury der Rath gegeben wird, sich selbst aufgebend seine Eigenthümlichkeit in der anglikanischen Kirche zu verlieren? Ob man übrigens jenseits des Kanals sich dieser Art und Weise: das Verfahren des geistlichen Hauptes der englischen Kirche zurecht zu legen rühmen werde, wagen wir vorläufig zu bezweifeln. In jenem Lande konnte kaum etwas der neuen Union einen übleren Dienst leisten, als die im erwähnten Artikel versuchte, gewundene und

auf Schrauben gestellte Auslegung des feierlichen und öffentlichen Actes, durch den dasselbe Bündniß eingeleitet wurde. — Wir wiederholen es: der Verstand des Engländers oder Amerikaners ist nicht gemacht, sich durch ein Gewebe von politisch-weltlichen Calculs, Reticenzen, halben Einräumungen und widerwillig eingestandenen, mentalen Reservationen die wahre Deutung eines großen kirchlichen Ereignisses erklären zu lassen. —

Allein der mit Eifer und Treue seinem Bekenntnisse anhängende deutsche Protestant kann hiebei nicht stehen bleiben, und muß die in jenem Artikel durchblickende Auffassung des Protestantismus mit tiefer Entrüstung von sich weisen. Vergessen wir nicht, wie heute die Stellung des Letzteren zur Parthei der Bewegung, wie zu der unbeweglich im Hintergrunde stehenden alten Kirche ist. Mächtiger, kühner, geistvoller wie je, braust die negative Strömung herar. Der Zeitgeist hat mit den bedeutendsten philosophischen Talenten des Jahrhunderts einen Bund geschlossen, denen die Sprache, wie wenigen zu Gebothe steht. Feuerbach, Strauß, Bauer, Ruge und viele andere der Jüngeren handhaben sie wie eine zweischneidige Waffe, und bedrohen das gläubige evangelische Christenthum in seiner Wurzel. Kann dieser compacten Masse von energischen Kräften, die das Schwert einer zerstörenden Dialectik ohne Scheu und ohne Schonung schwingen, mit diplomatischen, eher den Gedanken verhüllenden, als aussprechenden verschwimmenden Phrasen begegnet werden? Kann sich die Halbheit, das absichtliche Versteckensspielen in einem Kampfe behaupten, der um Leben und Daseyn geht? Ist es nicht dem Sturme der Negativen gegenüber an der Zeit, das Positive in seiner klarsten, bestimmtesten Form hinzustellen? Vor der pantheistischen Philosophie sich wirklich auf dem Felde der Geschichte zu verschanzen, und somit, es koste was es wolle, die feste Burg der alten Symbole mit unerschütterlichem Muthe zu behaupten? Da es aber also ist,

so kann es im Interesse des evangelischen Christenthums nur mit tiefem Schmerz empfunden werden, wenn im eigenen Lager desselben die gefährlichsten Feinde aufstehen, und wenn diese den Bestrebungen der Negativen auf eine wahrhaft erschreckende Weise in die Hand arbeiten. Die Frage: Was ist Wahrheit? beruht auf einem unversiegbaren Bedürfnisse des menschlichen Geistes und Herzens. Eine religiöse Genossenschaft, welche sich Kirche nennt, muß behaupten, daß sie die Wahrheit und die Mittel des Heils verwahre, und somit aller christlichen Liebe unbeschadet! lehren: daß jeder, der ihren Lehrbegriff läugnet, im Irrthum sey. An dem Tage, wo sie zugiebt, daß auch der Gegner wohl Recht haben könne, oder daß es auf die Punkte, durch welche sie als Kirche sich von andern Glaubensformen unterscheidet, nicht ankomme, hat sie ihr eigenes Todesurtheil als Kirche unterschrieben. — Sie vermag dann jene einfache, natürliche Frage der gläubigen Sehnsucht nicht mehr zu beantworten: was soll ich glauben, damit ich selig werde? Freilich ist es wahr und nicht zu läugnen, daß die verschiedenen kirchlichen Gesellschaften, in welche der Protestantismus seit seinem Entstehen zerfiel, — diese Frage auf die mannigfachste Weise beantworten. Der Verfasser des in Rede stehenden Artikels hebt „die bunte Mannigfaltigkeit in Lehre und Verfassung“ hervor, welche im protestantischen Europa dem katholischen Bewußtseyn der Gemeinsamkeit in Glaubenssachen gegenüber geherrscht habe. Dieß beklagenswerthe Factum steht freilich fest, aber wer, der nicht alles läugnet, was Geschichte heißt, wird in Abrede stellen, daß die älteren Theologen der meisten einzelnen Bekenntnisse, insbesondere aber die der protestantischen Hauptkirchen Calvin's und Luthers, jene Auffassung der Wahrheit, die ihrer Kirche eigenthümlich war, mit eben so großer Bestimmtheit und Präcision, wie die Katholiken, wie die von Gott stammende Wahrheit erklärten. — Wehe ihnen und wehe ihren Nachkommen, wenn diese Behauptung mit dem Verfasser jenes Artikels jemals definitiv aufgegeben würde. Wohl mögen

indifferentistische Concessionen solcher Art der falschen Humanität des Zeitalters schmeicheln, wohl mögen sie auf dem Papier und dem Scheine nach die Rudera untergehender Körperschaften in den unirten Staatskirchen zusammenschmelzend, confuse Massen schaffen, und einer verwirrten, die einfachste Natur der Sache mißkennenden, kurzsichtigen Eitelkeit durch die plumpe Täuschung schmeicheln, daß durch ihr schöpferisches Werde eine neue Kirche in's Leben gerufen sey. Aber eine Masse, die nicht denselben Glauben hat, deren Glauben sogar absichtlich unbestimmt gelassen und jeder möglichen Deutung Preis gegeben wurde, ist eben keine Kirche, ihre Ueberzeugung keine gemeinsame, ihr Verhältniß zu Gott keine Religion, wenn nicht anders dieses Wort in seiner allgemeinsten, und deßhalb jeden bestimmten Inhaltes entbehrenden Bedeutung genommen wird, in welcher freilich auch der Feueranbeter und der Pescheräh zur Kirche gehören würden. — Freilich hat der Verfasser Recht, wenn er sagt: „Trotz aller Verschiedenheiten ist das erste Princip des Protestantismus in allen diesen Kirchen dasselbe". — Er hat Recht, in so fern er einseitig und ausschließlich das polemische Interesse gegen die katholische Kirche festhält; denn in allen diesen Kirchen lebte und lebt die mannigfach gesteigerte Verwerfung der Autorität und der nur wenig abgestufte Widerwille gegen Rom. — Aber er versuche es, auf dieser negativen Basis eine Kirche zu gründen, und dann deren positive Elemente gegen Strauß und Feuerbach zu retten. Genauere Kenntniß der Sache und ruhigere Erwägung der wahren Lage der Dinge würde ihn belehrt haben, daß der Protestantismus, um nicht als Kirche aus dem Reiche der Wirklichkeit zu verschwinden, außer der negativen, ihn vom katholischen Gebiete abscheidenden Protestation, — auch eines positiven Bekenntnisses bedarf, und daß es vielleicht noch mehr als auf die Vertheidigung gegen die katholische Kirche, auf die Behauptung dieses Letzteren gegen die auflösende und vernichtende Bewegung in seinem eigenen Schooße ankömmt. — Diese Stellung, an der



in diesem Augenblicke mehr als je die Existenz des Protestantismus hängt, compromittirt aber der Verfasser des besprochenen Artikels, vielleicht mehr als irgend ein Schriftsteller der deutschen Jahrbücher. — Die Brücke zwischen den Protestantismus und der Geschichte wirft er ab, indem er dessen Symbole „scholastische Entwickelungen des Dogma schilt, und gegen die Ueberzeugung, aus welcher die reiche Saat der Stiftungsurkunden dieser Kirchen hervorquoll, spricht er die schwere Beschuldigung aus", daß sie aus einer lebendigen, durch innere Kämpfe erworbenen, eine todte, von früheren Geschlechtern überkommene, geworden sey. — Ist dem also, so hat freilich auch der Protestantismus wie keine rühmliche und ehrenvolle Vergangenheit, so auch keine rechte, wenigstens keine gedeihliche und ersprießliche Gegenwart, und er muß sich mit den spanischen Schlössern begnügen, die ihm der Verfasser in dem blauen Lande der Zukunft anweist. „Alle diese Erscheinungen aber schließen nicht aus, daß in einer *fernern* Zeit eine von *höheren* Gesichtspunkten bestimmte Einigung der protestantischen Kirchen möglich sey. Wie diese selbst aber eine *andere* seyn wird, als jene, von der frühere Jahrhunderte träumten, so werden auch die Mittel, mit denen man sie herbeizuführen hoffen darf, *andere* seyn, als die jener Jahrhunderte. Sie wird nicht auf Religionsgesprächen, wie im Zeitalter der Reformation, noch im Dunkel der Cabinete, wie im Zeitalter Leibnitzens vorbereitet werden; die Entwickelung des protestantischen Christenthums wird zu ihr hinführen; sie selbst wird, — wenn es eine wahrhafte — nur der Ausdruck bereits vollendeter Thatsachen seyn". Vielleicht sind, seitdem in unserer Muttersprache geschrieben wird, diplomatisch seynsollende Phrasen noch niemals unpassender angewendet und schmählicher zum Nachtheile aller wahren Interessen des Protestantismus gemißbraucht worden!

Bezeichnet das eben gesagte den Eindruck, den der hier besprochene Artikel auf das Gemüth des gläubigen Protestanten macht, der sich jedoch der Nothwendigkeit mit klarer

Bestimmtheit zu denken bewußt ist, so möge es zum Schluße noch gestattet seyn, dem Gefühle ein ernstes Wort zu leihen, welches den wahren und aufrichtigen Freund der deutschen Gewissensfreiheit beschleichen muß, der den Artikel liest, mit dem wir uns vielleicht zum Verdruße mancher unserer Leser nur zu lange beschäftigt haben. Es wird heute, wie im sechszehnten Jahrhundert eine große Schlacht der Geister in ganz Europa geschlagen, aus welcher, wir hoffen und glauben es, der Sieg der Wahrheit hervorgehen wird. — Daß dieses Gottesurtheil nicht durch die Dazwischenkunft der politischen Macht und ihrer Nebenabsichten gestört werde, das ist der Wunsch aller redlichen Einsichtsvollen, wes Glaubens sie auch seyn mögen. — Und weil dieser Wunsch auch der Unsrige ist, so hat die eigenthümliche Beredsamkeit des deutschen Sachwalters der anglikanischen Kirche und ihrer Vereinigung mit der preußischen Union auch bei uns einen überaus unerquicklichen Eindruck zurückgelassen. — Wir wissen, daß die anglikanische Kirche Tausende, Katholiken und Dissenters, nach den wechselnden Launen der Herrscher, in deren Händen sie ein Werkzeug der Willkühr war, in den Tod geschickt, und daß sie (ein Bild des Geizes, der Habsucht und der fleischgewordenen Heuchelei) im Namen der Freiheit von menschlichem Glaubenszwange bis in die neuesten Zeiten Andersgläubige mit wilder Härte verfolgt hat, und wo sie kann, heute noch verfolgt. Wer würde läugnen, daß sie nur der Uebermacht gewichen ist, wenn sie seit wenigen Jahrzehenten sich zu milderen Maaßregeln herbeiließ, wer in Abrede stellen, daß es ihren „Heiligen“ weniger am Willen, als an der Macht gebricht, die blutigen Zeiten der jungfräulichen Königin aufs Neue vor den Augen der erstaunenden Zeitgenossen heraufzubeschwören. — Und ferner wissen wir, daß die Union, selbst unter einem milden, streng gerechten Könige, der im Privatleben mit ängstlichem Gewissen jedes Unrecht, auch das Kleinste scheute, im Namen der Freiheit, der Humanität und der christlichen Bruderliebe tausende von Lutheranern aus ih-

rer Heimath trieb, Truppen vor der Kirche von Höniegern aufmarschieren ließ, und die der Liturgie widerstrebenden Prediger schaarenweis auf die Festung lieferte. Des jetzt regierenden Königs Geist und Charakter ist uns Bürge dafür, daß er den Plan einer im Finstern schleichenden Parthei, diese **Union** mit **jener** anglikanischen Kirche zu vermählen, im Namen der Erleuchtung des Jahrhunderts, und zum Heile seines Volkes und aller Deutschen entschieden und kraftvoll von sich weisen werde.

XLIV.

Briefliche Mittheilung

aus Würtemberg.

Aus **Würtemberg.** Wenn die Katholiken Deutschlands mehr und mehr an allen kiirchlichen Fragen, welche auf dem Boden der einzelnen Bundesstaaten auftauchen, gemeinsamen Antheil nehmen, so beschäftigen sie in der Gegenwart ohne Zweifel die neuesten Vorgänge in Würtemberg am Meisten. Sie kennen die Stimme, welche der greise Bischof laut und feierlich erhoben, und welche einen Wiederklang in der Brust aller wahren Katholiken Würtembergs gefunden hat. Auch wird Ihnen der Ausgang seines Petitums bei der Kammer der Abgeordneten nicht entgangen seyn. Diese erklärte mit achtzig Stimmen gegen sechs, sie sey in Berücksichtigung der von dem Minister heute gegebenen Erklärung des vollen Zutrauens zu der Staatsregierung, dieselbe werde, wenn die vorliegende Angelegenheit durch das bischöfliche Ordinariat an sie gebracht werde, derselben ihre ganze Aufmerksamkeit schenken und Mißstände, wenn und soweit solche sich ergeben sollten, beseitigen. Welchen Sinn diese Erklärung habe, zeigte ein der Regierung ergebenes Mitglied selbst durch die Bemerkung, daß der Zweck derselben dahin gehe, der bischöflichen Motion mit zur Leiche zu gehen und sie in einem Actenschrank zu begraben. Solche Rücksicht schenkt man also — um vorerst nur den formellen Gesichtspunkt in's Auge zu fassen — der wohlbegründeten Mo-

tion des Hauptes der katholischen Kirche Würtembergs, des Mannes, welcher stets die treueste Ergebenheit gegen König und Verfassung zeigte, welcher bis auf die neueste Zeit die Ausdehnung der Staatsgewalt in die innersten Verhältnisse der katholischen Kirche bis auf die äußerste Gränze zuließ, und welchem deshalb von Seite der Regierung sogar durch eine Reihe von Auszeichnungen die Anerkennung der friedlichsten und gemäßigsten Ansichten und Gesinnungen wurde. Solche Rücksicht schenkt man den Petitionen von Hunderten von Clerikern und Laien, unter denen ganze Land- und Stadtgemeinden, letztere mit Bevölkerungen von 2000 bis 5000 Seelen vorkommen. Sie alle gaben von dem Vertrauen Zeugniß, das man in das Institut der Landstände setzte; und sie ließen sich in diesem schönen Vertrauen nicht durch die Erwägung irre machen, daß drei Vierttheile der Kammer aus protestantischen Mitgliedern bestehen. Sie konnten sich nicht von dem Gedanken trennen, daß die Landstände nicht Confessions-, sondern Volksvertreter seyen, und daß sie, bemüht den Rechtszustand sogar in andern Bundesstaaten nach dem Maaße ihrer Kräfte zu ordnen, den Klagen und Bitten ihrer Landsleute und Wähler wenigstens ebenso zugänglich seyen, wie denen fremder Unterthanen. Die Katholiken sind nun, wie in vielen Andern, so auch in diesem Punkt enttäuscht. Sie haben sich nun die Lehre abstrahirt, daß die Landstände in Würtemberg wie in andern verwandten Ländern, andere, als bloß katholische Interessen zu wahren haben, und daß der Liberalismus, der sich in denselben mit seiner sogenannten Gerechtigkeitsliebe so breit macht, sich auf einem andern, als religiösen Felde zeigt.

Wir wissen zwar wohl, was man uns alsbald entgegnen wird, daß alle Redner gegen die Motion, mit Ausnahme von zweien, Katholiken und unter den Votanten gegen dieselbe die Mehrzahl der katholischen Mitglieder der Kammer gewesen sey. Sosehr wir aber auch unter andern Umständen dieses Benehmen der Protestanten als ein zartes erkennen und rühmen würden, so können wir uns doch zu diesem Ausdruck unserer Achtung im vorliegenden Falle nicht bewogen finden. Sie hielten sich nur an die bekannte würtembergische Practik, sich gewisser Katholiken zu versichern, sie im unblutigen und einträglichen Kampfe gegen die katholische Kirche und deren Interessen voranzustellen und hinten nach durch alle Organe des Landes es ausrufen zu lassen: „Mit edler Selbstverleugnung haben wir unsere eigene Ansicht in den Hintergrund gestellt, und die Katholiken ihre Ueberzeugungen aussprechen lassen. Ihr seht es jetzt deutlich, daß nur Fanatiker und Zeloten gegen die Regie-

rung Opposition machen". Wenn man katholische Stimmen reden lassen will, so darf man nur jene für solche Stimmen ausgeben, welche ihrer Confession mit warmer Liebe ergeben sind.

Die rheinischen Blätter hatten jüngst die Verhandlungen der würtembergischen Abgeordneten auffallend seicht gefunden. Ob diese Behauptung in ihrer Allgemeinheit richtig sey, lassen wir dahin gestellt. Aber die Ueberzeugung muß jeder, welcher der neuesten Verhandlung über die kirchliche Frage beigewohnt oder sie aus öffentlichen Blättern kennen zu lernen, Gelegenheit erhalten hat, gewonnen haben, daß wohl kaum in einem Lande eine seichtere und oberflächlichere Debatte vorgekommen ist. Der hochwürdige Bischof hatte eine Reihe von Beschwerden aufgestellt, hatte sie auf Verlangen der Kammer weitläufig und mit lauter Actenstücken und Thatsachen begründet. Sofort konnte von der Kammer, die ihre Competenz in dieser Frage schon früher anerkannt, nichts Anderes erwartet werden, als daß sie gewissenhaft auf die Prüfung des Grundes oder Ungrundes jener Beschwerden einging, und je nach dem Erfunde ihre Anträge an die Regierung stellte. Von all dem ist aber nicht entfernt die Rede. Man hält sich in der Berathung weder an den Majoritäts-, noch an den Minoritätsbericht der Commission, die nur deßhalb zur Begutachtung der Motion aufgefordert worden zu seyn scheint, damit sie dem katholischen Publikum gleich dem Verfasser der Broschüre: „Briefe zweier Freunde", gegen die Nachmotion ein Gegengift eingebe. Man spricht über alles Mögliche, nur nicht über das, was eigentlich zur Sache gehört. Der eine (Herr v. Jaumann) holt piquant und geistreich von dem Begriffe der Autonomie einer Kirche aus und erläutert denselben weit und breit, um plötzlich der Kammer zu sagen, daß sie sich mit der Untersuchung, ob eine Autonomie der katholischen Kirche in Würtemberg bestehe, nicht befasse. Ein Anderer (Schott) will „davon absehen, welches Gewicht den zur Unterstützung der bischöflichen Motion eingelaufenen Petitionen beizulegen sey", er räth also der Kammer, sie möge den Werth dieser vielen öffentlichen und ausdrücklich an sie gerichteten Klagen dahin gestellt seyn lassen, dagegen dem Zeugnisse von Tausenden von Katholiken, welche sich gegen ihn, und zwar, wie es (da noch keine Petition in diesem Sinne eingelaufen und auch sonst keine derartige öffentliche Erklärung abgegeben worden ist) scheint unter vier Augen über die Motion und deren Antrag entschieden mißbilligend äußern, Glauben schenken. Während die Motion von Eingriffen der Staatsgewalt in die Rechte der katholischen Kirche spricht, ergeht sich

dieser Abgeordnete in Lobpreisungen auf die Fürsorge der Regierung für Gründung von katholisch-theologischen Bildungsanstalten, die ihr zudem schon durch die bloße Gerechtigkeit geboten war, und die sie nur benützte, um diese Anstalten ihrer ausschließlichen Leitung zu unterwerfen. Ein Dritter (Keller), zeigt nicht etwa, daß die vom hochwürdigen Bischof namhaft gemachten Eingriffe des Kirchenraths keine sind; ihm sind keine Eingriffe dieses Kolleginms bekannt. Ein Vierter (Decan v. Strobl) meint, die Gemeinden, welche nicht petitionirt hätten, geben für die Regierung Zeugniß, das freilich ein sehr unfreiwilliges ist, da die Regierung Ausschreiben erließ, in welchen sie die Oberämter aufforderte, die Petitionen zu hintertreiben, weßhalb z. B. in Mergentheim eine solche Petition vom Stationscommandanten abgenommen und die Unterzeichner als Verbrecher verhört wurden. Ein Fünfter (Werner) der, beiläufig gesagt, Preßfreiheit dem Menschen für so nothwendig hält, wie dem Fisch das Wasser — ist der Ansicht, die kirchliche Praxis in Betreff der Einsegnung gemischter Ehen sey ein Mißbrauch der christlichen Religion, die sogar unsere Feinde zu segnen gebiete, und ein Bruch des westphälischen Friedens, der bekanntlich nicht wie unsere Tagsscribenten behaupten, den theologischen Werth, sondern die politische Gleichheit der zwei Confessionen festsetzte. Nach der Meinung eines Sechsten (v. Zwergern) hat der Bischof die „vollkommenste" Eintracht zwischen beiden Confessionen gestört, und die Einheit des Staats und seiner Zwecke" bedroht. Außer dem Bischof sind ihm die Friedensstörer die neuen Lehren der katholisch-theologischen Schule und die Bestrebungen einer Parthei, welche auf dem Wege kirchlichen Eifers wieder gerne zur alten Macht und Herrlichkeit (d. h. von der kirchenräthlichen und decanatlichen Herrschaft und Polizeigewalt zum Gehorsam gegen die evangelische Gewalt ihres Bischofs) zurückkehren möchte, und von welcher man sagen könne, „An ihren Früchten (freilich in andern, als in denen der liberalen Fischerianer) werdet ihr sie erkennen". Ein Siebenter (Holzinger) läßt sich des Weitern aus, das Bedürfniß der heutigen Zeit sey Voranschreiten, nicht Zurückschreiten; alle, ihr „Zugebildeten" fühlen das Verlangen, die Freiheit des Geistes zu vertheidigen. Man werde ein Zeitalter, welches Jahrhunderte lang unsere Vorfahren am Gängelbande geführt (das jetzige muß also die Bande straffer ziehen), nicht zurückrufen wollen. Der Freund der Freiheit und des Rechts müsse es für seine heilige Pflicht halten, entgegenzuwirken. Das einzige Mittel sey aber die Freiheit der Presse, um der Wahrheit mit ihrer eigenen Kraft den Sieg über Irrthum

und Aberglauben zu verschaffen. Ein Achter (Freiherr v. Wöllwarth) wünscht, „daß die großartige Entwickelung des deutschen Volkes, zu der mächtig die Vereinigung der materiellen Interessen beigetragen haben, nicht durch den Kampf um geistige Interessen gestört werde, (welches Lob auf die deutsche Nation)! und daß die Regierung es nie dulde, daß die Kirche einen Staat im Staate bilde. Die Geschichte, fügt er hinzu, lehre, daß zu allen Zeiten die katholischen Deutschen jenen fremden Einfluß bekämpft haben, den man als den gefährlichsten Feind von Deutschland zu betrachten gewöhnt gewesen; der Kampf, der jetzt zur Vergrößerung der päpstlichen Macht unternommen werde, könnte nur dazu beitragen, der römischen Curie jenen Einfluß zu entreißen, der ihr in Deutschland bis heute noch geblieben sey.

Dieß ist die Quintessenz der Reden gegen die bischöfliche Motion. Sie sehen, die Herren haben sich ordentlich auf dem literarischen Tummelplatze der heutigen Zeit umgesehen, sie haben sich mit dem Rüstzeug von den allbekannten trivialen Stichwörtern, Schreckschüßen und allgemeinen Phrasen reichlich beladen und die Kriegskunst wohl erlernt, statt dem Gegner offen zu Leib zu gehen, Sand und Staub aufzujagen, der dem zuschauenden Publikum die natürliche Aussicht auf den Kampfplatz versperren soll. Leitet ein Abgeordneter (Hefele) die Debatte auf ihren eigentlichen Gegenstand ein, so geschieht dieß zur großen Ungeduld und zum Mißbehagen der Kammer, die keine derartigen Specialia, sondern Allgemeinheiten will, die auch für hundert andere Gelegenheiten und für die meisten Elaborate der Tagsliteratur passen würden.

Vergebens sucht man für solche eigenthümliche Weise einen Grund in der Voraussetzung, die Kammer habe den Schein für die Regierung retten und es dieser überlassen wollen, aus eigener Bewegung den Beschwerden des hochw. Bischofs abzuhelfen. Von Mosthaf findet sich zwar durch die Erklärungen des Herrn Ministers vollkommen befriedigt. Aber statt einer Zusicherung und Beruhigung treffen wir in den Reden des Herrn Ministers Nichts, als eine Reihe von Invectiven gegen den Hochwürdigen Bischof und die Katholiken Würtembergs. Die Erklärung H. v. Schlayers, daß die Regierung gerne bereit sey: wenn der Herr Bischof seine Anträge an sie bringe, eine Ausgleichung der Differentien durch gemeinschaftliche Commissarien zu Stande bringen zu lassen, stimmt vollkommen mit dem überein, was Schott mit den Worten sagte, er erkenne in der vorliegenden Frage nur Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Kirchenrath und Ordinariate über ihren Ressort. Davon, daß die Regierung Willens wäre, die Kirchenrechtverhältnisse

der Katholiken nach dem so trefflich motivirten Verlangen des so ehrenwerthen Herrn Vicepräsidenten v. Rummel durch ein Concordat zu ordnen und festzustellen, das Religionsedict von 1806 zu interpretiren oder aufzuheben, oder auch nur die Verordnung vom 30. Januar 1830 zurückzunehmen, um was der edle Freiherr von Hornstein nach zwölfjährigem Andringen wieder auf's Neue bittet, ist keine Rede. Statt dessen wird von Herrn v. Schlayer ohne weiters München, das arme und von einer Classe von Würtembergern so arg mißhandelte München, als der Ausgangspunkt der Demonstration gegen die Regierung bezeichnet. Er nimmt sofort die Kammer zu dem Beweis in Anspruch, daß der Nachtrag der Motion in einem so verletzenden und gereitzten Tone geschrieben sey, daß nach dem Strafgesetzbuch den Verletzten die Genugthuung nicht versagt werden könnte, obwohl außer der allerdings ungehörigen Parenthese (ultramontane Predigten zu lesen, muß natürlich Protestanten ein Horror seyn), persönlich Niemand verletzt ist. Oder sollte es eine Verletzung seyn, daß der Bischof einen Decan, gegen dessen Ernennung das Ordinariat remonstrirte, ohne Angabe des Grundes dieser Remonstration mit Namen nannte, während der Artikel des schwäbischen Merkurs vom 27. Dezember vorigen Jahres der einen katholischen Stadtschultheiß des Landes förmlich an den Pranger stellte und den ja Herr v. Schlayer recht wohl kannte, keine Verletzung wäre? Ebenso begreifen wir nicht, welche Verletzung in der Erklärung des Bischofs liegen soll, daß die Decane häufig mehr Schreiber, als würdige Kirchenvorsteher seyen, nachdem Herr v. Schlayer zuließ, daß ein Erlaß des protestantischen Consistoriums im schwäbischen Mercur veröffentlicht wurde, der die Geistlichen vor ihren Gemeinden schändete.

Auch wird er wohl schwerlich als Vertheidiger der boshaften und injuriösen Stellen in den Briefen zweier Freunde gegen die Nachmotion aufzutreten gesonnen seyn. Den Mangel an Würde, der sich in letzterer zeige, sucht Hr. v. Schlayer durch die wiederholte Bemerkung gut zu machen, daß er den Herrn Bischof nicht als deren Verfasser anklagen könne, daß er vielmehr eine Menge von Federn der modernen Schule darin erkenne, von welchen ohne Zweifel der hegel'sche Ausdruck stamme: dem katholischen Kirchenrathe sey das katholische Bewußtseyn abhanden gekommen. Wir wissen nicht, ob diese Weise in Würtemberg parlamentarisch ist. In den Kammerverhandlungen in London, Paris und Washington haben wir wenigstens bis jetzt, trotz langer Beobachtung, keinen derartigen Gebrauch, am wenigsten von Seite der Minister beobachtet, und wir dächten, ein Peel, ein Guizot und Webster

hätte ebensowohl derlei Ausfälle als unehrenhaft degustirt, als die Kammermitglieder von jeder Farbe und Schattirung sich mit Indignation gegen dieselben erhoben haben würden. Befremdend ist uns vorgekommen, daß Hr. v. Schlayer der modernen Schule eine solch' genaue Kenntniß der hegel'schen Philosophie zutraut, und daß man in den Debatten alle Schmäh= und Lärmgeister gegen sie heraufbeschwor, da man ihre Mitglieder doch anderwärts so gerne unter die Finsterlinge und intellectuel und „moralisch Unfähigen", wie der geheime Rath in Würtemberg einen wegen Verweigerung der Einsegnung zurückgesetzten Geistlichen benannte, einregistrirt, und da der Herr Minister sonst überall ahndenswerthe Verletzungen erblickt, so daß selbst die protestantische Kammer sich gegen dieses doppelte Gesicht erhebt. Uebrigens erklärte erst vor Kurzem in unserer Nähe ein protestantischer Pfarrer in einer rein katholischen Gesellschaft, er begreife nicht, weßhalb die Katholiken so viel Wesen machen, da sie ja in Würtemberg nur tolerirt seyen. Nach unserer Ansicht verdammt ein Staatsmann keinen Stand und keine gewissenhafte Schule, am wenigsten unsern jüngern Clerus, der allerdings in sofern neu ist, als er einer abgelebten und abgestandenen theologischen Schule gegenüber steht, die ohne tiefe Wurzeln des Glaubens und der Wissenschaft nur an der Oberfläche der Zeitmeinungen klebt, und mit ihrem einzigen, noch einigermaaßen bedeutenden Schüler Pflanz nun bald ganz zum Grabe gehen wird. Was man unserm jüngern Clerus im Allgemeinen mit Recht nachsagen darf, ist, daß er Glauben und Sittenreinheit mit Wissenschaftlichkeit vereinigt, und auf dem alten Stamm der Kirche als Schule Christi frische, lebensvolle Blüthen treibt. Wie mögen sich doch einige Regierungen noch immer so verblenden, daß sie Leute hervorziehen, die, im Religiösen endlos willig, im Uebrigen ihre steten Opponenten sind, die in ihrer Glaubensleere und in ihrem ungezügelten Sinne das Volk epidemisch anstecken und die Stützen und Träger eines jeden geordneten Staats unterwühlen und untergraben. Wie lange mögen sie es nicht einsehen, daß die Einheit eines Staates nicht darauf ruht, daß die Genossen der beiden Confessionen in theologischem Sinn sich für „gleichberechtigt", d. h. jede Confession für gleich wahr halten, und darum weder die eine noch die andere bekennen, sondern folgerichtig einem förmlichen Atheismus verfallen, welcher der Todfeind jeder Ordnung und jeder Gesellschaft ist; daß jene Einheit sich vielmehr darauf gründet, daß alle Unterthanen in der kräftigen Besonderheit ihres Glaubens (ein Glaube muß seinem Wesen nach einen bestimmten Inhalt haben, d. i. Confessions=

glaube seyn, und seine Innigkeit steht sonach mit dieser confessionellen Besonderheit in ganz gleichem Verhältniß) sich desto inniger in der Ehrfurcht gegen die geheiligte Gewalt des Staates und in der werkthätigen, nicht mundfertigen Toleranzliebe unserer Tage zusammenschliessen und verbinden; daß also ihre eigentliche Aufgabe darin besteht, statt die confessionellen Aeußerungen zu unterdrücken, sie rege zu erhalten, und sich mit jenen zu befreunden, welche auf Weckung des religiösen Geistes in seinen besondern Gestaltungen hinwirken! — Damit indessen die Leidenschaftlichkeit ende, wie sie angefangen, fand es Hrn. v. Schlayer am Schluße der Debatten nach bereits erfolgter Abstimmung noch für nöthig, die Drohung auszusprechen, die Regierung werde, falls der Bischof nach einer gegebenen Andeutung dem Nachfolger eines wegen Renitenz gegen das Religionsedict removirten Pfarrers die canonische Weihe vorenthalte, ihn wegen Renitenz gegen die Staatsgesetze nach dem Gesetz behandeln, worauf übrigens der Hochwürdige Bischof sich erhob und feierlichst, mit voller Stimme erklärte, daß wenn er in diesen Fall, von seinem Gewissen bewogen, kommen sollte, er Gott mehr gehorchen werde, als Menschen.

Nach solcher Sprache des Regierungscommissärs erwarten wir, wenn nicht die Kammer der Standesherrn mit überwiegender Stimmenzahl sich dahin ausspricht, daß Grund zu Beschwerden der Katholiken vorliege, keine Verbesserung der Lage der Katholiken Würtembergs.

Schluß folgt.)

XLV.

Historischer und mythischer Christus.

(Fortsetzung.)

Neben der Wohlgestalt, womit der geschichtliche Christus in das Bewußtseyn und Leben seiner Kirche sich ein- und abgedrückt hat, und in welcher ihn diese in der Unmittelbarkeit ihrer Erkenntniß und in permanenter Gleichförmigkeit umfaßt, läuft von Simon dem Magier an bis auf Strauß herab, eine Kette von Versuchen, dieselbe so oder so zu carikiren. Nahmen die Einen ihm die Glorie der Gottheit von dem Haupte, und ließen den puren Menschen von ihm zurück, influirt bloß von einer göttlichen Potenz, — so zogen Andere (Doketen) ihm hinwiederum das specifisch Menschliche, die Bekleidung des Fleisches aus, und gaben seiner Gottheit von unserm Wesen nur den bloßen Schein noch zur Bedeckung; und selbst wo Beides belassen wurde, ward das Verhältniß des Göttlichen und Menschlichen vielfach verschoben und verrenkt; — eine Verzerrung, welche dann abermals, mehr oder minder störend auf den übrigen Glauben wirkte. Wir haben hier nicht vor, eine Ketzerhistorie zu liefern, sondern nur das zur Betrachtung vorzuführen, wie diese häretischen Verbildungen sich zur Kirche stellten, wie sie in Anfang und Entwicklung sich zu Christus und dem Christenthum verhielten. Hier nun ist es, wo jene Seite unserer Kirche zum Vorschein kömmt, die wir bisher, — vielleicht nicht ohne stille Mißbilligung unserer Leser, aber absichtlich umgangen haben; — wir meinen das Princip der katholischen Einheit in dem Episcopat und seiner perennirenden Succession. Dem historischen

Christus ist mit dem Hinscheiden der Apostel, die er mit der Zeugenschaft über ihn betraut, die fortgehende, sichtbare Bezeugung in der Welt nie ausgestorben und erloschen. Das Zeugniß, welches sie vermöge eigener Anschauung und zufolge besonderer Mission ihren Kirchen eingebildet, vertrauten sie der Obhut deren an, die sie „bewährt" zu solchem Amt befunden, und zur Fortsetzung dieses ihres Zeugnisses an ihre, der Gottgesendeten, Stelle, setzten. Der Bischof jeder Kirche hatte das Depositum fidei zu wahren, und zu verhüten, daß irgend Einer anders lehrte, als es in diesem Typus vorgezeichnet war. In ihm und unter ihm, der vom Clerus und vom Volk erwählt, von seinen Mitbischöfen (ähnlich wie Matthias zu den Zwölfen) zum Mithüter und Mitzeugen der Einen Glaubenshinterlage seines Ortes aufgenommen worden, ward Alles in der Glaubenseinheit unter sich verbunden, wie er, seinerseits, in der Eigenschaft eines glaubwürdigen Depositar von der Gemeinschaft der Mitbischöfe gehalten und getragen wurde; — Alle für Einen, Einer für Alle, weil Alle von Einem, — Christus, für Eine, — seine Kirche, bestellt. Der Episcopat für die Kirche, die Kirche im Episcopat. Gemeinschaft mit dem Bischofe war darum für den Einzelnen, der nicht anders woher als durch die Kirche zur Kenntniß Christi kam, so wesentliche Bedingung rechten Glaubens, als das Kennzeichen des wahren Christen. So ward durch den Episcopat, der selbst, in seiner Einheit, nur Verwalter des apostolischen Zeugnisses über Christus ist, jeder Einzelne und die Gesammtkirche in der Unmittelbarkeit des apostolischen Zeugnisses forterhalten; wie umgekehrt sich Jeder, der von dem Bischofe, dem Einen und Allen gemeinsamen Vater, Lehrer und Hirten, sich lossagte, damit auch, nicht bloß von der Einheit der diesem untergebenen Kirche entfernte, sondern auch von der Einheit, wie aller Bischöfe, so der Gesammtkirche sich trennte. Durch diese innere Verfestigung zur compacten Einheit, wie des Zeugnisses über, so des Glaubens an Christus, ist, wenn auch nicht die Möglichkeit des Versuches, Christum, den historischen,

zu verunstalten, doch die des Gelingens innerhalb der Kirche schlechthin abgeschnitten. Wer zum Dichter an dem Evangelium Christi werden wollte, und nicht mehr nach der Einen Regel glauben oder lehren, ward nicht fürder mehr geduldet; entdeckt, ward er, der Abweichung überwiesen, sofort über die Marken der kirchlichen Einheit hinausgewiesen. Nie, selbst mit der größten Masse von Häretikern nicht, ward in Glaubenssachen transigirt: wer nicht in Eintracht bei dem überlieferten Glauben bleiben wollte, mußte über die Einfriedung der Kirche entweichen. Das ist weltbekannte Thatsache, welche diejenigen wohl am wenigsten umreden dürften, welche heute, außerhalb der Kirche stehend, sich Christen nennen. Hier schützte keine Ausflucht, keine Zweideutigkeit, keine Berufung auf die Bibel; es galt das Eine lebendige Zeugniß der alten Wahrheit gegen neuernde Verunstaltung, die zugleich Tod der Wahrheit und des Glaubens war, zu schirmen. Auch der Gewaltthätigkeit der Häretiker, wie der der Heiden, ward eher das Blut, als die Integrität des apostolischen Zeugnisses abgelassen. — So traten, wie schon gesagt, Hunderte solcher Christusdichter, denen vergönnt war, sich ein anderes Evangelium zu erlügen, oder das katholische zu verlügen, im Verlaufe der Zeiten an die Kirche heran, hofmeisternd und marktschreierisch ihre falsche Waare auszubieten. Die Kirche hat sie nie gehört; und war es selbst ein Bischof, wie Paulus von Samosata, oder Nestorius; — der Rang deckte ihn nicht vor dem Anathem, er ward hinausgestossen. Weit entfernt, durch diese Versuche mythischer Verbildung getrübt zu werden, hat unsere Kirche gerade durch diese, und ihnen gegenüber, ihr Bewußtseyn noch schärfer und vollendeter gefaßt; und jede Verneinung einer Ketzerei, jede Ausstossung eines Häretikers ist eine frische Bethätigung ihres Zeugnisses, die an Beweiskraft dem Blutzeugniß der Martyrer würdig zur Seite steht; — die fortlaufende Kette von Ausschließungen der Häretiker durch die Kirche ist eine fortlaufende Kette von Bezeugungen unserer Kirche für den

Einen, den wahren, historischen Christus in ihrer Mitte. Der Beispiele bedarf es nicht; wer von den Todten nicht weiß, schaue die Lebenden an!

Dieses Princip festgestellt, haben wir — und das ist unser eigentlicher Zweck — diese mythisirenden Verunstaltungen des Einen Christus bei den Häretikern, und zwar zuerst bei den alten, zu betrachten.

Eigenthümlich ist fürs Erste, daß sie alle von der so eben beschriebenen Kirche ihren Ausgang nahmen, und was sie hatten, nicht unmittelbar, wie die Kirche durch eine offenkundige Abfolge ihrer Bischöfe, die deren Glauben jedesmal repräsentiren, weil tragen und conserviren, auf die Apostel selbst zurückdatirten, sondern das Bild, das sie willkürlich verbildeten, aus der Kirche borgten. So lag es in der Natur der Sache, daß die neue Deformation schon als solche an dem Vorherseyn des katholischen Originals ihre geschichtliche Ueberweisung und Verdammung fand. Erst muß die Wahrheit seyn, ehe sie entstellt werden kann. Das Spätersehn ist Beweis der Fälschung, — daher die Erkennbarkeit der Häresie für die Kirche ohne Mühe. — Das Zweite, allen Häresien Gemeinsame, ist das Ueberwiegen der Subjectivität über das Objective, die gegebene Geschichte, und zwar entweder in der Form einer falschen Innerlichkeit, eines falschen Spiritualismus, der die äußere Welt in sich zu absorbiren sucht; oder eines falschen Rationalismus, der das Göttliche durch das Menschliche begränzt und verflacht. Beide aber schlagen in dem falschen Idealismus in Eins zusammen, wie sie auch sonst in ihrer Fortentwickelung in sehr ähnlicher Weise sich verlaufen. In dem Bestreben, alle aufstossenden Schwierigkeiten friedlich aufzulösen, werden beide, und das ist charakteristisch, — bis zur Leidenschaft für die Unbestimmtheit und möglichste Formlosigkeit der Begriffe und Dogmen eingenommen, welche Richtung praktisch ausgebildet den Indifferentismus gibt. Damit hängt endlich noch ein Drittes, was bei allen Secten je nach dem Maaße der Verirrung sich

wieder findet, zusammen: leidenschaftliche Abneigung und Scheu vor aller Symbolik des Glaubens und vor dessen Ausprägung durch den Cult im kirchlichen und öffentlichen Leben. Ueber die erstern zwei Momente soll hier nicht eigens gesprochen werden, wir halten uns an das Letztere, weil hier das häretische Princip dem katholischen gegenüber sich in dem grellsten Contraste zeigt, und in der Erscheinung auch die vorangehenden Ursachen sich unzweideutiger erkennen lassen. Wir wollen uns von unsern alten Kirchenvätern die alten Häresien von der genannten Seite zeichnen lassen. „Von der Eucharistie und dem Gebete halten sie (die Häretiker) sich ferne, sagt der Martyrer Ignatius († 109), weil sie nicht bekennen, daß die Eucharistie sey das Fleisch unsers Heilandes Jesu Christi, das, welches für unsere Sünden gelitten hat, und welches der Vater durch seine Huld auferweckte *)". — Feinde des öffentlichen und gemeinsamen Betens waren fast alle gnostisirenden Häretiker; ebenso sträubten sie sich wider allen Symbolismus bei den christlichen Geheimnissen, den Sakramenten, überhaupt bei dem Gottesdienste, indem sie diesen ausschließlich nach Innen hin verlegten. Außerdem zeichneten sich die Arianer, und darunter vorzüglich die Eunomianer durch ihren Widerwillen wider die Reliquien der Martyrer aus, zu deren Wundern sie genau, wie unsere Protestanten sich verhielten. Nichts Verwünschteres konnten sie vernehmen, als in der katholischen Kirche habe durch diese ein Wunder statt gefunden**). — Daß die meisten Häretiker kein Bedenken trugen, bei Verfolgungen Christum zu verläug-

*) Ignat. M. ad Smyrn. c. 6.

**) Irenaeus adv. Haeres. I. c. 21. §. 4. — Clemens Alex. Strom. VII. p. 722. — Origen. de Orat. n. 5. Theodoret. Haeret. Fabul. I. 10. — Hieronym adv. Vigilantium, ep. 53. (Edit. Paris. 1609). Ambrosius, bei Gelegenheit der Reliquienerhebung der heil. Martyrer Gervasius und Protasius, epp. Class. I. ep. 22. (Edit. Venet. 1751. Tom. III. p. 927. — 934.

nen, überhaupt sich nicht gerne zum Martyrium verstanden, ist schon früher berührt worden. Zufrieden mit ihrem innern Glauben oder ihrer Gnosis, wodurch sie ihrer Auserwählung und ewigen Beseligung, auch ohne die Werke des sittlich-guten Lebens, sich sicher wußten, (wie dieß Simon der Magier lange vor Luther schon gelehrt), „kümmerten sie sich nicht um Wittwen, noch Waisen, nicht um Gefangene, noch Freie, überhaupt nicht um Gutes thun"*). Kurz, wenig oder gar Nichts unterschied diese Christen äußerlich von den Heiden.

Es ist kaum Noth, nochmal besonders zu erinnern, was der genannte Martyr Ignatius öfter wiederholt, daß diese Ungestaltigkeit des häretischen Lebens, wo fast keine Spur von eigenthümlich christlichem Gepräge kennlich hervorgetrieben ist, Folge sey von der Kraftlosigkeit und Unförmlichkeit des Christus, der selbst unhistorisch, ungeformt und luftig wie ein Gespenst, als Stempel dabei diente. Ein leer-idealer Christus konnte keine harte Objectivität, wie die Menschheit ist, nach seinem Gleichniß stempeln. War aber diese Vagheit des häretischen Lebens Folge unhistorischer Christusvorstellung, einer willkürlichen Transformation oder idealen Mythisirung seiner Person und Geschichte, so war diese hinwiederum Folge des Abfalls von der Kirche, der Losziehung von der Autorität, welche den geschichtlichen Christus in der Unmittelbarkeit der Zeugenschaft vertritt und repräsentirt; Folge des Zurücktretens von der äußern kirchlichen Einheit, die im Episcopate ruht. Aus dem ganzen Umkreis krafterfüllten Lebens zurückverbannt in ohnmächtige Innerlichkeit, ins Gebiet müßiger Vorstellung und Abstraction verwiesen, der Ansprüche auf lebendigen Cult beraubt, war es ein Wunder, wenn ein solcher säcularisirter Christus, der kein Lebenszeichen von sich geben, für sich fordern durfte, nun im Zwielicht unterging? daß alle frühern, die gnostischen Häresien insbesondere, nach kurzem Blühen verschwunden

*) Ignat. M. l. c.

sind? Wenn einige andere aus dem fünften und sechsten Jahrhunderte, z. B. die Nestorianer und Monophysiten sich fortgepflanzt haben, so liegt der Grund davon, neben dem, was die politischen Verhältnisse beigetragen, hauptsächlich darin, daß sie nicht bloß die Siebenzahl der Sacramente, den ganzen christlichen Cult, namentlich das heil. Opfer, sondern auch die ganze katholisch hierarchische Ordnung sammt dem Traditionsprincip aufrecht erhalten haben. Ohne diese letztere wären auch sie, wie die alten gnostischen und die mittelalterlichen Secten von dem Boden der stetigen Geschichte losgerissen, sammt ihrem selbstgemachten Christus, von der Zeit verschlungen worden.

Gehen wir nach diesen allgemeinen Beobachtungen über die häretischen Erscheinungen zur „Reformation" des sechzehnten Jahrhunderts über, und sehen, wie diese ganz analog auf dem Wege natürlicher Selbstentwicklung im straußischen Heidenthume sich verläuft.

Luther begann seine „reformatorische" Laufbahn recht eigentlich damit, jene Veste, welche das Zeugniß des historischen Christus durch alle Zeit hindurch verwahret, aus der auch er es selbst geschöpft, den kirchlichen Primat im Sturmlauf zu erobern und zu brechen. Es leitete auch ihn dabei jener richtige Instinct, welcher auch die Blicke seiner Vorgänger in dem gleichen Unternehmen, nach Rom gewendet, — nur mit dem Unterschiede, daß, während jene, wie Valentin, Marcion, Proclus, Praxeas, ꝛc. nach Rom zogen, um unter der Hut dieser Kirche, wo möglich von der Quelle selbst aus ihre Trübungen des Glaubens in alle Bäche über den Erdkreis aus- und fortzuleiten, Luther, der ihre Erfahrung vor sich hatte, dieses Centrum des Episcopats selbst zu sprengen sich vorsetzte, um auf den Ruinen der alten Kirche die seinige aufzubauen. Was bei Andern das Letzte war, ward bei ihm, und nicht ohne Grund, das Erste. Mit einer Gefühllosigkeit, die in der Geschichte der Häresien ohne Beispiel ist, zertrat er die ganze alte Ordnung der Kirche, alle Grundlagen des positiven Christenthums, einem Sy-

stein zu Liebe, wovon er, wie man allenthalben sieht, kaum erst das Princip, und das nur von seiner negativen Seite ins Auge gefaßt hatte, nicht aber dessen Entwicklung, welche erst jetzt in unsern Tagen durch Strauß zum Abschluß kömmt. Die Lebendigkeit und Stetigkeit des Christenthums barsch wegläugnend, warf er mittels selbstgemachter Bibelerklärung, den Seinigen ein Bild von Christus hin, welches er mit der Zeit verschiedentlich verstaltete, je, nachdem er ein Princip der bekriegten Kirche neuerdings zu überwinden oder überwunden hatte. Nicht die Autorität der Kirchenväter, deren Literatur die Grundlage der christlichen Bildung ist; nicht die der Concilien, nicht der Consensus aller Kirchen, des Orients und Occidents, nicht die unverhüllte Geschichtslosigkeit der Lehre, die er Christi Lehre nannte, ja nicht einmal die Widersprüche, in welche er zu Hundertmalen sich verstrickt sah, konnten ihn zu Sinnen bringen, mit dem Zerstörungswerke Einhalt zu thun. Er ruhete nicht, bis der ganze Gottesbau, so weit er dessen Meister wurde, zermalmt zu seinen Füßen lag. Hatte man vom Christenthum als der vollendeten Offenbarung Gottes, bis dahin den Grundsatz festgehalten, es sey wesentlich Leben und Geschichte, so ward von Luther ganz formell dessen Erlöschen vor ihm proclamirt, und auf diesen Grund hin, mit möglichster Vernichtung alles Alten, aus der Bibel ein neues, vorher nie gesehenes, nie gewesenes, construirt. Durch dieses formale Princip der Lossagung von aller kirchlichen Autorität, von der aller vorigen Jahrhunderte und ihrer christlichen Lebensströmung, sonst Tradition genannt, und dadurch von aller Geschichte, legte Luther den Grundstein zur endlichen Mythisirung des Christus, der nie und nirgens so, wie er ihn malte, vor und außer ihm gewesen, nur durch arge Täuschung für den historischen genommen ward, in der That aber dem Reiche leerer Vorstellungen, der Mythe angehörte. Ward der Zauber, mit dem Luthers Geist noch lang durch seine Schöpfung fortpulsirte, dem nüchternen Selbstbewußtseyn gewichen, so mußte dieser Christus,

Mangels aller Geschichtlichkeit durch dieselben Principien, die ihn geschaffen, sammt der Bibel wieder verschlungen werden.

Zwar haben Lutheraner den Versuch gemacht, ihre Lehre an alte Symbola und Väterstellen anzuknüpfen, um, seltsam genug, nachdem sie die Tradition verworfen, durch Tradition wieder sich zu adeln. Allein dieses Verfahren ist einmal ganz wider Luthers Sinn und Geist, welcher sich für einen neuen „Evangelisten“ erklärte, und auf diese prätendirte Autorität, ohne alle Rücksicht auf Väter und Concilien, die Wahrheit seiner Lehre stützte; dann aber auch willkürlich in jeder Hinsicht. Gar nichts nämlich zu sagen von der grundlosen Willkür, über den Zeitraum von nicht weniger als tausend Jahren mit einem Satze wegzuhüpfen, um das sechzehnte Jahrhundert an das vierte oder fünfte anzubinden, ist dieses Anbinden selbst so unsinnig als mißlich. Denn fürs Erste liegt hiebei der lutherische Grundsatz von der Defectibilität und dem wirklichen Erlöschen der ursprünglichen Kirche Christi unter. Ein Anknüpfen des neuen Lehrbegriffs an diese abgelaufene Zeit ist daher bloß äußerlich und mechanisch, weil ohne innern Lebensverband, der voraussetzlich abgerissen worden war; dann aber auch mißlich, weil kein Vernünftiger Lebendes mit Verwesenem in einander schmilzt, weil dadurch in das frische Leben der Verwesungskeim des Abgestorbenen, (hier des alten Lehrbegriffs), geleitet würde, welches nicht gestorben wäre, hätte es nicht den Auflösungskeim von Anbeginn in sich getragen. Fürs Zweite, ist es Willkür, die nur der größten Gedankenlosigkeit unbemerkt bleiben kann, die bloßen Resultate, z. B. Entscheidungen der Concilien gegen Häretiker, Symbola, u. s. w. ohne die dabei eingehaltenen katholischen Principien sich anzueignen. Die Entgegnung: „Wir nehmen sie an, weil sie schriftgemäß sind“, ist zu albern, als daß sie eine ernstliche Erwiederung verdiente. Fürs Dritte erscheint dieser Eclecticismus in der katholisch-kirchlichen Literatur eben so frivol als zerstörend. Man reißt Stellen aus dem orga-

nischen Zusammenhang, oft mit der gezwungensten Erklärung, läßt beliebig Anderes nicht minder Entschiedenes daneben stehen. Die Strafruthe für diese verdammliche Willkür hat der Protestantismus in der straußianisch-mythischen Verwüstung alles historischen Christenthums sich gebunden. Zum Vierten endlich steht allen diesen Versuchen ebenso das katholische, wie das protestantische Grundprincip entgegen. Die Bezeugung der christlichen Wahrheit ruhte, das ist Grundsatz des ganzen christlichen Alterthums, welcher in den Versammlungen der Bischöfe, in den Concilien, in die Augen springt, principiell auf der Autorität des perennirenden Episcopats, welche von den „Reformatoren" eben so principiell und constant, factisch und thetisch verworfen worden ist. Jene Versuche eines Traditionsbeweises für den lutherischen Lehrbegriff, können, weil im Protestantismus ohne Halt und Consequenz, nie zum Ziele führen, sondern werden sich nothwendig nach zwei Richtungen hin verlaufen. Sie werden entweder zu Gunsten des Reformationsprincips auch die kirchliche Literatur durch Dogmengeschichtsmachereien ins Endlose verwirren und mythisiren; — oder aber auf den verlassenen Pfad des katholischen Autoritätsprincips zurückbringen. Für beide Richtungen ist die Zeit wirklich bereits angebrochen. Die erstere stellt sich geschichtlich dar in der Geschichtscritik der Tübinger Schule (Beispiele davon, Strauß Dogmatik, Schweglers Montanismus, Feuerbach's Wesen des Christenthums 2c.); die andere in den wissenschaftlichen Bestrebungen der Oxforter Schule, der Puseyten, welche zu dem, den vorigen entgegengesetzten Ende sich hinbewegen. An dieser Tagserscheinung mögen zugleich die, welche nicht Augen haben, um zu sehen, mit den Händen greifen, was wir behaupteten, daß das Episcopatsprincip hiebei den Ausschlag gibt. Dem deutschen Protestantismus ist sein Horoscop gestellt. Heimathlos im Alterthum, vom Boden der Geschichte von seinem Stifter grundsätzlich und mit der Wurzel losgerissen, ohne alle äußere Autorität und Repräsentation, war er schon im ersten Keim bestimmt, in einem Straußianismus sein klägliches Daseyn auszuhauchen.

Bei der Betrachtung der positiven Seite dieses lutherischen Princips können wir uns kürzer fassen. Sie lautet: Die Bibel, und nur die Bibel ist Quelle, Norm und Richterin für den Glauben. Der Widerspruch dieses Satzes gegen den vorigen, — die Verwerfung der Tradition, bedarf keiner besonderen Beleuchtung. Ausschließlich die katholische Kirche hat die heiligen Bücher überliefert,

wie sie dieselben auch seiner Zeit von den Händen der Verfasser empfangen und gesammelt hatte. Das Zeugniß über den Bibelcanon, die Authentie, Integrität, Autorität und Inspiration derselben, — lauter Voraussetzungen, auf welche der dogmatische Gebrauch sich stützt, beruht schlechthin und allein nur auf der lebendigen Tradition, wie der Canon selbst einen integrirenden Bestandtheil des traditionellen Gesammtguts bildet. Wer also, wie Luther, die Autorität der kirchlichen Ueberlieferung schlechthin verwarf, hatte sich damit alles Rechtes auf diese Bücher mitbegeben, weil dem Glauben an die Bibel von Vorne herein alle und jede haltbare Unterlage weggezogen, der nun so zu sagen, frei und ledig in den Lüften hing. Die Zeit hat es erprobt und gerächt. Schon im vorigen Jahrhundert hat man das Inconsequente davon gefühlt, und an dem Canon, ohne erfolgreichen Einspruch der protestantischen Kirche, zu rütteln, angefangen. Die hegelstraußische Schule hat den Vortheil gesehen, den aller schützenden Autorität entblößten Canon mit dem critischen Messer angefallen; und hat Luther die Tradition geächtet, und an der Epistel Jacobi ein Beispiel statuirt, so haben diese seine Geistessöhne zu der verworfenen Tradition anheute ihm auch die Evangelien obendrein nachgeworfen, um, wie jener für „sein" Christenthum, so diese für ihr „Nichtchristenthum", räumigen Platz zu gewinnen. Die moderne Bibelverwüstung ist eben sosehr die gelungenste Critik, als die bitterste Verhöhnung des prätendirten Princips: „die Bibel ist die alleinige Quelle des Glaubens". Könnten wir über uns gewinnen, in so ernster Sache zur Satyre zu greifen, so dürfte man den deutschen Protestanten nur die Bibelgesellschaften in Erinnerung bringen, die recht eigentlich eine Art Trödlergeschäft nach den außereuropäischen Ländern treiben, indem sie die Bibel, seitdem man daheim aufgehört, daran zu glauben, wie Damen ihre abgetragenen Kleider, für einige Kreuzer à qui veut verschleißen. — Indeß auch abgesehen hievon, so hat der Satz: die Bibel ist alleinige Quelle, Norm und Richterin für den Glauben, — seine Zerstörungskraft am Evangelium reichlich dargethan. Er machte die Bibel in den Händen der Protestanten recht eigentlich zur Pandora's Büchse, aus welcher nun muntern Fluges das buntfarbigste Gemisch von Secten auf- und auseinander schwirrte. Die griechische Götterwelt ist reich an mythischen Gestalten, aber arm im Vergleich zu der Vielheit der Fractionen, in welche diese protestantischen Bibelchristen auseinander schwärmten. Da aber alle aus der Schrift entsprungen waren, und darum einander ebenbürtig, so fragte man mit Recht: Ist denn der Christus der Bibel ein Pro-

teus, der sich ins Hundertfache fortverwandelt, und in ewigem Ja und Nein sich über und unter kehrt? Luthers Antwort darauf war Schelten über „die Schwärmer- und Rottengeister", — das wissen wir. Die folgende humanere Zeit, wo diese Zwillings-, Drillings- ꝛc.- Schwestern sich nicht mehr gegegenseitig verdammen wollten, gab und gibt eine andere Erklärung, die aber dem Katholiken wie freche Blasphemie zu Ohren klingt. Sie heißt: „Es sind lauter Bruchtheile (sic) des Einen christlichen Bewußtseyns. Keine Fraction hat die ganze Wahrheit; die ganze ist nur in Allen"! — Wahrhaftig, man addire alle diese Bruchtheile, und ein Monstrum von Christus wird entstehen, desgleichen die Welt noch keines je gesehen! Und wer mag da ausscheiden, was Wahres, was Falsches darin sey? Eine chemische Scheidung des unächten Zusatzes von dem Wahren dürfte nach Abzug der Widersprüche, fürchten wir, weniger als den straußischen Christus, zum Reste geben. Eine mechanische Addition dieser „Bruchtheile" hingegen, wovon wir an der Union der Reformirten und Lutheraner ein historisches Beispiel vor uns und an der Union dieser mit den Anglikanern ein anderes in nächster Aussicht haben, wird einen Christus als Summe weisen, der nicht lutherisch, nicht calvinistisch, der Gestalt nach am ehesten der phrygischen Göttermutter Cybele vergleichbar, den formlosen Gott für den christlichen Indifferentismus liefert. Man wage es doch einmal, und rufe ernstlich in die protestantische Welt die Frage hinaus: Wer ist Christus, was ist Christenthum? Das unverständlichste Gewirr von Stimmen wird zurücke lärmen, und hinter ihnen drein werden die jüngsten, die Straußianer, die letzte Sylbe zum Spott-Echo äffend dehnen. — Wenn unser, der historische Christus, Joh. 17, 21 — 23. sich dahin ausgesprochen hat: die Einheit seiner Bekenner, die in seiner Wesenseinheit mit dem Vater ihre Wurzel und ihr Gleichbild haben sollte, sollte der Welt zum Zeugniß und Beweise dienen, daß er „Gottes Sohn und von Gott gesendet sey", so wäre der Protestantismus in seiner sectischen Zerfahrenheit, — deß werden seine Bekenner selbst kein Hehl mehr haben, — in den Augen der „Welt" der schlagendste und untrüglichste Beweis, daß es mit jener behaupteten „göttlichen Sohnschaft" Nichts, somit auch Alles, was die Evangelien sonst Hehres von ihm berichten, Nichts und Nichts als — Mythe sey. Und gewiß, wenn Strauß sich einmal ganz begreift, so wird er nicht fehlen, dieses Argument seinen „orthodoxen" Gegnern vorzuhalten, und diese werden sich nicht länger weigern, nach gehöriger Addition und Subtraction in den gemeinsamen Tempel der unirten

„Fractionen“ seinen mythischen Christus als den symbolischen zu stellen. Die Zeit ist vor der Thüre, wo die deutschen Protestanten über den Fall des Christus der katholischen Evangelien ebenso zusammen jubeln werden, wie sie einst, Luthern an der Spitze, zum Sturze von dessen Statthalter in seinem dießseitigen Reiche, — der katholischen Kirche, sich (wenn auch etwas übereilt) beglückwünscht haben. Die alljährlich wiederkehrenden Reformationsfeste sind Anticipationen ihres nahen Triumphes über den historischen Christus und das Christenthum auf Erden in „ihrer Kirche“.

(Schluß folgt.)

XLVI.

Antikatholische Missionen.

Schon oft ist es gerügt worden, wie sich protestantische Bekehrungssucht so eifrig des Mittels unentgeltlicher Vertheilung von gedruckten Tractätchen religiösen Inhalts bediene, um die Katholiken in ihrem Glauben zu beirren, ihren Gemüthern das in honigsüße Worte eingewickelte Gift des Irrglaubens einzuflößen, und in denselben den antikirchlichen Tendenzen einen bereiten Zugang zu öffnen, um in den ohnehin schon Abgeneigten den Haß gegen das Zerrbild der katholischen Kirche, welches ihnen vorgehalten wird, zu schüren und die Vorurtheile gegen diese zu befestigen. Es ist bekannt, wie früherhin von einer vielbesprochenen pietistischen Anstalt im Bergischen, wie von Hamburg und andern norddeutschen Städten aus, außer den Bibeln, eine zahllose Fluth von Tractätlein über Deutschland sich ergoß. Insbesondere scheinen auch englische Gesellschaften darin sehr thätig zu seyn. Je öfter sich solche Versuche wiederholen, ungeachtet hie und da polizeiliche Einschreitung entgegengetreten ist, desto angemessener scheint es, hin und wieder auf dieses Treiben aufmerksam zu machen und davor zu warnen. Es ist daher lobenswerth, daß ein in Westphalen und Rheinland vielgelesenes Blatt vor einiger Zeit folgende „Rüge“ aufgenommen hat:

„Mit dem von Cöln nach Arnheim abgehenden Dampfboote Agrippina reisete ich vor Kurzem den Rhein herunter. Auf dem Schiffe be-

fanden sich eine Menge Engländer, Herren und Damen, weniger Deutsche, im Vordertheil desselben aber viele Arbeitsleute aus dem Bergischen und den Rheingegenden. Einige Stunden unterhalb Düsseldorf wurde es zwischen den Engländern sehr rührig und es machte sich besonders ein langer, magerer Mann unter ihnen merkbar, angeblich ein englischer Geistlicher. Er ging auf dem ganzen Schiffe umher, ohne Zweifel, um zu forschen, ob die Schiffsgesellschaft seinen Wünschen entspreche, oder ob die Anwesenheit gewisser Personen ihm die Ausführung seines Vorhabens verbiete. Da er so etwas nicht bemerkte, zog er ein großes Paket Drucksachen aus seiner Tasche und fing an, bogenstarke Tractätchen in englischer, französischer, holländischer und deutscher Sprache an die Umstehenden überall zu vertheilen. Wer die Sprache, worin das Heftchen geschrieben war, nicht verstand, erbat sich ein anderes, und — überall standen und saßen Leute und lasen. Ich bekam eins in holländischer Sprache, und als ich darauf mit Jemanden von der Gesellschaft ein englisches durchlas, überzeugte ich mich bald, daß alle gleichen Inhalts waren. Sie führten nämlich einen anziehenden religiösen Titel, z. B. Christus, unser Fürsprecher bei dem Vater! u. dgl., und enthielten dann nach einer kurzen Einleitung eine Fluth von Schmähungen über die Irrthümer der katholischen Kirche. Der Zweck solches schändlichen Treibens liegt gar zu offen am Tage, als daß es nöthig wäre, noch ein Wort darüber zu verlieren, aber wohl fühlte sich der Einsender verpflichtet, die Herren Pfarrgeistlichen in Westphalen und Rheinland darauf aufmerksam zu machen, damit sie ihre Pfarrgenossen vor solchem Unfuge warnen möchten".

Wir stimmen dieser Warnung vollkommen bei, und müßen ihr eine viel weitere Ausdehnung geben. Unablässig sucht eine thätige Mission von Druckschriften, in allerlei Gestalt, in Tractätchen, in Romanen, in Kalendern und Tagblättern dem Aufkeimen einer kirchlichen Gesinnung entgegenzuwirken, unter dem Scheine der Duldung die Gleichgültigkeit in Glaubenssachen zu predigen, unter dem Namen fanatischer Aufregung die Glaubens-Kraft und Freudigkeit zu verdächtigen, mit der sich doch die wahre Liebe, die nicht Schwachheit ist, so wohl vereinigt, unter verführerischer Vorspiegelung vernünftiger Freiheit die Unterwerfung unter die höhere Autorität der Kirche, wodurch der Mensch erst wahrhaft frei wird, die Kindschaft Gottes, als Knechtschaft darzustellen, wie sie auch in weltlichen Dingen oft der weltlichen Obrigkeit sich freventlich überhebt, unter dem heuchlerischen Gewande allgemeiner christlicher Liebe den Haß zu nähren gegen die allgemeine Kirche, die auf den Felsen Petri gefestet ist. — Darum mögen die, welche das wahre Brod des Lebens brechen, nicht ermüden, dem Volke das Brod der wahren Lehre zu reichen, und es zu warnen vor dem vergifteten, das dem natürlichen Menschen leicht süßer schmeckt.

XLVII.

Nachtrag dem Artikel „katholische Zustände Badens“.

(Siehe Heft VII. Seite 428.)

Hochwürdiges Erzbischöfliches Ordinariat Freiburg.

Rückäußerung des unterfertigten Cop. ad St. Mart. E. Müller gegen dessen Anschuldigung die Protestanten in Predigten zu verunglimpfen und zu schmähen.

In Folge des Beschlusses Eines Hochw. Erzbischöfl. Ordinariats vom 4. d. M. Nro. 650 wird der Unterfertigte durch sein Hochw. Stadtpfarramt „auf das Ernstlichste gegen jedes Polemisiren gewarnt“, und erhält in Abschrift eine Anklage vom Hochgräfl. Ministerium d. J. K. K. d. 21. Jänner 1842 Nro. 1096 „über das Bestreben — in Predigten die Protestanten zu verunglimpfen — öffentlich zu schmähen — und die Katholiken gegen sie aufzuregen“.

Da der Unterfertigte sich seit seiner Priesterweihe in aller Stille und Zurückgezogenheit ausschließlich seinem Berufe widmete, ohne den wandelnden Zeitereignissen weder besondere Aufmerksamkeit noch Antheil zu schenken, so mußten demselben die obige Beschuldigung sowohl, als die darauffolgende Verwarnung auf's höchste befremden und überraschen.

Nach Wissen und Gewissen und auf Priesterwort giebt der Unterfertigte seine Erklärung dahin ab: 1) Er entweihte weder die katholische Kanzel, noch überhaupt auch nicht einmal seinen Mund als öffentlicher Lehrer der Religion mit einem Ausdrucke und Worte, welches die evangelische Confession und deren Urheber und Mitglieder bezeichnet. 2) Den Inhalt der Religionsvorträge des Unterfertigten machten überhaupt jederzeit Thesen und Antithesen aus der katholischen Dogmatik und Moral mit Belegen aus dem Leben, und mit Anwendung und Hinweisung auf die Verhältnisse der Zuhörer. 3) Die besondere Quelle, aus welcher der Unterfertigte den Inhalt seiner Religionslehre schöpfte und schöpft, sind das Officium der Kirche, nebst den Schriften unserer Kirchenväter und Kirchenlehrer, deren Lesung der Unterfertigte die meiste von der Pastoration ihm noch erübrigende Zeit, und mit besonderer Vorliebe, widmet, in welchen bekanntlich noch keine Verunglimpfungen, noch Schmähungen, noch der Geist der Unduldsamkeit gegen die Bekenner der protestantischen Confession im Großherzogthum Baden statt finden können. 4) Der Unterfertigte predigte sonach über Tugend und Laster, über gute und schlechte Christen überhaupt, ohne je eine Confession auch nur im Entferntesten in Augen zu haben, da er in seiner eigenen Heerde immer überaus viele und große Arbeit im Vorrath hatte, und noch lange nicht ausgearbeitet haben wird. 5) Da wir also viele böse Christen in unserer katholischen Kirche ha-

ben, d. h. verführte und inspirirte von jenem „Geist, der stets verneint", so wird bei gegenwärtig vieler Arbeit und verhältnißmäßig wenig Aushilfe der Eifer, wo er vorhanden, viel in Anspruch genommen werden; den Tadel der Uebertreibung könnte er aber nur dann erhalten, wenn die katholische Kirche nach §. 6, 7 ꝛc. der Kirchengeschichte des Katechismus für die evangelisch-protestantische Kirche des Großherzogthums Baden vom Jahre 1836 a priori ein Institut des Abskukalism, des Aberglaubens, des Betrugs und der Mißbräuche ist, was der Unterfertigte nicht zugeben kann noch darf. 6) Sollte bei solcher Verunglimpfung und Schmähung der katholischen Kirche, ihres Oberhauptes, ihrer Einrichtungen und ihrer Fundamental-Lehren, wie dieß nach dem oben citirten Katechismus in unsern badisch-protestantischen Volksschulen schon lange gelehrt wird, und von Obrigkeits wegen gelehrt werden muß, — sollte dagegen dem katholischen Priester im Großherzogthum Baden auch nur die Apologie seiner Kirche, ihrer Lehren und Einrichtungen schon als Polemik und Friedensstörung erklärt und zu einem Verbrechen gemacht werden, dessen Denuntiation ihn ipso facto seiner Stelle und wohl auch seiner bürgerlichen Ehre beraubt, so würde man dadurch geradezu verlangen, daß er nicht mehr Diener seiner katholischen Kirche, sondern ein schläfriger, bequemer und feiger Miethling seye. 7) Bei der gegenwärtigen, theilweise großen Geneigtheit zur Lostrennung und Abwendung von der Kirche in Glauben und Sitte durch langjährige ungünstige Zeitverhältnisse und jüngst vorhergegangenen, flachen, lauen Religionsunterricht, worin der sinnliche Mensch seine Beruhigung fand, — wird es den heutigen Religionslehrer heilige Pflicht, ohne Rücksicht und Anspielung auf Confessionen, sämmtliche Glaubenslehren in ihrer Tiefe und Größe, in allen ihren Beziehungen für den Menschen und Christen darzulegen. Dadurch erzielt er der Kirche und dem Staate glaubensvolle und gewissenhafte Glieder, wofür beide nur dankbar seyn können. Wozu wäre denn sonst wohl unser Predigen? als, den Glauben zu stärken, das Gewissen zu schärfen! Dieß hat der Unterfertigte gethan nach Kräften, Verunglimpfungen und Schmähungen gegen Protestanten sind nie aus dessen Mund gekommen, eine solche nutzlose, schädliche, unchristliche und unkirchliche Feindschaft oder Gehässigkeit ist demselben seinerseits durchaus fremd, und die hierüber gegen ihn vorgebrachten Anschuldigungen muß derselbe als völlige Unwahrheiten gänzlich von sich weisen.

Hiemit glaubt der Unterfertigte das auf ihn gesetzte Vertrauen seiner geistlichen Obern gerechtfertigt zu haben.

Eines Hochw. Erzbischöfl. Ordinariats

Freiburg den 22. Febr. 1842.

gehorsamster Eduard Müller, Cop. ad St. Martin.

LXVIII.

Die deutsche Philosophie in Frankreich und die preußische Staatszeitung.

Der nachfolgende Artikel der preußischen Staatszeitung ist in mehrfachem Betracht so merkwürdig, daß wir uns die Freiheit nehmen müssen, ihn zum Gegenstande einiger bescheidenen Bemerkungen zu machen.

„Der Eifer, mit welchem die Geistlichkeit die Lehrer der Philosophie an den französischen Universitäten zu verfolgen anfängt, hat in der letzten Zeit einen so gehässigen Charakter angenommen, daß nicht nur die unabhängigen Journale, sondern auch die Organe der Regierung selbst sich veranlaßt gesehen haben, für ihre bedrohten Institute in die Schranken zu treten. Dadurch haben sich zwei Punkte besonders herausgestellt, einmal das gegenwärtige Verhältniß der Regierung zur Geistlichkeit des Landes überhaupt, und dann der Werth, den sie auf das Lehren der Philosophie, als ein Mittel zur höheren Erziehung der akademischen Jugend legt. Letzteres verdient um so mehr der Erwähnung, als es sich hier vornehmlich wieder um die Verbreitung deutscher Tendenzen handelt, deren Existenz eben dadurch, daß ihnen von ihren Gegnern, als vermeintlich schlechten, entgegen gearbeitet wird, bewiesen ist“.

„Herr Clausel von Montals, Bischof von Chartres, welcher in seinem letzten, von mehreren Journalen veröffentlichten Briefe das Anathem über die sämmtliche Philosophie, als „„die größte Plage, die in unserer Zeit über Frankreich gekommen,„„ ausspricht, nennt nämlich ausdrücklich die deutsche

Philosophie die Wurzel jenes Uebels, und bezeichnet namentlich die drei akademischen Lehrer, welche diese neue Wissenschaft in die hohen Schulen Frankreichs eingeführt: „„Hier tritt Alles in den Hintergrund vor dem Einfluß ihrer Systeme, die auf fremdem Boden, und vornehmlich in Deutschland ihre Entstehung haben““, und die, nach des Bischofs Meinung, über Frankreich ein größeres Leid bringen werden, als es selbst jene Philosophie vermochte, welche die alles zerstörende große Revolution zu ihrer nothwendigen Folge hatte“.

„Glücklicherweise ist die Regierung gerade in diesem letzteren Punkte der entgegengesetzten Ansicht; denn weit entfernt, in ihr ein Werkzeug der Zerstörung zu sehen, wie dies die Mission der Philosophie der Voltaire'schen Epoche war, erkannte sie früh in der neueren Philosophie ein Mittel des Aufbauens und der einzig wahrhaften, allmähligen Reform, ein Mittel der Erziehung der zur wissenschaftlichen Bildung fähigen Jugend. Darum pflegte sie diese Lehre auf ihren Schulen und förderte die Lehrer, die sich in derselben auszeichneten. Sie erhob selbst denjenigen Lehrer, der sich am meisten um die Wissenschaft in Frankreich verdient machte, zum Minister, und ehrte ihn mit der Würde der Pairie“.

„Wiewohl die Regierung eines katholischen Landes und von einer Geistlichkeit, welche noch eben unter der Restauration eine unbegränzte, in alle Zweige eingreifende Macht besaß, angefeindet, wagte sie, was vor ihr noch keine Regierung gewagt hatte: sie folgte, was Philosophie und Unterricht überhaupt betraf, dem Muster eines rein protestantischen Landes, dem Muster desjenigen deutschen Staates, der, durch den Standpunkt hoher wissenschaftlicher Bildung, ihr der höchste schien; und wie dieser, in der Zeit der großen Bedrängniß, der aus den übrigen deutschen Staaten ausgetriebenen Philosophie, in der Person Fichte's, Schutz und Pflege verlieh, so schützt jetzt in Frankreich die Regierung diese Wissenschaft dadurch, daß sie den Lehrern derselben von den hohen Schulen zu Paris, Straßburg, Toulouse und Lyon ihren offenen Beistand bie-

tet, und für dieselben den Kampf mit einem mächtigen Feinde, der französischen Geistlichkeit, aufzunehmen wagt“.

„Dies Ereigniß hat eine gewisse Bedeutung: es weist auf das Bestreben der Regierung hin, sich und der Geistlichkeit strenge Gränzen in der Ausübung ihrer beiderseitigen Funktionen zu setzen: sie will das Werk der Volks-Erziehung in soweit mit ihr theilen, daß sie ihr die religiöse und moralische Erziehung der Jugend ungeschmälert anvertraut; sie will sich aber selbst die vollkommenste Unabhängigkeit bewahren, in Betreff der geistigen Mittel, die ihr zur höheren wissenschaftlichen Bildung der studirenden Jugend geeignet scheinen“.

„Der Beifall aber, mit dem die jetzt von der Geistlichkeit verfolgten akademischen Lehrer die Philosophie lehrten, der sich immer mehr in der studirenden Jugend entfaltende Sinn für dieselbe, rechtfertigte einigermaaßen die Erwartung von dem sittlichen Einfluß, den die Wissenschaft auszuüben berufen ist. Dies mag auch vielleicht nicht unwesentlich beigetragen haben, immer wieder auf den für Frankreich so heilsamen Einfluß hinzudeuten, welchen sich gerade die ersten Staatsmänner von einer engen Verbindung mit Deutschland versprachen, das man unbedingt als die Muttererde und die Pflegerin jener hohen Wissenschaft ohne Neid und Rivalität anerkennt. Denn wenn die Franzosen, in Folge der von der Politik des Kabinets vom 1. März hervorgerufenen Stimmung, in keinen Stücken den Deutschen den Vorrang über sich einräumen wollen, so sind gerade die hervorragendsten französischen Lehrer der Philosophie bescheiden genug, den beiden Heroen der deutschen Philosophie, Hegel und Schelling, auf dem Wege zur Wahrheit mit Andacht und Verehrung nachzufolgen“.

„Es darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß von Seiten eines Theils der Opposition der Regierung der Vorwurf gemacht worden ist, daß sie sich bisher in ihren Maaßregeln gegen die wachsenden Ansprüche der Geistlichkeit zu schwach bewiesen. Daher hört man dann und wann von Unverständigen die Aeußerung, der Hof wie die Regierung gerathen allmäh-

35*

lig auf die nämlichen Abwege, auf denen die Geistlichkeit unter der Restauration zur unglaublichsten politischen Macht gelangt sey. Einmal aber widerlegt der offene Beistand, den die Regierung jenen wegen ihrer Wissenschaft verfolgten Lehrern gibt, durch die Thatsache jene Behauptung; dann aber erkennen diejenigen, welchen eine tiefere Einsicht gegeben, in der rücksichts- und schonungsvollen Behandlung, die die Regierung gegen die Geistlichkeit an den Tag legt, ein weises Verfahren, das einen sittlichen Grund hat. Denn für eine französische Regierung gibt es nichts Leichteres, als das Ansehen der Geistlichkeit, ihre, auf die Gemüther der Nation wirkende Gewalt in kurzem vollkommen zu vernichten. Sie braucht nur ein wenig den Boden zu lüften, unter welchem sie jene dem Clerus so unheilvollen revolutionären Ideen allmählig zur Ruhe gebracht, die in Frankreich so fürchterlich in der Religion aufgeräumt und, wie man zu sagen pflegt, das Kind mit dem Bade ausgeschüttet haben".

„Wie groß daher auch immer die Ansprüche waren, welche die französische Geistlichkeit von neuem erhob, die Regierung gab so viel wie möglich nach und behandelte sie mit der größten Schonung; denn sie wollte das Ansehen derselben in der Nation aufrecht erhalten. Sie sah in ihr die Träger der Religion des Staats, die Lehrer, denen die Erweckung und Wacherhaltung des religiösen Lebens der Nation anvertraut, und darum wollte sie durch die Aufrechthaltung der Würde dieses Standes der Nation beweisen, wie hoch, wie bedeutungsvoll sie die Mission desselben halte, ein Benehmen, das, wenn erst der Sinn davon in die Nation übergegangen, allein geeignet ist, der Geistlichkeit diejenige Stellung im Staate von neuem zu sichern, die ihr von Gottes und Rechts wegen zukommt, und welche sie dadurch, daß sie gegen die wissenschaftlichen, von der Regierung beschützten Institute ankämpft, selbst am meisten compromittirt".

Wenn die Staatszeitung mit gebührender Bewunderung der Intelligenz, aus deren Boden sie selbst all abendlich her-

vorwächst, Preußen als den Staat der Philosophie, und die neuere deutsche Philosophie als die eigentliche geistige und moralische Basis Preußens anerkennt, so wird kein billiger, der Verhältnisse kundiger Leser ihr darin zu widersprechen im Stande seyn. Beide, die neuere deutsche Philosophie und jene merkwürdige Geistesrichtung, welche der deutsche Sprachgebrauch als Preußenthum zu bezeichnen pflegt, setzen sich gegenseitig voraus, ergänzen sich einander, ja sie sind in mancher Hinsicht so völlig identisch, daß man, ohne Prophetengabe, ihnen für eine nicht gar ferne Zukunft ziemlich dieselbe Nativität stellen kann. — Wenn also die Staatszeitung nichts weiter als dieß behauptete, so wäre zwischen uns und ihr kein Streit, wir würden aus vollem Herzen einstimmend, mit ihr Chorus machen, und könnten höchstens, von unserm völlig unpartheiischen Standpunkte aus, die Wahlverwandtschaft Preußen's mit der neuen deutschen Philosophie bezeugen und selbige illustriren helfen, wobei dann nur noch das Problem zu lösen bliebe, woher sich die in allerneuester Zeit plötzlich sichtbar gewordene, wirkliche oder scheinbare, momentane Spannung zwischen diesen beiden Mächten schreibt?

Allein die Verfechterin der Staatsintelligenz von Preußen geht weit über den Punkt hinaus, bis zu welchem wir, wie eben bemerkt, ein Herz und eine Seele mit ihr sind. Sie geht zu rasch über mancherlei Schwierigkeiten weg, und läßt unterschiedliche Fragen unberührt an der Seite liegen, die wir so gerne von ihrem Tiefsinne, und aus der Fülle ihrer speculativen Anschauungen heraus, beantwortet gesehen hätten. —

Zuvörderst rühmt sie das französische Ministerium, daß es, weit entfernt, in der neuen deutschen Philosophie ein Werkzeug der Zerstörung zu fürchten, in ihr „ein Mittel des Aufbauens und der einzig wahrhaften, allmähligen Reform, ein Mittel der Erziehung der zur wissenschaftlichen Bildung fähigen Jugend“ erkannt habe. — Wir würden die staats-

philosophische Zeitung beleidigen, wenn wir bei ihr eine absichtliche auf Täuschung des großen Haufens berechnete Oberflächlichkeit voraussetzen wollten; das sey ferne von uns! Eben so wenig darf eine wirkliche ehrliche Unwissenheit eines so wichtigen Organs auch nur als möglich angenommen werden. Die Staatszeitung weiß, — denn ihr Standpunkt, wird ja zuverläßig auch der „der hohen wissenschaftlichen Bildung“ seyn, den sie dem Musterstaate vindizirt, — sie weiß ohne Zweifel, in welchem Kampfe um Seyn oder Nichtseyn die verschiedenen, einander entgegen laufenden Strömungen der neuern deutschen Philosophie in diesem Augenblicke begriffen sind. Und wüßte sie es nicht, ein Blick in die deutschen Jahrbücher würde ihr den wahren Stand der Sache berichten. — Die „einzig wahrhafte Reform“ der deutschen Wissenschaft, wird freilich zum hundertsten Male auch heute wieder in Deutschland versucht, unglücklicherweise aber, grade in diesem Augenblicke von ganz entgegengesetzten Seiten her, und es wäre ein Abläugnen einer weltkundigen Thatsache, wollte die Staatszeitung in Abrede stellen, daß diese verschiedenen Schulen Anklagen auf Leben und Tod gegen einander schleudern, deren jede, wäre sie bewiesen, überflüßig hinreichen würde, dem Gegner jedes Recht auf Duldung und freie Stätte für immer zu entziehen, ein Gesuch das bekanntlich jeder dieser Schulen einer neu entdeckten Weltweisheit in Bezug auf Alle stellt, die nicht zu ihrer Fahne schwören, während nicht minder jede, mit alleiniger Ausnahme dieser ihrer Gegner, die Freiheit des Geistes für Alle als das große Palladium der deutschen Wissenschaft preist. Wäre die Philosophie der Staatszeitung so fremd in Israel, daß sie wirklich nicht wüßte, mit wie gutem Erfolg gerade heute von Berlin aus der hegelischen Schule genau dieselben Vorwürfe gemacht, dieselben Anforderungen an die Regierung gestellt werden, welche es an der französischen Geistlichkeit mit bitterm Hohne rügt? Auch Schelling ist aus keinem andern Grunde nach Berlin berufen, als um der hegel'schen Schule die Spitze zu bieten, in welcher

die Regierung, die ihn gerufen, dießmal in wunderbarer Uebereinstimmung mit der katholischen Geistlichkeit Frankreich's, ebenfalls ein hochgefährliches „Werkzeug der Zerstörung“ erblickt.

Erwägt man diese einfache, notorische Lage der Dinge, so fühlt man die ganze Lächerlichkeit der Behauptung: „daß gerade die hervorragendsten, französischen Lehrer der Philosophie bescheiden genug seyen, den beiden Heroen der deutschen Philosophie, Hegel und Schelling, auf dem Wege zur Wahrheit mit Andacht und Verehrung nachzufolgen“. In der That könnte die bodenlose Verwirrung einiger seichten Ideologen in Frankreich, die sich zu Schleppträgern des deutschen Pantheismus hergegeben haben, nicht schonungsloser gezüchtigt werden, als durch diese Bemerkung der gründlichen Staatszeitung. — Daß Hegel und Schelling deutsche Philosophen von Ruf und Namen sind, weiß in Deutschland und Frankreich freilich jeder Ladendiener. Daß es aber den hervorragendsten französischen Lehrern der Philosophie gelungen sey, gleichzeitig beiden, in grimmiger Fehde begriffenen, sich feindselig scheidenden Richtungen, mit „Andacht und Verehrung“ nachzufolgen, kann nur ein bitterer Sarkasmus der Staatszeitung seyn, von dem bedauert werden muß, daß viele seiner Leser es als baaren Ernst und mithin als offenkundige Albernheit nehmen werden.

In der That könnte nur die allerroheste, völlig außerhalb der Sache stehende Unkunde, die neuere deutsche Philosophie in Bausch und Bogen als Einheit nehmen, und ihr ohne zwischen den Einzelnen, im Kampfe begriffenen, sich gegenseitig zerstörenden Tendenzen zu unterscheiden, das Prädikat beilegen: daß sie ein Mittel des Aufbauens sey. Ist die Staatszeitung wirklich kühn genug: Feuerbach und Strauß und Bauer und die sonstigen, frischesten Blüthen der neuern deutschen Philosophie als Werkzeuge dieser Erbauung gelten zu lassen. Und wenn nicht, von wem geht sonst die „einzig

wahrhafte allmählige Reform" aus? — Warum hat die Staatszeitung es verschmäht, die Welt darüber aufzuklären, welche der neuern Schulen diese „einzige Wahrheit" besitze, welcher nunmehr der Staat die Erziehung der zur wissenschaftlichen Bildung fähigen Jugend mit sanfter Gewalt ans Herz zu legen berufen sey?

Aber vielleicht wollte die Staatszeitung nur so viel behaupten: daß aus diesem Kampfe widerstrebender Elemente nothwendig die Wahrheit hervorgehen werde, daß also jede weltliche Regierung sich jedweder Einmischung enthaltend, die Bewegung der Geister sich selbst überlassen müsse.

Wir würden mit wahrer Freude diese günstige Annahme gelten lassen, wenn sie nicht mit den klaren Worten der Staatszeitung in auffallendem Widerspruche stände. Sie will die Licenz der Lehre, aber sie will zugleich die Omnipotenz des absoluten Staats; sie will die Freiheit der Bewegung, im Angriff des Pantheismus gegen den überlieferten Glauben; aber die Nothwehr der Kirche ist ihr ein beinahe an Hochverrath streifender Gräuel. —

Die Regierung des katholischen Frankreichs wird gerade deswegen gelobt, daß sie dem Pantheismus Schutz zu gewähren, selbst den Kampf mit der Geistlichkeit nicht scheut; daß sie der Nation also im Kampfe mit der Religion der Mehrheit der Franzosen, jenes im wüsten Streite mit sich selbst begriffene Etwas von Staatswegen aufdringen will, welches die preußische Staatszeitung, durch den vagen Gattungsnamen der neuen deutschen Philosophie, zur Würde einer concreten Einheit zu erheben sich bemüht. — Daß eben dieser Pantheismus in Frankreich sofort, in Form und Inhalt, auf das Gebiet der praktischen Politik hinübergriff, und namentlich in Straßburg und Toulouse, in den wildesten Socialismus umschlug, was kümmern solche Nebenumstände das Blatt in der schönen Wärme seines Eifers? Es ist ihm an und für sich, und von allem Inhalte der Lehre abgesehen, des höchsten Ruhmes würdig, daß die Regierung (richtiger: das jetzige Ministerium) in Frankreich „diese

Wissenschaft" dadurch schützt, „daß sie den Lehrern derselben von den hohen Schulen zu Paris, Straßburg Toulouse, Lyon ihren offenen Beistand bietet, und für dieselben den Kampf mit einem mächtigen Feinde der französischen Geistlichkeit wagt". Wir sind nicht so unbillig, die Consequenz des Gedankenganges zu verkennen. Nur der könnte sich über diese Anschauungsweise der Staatszeitung wundern, der vergessen hätte, daß dieß dasselbe Blatt ist, welches den rohen Straßenaufstand in Tilffs mit freudigem Zuruf begrüßte, weil er gegen katholische Missionäre gerichtet war. Heute wird der Emeute der Gesinnung auf dem Felde der Doctrin die Accolade ertheilt, weil sie gegen denselben gemeinschaftlichen Feind gilt. Was anzuerkennen ist, muß auch an der Staatszeitung anerkannt werden: sie hat nur die damaligen Formen geändert, der Kern ihrer Gesinnung ist derselbe geblieben, und wo es einen Kampf gegen den „mächtigen Feind" der katholischen Kirche gilt, ist es im voraus entschieden, auf welcher Seite jenes merkwürdige Organ stehen werde, unbekümmert, wer seine Bundesgenossen seyen, und sorglos, unter welchem Banner es fechte.

Bei dieser eigenthümlichen Neigung, welche sich hier Kund giebt, kann es aber freilich nicht fehlen: daß die Staatszeitung zuweilen mit einheimischen Verhältnissen in seltsame Conflicte und Widersprüche geräth. — Preußen wird (seltsamerweise in demselben Augenblicke, wo die Jagd auf die jungen Hegeliten aufgegangen ist!) gerühmt, daß es dem auf Atheismus angeklagten, aus Jena vertriebenen Fichte einen Lehrstuhl in Berlin erbaut habe. — Sehr wahr! Aber zwanzig Jahre später wurden, älterer Beispiele zu geschweigen! die Fichtianer, weil sie die Lehre des Meisters in Saft und Blut verwandelt, als Demagogen truppweise auf die Festung geliefert, und Hegel ward berufen, um durch das Wort von der absoluten Staatsvernunft, die in Preußen Fleisch geworden sey, die Geister zu bändigen. Damals war seine Lehre „das Mittel des Aufbauens und der einzig

wahrhaften allmähligen Reform". Wer widersprach, war als wissenschaftlich geächtet, der Anstellung und Beförderung im akademischen Lehrfache unfähig. — Wiederum seit zwei Jahren ist die Reihe der Verfolgung, immer im Namen der wissenschaftlichen Freiheit und des Fortschrittes an seine Schüler gekommen, und in demselben Augenblicke, wo die preußische Staatszeitung der französischen Geistlichkeit mit wahrer Salbung die Würde und Bedeutung der Geistesfreiheit auslegt, welche in dem „Muster eines protestantischen Landes" herrsche, berichten die Zeitungen, daß der Hegelianer Bruno Bauer in Bonn des Rechts Vorlesungen zu halten beraubt, und daß die Leipziger Stadtcensur (von welcher Seite her? ist unschwer zu errathen) veranlaßt sey, die hegelisch-deutschen Jahrbücher zu knebeln. Wir loben diese Schritte nicht, noch tadeln wir sie. Wir sprechen ein bloßes Factum aus. Aber Angesichts desselben fragen wir, was von einer Polemik gegen die katholische Geistlichkeit zu halten sey, die in eben diesem Augenblicke von ihrem katholischen Standpunkte aus die französische Regierung auffordert: der deutschen Philosophie zu thun, wie ihr derjenige deutsche Staat gethan, den die preußische Staatszeitung mit ehrender Bescheidenheit, kraft seines Standpunktes „hoher wissenschaftlicher Bildung" als deutschen Musterstaat proclamirt. Das Beispiel war nicht glücklich gewählt. Die Staatszeitung hätte daran denken sollen. Oder wollte sie vielleicht dem Musterstaate selbst in diesen geschwinden Zeiten eine Lehre geben?

Der geneigte Leser wird es uns auf's Wort glauben, daß wir bei der uns durch die Umstände gewordenen Aufgabe: die Weisheit und die Aufrichtigkeit der preußischen Staatszeitung in das rechte Licht zu setzen, nur mit der äußersten Anstrengung eines Gefühles Herr geworden sind, wie physische und moralische Fäulniß es in jedem gesunden Körper hervorzurufen pflegt. Wir sind froh, uns dieses peinigenden Geschäfts entledigt zu haben, und wollen zum Schluße nur noch eine

Frankreich und dessen Clerus betreffende Erwägung hinzufügen.

Es ist ein unläugbares Factum, daß der deutsche Pantheismus, mit welchem die bessern Elemente in Preußen selbst in einem, zur Stunde noch unentschiedenen, wirren Kampfe begriffen sind, heute auf eine, den Glauben des Volkes wie die Gesinnung der höhern Klassen, verpestende Weise nach Frankreich hinübergreift. Eben so unläugbar ist die Thatsache, daß einzelne Mitglieder des französischen Ministeriums verblendet genug sind, die Brunnenvergiftung in's Große treibend, verwirrten Subjecten, welche sich in dieser Richtung hervorthun, Lehrstühle der Philosophie an der, zur Schande von Frankreich noch immer bestehenden, napoleonischen Universität anzuvertrauen.

Allein eben so gewiß ist es auf der andern Seite, daß diesem Uebel nicht durch bloße Verbote, sondern nur auf wissenschaftlichem Wege abgeholfen, daß hier wie überall die Lüge nur durch die Wahrheit überwunden werden kann. Die katholische Wissenschaft in Frankreich darf sich, wie heute die Lage der Dinge in Europa ist, hinter der, allerdings nöthigen und unerläßlichen, negativen Brustwehr kirchlicher oder weltlicher Verbote nicht für sicher halten, sondern sie muß sich auf die Sache einlaßend, den Feind der Wahrheit, auf eine der heutigen Zeit entsprechende, wahrhaft genügende Weise, wissenschaftlich vernichten.

Diese nicht bloß nützliche, sondern unumgänglich nothwendige Geistesarbeit hervorzurufen, zu welcher Frankreich, wenn uns nicht alles täuscht, manche Talente schon heute besitzt, und andere in der nächsten Zukunft sich heranbilden sehen wird, hat Gott die Verblendung des Ministeriums zugelassen, welches den deutschen Pantheismus nach Frankreich verpflanzt, damit er sich dort, unbehindert durch die deutschen Hemmnisse der Censur und literarischen Polizei, frei

entwickele und sich offen vor aller Welt zeigen könne wie er ist. Seinerseits aber soll der neuere Philosophismus, indem er sich aus dem deutschen ins französische Idiom umzusetzen genöthigt wird, die heuchlerische Maske einer barbarischen, seine Blöße trefflich deckenden Kunstsprache ablegen, und sich ohne Hülle und Mantel in seiner ganzen Nacktheit zeigen, damit ihm sein lang und wohl verdientes Recht widerfahre. —

Dieß ist der Sinn der Bewegung, die sich heute in Frankreich begiebt, — einer Bewegung, die trotz der preußischen Staatszeitung und ihrer Geistesverwandten, wiederum nur zur Ehre der katholischen Wahrheit ausschlagen wird.

Eine ganz andere Frage ist es: ob die Anforderungen zu billigen seyen, welche ein Theil des französischen Clerus an die Regierung zu machen scheint, und ob diese in der rechten Form und Weise gemacht werden?

Daß es ein empörendes Unrecht sey, wenn die Regierung die studirende Jugend in ihre, von dem Pesthauche gottesläugnerischen Lehren erfüllten Staatsanstalten zwingt, bedarf des Beweises nicht. — Daß der Episcopat das Recht und die heilige Pflicht habe, Abhülfe dieser schreienden Unbill zu verlangen, ist eben so gewiß. Allein über die Wege, welche zu diesem Ziele führen, sind verschiedene Ansichten möglich.

Es lassen sich zwei Systeme denken, durch welche das katholische Frankreich sich gegen die, eingeschleppte Seuche einer schlechten und antikatholischen Lehre schützen kann.

Nach dem einen muß die Regierung genöthigt werden, streng über die Doctrin der anzustellenden Lehrer der Philosophie zu wachen, und die Lehrstühle nur mit solchen Professoren zu besetzen, deren wissenschaftliche Ueberzeugung und Ausbildung mit der Religion der Mehrheit der Franzosen übereinstimmt.

Das andere System bezweckt die Sprengung des widersinnigen und tyrannischen Monopols der Universität, und die Einwirkung der Freiheit für die katholische Mehrheit der Franzosen, solche Unterrichtsanstalten zu schaffen, in welchen ihre Kinder vor dem Despotismus der schlechten Doctrinen sicher sind.

Das erste dieser Systeme gehört dem vorigen Jahrhundert an, das letzte der Gegenwart. — Jenes setzt die Staatsomnipotenz auf dem Gebiete der Wissenschaft und Lehre, dieses die Lehrfreiheit voraus, jenes vertraut auf die Macht des weltlichen Gesetzes und der Staatspolizei, dieses auf die Gewalt der Wahrheit. Jenes hat die preußische Staatszeitung für sich, dieses die Stimme aller Erleuchteten des Jahrhunderts. — Wir glauben nicht, daß in Frankreich unter solchen Umständen die Wahl zwischen dem einen und dem andern lange schwanken könne. — Ein Mittel: den Sieg der Vernunft und der Wahrheit zu beschleunigen, dürfte es aber seyn, wenn das jetzige französische Ministerium sich den billigen Wünschen der Katholiken verschließend, in seiner Verblendung jene Wege wandeln sollte, welche ihm von den Feinden der Kirche diesseits des Rheines freundnachbarlich angerathen werden.

XLIX.

Leben und Schule.

I.

Die Religion ist das Gewürz, durch welches die Wissenschaft vor dem Verderben gesichert wird; beide sollten auf ewig mit einander verbunden seyn. — Sie haben sich getrennt und in demselben Verhältniß, in welchem diese Scheidung allmählig vor sich ging, kam die Wissenschaft immer mehr von Gott los, und eine Fluth verderblicher, weil jenes himmlischen Gewürzes beraubter Lehren wurde sofort über das Menschengeschlecht ausgegossen. Die Erziehung war das Mittel, diese heillose Fluth von Geschlecht zu Geschlecht fortzuleiten.

Wenn heute von den Ursachen die Rede ist, die den Verfall der christlichen Erziehung herbeigeführt haben, so pflegt man noch häufig die französische Revolution, die Pseudophilosophie des achtzehnten Jahrhunderts und die Aufhebung des Jesuitenordens als die bedeutendsten zu nennen. In einem sehr liberalen und weit verbreiteten Blatte konnte man vor nicht langer Zeit die Behauptung lesen, daß die Gährung der heftigsten Leidenschaften, die Unruhe und Desorganisation, die sich in Frankreich von Zeit zu Zeit gleich epileptischen Anfällen wiederholen, kein vorübergehendes Uebel, sondern die graduelle und unvermeidliche Entwicklung der Grundsätze sind, die seit fünfzig Jahren der Erziehung der Franzosen zur Richtschnur gedient, d. h. seitdem man bei der Abschaffung des christlichen Gottesdienstes die religiösen Pflichten und die ewigen Lehren der Moral als Vorurtheile ausgeru=

fen hat. Andere gehen um einen Schritt weiter, indem sie nicht sowohl den Ausbruch der Revolution, sondern die derselben unmittelbar vorhergegangene schlechte Doctrin als die Quelle jenes Uebels bezeichnen. Unter diesen erklärte schon der Engländer Dallas: „Wenn es unläugbar ist, daß der Ausbruch der französischen Revolution das Werk der Atheisten und deistischen Philosophen war, so stehe ich keinen Augenblick an zu behaupten, daß die noch immer anhaltende Fortdauer revolutionärer Ideen und Schwingungen nichts als eine Folge unserer Erziehungssysteme ist, nach welchen der Mensch kein anderes Interesse hat, und kein anderes haben kann, als was die Erde und seine irdische Existenz ihm darbieten". Zahlreich ist aber auch eine Klasse von Männern, vorzüglich von Katholiken, welche geneigt ist, unter den Ursachen des in Rede stehenden Verderbens das größte Gewicht auf die Zerstörung jenes berühmten Ordens zu legen, der einst um die Bildung der Jugend das größte Verdienst sich erworben. Zu dieser Klasse scheint selbst der Graf de Maistre zu gehören, indem er die Abnahme der religiösen Erziehung, und das allgemeine Bestreben, die Wissenschaft und die Moral rein menschlich zu machen, hauptsächlich von jenem Ereigniß datirt, und dann mit der starken Stimme, die wir an ihm gewohnt sind, sich also annehmen läßt:" Die Franzosen vor Allen haben den großen Schlag von 1763 geführt; die Wirkung desselben ist bekannt, sie war deutlich, unmittelbar, unbestreitbar gewiß, und dieser Zeitpunkt wird ewig merkwürdig in der Geschichte seyn. Von da ab beginnt jene unselige Generation, die alles das gewollt, gethan, und erlaubt hat, wovon wir Zeugen gewesen".

Man kann und darf nicht läugnen, daß alle diese Momente, zusammen genommen, der öffentlichen Erziehung unabsehbare Nachtheile zugefügt und eine große Verwilderung angerichtet haben. Als primitive oder einzige Ursachen möchten wir aber keineswegs Erscheinungen anerkennen, die, wie Glieder einer Kette zusammenhängend, selbst nur die Folgen

eines viel älteren und tiefer liegenden Grundes sind. Denn die falsche Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts ist nicht wie ein Deus ex machina entstanden, sondern das Resultat einer Denkweise, die lange schon vorangegangen war; die Aufhebung des Jesuitenordens hat nur die letzten Dämme und Hindernisse beseitigt, welche der Ausbreitung neuerer Lehren und Ansichten noch im Wege gestanden, das Ergebniß selbst ist erst durch die gesteigerte Macht derselben Lehren möglich geworden; die Revolution hat nur auf dem politischen Gebiet vollendet, was die Reformation auf dem kirchlichen begonnen. Der wahre Ursprung der neueren antireligiösen Erziehung reicht bis in die Zeit des sechszehnten und fünfzehnten Jahrhunderts hinauf, in welcher die Wissenschaft sich von der Religion zu scheiden anfing; ihr Fortgang wurde in Folge geschichtlicher Umwälzungen befördert: und durch die späteren Systeme und Methoden ist sie zur vollständigeren Ausbildung und allgemeineren Verbreitung gelangt. Hiermit sind zugleich die drei Stadien angegeben, welche die Corruption im Erziehungswesen durchlaufen hat: der Lostrennung der Wissenschaft von Gott folgte die Emancipation der Schule von der Kirche, und dann konnten pädagogische Pfuscher und Sophisten ungescheut ihr Wesen treiben.

Es gibt ungeachtet der vielen historischen Hülfsmittel nur äußerst wenige Menschen, welche in die geistige Stimmung der letzten Hälfte des fünfzehnten und der ersten des sechszehnten Jahrhunderts mit klarem Bewußtseyn sich hineinzudenken im Stande sind. Man bespricht und erwägt wohl den großen, zu jener Zeit stattgefundenen Umschwung der Dinge, allein der psychologische Zustand der Völker und Individuen, auf welchen Ursachen und Wirkungen zu beziehen wären, wird insgemein zu wenig gewürdigt, obgleich ohne Einsicht in denselben die genetische Entwicklung und das wahre Wesen vieler späteren Thatsachen schwer zu begreifen, und zum Theil ganz unverständlich ist. Sogar die folgenreichsten Begebenheiten, in sofern sie auf die Veränderung der Denk- und Ge-

fühlsweise eingewirkt haben, werden oft nur unvollständig in Betracht gezogen. So begreift man unter der sogenannten Wiederherstellung der Wissenschaften, die ohne Zweifel bei jener Veränderung ein Hauptmoment gewesen, häufig nur das Herstellen des Alten, und pflegt dabei vorzüglich an das Wiederauffinden und Verbreiten der griechischen und römischen Classiker zu denken; obgleich in der That auch unendlich viel Neues hinzukam, und namentlich die Naturwissenschaften, die heute einen weltherrschenden Einfluß üben, schon damals einer großen Umgestaltung und Bereicherung entgegen gingen, theilweise auf ganz neuem Grunde auferbaut wurden. (Wir erinnern nur an die Astronomie, deren neuere Systeme in jener Epoche ihre Wurzeln haben, an den reichen Stoff, welchen die weiteren und häufigeren Reisen der Physiographie zuführten, und an die charakteristische Erscheinung, daß die genauere Kenntniß des menschlichen Körperbaues zu jener Zeit erworben, und gleichsam erst geschaffen wurde.) Die Erfindung der Druckerpresse, durch welche auf unberechenbare Weise Gutes und Schlimmes zu vervielfältigen, und schnell in den weitesten Kreisen mitzutheilen möglich wurde, mußte eine Wirkung hervorbringen, von welcher wir uns jetzt kaum eine Vorstellung mehr bilden können. In mehreren Künsten waren die Meister auf einer Stufe der Vollkommenheit angelangt, welche von früheren Zeiten nicht geahnt, von spätern nie wieder erreicht worden ist. Die Kriegführung hatte sich durch den Gebrauch anderer Waffen zu einem ganz neuen Geschäft gestaltet. Die Entdeckung der neuen Welt vermochte für sich allein in dem erstaunten Europa eine Bewegung hervorzurufen, mit welcher die heutige durch die erweiterte Anwendung der Dampfkraft erzeugte, kaum zu vergleichen ist. Die Kunde von den seltsamen Menschen und wunderbaren Naturerzeugnissen, vor Allem aber das Gold, welches dort zu finden war, entzündete die noch frische Phantasie der Nationen zu Unternehmungen, dergleichen seit den Zeiten der Kreuzzüge nicht mehr stattgefunden hatten; und als durch den

kühneren Gebrauch der Boussole allmählig die ungeheuere Ausdehnung jener Erdhälfte enthüllt, auch nach dem alten Indien ein neuer Weg gefunden war, und der schnell gebildete Verkehr fast jedes Jahr neue und kostbare Dinge nach Europa brachte, da konnte es nicht fehlen, daß der Drang nach Abenteuern und eine unersättliche Begier nach Wissen und Schätzen immer stärker und allgemeiner, und vielfach auch die Lebensweisen und ihre Bedürfnisse ganz andere wurden. Alles dieses war geeignet, die Menschen in große Aufregung zu bringen, gleichsam in eine Art von Trunkenheit zu versetzen, die auch im Physischen, besonders in den Krankheiten bemerkbar wird, indem zur selben Zeit die Lustseuche ihren Anfang nimmt, mit furchtbarer Schnelligkeit sich verbreitet, und in den Annalen der Aerzte nicht sowohl die schleichenden Suchten und andauernden Geisteszerrüttungen der späteren Epochen, sondern viel häufiger die heftigen Entzündungen und plötzlichen Rasereien sich aufgezeichnet finden. In dem Maaße aber, wie der Geist dem verlockenden Zuge des Irdischen folgte, und die Hüter des Heiligthumes saumseliger sich verhielten, zum Theil auch wohl selbst von dem Schwindel mit fortgerissen wurden, zogen die himmlischen Mächte sich zur Höhe zurück, die Ehrfurcht vor dem Bestehenden und Ueberlieferten wurde durch die hereinbrechende Fluth des Neuen mächtiger als je erschüttert, das sittliche Verderben gleich dem Aussatz immer weiter verbreitet. Als sodann die Reformation gefolgt, mußte sie um so leichteren Eingang finden, je mehr die Völker schon darauf vorbereitet waren; begierig nach neuen Dingen, des Alten überdrüßig, zu Wagnissen bereit, und lüstern nach dem Gute, in dessen ruhigen Besitz bisher der Clerus und Adel gewesen. Man könnte diesen ganzen Zeitraum mit dem fieberhaften Paroxysmus einer Entwicklungskrankheit vergleichen, welcher zuerst mit erstarrendem Frost angefangen, darauf in unbändige Hitze ausgeschlagen, und zuletzt mit kritischen Entleerungen von Schweiß und Blut geendigt, nicht ohne eine starke Geneigt-

heit zu Recidiven und Verschlimmerungen zu hinterlassen. In solchem Aufruhr vermochte der wankende Glaube die zunehmende Masse des Wissens nicht mehr zu bewältigen, die Eintracht zwischen beiden löste sich mehr und mehr auf, die alten Traditionen schienen zum Theil mit den neuen Entdeckungen in Widerspruch zu stehen, die Scheidung der lange bestandenen Ehe zwischen Religion und Wissenschaft war eingeleitet, und fortan nahm die letztere ihren abgesonderten weltlichen Gang.

In zweierlei Weise aber erfolgte diese Säcularisation der Wissenschaft, je nachdem die Gelehrten entweder von den wiederaufgefundenen Schätzen des Alterthums, oder von dem Reichthum der Gegenwart sich vorzugsweise angezogen und bezaubert fühlten. Aus der ersten früheren Richtung gingen die Humanisten und Philologen, aus der zweiten späteren die Pseudophilosophen und Realisten hervor; diese wie jene, obgleich in ihren Wegen und Endzwecken einander entgegengesetzt, haben sich gemeinsam von den Grundsätzen des Christenthums entfernt, und dadurch auf die Erziehung der Jugend gleich verderblich eingewirkt.

Der ursprüngliche Charakter der Humanisten ist von Friedrich Schlegel als „heidnisch-antiquarische Begeisterung" bezeichnet, in deren Folge sich unmittelbar eine Abweichung von christlicher Denk- und Lebensweise einstellen mußte. Die Begeisterung hat jedoch bald in eine anhaltende Erstarrung sich umgewandelt. Viele dieser Menschen waren im alten Rom und Athen und in der abgestorbenen Götterwelt viel mehr bewandert und einheimisch, als in ihrer eigenen Zeit und im Christenthum; nicht Wenigen gelang es in einem fast unglaublichen Grade, ihre Gedanken und Empfindungen mit denen des allerschlechtesten Heidenthums in Uebereinstimmung zu bringen. Es zeigt sich dies besonders in ihren Schriften und Sitten, obgleich ihnen die Verhältnisse der christlichen Welt noch viele Vorsicht und Zurückhaltung auferlegten. Dem Vorwurfe, daß sie mit griechischer Gelehrsamkeit auch griechische Laster ein-

gesogen, konnten selbst Polizian und Muret nicht entgehen; Bembo machte sich ein Gewissen daraus, ein Wort zu gebrauchen, was nicht im Cicero steht, war aber in seinen Sitten und Meinungen weniger streng; bei Justus Lipsius, der noch einer der frömmsten, zeigte sich lange ein unsicheres Schwanken und Streiten zwischen Heidenthum und Christenthum. Der durchaus heidnische Henricus Stephanus mußte wegen der in seiner Apologie des Herodot enthaltenen Invectiven gegen die christliche Religion aus Paris entfliehen; er wird als eigensinnig, stolz und undankbar geschildert. Welches Gift die von Hochmuth, Haß und Neid geschwellten Federn der beiden Scaliger, eines Salmasius, Schoppius, Daniel, Heinsius, Jacob Gronovius u. s. w. ausgespritzt, und wie sie „in ihrer geist- und herzlosen, aber phrasenreichen Leerheit und Eitelkeit" sich selbst und Andere oft einer nichtswerthen Kleinigkeit wegen aufs äußerste gelästert und angefeindet, ist hinlänglich bekannt, und ohne Ekel nicht wieder zu sagen. Weniger bekannt scheint aber noch immer zu seyn; was neuerlich ganz richtig behauptet und erhärtet worden: daß in Ulrich von Hutten die antike Liederlichkeit in völliger Blöße hervortrat, und daß dieser cynische Radicale mit seinen humanistischen Genossen zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts das Ansehen der Religion und Kirche mit derselben Absichtlichkeit und Tactik untergrub, durch welche in neuerer Zeit der Clubb der Encyclopädisten den Ausbruch der französischen Staatsumwälzung herbeigeführt und beschleunigt hat *). Die Freude des Erasmus über die Zunahme der classischen Studien wurde durch die Besorgniß getrübt, daß allmählig viel Heidenthum in die Gemüther sich einschleichen werde; er wußte ohne Zweifel, daß der Glaube an den Gekreuzigten den neuen Heiden nicht minder wie den alten als Thorheit erschien. Niemand kann ermessen, bis zu welchem Umfang jene Befürchtung sich erfüllt haben würde, wenn die Fürsten

*) Bd. IV. S. 257 dieser Zeitschrift.

der protestirenden Länder dem rollenden Rade der Reformation keinen Hemmschuh angelegt, und die neuen Apostel nicht selbst der humanistischen Lanze die Spitze abgebrochen hätten. Es ist weltkundig, in welcher engen Verbindung die Reformatoren mit den Humanisten gestanden, und wie sie, zum Theil von letzteren ausgegangen, sich der Sprachgelehrsamkeit gegen die Kirche als einer Waffe zu bedienen gesucht. Mit dieser würden sie aber leicht ihr eigenes Werk vernichtet haben, wenn sie der fressenden Säure eine unbeschränkte Einwirkung verstattet, und nicht bald im Interesse der Selbsterhaltung eine Art von Neutralisation herbeigeführt hätten. Und wahrlich, wenn erwogen wird, wie üppig die Saat des neuen Heidenthums bereits zu grünen angefangen, so darf man es noch als ein Glück betrachten, daß die alte Literatur auf das Gebiet der neuen Theologie hinübergenommen, und zur Stütze derselben angewendet worden. Die zerstörende Schärfe wurde auf diese Weise abgestumpft; das heidnische Treiben gleichsam christianisirt: und eine minder gefahrvolle Richtung eingeschlagen.

Wir sehen daher die humanistischen Bestrebungen überall um vieles gemäßigter werden, sobald es sich nicht mehr allein um den Umsturz der alten Autorität, sondern um die Begründung und Erhaltung einer neuen handelt, vorzüglich in den Schulen, wo sich der Protestantismus seine Anhänger erzog. Johannes Sturm, Grävius, Cellarius, J. M. Gesner, Hederich, Ernesti u. A. sind Repräsentanten einer langen Reihe von Lehrern, in welchen ein schon gezähmter Humanismus sich mit dem protestantischen Lehrbegriff so gut als möglich abgefunden und vertragen hat. Beständig jedoch ist die einseitige Vorliebe für das classische Alterthum und das eigensinnige Verharren und Herumtreiben in einer todten Sprachgelehrsamkeit der Hauptcharakter dieser philologischen Schulen geblieben; die Erlernung der alten Sprachen wurde darin als die beste Erziehung der Jugend, der grammatische Fehler als die größte Sünde betrachtet. Die Meinung, daß

in den Schriften der Griechen und Römer die Grundlagen und Mittel aller wahren Geistesbildung für immer und vollständig gegeben seyen, hatte sich so festgesetzt, daß auch die späteren, in ihrem Wirken ohnehin nur auf die Schule beschränkten Philologen für die geistigen Bedürfnisse ihrer Zeit und Umgebung fast unempfänglich sich bezeigten, und die wichtigsten Fortschritte und Veränderungen der neuen Zeitläufte kaum beachtend, ihrer Mitwelt mehr oder weniger entfremdet wurden. Daher begreift sich auch, warum die Pedanterie bei keiner andern Klasse von Leuten auf so übertriebene, oft lächerliche Weise sich ausbilden konnte, als bei Schulmännern, in welchen die starre Fixirung des Geistes auf das Alterthum den größten Abstand zwischen Denken und Leben herbeigeführt hatte, und ganz geeignet war, den Menschen in den entschiedendsten Widerspruch mit seiner Gegenwart zu bringen.

Lange Zeit schleppte so der Humanismus unter Scholarchen und Magistern sein verkümmertes Daseyn fort, bis F. A. Wolf vor dem Prorektor in Göttingen erklärte, er wolle sich zu keiner der vier Facultäten bekennen, sondern Philologie studiren. Mit diesem merkwürdigen Ausspruch war der Rang bezeichnet, den diese Wissenschaft einzunehmen habe, und begann zugleich der neue Aufschwung und große Einfluß, den sie in unserer Zeit gewonnen, und vorzüglich auch darin ausgeübt hat, daß in den gelehrten Schulen Deutschlands der Encyclopädismus nicht zur Vorherrschaft gelangt, vielmehr das classische Studium standhaft vertheidigt und um vieles noch erweitert worden ist. Obwohl nun jener geistvolle Mann, wie wir sicher glauben, mit dem jetzigen Treiben dieser Unterrichtsanstalten keineswegs einverstanden seyn, und nur die wenigsten Lehrer als seine ächten Jünger anerkennen würde, so ist er doch ohne Zweifel als der Vater einer zahlreichen Generation von Philologen zu betrachten, die aufs neue in heidnisch antiquarischem Eifer entbrannt, mit Hintansetzung des positiven Christenthums einen beträchtlichen

Theil der deutschen Gymnasien in philologische Spezialschulen umgewandelt haben.

Die zweite Hauptrichtung der Wissenschaft und der darauf begründeten Erziehungsweisen ist aus dem vermeintlichen Bedürfniß des gegenwärtigen Lebens, oder des herrschenden Welt- und Zeitgeistes hervorgegangen. Diesen gemeinsamen Ursprung haben die Erziehungssysteme, welche mit dem Namen des realistischen, egoistischen, rationellen, philanthropischen und encyclopädischen bezeichnet worden sind, füglicher aber nach zwei Varietäten das pseudophilosophische und das industrielle heißen können. Die Fortschritte in den Naturwissenschaften und eine falsche Philosophie haben diesen Systemen zur Grundlage gedient, und dabei dasselbe Ansehen behauptet, was in den humanistischen und philologischen Schulen den classischen Werken des Alterthums eingeräumt war. Der Anfänger der ganzen Richtung ist kein anderer, als Baco von Verulam, derselbe Baco, der die Religion das Gewürz der Wissenschaft genannt, dabei aber die Naturwissenschaft als die magna scientiarum mater, ja als die einzige betrachtet, die noch wahrhaft fortschreiten und den Menschen alles lehren könne, was ihm zu wissen möglich ist. Denn außer dieser, so hat er behauptet, gibt es kein wahres Wissen, und was von diesem Stamm getrennt erscheint, beruht entweder auf bloßer Autorität, oder auf leerem Wortschwall, und ist jeder Vervollkommnung unfähig. Ein Priester der Sinne, wie er sich selber nennt, und von jedem sinnlichen Versuch die größten Erfolge hoffend, bleibt er beständig in der Endlichkeit befangen, die er zum Unendlichen erweitern möchte. Nichts ist ihm recht, was vor ihm geschehen, daher sein ächt revolutionärer Grundsatz: instauratio facienda est ab imis fundamentis. Die Neologie ist bei ihm eine wahre Krankheit, und so oft er ein neues Wort erfunden, glaubt er eine neue Idee erlangt zu haben. Er fängt beständig mit der Erfahrung an, verkennt aber den Charakter und die Anwendung derselben dergestalt, daß er sogar dann

noch irre führt, wenn er irgend einen wahren Zweck verfolgt, oder ein richtiges Mittel zur Sprache bringt. Seine materialistische Philosophie ist eine fortwährende Verirrung, und dieser gemäß verhält sich seine negative Religion, die beständig widerspricht und protestirt. Ohne feste Principien, voll von Verneinung, gestellt zwischen den alten Glauben und die neue Reform, zwischen Autorität und Rebellion, zwischen Plato und Epicur, weiß er am Ende nicht mehr, was er weiß, und ist daher abwechselnd Materialist, Zweifler, Christ, Deist, Protestant, Jesuit sogar, je nachdem er getrieben wird von dem Gedanken des Moments, die Trennung der Religion und Wissenschaft hat er stets gewollt, und überall hat er Gott vertrieben, um ihn in die Bibel zu verweisen und einzuschließen. Wenn späterhin die Encyclopädisten ihn zu ihrem Orakel erkoren, so wußten sie, was sie thaten; die Wahlverwandschaft in der geistigen Ordnung ist eben so gut ein Gesetz, wie in der physischen Welt, und wenn alle sich um Baco vereinigten, so geschah es, weil alle das bei ihm fanden, was sie suchten*). — Sein Nachfolger war Locke, Helvetius nahm Lockes Lehre an, Condillac erweiterte und vermehrte sie; es folgten Lancelin, Volney u. s. w. u. s. w. und seitdem hat es keinen Atheisten, keinen Materialisten, keinen Feind des Christenthums gegeben, der alle diese Leute nicht als die ersten Befreier des Menschengeschlechtes angesehen hätte. Ihr Einfluß auf die Erziehung stieg mit der Entwicklung ihrer Lehre, welche wie hier falsche Münze zuerst von strafbaren, dann auch von ehrlichen, aber kurzsichtigen Menschen ausgegeben und verbreitet wurde.

Schon in den Werken des Amos Comenius, eines fahrenden protestantischen Schulmannes des siebzehnten Jahrhunderts, ist Baco's Einfluß und eine realistische Tendenz zu er-

*) Wir verweisen deßhalb auf die gründliche Kritik von De Maistre, Examen de la Philosophie de Bacon etc. etc. T. I. et II. Paris et Lyon. 1836. 8.

kennen; Locke hat durch seine Schrift über die Erziehung zur einseitigen Verstandsbildung vorbereitet, Montaigne, Rattich und ihres gleichen haben Aehnliches gewollt, aber alle diese Bemühungen blieben unvollständig, bis in Frankreich nach Aufhebung der Jesuitenschulen Encyclopädisten und Oekonomisten es unternahmen, die Apostel der Aufklärung in alle Welt zu senden, und überall Lehren und Erzieher nach ihrem Sinne anzustellen. Nun erst eröffnet sich für den Samen des Unglaubens ein freieres Feld; die Jugend wird fortwährenden Experimenten unterworfen, und ein Heer von Schriftstellern will bald auf philosophischem, bald auf industriellem Wege das Menschengeschlecht radical umgestalten, und gleichsam von neuem erschaffen. Als Hauptrepräsentanten der pseudophilosophischen Art können Rousseau und Pestalozzi, als die der mehr industriellen Basedow und Campe betrachtet werden. Alle kehren der Vergangenheit den Rücken zu, und ohne wahre Voraussicht in die Zukunft haben sie den Blick nur auf die nächste Gegenwart gerichtet; denn nicht nach den Mustern und Traditionen der alten Welt, und noch weniger für die Ewigkeit, sondern nach dem vermeinten Bedürfniß *ihrer* Zeit wollen sie den Menschen erziehen. Ihre Absicht geht nicht auf ideale oder allgemeine Geistesbildung, sondern auf die Entwicklung einzelner Anlagen oder auf den Erwerb von Kenntnissen und Fertigkeiten aus, die eine unmittelbare Anwendung in der Gesellschaft verstatten; nicht das Hohe, Ewige und Schöne, sondern das Verständige, das Nützliche und practisch Brauchbare ist ihr Ziel; Religion und Kunst und alle höhere geistige Thätigkeit auch in der Wissenschaft ist ihnen mehr oder weniger fremd. Die Meisten sind dabei von einer entschiedenen Abneigung und Unduldsamkeit gegen historische Autoritäten erfüllt, und von einer Selbstsucht besessen, die bald als unbeweglicher Egoismus sich abschließt, bald als revolutionäres, oder auch nach den Umständen als despotisches Bestreben zu Tage bricht. Dieß ist ihr gemeinsames Gepräge, und sie unterscheiden sich von ein-

ander dadurch, daß sie für ihren Zweck sich verschiedener Mittel und Wege bedient, und unter den menschlichen Anlagen niederer Ordnung entweder die eine oder die andere vorzüglich begünstigt und ausgebildet haben. Und gerade in dieser Einseitigkeit, in der unverzeihlichen Vernachlässigung und Unterdrückung der edelsten Geisteskräfte, zeigt sich am Deutlichsten die Niedrigkeit, welche der Denkweise dieser Weltverbesserer eigenthümlich ist. So erklärte Rousseau, indem er Naturmenschen (!) bilden wollte, den Religionsunterricht bei der Jugend für Unsinn, und schrieb als Regel vor, daß ein Mensch vor seinem achtzehnten Jahre nichts von Gott hören, und nichts auf Autorität annehmen soll. Auf dem Lande und in der Einsamkeit sollten die Menschen gleich Wilden unter künstlich veranstalteten Situationen und Versuchen aufgezogen werden; er selbst war so lieblos und ungeschickt, daß er seine eigenen Kinder dem Findelhause übergab. Pestalozzi hingegen suchte Verstandesmenschen zu erziehen, indem er die Form, die Zahl und das Wort als Elemente des Unterrichts betrachtend, den Geist zum Selbstbildner machen, und vorzüglich durch richtiges Anschauen und Messen von Winkeln und Linien dahin bringen wollte, Wahrheit vom Irrthum, Recht vom Unrecht zu unterscheiden. Wie Rousseau hielt er das Böse für etwas äußeres, und das Christenthum für ein blos menschliches, längst veraltetes Werk. Nach vielen mißlungenen Versuchen wollte er als achtzigjähriger Greis noch eine Schule für Bettelkinder anlegen, konnte aber auch damit nicht zu Stande kommen. Am Rande des Grabes (1826) hat der arme Mann sein ganzes Leben für einen schuldvollen Irrthum erklärt, und durch dieses redliche Bekenntniß sich wenigstens Anspruch auf unser Mitleid erworben. Viel practischer, aber nicht minder beschränkt war die Verstandescultur der Philanthropisten, welche die nützlichen Realien zu den vornehmsten Gegenständen des Unterrichts erhoben, und das Lernen so leicht als möglich machten. Nach ihrer Religion, die im Deismus und in menschlicher

Moral bestand, sind die Menschen gut von Natur, alle sollen nützliche Weltbürger werden, und mitarbeitend an der großen Erwerbmaschine dahin trachten, sich auf Erden möglichst wohl und behaglich zu befinden. Die Industrie ist ihnen Mittel und Zweck zugleich, und für das Nützliche des gemeinen Lebens sind sie so ausschließlich eingenommen, daß jede empirische Kenntniß ihnen mehr als die Wissenschaft gilt, das Gewerbe höher als die Kunst geachtet, und die dürftigste Sittenlehre der göttlichen Offenbarung vorgezogen wird. Genügend erkennt man die Eigenthümlichkeit dieser Geistesarmuth an einem Ausspruch von Campe, der irgendwo behauptet, der Erfinder des Spinnrades sey mehr werth, als der Dichter der Ilias. — Nachdem aber jetzt die Zeit der Dampfmaschinen herbeigekommen, hat das eigentlich philantropische Wesen sich immer mehr verloren, die Bildung aber ist unter der zunehmenden Herrschaft der materiellen Interessen noch industrieller, als jemals geworden. Aus encyclopädischen Elementen hat sich der neue Industrialismus zu einem System construirt, und in polytechnischen Instituten, Real- und Gewerbsschulen sich seine eigenen und abgesonderten Pflanzstätten aufgerichtet. —

Vereint mit dem Glauben hätte das Wissen in jeder Richtung sich friedlich und ohne Schaden vermehren und ausbreiten können; getrennt von jenem conservativen Lebensprincip vermochte das Studium des classischen Alterthums und der Wissenschaften nicht fortzuschreiten, ohne sich in seinen Folgen zugleich als auflösend und zerstörend zu erweisen. Wir überlassen es Andern, das merkwürdige Verhältniß näher zu beleuchten, in welchem der Humanismus zur Kirchen-, der Encyclopädismus zur Staatsumwälzung gestanden; als charakteristisch möchten wir nur erwähnen, daß der erstere in Italien, der andere in England seinen Ursprung nahm, jener aber vorzüglich in Deutschland von Protestanten, und dieser in Frankreich von Materialisten seine fernere Pflege und Ausbildung erhielt. Es ist dabei auch überhaupt zu be-

merken, daß beide in katholischen Ländern anfänglich weit grössere Hindernisse als anderswo zu überwinden hatten. So lange insonderheit die Jesuitenschulen nicht vernichtet waren, konnte dort weder die einseitig humanistische, noch die encyclopädische Erziehungsweise einen vorwaltenden oder allgemeinen Einfluß erlangen, weil das Katholische seiner Natur nach, allen Extremen widerstrebt, die nothwendigen Gegensätze aber vermöge seiner ihm einwohnenden Centripetalkraft stets zu einigen und auszugleichen sucht. Eine solche Einigung und Versöhnung, im Geiste und Charakter der Kirche vollbracht, war daher auch auf dem Gebiete der Erziehung unerläßlich gewesen, und in der That nicht ausgeblieben. Mögen die Verirrungen der Gelehrten auch noch so groß und verderblich seyn, wir können die alte Wissenschaft so wenig wie die neue entbehren; das Bedürfniß nach beiden geht unabweislich aus dem Wesen des Geistes hervor, dieß ist so wahr, daß selbst ein geringes Maaß von classischer und moderner Bildung, wenn es in einer Person sich vereinigt findet, dieser den Charakter einer gewissen Vollendung, den wohlthuenden Ausdruck eines Ganzen zu verleihen im Stande ist. Betrachten wir einen Menschen, der mit dem besten Talent sich einen Schatz von Kenntnissen und Fertigkeiten erworben, aber niemals im classischen Alterthum untergetaucht hat; immer wird ihm etwas fehlen, was Andere vor ihm voraus haben, und dieser wesentliche Mangel wird nicht gestatten, seine Geistesbildung für vollendet zu halten. Eben so wird aber auch der Alterthümler, der über den antiquarischen und philologischen Studien das Neue vernachläßigt, oder vergessen hat, wie ein in der Entwicklung zurückgebliebenes Gewächs erscheinen, und durch seine Einseitigkeit vielmehr den Eindruck einer Mißbildung, als eines normalen Wesens hervorbringen. Das Classische und Moderne wird daher, wenn auch nicht gleichmäßig, doch stets in einem gewissen Verhältniße beisammen seyn müssen, wo eine wahrhaft allgemeine Bildung erzielt werden soll, auf deren Grund dann jede besondere um

so leichter und schöner sich erbaut. Allein weder die classische noch die moderne Bildung werden ohne Nachtheil und Verderbniß gedeihen, wenn sie nicht Licht und Weihe, Maaß und Richtung von einer noch höhern empfangen. Denn die auf die Vergangenheit gestellte humanistische Erziehung ist eben so, wie die für die Gegenwart berechnete encyclopädische trostlos und ungenügend, wenn der Mensch nicht zugleich durch die religiöse auf seine höchste Bestimmung in der Zukunft hingewiesen und für die Ewigkeit vorbereitet wird. Und wie die Geschichte des ganzen Geschlechts sowohl, als jedes Einzelnen in der Vergangenheit ihre Wurzeln hat, in der Gegenwart sich fortsetzt, und erst in der Zukunft sich vollbringt, so muß auch die geistige Entwicklung und Erziehung der Jugend, wenn sie vollständig erfolgen soll, wesentlich auf diesen drei Momenten beruhen, so daß das Niedere in richtigem Verhältniße zu dem Höhern, das Classische und Moderne mit dem Religiösen in Einklang steht, dieses aber als das Höchste und Letzte alles Untergeordnete überschwebt und beherrscht. Nach solchem Ziel und Verhältniß ist auch immer gestrebt worden, wo irgend eine wahrhaft christliche Bildung stattgefunden hat, wie verschieden auch sonst der Zustand und die Stufe der Wissenschaft oder Kunst gewesen seyn mag.

Schon die Schulen des Mittelalters zeigen uns in ihrem Trivium (Grammatik, Rhetorik und Dialectik) ein humanistisches, in ihrem Quadrivium (Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie) ein encyclopädisches Element, die beide von dem religiösen getragen, geregelt und durchdrungen waren. Als späterhin die Wissenschaft und das Bedürfniß sich verändert, der Humanismus in der Reformation das Haupt immer kühner emporgehoben hatte, und dann auch sein feindlicher Bruder sich zu regen begann, da war es der Jesuitenorden, welcher die Grundsätze christlicher Erziehung auf die neuen Verhältnisse anzuwenden verstand, mit solchem Geschick und Erfolg, daß selbst seine Gegner nicht umhin konnten, ihm deß-

halb Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. In dieser Anerkennung stimmen Katholiken und Protestanten, Deisten und Atheisten überein *). Es war hauptsächlich die harmonische Verbindung und rechte Stufenfolge aller wesentlichen Bildungsmittel, die Vermeidung der Extreme und Einseitigkeiten, wodurch die Schulen der Jesuiten das so reich gespendete Lob erwarben.

Die Religion wurde da nicht nur gelehrt, sondern auch geübt, das Lesen der Classiker unschädlich gemacht, und den Realien ihr Recht gelassen. Die Gleichmäßigkeit aber, die weite Verbreitung und der großartige Erfolg dieses Erziehungssystemes waren nur möglich durch den lebendigen und einmüthigen Organismus eines zahlreichen geistlichen Ordens, durch übereinstimmendes Zusammenwirken seiner einzelnen im Gehorsam verbundenen Glieder und Organe, durch umsichtige Wahl und Assimilation fähiger Candidaten, durch die gründlichste Kenntniß des Menschen und eine gerechte Würdigung der Grundbeschaffenheiten und Anlagen desselben, und endlich durch ein Priesterthum, welches in seiner relativen Unabhängigkeit von Staat und Familie sich über die Erde ausdehnen, und die Menschen „zur Ehre Gottes" erziehen konnte. In Europa, in Indien und Amerika erhoben sich und blüthen jene Collegien, die durch zwei Jahrhunderte die öffentlichen Asyle und Sammelplätze christlicher Erziehung waren, und neben welchen die durch Spener und Franke in einem Theil des protestantischen Deutschlands zu ähnlichen

*) Merkwürdig ist Baco's Zeugniß: Quae nobilissima pars primae disciplinae revocata est aliquatenus quasi postliminio in Jesuitarum collegiis, quorum cum intueas industriam solertiamque, tam in doctrina excolenda: quam im moribus informandis, illud occurrit Agesilai de Pharnabazo: Talis cum sis, utinam noster esses! — Ad paedagogicam quod attinet, brevissimum foret dictu: Consule scholas Jesuitarum. Nihil enim, quod in usum venit, his melius. De dign. et augm. scient.

Zweck hervorgerufenen pietistischen Schulen wie unbedeutende Erscheinungen vorübergingen. Ja so groß und anerkannt waren die Verdienste der Jesuiten um Erziehung und Wissenschaft, daß, nachdem das Minister-Complott der Bourbonischen Höfe bereits den Sturz des Ordens herbeigeführt hatte, noch drei der mächtigsten Monarchen diesen nicht missen wollten, und sich als seine Beschützer erklärten. Waren diese Monarchen, so fragte der gelehrte Protestant von Murr, etwa katholische Fürsten, für deren Religion der Orden sein Blut vergossen, und für deren Unterricht in den Wissenschaften er Sorge getragen? Mit nichten! — In Europa war es Catharina II., die schismatische Kaiserin von Rußland, und Friedrich der protestantische König von Preußen; in Asien war es Kjen — Long, der heidnische Kaiser von China *). Dem Werke der Zerstörung folgte in allen katholischen Staaten ein tiefer Verfall der Erziehung und des Unterrichts. Ein Verlust von Tausenden der geübtesten Lehrer ließ sich nicht

*) Friedrich II. verbot allen Bischöfen in seinen Staaten, das Breve der Aufhebung bekannt zu machen, und ließ in Rom dagegen Einspruch thun. Das Schreiben an seinen Geschäftsträger von 13. September 1773 ist wenig bekannt, und möge deßhalb hier eine Stelle finden:

Abbé Colombini,

Vous direz à qui voudra l'entendre, pourtant sans air d'ostentation ni d'affectation, et même Vous chercherez l'occasion de le dire au Pape, ou à son premier ministre, que touchant l'affaire des Jesuites *ma resolution est prise de les conserver dans mes états tels qu'ils ont été jusqu'içi.* J'ai garanti au traité de Breslau in statu quo la religion catholique, et *je n'ai jamais trouvé de meilleurs prêtres à leur egards.* Vous ajouterez, que puisque j'appartiens à la classe des hérétiques, le saint Père ne peut pas me dispenser de tenir ma parole ni du devoir d'un honnête homme et d'un Roi. Sur ce, Abbé Colombini, je prie Dieu, qu'il Vous ait en sa sainte garde.

(Signé) Fréderic.

so leicht und schnell ersetzen, und die an die Stelle der vertriebenen kamen, so Geistliche als Weltliche, vermochten die Lücken nicht auszufüllen. Im Anfange suchte man die äußere Einrichtung, die Disciplin und Methode der Jesuitenschulen noch festzuhalten; da jedoch die neuen sehr ungleichartig zusammengebrachten Lehrer nicht im Geist ihrer organisch vereinigten Vorgänger fortwirken konnten, Jansenisten und Aufklärer freieren Spielraum gewannen, das Schulwesen aus dem Bereich der Kirche immer mehr in das Gebiet des Staates hinübergezogen, und durch Einführung von sogenannten zeitgemäßen Neuerungen vielfachen Experimenten unterworfen wurde, so waren mit der alten Verfassung bald auch die alten Vorzüge verschwunden, und überall zeigten sich Mängel, die durch häufig vorgenommene Reorganisationen kaum verändert, noch weniger vollständig beseitigt werden konnten. Das religiöse Princip, die Seele der frühern Institute, war sichtbar gelähmt; mit ihm geriethen Zucht und Sittlichkeit in Abnahme, selbst die Fortschritte im Wissen entsprachen der Erwartung so wenig, daß jetzt in dieser Hinsicht die Schulen der Protestanten sich mit Recht eines Vorzuges rühmen durften. „Man suchte, ahndete, hoffte Verbesserungen, fand auch Manches, traf aber noch immer nicht das Rechte“. Und dieses Urtheil, welches F. H. Ch. Schwarz über die neuere Pädagogik im Allgemeinen gefällt, ist überall bestätigt worden.

Wäre es daher nicht am besten, die Erziehung der Jugend wieder den Jesuiten zu übergeben? Diese Frage wird von vielen wohlmeinenden Katholiken mit Wärme und Entschiedenheit bejaht. Man scheint aber dabei zu vergessen, daß die Gesellschaft Jesu bis auf die Wurzel umgehauen, beraubt und geächtet worden, und der Schößling, welchen diese Wurzel wieder zu treiben beginnt, noch kein Baum geworden ist, in dessen Schatten man ruhen könnte. Alle dermalen in der Welt lebenden Jünger des h. Ignatius von Loyola möchten kaum hinreichen, die Schulen eines mäßig großen Landes mit Lehrern zu versorgen, und die Staaten, die in der Lage sind,

diese Erzieher zu benutzen, werden ihnen einstweilen nur eine oder die andere Anstalt wieder anvertrauen können, zumal da der Orden bei der Aufnahme neuer Mitglieder mit strenger Prüfung verfahren muß, und schon aus diesem Grunde ein rasches Anwachsen in heutiger Zeit nicht zu erwarten ist. Gesetzt aber der Orden wäre im Stande, sich schnell zu vermehren, so entsteht das Bedenken, ob der ursprüngliche Geist noch in ihm lebe, und den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechen könne. Unser Zeitalter, so sagt man, muß sich seine Institute selbst schaffen, ist es anders einer Wiedergeburt werth; Viele wollen jetzt nur deßhalb das Alte, weil das Neue nicht gut gethan hat; hätte aber das Alte gut gethan, so würde das schlechte Neue es nicht haben verdrängen können. Die Ordensstifter selbst würden, in unsern Tagen lebend, wohl denselben Zweck wollen, aber nicht mehr dieselben Mittel hierzu, u. s. w. Diese Einwürfe haben Vieles für sich, und verdienen reiflich erwogen zu werden. Indessen entwickelt die wiederhergestellte Gesellschaft eine neue Kraft, und hat ihr Erziehungswerk, mit einigen Abweichungen von der alten Methode in mehreren Orten wiederbegonnen; aber erst die Zukunft kann deutlicher zeigen, ob die Vorsehung noch einmal sich dieser heiligen Schaar als eines großen Lehrkörpers bei der Erziehung bedienen will.

Wie verschieden auch darüber die Ansichten und Meinungen sich verhalten mögen, so ist doch unbestreitbar, daß die Erziehung wieder religiöser werden muß, wenn die Welt nicht immer tiefer unter das Eis des Indifferentismus gerathen, und im Schlamm des modernen Heidenthums versinken soll. „Die erste Grundlage, wie zur Erkenntniß der Wahrheit, die uns zu wissen nothwendig, so zum entsprechenden sittlichen Leben, ist der Glaube; dieser daher die Bedingung des Heiles, so unerläßlich, wie dem, der leben will, das Athemholen. Was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet? Ein tugendhaftes Leben dießseits, ein ewiges Leben

jenseits sollen wir erstreben, und verlangen. Der wahre Pädagog, der uns zu diesem Ziele erzieht, der allein sündlose, der Leidenschaft nicht unterworfene ist Christus der Herr. Nach Ihm, dem makellosen Urbilde, haben alle Menschen sich zu bilden, durch Unterlassung der Sünde und Eifer im Guten. Vor Ihm sind wir Alle nur Kinder, ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, auf jeder Stufe geistiger Entwicklung". So hat Clemens von Alexandrien in einer Schrift gesprochen, welche Παιδαγωγος (der Erzieher und Führer auf dem Wege des Heiles) überschrieben ist, und mit ihm haben alle Christen dieselbe Ueberzeugung getheilt. Unsre erste und letzte Bestimmung ist, Gott zu lieben, Ihm zu dienen, und seines Reiches theilhaft zu werden; die Erziehung für den Himmel ist daher die allerwichtigste und Allen nothwendigste, die Anleitung für den irdischen Beruf nur dann eine gute, wenn sie von jener begleitet und geregelt wird. Die religiöse Erziehung, d. i. eine solche, die dem Willen die rechte Richtung giebt und einen christlichen Charakter bildet, wird auch bei geringem Wissen niemals zu schlechten Resultaten führen; wogegen alle Kenntnisse und Fertigkeiten, ohne Religion, nicht vollständig genügen und nicht wesentlich helfen können, immer nur vergängliche, oft auch gefährliche Schätze sind. Der Mensch, für das Unendliche geschaffen, wird durch das Endliche nicht dauernd befriedigt; und ein Leben, das nicht beständig von dem Urquell des Lebens selber genährt und beseligt wird, dem fehlt es an aller wahren Kraft und innern Erfüllung, es ist in seinem vermeintlichen Reichthum arm, in seiner eingebildeten Stärke ohnmächtig. Nur Gott allein, und nichts Geringeres, vermag den Menschen wahrhaft selig, reich und stark zu machen.

Man bemüht sich jetzt überall, das Volk für irdische Zwecke durch Mittheilung von Kenntnissen aufzuhellen, als ob die Unwissenheit in diesen Dingen das größte und einzige Uebel wäre, unter welchem das Menschengeschlecht zu seufzen hat. Dabei wird doch meistens übersehen, daß Kenntnisse und

Geschicklichkeiten, wenn sie das Eigenthum eines Gottlosen geworden, in der Regel viel gefährlicher als die Unwissenheit sind, oft wie ein Messer in der Hand eines Wüthenden mißbraucht werden können. Wie aber die Religion für den an Geist und Gut beschränkten Menschen der wahre und einzige Schatz ist, der ihn sein dürftiges Loos geduldig ertragen und auf rechtem Wege wandeln läßt, so ist sie auch allein im Stande, den Reichen und Wissenden in der Bahn der Ordnung und Wahrheit zu erhalten, und die gewonnene Frucht der Erkenntniß gegen Mißbrauch und Fäulniß zu sichern, als ein universelles Präservativ, welches alle Menschen, die Unwissenden und Gelehrten, die Armen und die Reichen vor dem Verderben bewahrt. Wir stehen daher nicht an, die Religion auch im besondern Sinn die Amme und das Salz der wahren Wissenschaft und Kunst zu nennen. Die Künste sind, und dieses wird am wenigsten bezweifelt, wie einst aus den heidnischen Tempeln, so später aus der Kirche hervorgegangen, und ihre Entwicklung ist vollständig nur im Verein mit der Religion zu begreifen und nachzuweisen. Diese hat aber auch befruchtend und ernährend auf die Wissenschaften eingewirkt, indem sie ihnen die Säure und das Gift benommen, den Hauptfeind der Wahrheit, das Laster, ohne Unterlaß bekämpft, nicht selten sogar wie ein geheimnißvoller von Himmel gesendeter Blitz den Geist erleuchtet, und zu großen Entdeckungen und Anschauungen fähiger gemacht oder hingeführt. Zwar vermag der Mensch in Kraft seines Wesens auch entfernt von Gott Vieles zu erfinden und zu leisten, allein die größten Entdeckungen und die bewundernswürdigsten Werke scheint er nur in Verbindung mit seinem Schöpfer zu Stande bringen zu können, in einer Verbindung, durch welche er gleichsam ein Werkzeug und Theilnehmer der göttlichen Weisheit und Allmacht wird. Die heiligsten Lehrer, die edelsten Philosophen, die größten und erhabensten Geister waren mit Gott vereint.

Ist es noch nöthig zu sagen, daß die Religion das wahre

Lebensprincip der Staaten und Familien ist, und allein den menschlichen Institutionen Festigkeit und Ordnung, Stärke und Dauer verleiht? Gesetze haben keine Wirkung, und der äußere Richter droht und straft vergebens, wo es dem innern, der im Gewissen das Urtheil fällt, an Kraft gebricht. Wer irgend, für das Heil empfänglich, diese Punkte zum Gegenstande seines Nachdenkens macht, wird nicht umhin können, dem tiefblickenden Staatsmanne beizupflichten, welcher durch das Gewicht der Wahrheit bezwungen laut erklärte, daß die Verbindung der Religion und der Wissenschaft das große Ziel ist, nach welchem alle Gesetzgeber aus allen Kräften streben müssen.

L.

Reiseskizze.

(Paris, 27. März 1842.)

Eine Reise nach Frankreich gehört immer zu den interessantesten Unternehmungen, nicht blos nach der gewöhnlichen Auffassungsweise, wo eine Reise den Platz einer Oase in der langweiligen Oede des gewöhnlichen Lebens einnimmt, sondern auch aus Gründen, die weniger weltlich und wohl auch etwas tiefer seyn dürften. Möge es uns jedoch der deutsche Patriot vergeben, wenn wir an den Rhein hineilend, nicht Alles schön, nicht Alles vortrefflich fanden. Denn welcher katholische Reisende wird es z. B. läugnen können, daß trotz allem deutschen Sinne, wenn er durch die protestantischen Staaten Deutschlands kömmt, sich seiner unwillkührlich fast bei jeder Stadt ein unheimliches Gefühl bemächtigt? Nicht als ob er das Gute mißkennen würde, was diese und jene Regierung für die Beförderung materieller Interessen oder für politische Gleichstellung der christlichen Confessionen gethan. Allein wer wird es ihm verübeln, wenn schon das Aeußere so vieler gothischer Dome ihm in das Gedächtniß zurückruft, wie sie dem apostolischen Cultus erbaut, und ihm zum Dienste der Menschensatzung entfremdet wurden, wenn ihre

verschlossenen Thüren, ihre übertünchten Wände, das Verstummen ihrer Glocken, den Contrast des früheren Lebens und der jetzigen Erstarrung schneidend vor Augen führen. An dem Tage des Nährvaters Jesu Christi *), der würdig befunden worden, der jungfräuliche Gemahl der Himmelskönigin zu seyn, der Gerechte genannt zu werden und in den Armen unsers Heilandes zu sterben, ertönte in der Hauptstadt Würtembergs keine Glocke zur Feier des Festes, das eine der lieblichsten Erscheinungen der Fastenzeit ist, und eilte man, sich an dem geistigen Manna zu erquicken, der katholischen Kirche zu, so erblickte das erstaunte Auge auf ihrem Thürmchen statt des Kreuzes einen Blitzableiter, den, ich weiß nicht, eine ironische oder väterliche Hand dahin gepflanzt hat. Ich übergehe eine weitere Ausführung dessen, was daselbst das Auge mit Trauer und Kummer erfüllte. Wenn sich aber bei einem auch nur flüchtigen Aufenthalte in dem durch die väterliche Sorgfalt seines Königs sonst blühenden Staate, eine Wahrheit aufdringt, so ist es die, wie nothwendig es war, die Katholiken Würtembergs, solange es noch Zeit war, zur Erkenntniß des eigentlichen Wesens und der Wahrheit ihrer Kirche zurückzuführen und sie vor einer Verschmelzung mit den Akatholiken wegzureißen, welche zwar für die letzteren vielleicht ein vorübergehender Vortheil, für die Katholiken aber ihr geistiger Tod, ihre Selbstentleibung geworden wäre. Es kann wahr seyn, was die wehmüthige Schrift des wackeren Gmünder Pastors (die Protestanten und Katholiken in Würtemberg, Tübingen in Commission bei C. F. Osiander 1842) berichtet, „daß in Würtemberg, nicht ohne Einwirkung der zahlreichen gemischten Ehen, eine größere Einigung der Gemüther statt fand, als in einem andern Lande mit ähnlichen Verhältnissen der protestantischen und katholischen Bevölkerung“; es ist vielleicht in noch höherem Grade wahr, daß früher bei Eingehung gemischter Ehen katholische Geistliche ohne weitere Bedingung ihre Hand boten; es mag den Einen oder den Andern, der jetzt an die unveräußerlichen Rechte und die unverjährbaren Gesetze der katholischen Kirche erinnert, der Vorwurf der Inconsistenz treffen; allein andererseits zeigt wie ungünstig für die Kirche die bestehenden Verhältnisse sind, gerade der Umstand hinlänglich, daß der Verfasser der bezeichneten Brochüre selbst die Aufhebung jenes Gesetzes verlangt, das den katholischen Geistlichen zur Einsegnung zwingt. Und was den Widerspruch in dem

*) Quem constituit Dominus suae matris solatium, suae carnis nutritium et solum in terris magni consilii adjutorem fidelissimum.

Benehmen des katholischen Clerus betrifft, so ziemt es wenigstens dem Protestanten, der fortwährend an seiner Religion verändert, und dem Würtemberger, der bis zum Jahre 1802 nicht einmal die Ehen zwischen Lutheranern und Reformirten anders duldete, als wenn alle Kinder lutherisch wurden, schon gar nicht, hierüber auch nur ein Wörtchen zu verlieren. Der Protestant möge nie vergessen, daß die gemischten Ehen von gar vielen seiner Pastoren nicht gerne gesehen werden, und daß sie nach dem Geständnisse der gemäßigtesten Männer vielfach die Quelle des Indifferentismus oder der Gewissensscrupeln, damit des Unsegens sind endlich daß Männer, die in glücklicher gemischter Ehe lebten, ihre Kinder nur ungerne eine solche eingehen lassen. Die Ungleichmäßigkeit des Benehmens der katholischen Geistlichen aber findet ihren Aufschluß und ihre Entschuldigung hinlänglich in der langgenährten Hoffnung auf die Gerechtigkeit des Staates, sowie in dem Fortschritte der Wissenschaft und dem allgemeinen Aufschwung des katholischen Bewußtseyns. Während nämlich jene bei den Protestanten theils in das Unchristliche der Hegelschen Lehre, theils in das Hyperchristliche der Halle'schen Richtung ausartete, benutzten die Katholiken die Ergebnisse einer geläuterten Wissenschaft zu tieferer Begründung, zu zeitgemäßer und doch auf den alten Fundamenten beruhender Erfassung ihrer Religion. Diesen großen und glänzenden Vorgang übersahen die Protestanten gänzlich, sie glaubten ihn, wie sie bisher mit allem Katholischen gethan, gleichfalls ignoriren zu dürfen, und gewahrten erst bei dem Cölnerstreite, daß es eine katholische Wissenschaft gebe. Jetzt sollte dieß Alles Jesuitenwerk, List und Trug seyn. Man bezeichnete einen ehrenwerthen Aufschwung der Gemüther, welcher in jeder andern Zeit mit Freude begrüßt worden wäre, als Ultramontanismus, ein Wort, mit dem man Alles begreift, was man gehässig machen möchte, das aber für den Denkenden selbst Nichts bezeichnet; diejenigen jedoch, welche bei eingelernter Anschauung verharrend, dem Fortschritte der Wissenschaft und deren Bündniße mit der Religion sich nicht angeschlossen hatten, erklärte der Protestantismus in seiner natürlichen und künstlichen Befangenheit für die aufgeklärten, für die wahren Katholiken. Wenn aber die Katholiken verlangen, nach den Gesetzen ihrer Kirche leben zu dürfen und es den Protestanten überlassen, ihre kirchlichen Angelegenheiten selbst zu richten und zu schlichten, ist ihr Begehr ein sträfliches, ein intolerantes? Und wenn der Bischof sich den bureaukratischen Fesseln zu entziehen strebt und nach Geltendmachung verfassungsmäßiger Rechte hin-

arbeitet, ist er dabei nicht inmitten seiner Pflicht? Niemand möge vergessen, daß die deutschen Staaten der Gegenwart ihr Bestehen und ihre Einrichtung einer Revolution zu verdanken haben, so groß wie das Vaterland noch keine betroffen, so tief wurzelnd, daß noch lange nicht alle Verhältnisse geordnet, ja kaum die Grundverhältnisse befestigt sind. Da diese Revolution, der das deutsche Reich erlag, eine religiös-politische war, und von den Regierungen selbst ausging, die die neuen Staatenverhältnisse nach Belieben ordneten, so ist wohl kaum etwas natürlicher, als daß die Kirche anfängt, sich mit den Regierungen in das gehörige, auf den unveräußerlichen Grundlagen beruhende Verhältniß zu stellen, und wer glaubt, daß dieß in protestantischen Ländern bereits durch die Concordate geschehen, vergißt, was die Regierungen mit diesen beabsichtigt, und daß diese nur die äußeren Einrichtungen betrafen, aber dem Polizeistaate gegenüber, der alles gleichzumachen strebt, und bei der steigenden inneren Entwicklung erst im Laufe der Zeit, als die Zeit der Prätensionen (des Jahres 1819) verstrichen, eine völlige Auseinandersetzung des jedem Theil gebührenden geschehen konnte. Nichts ist also wohl lächerlicher und verkehrter als mit dem Verfasser einer jüngst in Stuttgart erschienenen Broschüre (die Ultras in Kirche und Staat und die katholische Opposition in Deutschland), in der religiösen Bewegung der Gegenwart die politische Revolution Deutschlands zu erblicken, und zwar in dem Sinne, daß nur durch Emancipation des Katholicismus von der willkührlichen Oberherrschaft des Papstes abgeholfen werden könne. Wann werden denn wohl die unberufenen Sprecher des Tages erkennen, daß nicht die Form, in welche man Staaten und Confessionen hineinzwängt, nicht die Auffindung eines gesetzlichen, sondern eines in Wahrheit rechtlichen Zustandes dem dringendem Bedürfnisse der deutschen Völker genügeleistet. Der absoluten Herrschaft eines Einzigen hat sich Deutschland durch allgemeinen Aufschwung und Anschluß der Fürsten und Völker erwehrt; einen nicht geringeren Feind hat es sich aber selbst in der Ueberzahl seiner Gesetze gegeben, die nicht blos die menschlichen, sondern auch unantastbare göttliche Verhältnisse nach dem kurzsichtigen Ermessen befangerer Legislatoren zu bestimmen wagten, und den heillosesten aller Conflicte, den zwischen Recht und Gesetz erzeugten.

Sind dieses die Gefühle, mit welchen man den deutschen Boden verläßt, so erweckt die Kenntniß der inneren Fortschritte des französischen Lebens nicht minder ernsthafte und in religiöser Beziehung viel-

leicht auch erfreulichere Empfindungen. Zwar hat Frankreich alle Phasen der Revolution in einer keineswegs beneidenswerthen Ausdehnung durchlaufen, es hat Schicksale bestanden, wie kein anderes Land: eine Blutschuld gehäuft und eine gräßlich abgetragen, Throne gestürzt, Länder erobert, die Invasion der Fremden erfahren, und dennoch ist es Ein Volk, Ein Land, Ein Staat, in einer Abgeschlossenheit und Einheit, die in ihrer Verirrung, Schrecken, in ihrer Erhebung, Bewunderung erregen. In demselben Grade, in welchem Deutschland sich zersplitterte und sank, in demselben hat Frankreich sich erhoben und vermag jetzt von dem Nachbar ungefährdet, den es selbst am schwersten beleidigt, am empfindlichsten verletzt, an seiner eigenen Restauration zu arbeiten. Daß aber eine solche vor sich gehe, und die Revolution aus der Hand die Todeswunde empfange, welche ihr zum höchsten Glanze verhelfen sollte, wird man eben so wenig läugnen können, als daß Frankreich seine Blüthe und seinen Glanz einst der religiösen Einheit verdankte, und die tiefe Begründung derselben der vorzüglichste Hebel war, durch den es sich den Gräueln der Revolution entriß, und als dieselben vor 12 Jahren wieder einbrachen, auch diese glücklich überwand. Wie aber schon bei der ersten Revolution die blutige Thatsache sich kund that, daß die Revolution gleich Saturn ihre eigenen Gebilde verzehre, so brachte diejenige, welche man als die reinste, schönste und gerechteste zu bezeichnen pflegt, die des Juli, dieses Axiom der Weltgeschichte allmählig zur Vollendung. Ist es in Rom der vollendete Sieg des Kreuzes, der der ewigen Stadt den Stempel der Majestät aufdrückt, so daß auch jetzt noch das cui par est nullum gilt, so müßten wir das Bestreben die Revolution zu überwinden als das Gepräge bezeichnen, welches in den letzten Jahren Frankreich, insbesondere aber Paris angenommen hat. Zwar ist es nicht die Aufgabe einer Regierung, braucht es wohl mehr als Ein Decennium, um die Revolution, die alle Stände, Verhältnisse und Ordnungen durchdrang, zu überwältigen, ihr den Stachel abzunehmen und sie zum willigen Diener einer höhern Lebensordnung umzuwandeln. Allein es ist doch bereits der Anfang hiezu gemacht, es ist Gewaltiges geschehen und wie früher der Entkatholisirungs- und Entmonarchisirungsproceß, so geht jetzt still und unverrückt der Entrevolutionisirungsproceß in Frankreich seinen bestimmten Gang. Die Freiheit selbst, auf welche der Franzose sich soviel zu Gute thut, das Bürgerthum, dem es in den Julitagen den Sieg erfochten zu haben wähnte, sind die Schlinge geworden, mit welcher der umsichtige Monarch sein Volk unvermerkt zu dem ihm vorgesetzten Zwecken lenkt; der

Ruhm, der Götze, welchem der Franzose Hekatomben schlachtet, ward der Köder, der klug benützt, das ganze Volk in Spannung hält, und das feine Polizeigespinnste, welches die Revolution schuf und Bonaparte vollendete, umstrickt wie mit den unsichtbaren Banden des Hephästos, das Land, das, ohne es zu merken, sich nach der Melodie bewegt, die in den Tuilerien angestimmt wird. Während unter der Restauration Hof und Volk zwei Partheien bildeten, die einander feindlich gegenüber standen und in der Hoffnung den Sieg abzugewinnen, Kirche, Wissenschaft und Kunst, alle edleren Regungen des Lebens in den großen Herenkessel der politischen Bewegung warfen, so kann man jetzt in dem Volke selbst schon zwei beträchtliche Hälften unterscheiden. Die eine, freilich noch die überwiegende Majorität, den Grundsätzen der Revolution im politischen Leben huldigenden, in Bezug auf Religion, Voltärianer, Rousseauisten oder gar Nichts, denen zu Liebe der arc de l'étoile und das Pantheon errichtet wurden, die den Charfreitag zum Carneval machen, am Ostersonntag, wo ich dieses schrieb, gleich dem wilden Heere unter meinen Fenstern einherstürmten und das Handwerk nach gewöhnter Weise pflegen; die andern, in der Provinz noch bedeutender als in der Hauptstadt, theils unter dem Einflusse alter Traditionen wirkend, theils durch die Bemühungen des Clerus zu kirchlicher Ordnung zurückgeführt, vermag sich auf eine eifrige, wohldisciplinirte Geistlichkeit, auf treffliche Bischöfe, welchen die Regierung alle mögliche Freiheit innerhalb ihrer Sphäre gestattet, zu stützen, und da die niedern und ersten Unterrichtsanstalten vielfach geistlichen Corporationen zurückgegeben sind, bereits die Hoffnung zu schöpfen, eine bessere Generation heranzuziehen, die „Aegypten nicht kannte noch dessen Gräuel“, und so durch kleinen Krieg allmählig die andere Hälfte theils zu erlahmen, theils aufzureiben und zu bewältigen.

Wie systematisch die Regierung die Spuren der Revolution durch ihre neuen und großartigen Bauten zu verwischen strebt, hat erst unlängst in den neuen Jahrbüchern der Geschichte und Politik (Januar 1842) Wachsmuth ausführlich besprochen, jedoch mehr zu dem Zwecke der Revolutionsgeschichte, als zum Verständniß der gegenwärtigen Verhältnisse. Wo früher die Bastille stand, steht jetzt ein steinerner Elephant, und nicht weit davon, in Mitte des freien Platzes, wo ein Jahr nach der Erstürmung des alterthümlichen Schlosses die einfache Aufschrift: on y danse die große Veränderung bezeichnete, pflanzte die gegenwärtige Regierung die Julinssäule hin, zum Andenken jener,

welche „in der Vertheidigung der Gesetze“ ihr Leben verloren. Wo mit so vielen andern das Haupt Ludwig XVI. fiel, ist jetzt der Obelisk von Luxor errichtet, und den schönen Anlagen ringsumher kennt wohl Niemand an, welch einen Schreckensplatz sie umgeben. Zwar wäre es schicklicher gewesen, hier, wo K. Alexander vor seinen siegreichen Schaaren ein großes Sühnungsopfer halten ließ, eine Kirche zu errichten; allein diese Demonstration wäre zu offen und dem Sinne der Pariser zu sehr entgegen gewesen. Dafür hindert aber nichts das von Marie Antoinette bewohnte Gefängniß in der Conciergerie — fern vom Anblick der Menge — bei seiner neuen Bestimmung als Kapelle zu erhalten, und während die St. Genofevakirche in das Pantheon verwandelt wurde, die Madalenenkirche auszubauen und die des heil. Ludwig zu restauriren. Ja während in jener Ruhmeshalle der Franzosen neben den sehr problematischen Resten Voltaires die seines Gegners Jean Jacques ruhen und eine unheimliche Hand aus dessen Grabe eine Fackel hervorhebt, groß genug, nicht blos, wie der Gardien sagte, Frankreich zu erleuchten, sondern auch in Brand zu stecken, sind die neuern Grabescellen in demselben Gebäude bereits mit dem christlichen Embleme A. XP. Ω. geschmückt, tragen wohl die meisten Leichensteine auf dem Kirchhofe von père la Chaise christliche Embleme.

Es würde zu weit führen und die Gränzen eines Briefes überschreiten, wollte ich diese planmäßige Umwandlung mit noch mehreren Beispielen belegen. Irre ich mich nicht, so fängt der Franzose bereits an, sich der Revolution zu schämen, und obwohl er dieses kaum sich selbst, geschweige denn anderen gestehen wird, so möchte die Hast, mit welcher er, wenn man gewisse Saiten berührt, darüber hinwegzugehen sucht, ein nicht unerheblicher Grund für diese Behauptung seyn. Den Grad der Veränderung der Denkungsart zu ermitteln, dürfte übrigens bei einem so kurzen Aufenthalte, wie der meinige, eine Danaidenaufgabe seyn. Und wenn man sich auch nach dem, was man hört und sieht, für sich ein Urtheil zu bilden vermag, so muß man sich doch wohl hüten, ein solches öffentlich auszusprechen. Ich habe während meines Aufenthaltes in Italien mehr als genug Gelegenheit gehabt, zu bemerken, zu welch gewagten und ungegründeten Urtheilen diejenigen meiner Landsleute kamen, welche nur kurze Zeit unter dem fremden Volke verweilen konnten, und obwohl der Abstand der Sitten und Denkungsart der Franzosen von den Deutschen nicht so groß ist, wie der der Italiener und Ultramontanen, so ist man es doch der Eigenthümlich-

keit einer fremden Nation schuldig, in Besprechung ihrer Verhältnisse mit möglichster Schonung und Rücksicht zu Werke zu gehen.'

So wage ich es nicht einmal den Maaßstab anzulegen, welchen der Fremde meistens gebraucht, wenn er in einer Stadt die Frömmigkeit der Einwohner bemessen will, den Besuch der Kirchen. Wo ich während der Charwoche hinkam, fand ich dieselben voll, ja manchmal selbst überfüllt; am Ostersonntage war ich selbst unfreiwilliger Zeuge eines Gedränges von Menschen in die Kirche von St. Roch, wie ich mich eines ähnlichen in Deutschland nie erinnere. Allein ich gestehe, daß ich hierauf weniger halte, als vielleicht recht ist. Es schien mir immer, als wenn der Kirchenbesuch in früher Tageszeit, wie z. B. um halb sechs und sechs Uhr Morgens, wo unsere Lieb Frauenkirche zu München einen so eigenthümlichen Anblick gewährt, mehr entscheide, als das Gewühl um eilf oder zwölf Uhr. Auch in Rom zog ich es immer vor, mit den Facchins, den Kohlenhändlern und dergleichen, vor Tagesanbruch in die Kirche zu gehen; die Andacht des niedern Volkes hat viel mehr Erhebendes und Rührendes, als die meist steife der höheren Stände, und wer das Volk kennen lernen will, muß es nothwendig da aufsuchen, wo sein Inneres sich am freiesten erschließt.

Auch in Betreff eines andern Punktes, des häufigen Empfangs der heil. Sacramente, vermag ich keinen genügenden Aufschluß zu geben. Was aber den Deutschen, welche die Einrichtung der französischen Kirchen, das Vermiethen der Stühle während der heiligen Handlung ꝛc., unangenehm berührt, neu und erhebend ist, ist der thätige Antheil, welchen das Volk durch Mitgesang des Canors aus seinen lateinischen Gebetbüchern an den kirchlichen Funktionen nimmt — ein Vorzug, welcher freilich in der Beschaffenheit der romanischen Sprache seinen Grund hat, und sich in ähnlicher Weise auch in Italien vorfindet. Die Kirchen selbst sind während der Sonntage zahlreich besucht, und zwar nicht blos von Frauen, wie man häufig in Deutschland glaubt, sondern auch von alten und jungen Männern, und es ward — während der Osterzeit — wohl keine Messe an dem Communionaltar gelesen, ohne daß mehrere Personen das heilige Sacrament empfingen. Dieß ist, wenn man von Paris die Vorstellung eines zweiten Sodoma hat, unstreitig ein angenehmer Anblick, und ich gestehe, daß ich mich mehr daran weidete, als an den Tausenden, welche sich in die Kirche zu Notre Dame drängten, um den berühmten Abbé Ravignan predigen zu hören. Abgesehen da=

von, daß eine sehr große Anzahl Fremder sich unter diesen befanden, so gehört es jetzt zum guten Ton, zur Mode — und wer in Paris war, weiß, was er darunter zu verstehen hat — den Fastenprediger zu besuchen und ihn nachher zu critisiren. Wenn man aber die ganze andächtige Menge, so viel sie zu zählen und zu berechnen war, zusammenzufassen suchte, so kam dennoch bei einer Bevölkerung von nahe an einer Million Menschen nur ungefähr so viel heraus, als etwa in München Einwohner in die Kirchen gehen. So war, wie gesagt, das Gedränge nach St. Roch am Ostersonntage ungeheuer; allein zu dieser Pfarrkirche, die noch dazu nicht besonders groß ist, gehört auch eine Bevölkerung von vielleicht 80000 Menschen, und zu dieser Anzahl stand denn die zur Kirche wogende Masse in keinem richtigen Verhältnisse. Während der heiligen Woche ward dießmal ein Experiment gemacht, das man nicht unbesprochen lassen darf. Am Charfreitage waren nämlich zum ersten Male alle Theater geschlossen. Wer die Manie der Pariser und Pariserinnen für alle Gattungen von Schauspielen kennt, weiß, wie stark besucht die dreiundzwanzig Theater der Stadt sind, welchen Entbehrungen sich Viele aus den vornehmen Klassen unterziehen, um nur den Abend im Theater zubringen zu können, und wie gefährlich es ist, eine große Menge unbeschäftigt und wegen der Entziehung einer liebgewordenen Gewohnheit unzufrieden, auf den ohnehin schon genug belebten Boulevards umhertreiben zu lassen, muß diesen Act als ein Wagestück ansehen, das die Regierung nur der Rückkehr zu einer christlichen Ordnung zu Liebe unternommen konnte. In drei Jahren wird man nicht anders mehr wissen, als daß der Charfreitag wenigstens durch Schließung der Theater gefeiert werden müsse; im vierten wird dieselbe Maaßregel auch auf den Gründonnerstag, dann auf den Charsamstag, endlich auf die ganze heilige Woche ausgedehnt. Man sieht auch aus diesen kleinen Proben, wie die Regierung weiß, was sie will; das wirklich eminente Talent des Königs besteht nicht blos in der bewunderungswürdigen Fähigkeit, keine Parthei förmlich an sich herankommen zu lassen, und die eine durch die andere aufzureiben, sondern auch vorzüglich in dem klaren Bewußtseyn des Maaßes seiner Kräfte. Da er jedesmal nur so viel zeigt, als zur Durchführung einer bestimmten Maaßregel nothwendig ist, und dieses nur dann wirken läßt, wo es nothwendig und der Sieg fast sicher ist, so vermag er einen ruhigen, gemessenen Gang zu gehen, der still und leise alle Schwierigkeiten überwindet, und dessen Daseyn man erst an seinen Wirkungen erkennt.

Was übrigens die geistige Entwickelung der Franzosen im gegen-

wärtigen Augenblicke betrifft, so bietet sich in dieser Beziehung bei einem nur flüchtigen Aufenthalte in Paris, wie der meine, ein doppelter Maaßstab dar, die neuesten Schöpfungen der Kunst und die gerade jetzt mit besonderer Lebhaftigkeit betriebene Frage über die Freiheit des Unterrichts. In Betreff der erstern verschone ich gerne die Leser der historisch-politischen Blätter mit einer Auseinandersetzung des Einzelnen. Es ist bekannt, daß deutsche Künstler von Bedeutung sehr unzufrieden mit dem, was die neuere Kunst geleistet, aus Paris schieden, und wohl auch der größte Enthusiast für Louis Philipp wird gestehen, daß ihm mißlingen mußte, was nur eine lange Vorbereitung, ein Zusammentreffen glücklicher Umstände und bedeutender Persönlichkeiten, kurz jener seltene Verein äußerer und innerer Verhältnisse hervorzubringen vermag, welchen wir in Bayern vor Allem zu bewundern Gelegenheit haben. Auch die Franzosen erkennen dieß an, und es ist z. B. jetzt ernstlich die Rede, das seiner widrigen Uebertreibung wegen berühmte hautrelief am Triumphbogen de l'étoile: la patrie est en danger, durch ein anderes zu ersetzen. Per Parenthesin gesagt, wollte ich, es wäre schon v o r meiner Ankunft in Paris geschehen; denn wie ich den aus dem Grabe erstandenen heil. Bonaventura und den verzückten Mönch in der spanischen Sammlung des Louvre, die kleine Muttergottes von Rafael in der Gallerie Aguado's nicht aus dem Gedächtnisse bringen kann, so schwebt mir auch das ins Unendliche ausgestreckte linke Bein der la patrie en danger, über den Häuptern der zum Kampfe erwachten rasenden Menge — freilich nicht der Schönheit wegen, wie jene — beständig vor. Ich konnte den Gedanken, von einer riesigen Fledermaus verfolgt zu seyn, lange nicht aus dem Sinne bringen.

Was aber nun die religiösen Bilder betrifft, so leidet man wirklich bei ihrer Betrachtung oft tantalische Qualen. Irre ich mich nicht, so kann man jetzt in Betreff derselben drei verschiedene Richtungen unterscheiden. Die einen ahmten in unglücklicher Stunde die spanische Schule nach. Diese ist aber so eigenthümlich, so innerlich national; der colossalen Entwickelung, welche die Kirche in Spanien in ihren Heiligen — ich rede nicht von den Unheiligen — genommen hat, so angemessen, daß eine Nachahmung von vorne her als ein unglücklicher Versuch erscheinen muß, und theoretisch zuletzt nur darin bestehen kann, daß man statt fleischiger Arme und Beine, dürre und abgezehrte, statt des schönen Incarnates die schwärzliche Farbe, und manchmal auch die der Knöchel von Murillos Bettelbuben in der Pinakothek, statt frischer

glänzender Gewänder zerlumpte oder doch düstere Mönchshabite — und im Ganzen statt eines Gemäldes eine Carikatur, statt eines Lebendigen, das durch seine innere Wahrheit anzieht, eine Fratze malt. Andere sind in Algier gewesen, und haben an Abdel Kaders Arabern gelernt, wie Bilder aus dem alten Testamente zu malen sind. Es fehlt diesen in der Regel nicht an einer gewissen Wärme, sie mögen nun Rebecca am Brunnen oder die Hagar malen; man sieht deutlich, wie dem Künstler nicht abgestandene Modelle, die heute als Apostel und morgen als Banditen sitzen, zu Gebote standen. Allein theils liegt in dem Maler, der nur das Copiren, nicht aber das nothwendige Idealisiren versteht, eine gewisse Trivialität, welcher er nicht Herr werden kann; theils fühlt er sich veranlaßt, ich weiß nicht ob alten oder jungen Sündern zu gefallen, wenigstens doch in etwas die Decenz zu verletzen, da an dem heil. Bilde ein Busentuch zu verschieben, wo gar kein Grund vorhanden war, es aus seiner guten Lage herauszubringen, dort eine widrige Grimasse oder ein unanständig störendes Bein in den Vordergrund zu legen, kurz das Bild wird meistens so französisch-arabisch, daß von dem Alttestamentischen oder Christlichen zuletzt nur der Name bleibt. Die Dritten endlich sind sich selbst Original. Da malt der Eine einen Heiland, der einem Wunderdoctor ähnlich sieht und den Puls so sicher fühlt, als wäre er jahrelang zu unserm Ringseis in das Clinikum gegangen; ein anderer bringt bei Gelegenheit einer Assumption eine Mutter Gottes, so schwer, daß die Engel einen Hebebaum zu Hülfe nehmen dürften; ein Dritter malt ihren Tod, als wolle er ausdrücken, sie, die Mutter unsers Erlösers, sey zuerst ohne die heiligen Sterbsacramente gestorben. Eine ganze Schaar von Heiligen, die sammt und sonders nicht heiligen Pariserinnen so ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern, übergehe ich, und rufe Ihnen nur noch das jüngste Gericht am Giebel der in Form eines griechischen Tempels erbauten St. Magdalenenkirche in's Gedächtniß, das mich, so oft ich es ansah, an gewisse Gemälde der altetrurischen Gräber bei Corneto erinnerte. Die Franzosen haben keinen Grund, Strauß und Consorten in ihre Sprache zu übertragen; das Losgerissene von alter Tradition, welche allein den Schlüssel zur christlichen Kunst und ihrem Verständnisse gibt, herrscht bei ihnen so vor, daß man, würde man diese Richtungen nicht als eben so viele Versuche ansehen, des Traditionellen wieder habhaft zu werden, an einer christlichen Kunst bei ihnen verzweifeln müßte. Zu welchen Knechtesdiensten sinkt aber die Kunst herab, welchen Launen muß



sie fröhnen, wenn die Religion ihr nicht mehr die ihr gebührenden Bahnen anzuweisen vermag!

Man begreift, auch abgesehen von allen übrigen Verhältnissen, wenn man nur den Zustand der Kunst bei den Franzosen betrachtet, warum Männer von der größten persönlichen Aufopferung, wie z. B. Lacordaire in sich eine besondere Mission an die französische Jugend fühlen; man sieht die Nothwendigkeit ein, warum die französischen Bischöfe so sehr darnach streben, ja streben müssen, einen Einfluß auf die Erziehung der Jugend zu gewinnen, um die Fehler der gegenwärtigen Generation an der heranzuziehenden im Keime zu vertilgen. Allein hiebei hat sich ein merkwürdiger Zwiespalt gezeigt. Selbst in dem streng-katholischen Franzosen, bei dem Bauer einer von der Hauptstadt entlegenen, nicht entchristlichten Provinz, herrscht ein gewisser innerer Widerwille gegen den Geistlichen als Mitglied eines gesonderten Standes vor; bei der sogenannten gebildeten Klasse aber ist die parti prêtre so verschrieen, als das Frankfurter Journal nur immer die Katholiken verschreien möchte. Dadurch findet das Episcopat, selbst bei den heilsamsten und nothwendigsten Maaßregeln, einen Widerstand, eine Opposition; es ist wie früher, wo die französische Kirche Heilige zur Durchführung von Maaßregeln brauchte, welche in Deutschland ein gewöhnlicher tüchtiger Mann in's Werk setzt. Nun hoffen die Bischöfe in den kleinern Städten, in den weniger aufgelockerten Provinzen, wenn Freiheit des Unterrichts erwirkt werden könnte, durch ihren Clerus mit Leichtigkeit den Sieg über jene Schulen und Unterrichtsanstalten davon zu tragen, welche noch unchristlichen Principien huldigen. Nicht in einer Losreißung vom Staate, sondern in einem freundlichen und friedlichen Wetteifer **mit** dem Staate findet die Kirche ihr Heil. Mag der Staat seine Unterrichtsanstalten haben; wenn er nur, so lange er nicht die kirchlichen Principien adoptiren will, die seinigen der Kirche nicht aufdringt, und deren Unterrichtsanstalten schützt. Der Wetteifer zwischen beiden kann beiden auch nur zum Vortheile gereichen. Die einen können die Religion nicht ausschließen, die andern müssen mit der Wissenschaftlichkeit der ersteren zu wetteifern suchen, Religion und Wissenschaft können hiedurch nur gewinnen. Was thut aber bis jetzt die Regierung in dieser Angelegenheit? Es bezeichnet ihren Geist, daß sie den Bischöfen, welche ihr ihre abweichenden Ansichten, ihre Wünsche im **Stillen** kund thaten, dafür dankt, daß sie nicht, wie sie ge-

setzlich hätten thun können, die Sache an das Forum der Oeffentlichkeit brachten, und dadurch das Geschrei der Leidenschaften provocirten. Wer wird nicht auch hierin den sicheren Takt des Mannes bewundern, den die Vorsehung zur Bändigung der Revolution auserlesen zu haben scheint.

LI.

Römische Mittheilungen.

Rom, in der Osterwoche 1842. Noch sind seit meinem letzten Schreiben keine drei Wochen verflossen, und wieder ist der Anblick Roms ein anderer. Die heilige Stadt, die Erwählte des Herren, die noch jüngst, ihres Schmuckes entkleidet, zwischen einem Kreuze und einem Grabe im Staube kniete, die trostberaubte Braut, die, an die Brust sich schlagend, ihren Mund nur öffnete, um mit den Propheten um den Verlornen zu klagen, und ihre Lamentationen und Improperien anzustimmen. Die reuige Büßerin, die sich selbst zurief: Jerusalem Jerusalem convertere te ad Dominum und die bei ausgelöschten Lichtern aus der finsteren Grabestiefe ihres Schmerzes zu den Füßen ihres verhüllten Heilandes himmelan flehte: Miserere mei Deus, secundum magnam misericordiam tuam, sie ist erhört worden, der Lichtglanz des auferstandenen Heilandes hat ihre Augen mit strahlender Freude erfüllt, sie ist aufgesprungen und Licht und Heiterkeit all um sich her verbreitend, und die Osterkerzen anzündend, hat sie selbst ihr reichstes Festgewand angelegt, und also in Purpur gekleidet und mit Steinen und Geschmeiden geschmückt, hat sie ihre Lippen jubelnd geöffnet und zum Auferstehungsgesange ihr gloria in excelsis gesungen; und das Festgeläute der Glocken aller Kirchen hat ihr geantwortet, Allelu-

luja, Alleluja, Alleluja tönt es seitdem immer von neuem aus ihrem Mund, und Auferstehung und Licht, Leben und Heil und Segen und Seligkeit sind die Worte der festlichen Jubellieder ihres Dankes, die sie fort und fort singt, und allen ihren Angehörigen ruft sie mit freudezitternder Stimme zu, mit ihr an dem heiligen Freudenmahle des sühnenden Lammes, der Paschalis victima, Theil zu nehmen.

Damit auch die Erdenmacht des leiblichen Daseyns von dem Wiederscheine dieses himmlischen Lichtes erhellt und verklärt werde, und weitum der Wanderer, der im einsamen, nächtlichen Dunkel der heiligen Stadt, dem irdischen Jerusalem des neuen Bundes nahet, ein Bild ihrer künftigen Verklärung erblicke, darum hat sie die Kuppel des höchsten ihrer Tempel, unter dem ihr Apostelfürst ruht, mit tausend und tausend Lichtern geschmückt, und darum sendet sie aus dem alten Grabmonumente des heidnischen Imperators, über dem nun siegreich ihr Engelfürst, St. Michael thront, mit vollen Händen ihre tausend Lichtgarben, ihre silbernen Sterne und ihre goldenen Pfeile hoch hinan in die schweigenden Lüfte des nächtlichen Himmels. Das ist das Bild des gegenwärtigen österlichen Roms, das die Töpfe seiner Fastenspeisen zerbrochen hat und sein Ostermahl hält.

Diese österliche Zeit ist eine Festzeit, wie die Carnevalszeit, beide sind sich aber in so fern entgegengesetzt, als es im Carneval die weltliche irdische Lust ist, die, ehe sie caro vale sagt, noch einmal sich austoben möchte, und dabei die mäßigende Stimme der Kirche gar oft in ihrem Sinnenrausche übertäubt; dagegen ist die österliche Festfeier zunächst eine geistliche, es ist ja die Siegesfeier des Ewigen, des Unsterblichen, des Geistes über den Tod und die körperliche, zeitliche Hinfälligkeit, woran aber auch im Wiederscheine der Verklärung der Leib seinen Antheil hat. In der sinnigen Weise, wie Rom diese Festfeier begeht, findet sich in der That auch Geistiges und Leibliches vereinigt; dem einen gehört das Hochamt am Grabe St. Peters an, dem anderen die Kuppelbe-

leuchtung und die Girandola! Und wenn die Kirche auch am Carneval in den Hintergrund tritt, so ist sie doch mannigfach bemüht gewesen, auch der sinnlichen Lust dieser Tage eine Heiligung zu ertheilen. So findet zum Beispiel in Rom während der Carnevalszeit in der Kirche delle S. Stimate zur Ehre der schmerzensreichen Muttergottes eine eigene Andacht statt unter dem Namen des geheiligten Carnevals: *Il Carnevale Santificato*, so werden in St. Cosmas und Damian die letzten eilf Tage der Karnevalszeit hindurch jeden Abend geistliche Uebungen gehalten, nachdem die dortige Erzbruderschaft aus dem Colisseum von ihrer Kreuzwegandacht zurückgekehrt ist; so werden in mehreren öffentlichen Anstalten, wie in dem Armenhause von S. Michaele und bei den Philippinnen, unter dem Vorsitze von Cardinälen, geistliche Schauspiele und heilige Opern und Oratorien durch Kinder aufgeführt; in dem gleichen Sinne lud auch der selige Canonico Muccioli, namentlich während der letzten Carnevalstage, seine jungen Leute aus dem Mittelstande in seinen Garten ein, er selbst theilte ihnen auf seine Kosten Maskenkleider aus, und dort ließ er sie zusammen ihre Lieder, auf die sie sich vorher eingeübt hatten, singen.

Jedenfalls sind der Carneval und die heilige Woche mit dem Osterfeste die beiden Zeitpunkte, wo das römische Leben sich in seiner vollsten Bewegung zeigt, und sie sind es auch, wo die Schaaren der Fremden aller Nationen am zahlreichsten den Thoren der ewigen Stadt zuströmen. Zu allen Stunden des Tages und der Nacht ziehen sie alsdann zu Wagen und zu Fuß ein. Ist aber ihr Aeußeres, ihre Gesichtsbildung, ihr Kleid und ihre Haltung nach ihrem Volke, ihrem Stande, ihrem Vermögen und ihren Lebensschicksalen tausendfach verschieden; welche Verschiedenheiten würde erst der Thorhüter wahrnehmen, könnte er in ihr Inneres blicken und dort die Gefühle beobachten, die diese fremden Gestalten bei ihrem Eintritte bewegen, welche Wünsche und Hoffnungen, welche Erwartungen und Besorgnisse ihre Brust erfüllen.

Daß Rom eine universale Stadt, und noch immer der Mittelpunkt einer Welt sey, das muß sich namentlich in diesen Zeitpunkten dem Beobachter aufdringen, wollte er auf einem Spaziergang nach dem Ponte Molle oder zur Porta Latina hinaus, die zur heiligen Feier Herbeiströmenden näher in's Auge fassen. Sein Blick begegnete vielleicht zuerst einer Schaar armer Pilger, mit Hut und Mantel und Stab; ihre Schuhe sind zerrissen, ihre Füße wund, sie sind müd und hungrig, sie kommen von weit her, der Wunsch, an den heiligen Stätten sich zu heiligen und den Segen von der Hand des heiligen Vaters zu empfangen, war ein langgehegter ihres Herzens; sie legten, betend und almosenbegehrend, bei dürftiger Kost, durch Wind und Wetter, den weiten, mühseligen Weg durch fremde Länder und fremdsprechende Völker zurück; da endlich erscheint ihnen, einsam emporragend über die Hügelreihe der Tiber, die Kuppel von St. Peter; sie knieen sich nieder, und Thränen des Dankes vergießend küssen sie die heilige Erde. Ohne sie zu bemerken, fährt in seinem großen, schwerbepackten Reisewagen, neunspännig, ein schlafender, englischer Lord mit Dienerschaft an ihnen vorüber; er hat den Norden Europas durchflogen, er ist auch müde und hungrig und ihn friert auch; müd ist er vom Uebermaaß der Genüße, hungrig im Gefühle unbefriedigter Leere, und kalt und frostig, weil ihm Alles gleichgültig ist und Alles ihn kalt läßt. Dem Spleen und der Langeweile zu entfliehen, will er sich durch die Ceremonien der Sixtina und der Peterskirche zerstreuen, die Kuppelbeleuchtung und die Girandola will er sehen, dann nach Neapel eilen, Pompeji durchlaufen, im Dampfschiff nach Sizilien fahren, auf den Etna reiten, die Johanniter-Feste auf Malta besichtigen, Mehemed Ali einen Besuch abstatten, auf den Sinai klettern, im Jordan sich eine Flasche füllen, im Oelgarten sich einen Zweig abbrechen, in Constantinopel, als Muselmann gekleidet, in das Innere der großen Moschee eindringen, in Wien einige Straußische Walzer hören und dann nach seinem meerumflutheten Vaterland heim-

kehren, um dort sein Leben bei Beefsteak, Porter und Thee zu vergähnen oder auf einer Fuchsjagd den Hals zu brechen. Hinter ihm drein fährt, etwas gemesseneren Schrittes, ein Vetturin, eine bunte Gesellschaft hat sich in seinem Wagen zusammengefunden, da sitzt ein nordischer Superintendents-Candidat, ein denkgläubiger Begriffsmensch, der möchte das römische Papstthum gern recht in der Nähe besehen, und den römischen Aberglauben in seinem leeren, den Sinnen schmeichelnden Pompe an der Quelle beobachten, schon lange ehe Rom sichtbar wird, wirft er kritische Blicke durch seine Augengläser rechts und links aus dem Wagen hinaus, und die Oede und Verlassenheit der Campagna gibt ihm unerschöpflichen Stoff seinem Groll über das Pfaffenregiment Luft zu machen. Neben ihm sitzt ein philologischer Archäologe, den nichts auf der weiten Welt interessirt, was nicht mit der aerugo nobilis von mindestens zwei tausend Jahren überzogen ist, der Bücherstaub hat sein Haar weiß gepudert, das Vergleichen der Codices hat das Licht seiner Augen getrübt, das Ziel seiner gelehrten Wallfahrt ist nicht das gegenwärtige, lebende Rom, die heilige Himmelsstadt der Christenheit, die Martyrum sanguine rosea, es ist das verschüttete, begrabene, das todte Rom, die alte heidnische Weltstadt; er geht die bleichen Schatten der Hingeschiedenen besuchen und wenn er könnte, möchte er sie mit klassischem Latein wieder aus dem Orkus heraufbeschwören. Auch er, der Archäolog, wirft wie sein Vetter, der theologische Neolog, kritische Blicke rechts und links aus dem Wagen hinaus, er seufzt, wenn er eine christliche Muttergotteskirche auf den Trümmern eines alten Venustempels sieht, oder wenn ein Orangenhain über verschütteten Gräbern grünt und ein Kind in einem zerbrochenen Sarkophag schläft; das einzige, was ihn tröstet ist, daß er in einer unbeachteten Handschrift des Vaticans eine neue Lesart einer interpolirten Stelle aus den sibyllinischen Büchern zu finden hofft. Den Platz gegen über dem kalten, abgemessenen, eingetrockneten lampenscheinbleichen, Variantensammler nimmt

ein aufstrebender Kunstjünger ein; er sucht die Kunst in Rom, weiß aber noch nicht welcher Schule, welchem Genie er sich weihen soll, rosenroth wie seine Wangen, ist seine Phantasie; Alles lacht ihn noch an, Alles setzt ihn in Begeisterung, Alles bewundert er, die Lichteffekte der Campagna bringen ihn in Entzücken und beim ersten Anblicke Roms recitirt er einige Verse, ich weiß nicht welche, von Schiller. Der Vierte, der den Wagen voll macht, ist ein Germaniker, d. h. ein Zögling des deutschen Collegs; er hatte kaum Hoffnung je die heilige Stadt zu betreten, da man ihm daheim, im Namen der Gewissensfreiheit und der Confessionsgleichheit aufs entschiedenste den Paß zu der Tiberreise nach dem Hauptsitze des römischen Katholizism verweigert; allein er hat Mittel gefunden, ich weiß nicht wie, durch die Alpenpässe durchzuschlüpfen, und jetzt jubelt er laut auf beim Anblick der Peterskuppel, daß der liebste Wunsch seines Herzens so glücklich in Erfüllung gegangen; er hatte auf der Reise manchen Disput mit dem Superintendents-Candidaten zu bestehen, der das kalte Feuer seiner dialektischen Polemik gegen ihn richtete und bemüht war, ihn in den Netzen hegelischer Begriffsverwicklungen einzufangen; Angriffe und Fallstricke, denen der rheinische Gegner sein historisches Geschütz und die Eingebungen des gesunden Menschenverstandes entgegensetzte, so daß der Kampf, dem der Philolog mit geringschätziger Langweile zuhörte, und von dem der Kunstjünger nicht viel verstand, immer erneuert wurde und zu keinem anderen Ziele führte, als den beiden Reisegenossen das Leben zu verbittern. Hinter diesem Miniaturauszuge aus Deutschland kommen dann die Schaaren der englischen Gentlemen, welche die Nebel Kaledoniens, die Geister des Sängers von Kona vertrieben, um auf dem Continente in sonnenhelleren Regionen zu ökonomisiren; es kommen die Schaaren vornehmer Russen aus den Frostgebieten des Nordens, wo der Winter wie ein strenger Czar herrscht und alle Lebenskeime tödtet, sie wollen sich in mildern Klimaten

lüften und sich unter Orangenblüthen sonnen. Auf diese Herrschaften, die mit ihren eigenen Equipagen fahren, folgt der Eilwagen mit seinen Beiwagen; welch ein bunt Gemisch, das der blinde Zufall aus allen Welttheilen und Lebensverhältnissen zusammengewirbelt! da sind polnische, spanische, portugisische Emigranten, die in der Martyrerstadt eine Ruhestätte für die verlorne Heimath suchen; da sind deutsche Maler, die in Rom ihre Cartons zeichnen wollen; da ist ein pensionirter englischer Obrist, der aus Indien vom Himalaja kömmt; da ist ein Missionär aus China, er war Zeuge der letzten blutigen Verfolgung, er geht nach Rom, um mit der Propaganda neue Unterstützungen zu verabreden, und sich von dem heil. Vater einen heil. Leib aus den Katakomben für eine unbekannte Kirche auszubitten, die vielleicht unter denselben grausamen Verfolgungen seufzt, an denen der Gemarterte seinen Glauben mit seinem Blute bezeugte; da sitzt ferner ein reicher amerikanischer Bankier, der müde der letzten Congreßwahlen sich einmal das alte europäische Mutterland besehen und dann als Kunstmäcen heimkehren möchte; neben ihm, dem Republikan, sitzen Jesuiten, Liguorianer, Dominikaner, Franziskaner, die in ihren Ordensangelegenheiten oder zu ihren Ordenskapiteln nach dem Sitze ihrer Ordensgenerale reisen; dann junge Engländer und Irländer, die in das englische und irländische Kolleg eintreten wollen. Ein Sterbenskranker, den die Aerzte in der Heimath aufgegeben und über die Alpen geschickt, in dem sonnigen Italien die verlorne Gesundheit wieder zu suchen; ein Musikus, ein Componist, ein Freund alter Tonkunst, der das Miserere und die Werke Palestrinas in der Sixtina in ihrer ganzen ursprünglichen traditionell überlieferten Reinheit genießen möchte; ein unglücklicher Bräutigam, das einzige Kind adlicher, reicher Eltern, dem die Braut vor der Hochzeit gestorben, und den sie nach Italien geschickt, dort, im Anblicke der Natur und der Kunstwerke dises Landes seine Melancholie zu heilen, die Söhne ungarischer Magnaten und bergschottischer Lords, die sich in den Assembleen der europäischen Welt in ihren Nationalkostüms produzi eren sollen: das

alles sitzt, alt und jung, reich und arm, ernst und heiter, gläubig und ungläubig, friedlich neben einander in denselben engen Verschlag eingepackt und rollt halb sprechend, halb gähnend, halb schlafend durch die schweigende Einsamkeit der Campagna den Thoren der ewigen Stadt zu. Dicht hinter den Eilwagen fährt die alte Staatsequipage eines Fürsten, den die Stürme unserer Zeit seiner Krone beraubt und von dem Steuerruder des Staatsschiffes in das wogende Meer des Unglücks geworfen, lange hat er hinauf und hinabgeschleudert, vergeblich gerungen, in Rom, der alten Zufluchtstätte 'gefallener Größen möchte er sich nun auf jenen Trümmern ausruhen, die die Vergänglichkeit aller irdischer Macht und Herrlichkeit als Denkmäler der Vanitas Vanitatum bezeugen, dort wo der Nachfolger eines Fischers als Servus Servorum herrscht, will er geschieden von der Welt den Undank der Menschen vergessen und an die Ewigkeit denken. Diesem Ernsten und Nachdenklichen, dem die Sonne des Glücks hinter den Bergen untergegangen, folgt vielleicht ein anderer, ein Jüngling mit hoffnungslächelndem, freudestrahlenden Angesichte, dem die Sonne eben erst herrlich im Aufgange steht, die einst vielleicht seine Stirne mit der Krone geziert, bescheinen wird. Zwischen beiden, dem Alten und dem Jungen in der Mitte fährt dann vielleicht eine jener zahlreichen französischen Legitimisten-Familien, die des gegenwärtigen politischen Treibens ihres Vaterlandes müde, Louis Philipp den Rücken kehrten, dem Kinde des Unglücks ihre Huldigung darbrachten und sich dann von dem gestürzten Throne in den Schatten des Altares geflüchtet, um in Rom ad Limina Sanctorum Apostolorum ihrer Andacht zu leben und für irdische Schmerzen himmlische Tröstungen zu gewinnen. Einer von den vielen französischen Geistlichen begleitet sie, die den kärglichen Lohn ihrer sauern Mühen ein halbes Leben hindurch sparen, um die heilige Stadt zu sehen, und das Osterfest am Grabe St. Peters feiern zu können. Diese sind vorüber, andere Wagen nahen, andere und andere Gestalten eilen an den Blicken vorüber;

unter andern eine Gesellschaft junger englischer Puseiten, von Cambridge und Oxford, die nach Rom gehen, um mit den dortigen Theologen und den Jesuiten Conferenzen zu halten; französische Priester, die eine Angelegenheit an der Pönitentiaria in Dispenssachen abzumachen haben, Abgeordnete eines Kapitels, die eine doctrinelle Entscheidung des heiligen Stuhls über Streitpunkte der Dogmatik verlangen, oder die in Differenzen mit ihrem Bischof des Papstes schiedsrichterliche Dazwischenkunft anrufen, oder ihm die Statuten einer neuen Congregation zur Gutheißung vorlegen und die Ertheilung von Indulgenzen nachsuchen. Dann wieder eine Gesellschaft junger französischer Künstler, die als Pensionaire der französischen Akademie kommen, um ihre Vorgänger in der Villa Medici abzulösen, junge Russen, die ihr Gouvernement jetzt so häufig nach Rom mit Stipendien zu ihrer künstlerischen Ausbildung schickt, haben sich ihnen angeschlossen. Allein, in einem Cabriolette fährt dann ein deutscher Geschichtforscher, der aus jenen reichhaltigen Archiven des heiligen Stuhles schöpfen möchte, worin die Angelegenheit der abgelegensten ärmsten Mission, neben den Akten des ersten Kaiserreiches der Welt ihren Platz findet. Dann wieder eine Gesandtschaft aus Aethyopien oder von den Wilden Nordamerikas, die dem heiligen Vater zum Zeichen ihrer kindlichen Verehrung, bunte Federn und künstliches Flechtwerk zum Geschenke schicken, und ihn um seinen Segen und um Priester bitten. Ferner ein Edelmann, der überall die wahre Religion auf seinen Reisen gesucht und nun sich seinen Paß nach Rom ausstellen lassen — und so fort und fort in ununterbrochener Reihe, doch wer könnte sie alle zählen und nennen? bis zuletzt noch eine Postchaise kömmt, sie eilt im Flug vorüber, ihre Postillone fahren knallend und klirrend allen vor, ein russischer Fürst sitzt darinnen, er hat Eile, große Eile, in wenig Wochen soll er wieder zurück seyn und von dem heiligen Stuhle die Gutheißung irgend eines Confiscations- oder Unionsbeschlusses der heiligen Synode der sogenannten rechtgläubigen Kirche, oder der Aufhebung eines

Interdictes nach Warschau bringen, das ein katholischer Bischof oder ein Domkapitel in kanonischer Form über einen abtrünnigen katholischen Priester verhängt hat.

Das alles rasselt, wie gesagt, von Ancona, Florenz, Neapel oder Civita vecchia kommend, über das harte Lavapflaster der altrömischen Straßen, längst den verfallenen Aquädukten hin, den Thoren der Imperatorenstadt zu, die noch bis auf den heutigen Tag von ihren alten Mauern eingeschlossen wird, die sie sich erbaute, als sie, gleich dem neuern Frankreich, nach Zeiten eines ungemessenen Eroberungsgeistes um die eigene Sicherheit besorgt zu werden begann.

Von der Wache am Thor werden die ankommenden zu der Douane hingewiesen, deren Vorderseite charakteristischer Weise das Frontispice eines alten Heidentempels mit seiner mächtigen Colonnade bildet. Hier leichten Kaufes entlassen, suchen sie ihre Unterkunft bei der Piazza di Spagna oder an den umliegenden Straßen, wo beinahe jedes Haus ein Miethhaus ist, das seinen Schild zur Ausbietung freier Wohnungen und Zimmer heraushängt. Haben sie sich nun hier zurückgezogen, um von den Beschwernissen der Reise auszuruhen, dann finden sich alle wieder zur Feier der heiligen Woche in dem beschränkten Raume bei dem Grabe St. Peters oder in dem noch beschränkteren der Sixtina in ihren bunten Uniformen vereinigt, um sich nach den Osterfesten alsbald wieder nach allen Winden zu zerstreuen, und bis zum jüngsten Tage nicht wieder vereinigt zu sehen.

Man glaube nicht, daß dieß allenfalls eine Uebertreibung sey; wie viele Sprachen z. B. Rom in dieser Zeit vereinigt, kann jeder leicht selbst beobachten, wenn er im Corso auf und abgehend, den verschiedenen Klängen der Vorübergehenden zuhorcht. So ist es auch hier nichts Seltenes in den größern Salons des Adels, der Diplomatie und der vornehmern Fremden, eine aus den verschiedensten Nationen gemischten Gesellschaft und oft Antipoden zu treffen, ja das Gegentheil, das Zusammentreffen einer einzigen Nation in einem Salon ist gewiß etwas,

was kaum vorkömmt. Diese Beobachtung gab daher auch schon Frau von Staël Veranlassung, Rom den universalen europäischen Salon zu nennen. Ist es dieses in den Augen des Weltmannes, so wird es dem Katholiken als das universelle Oratorium seiner Religion erscheinen, das mit dem Oberhirten den Metropolitansitz urbis et orbis in sich befaßt.

Und wie hier alle Zeiten in zertrümmerten oder erhaltenen Denkmälern vertreten werden, so finden die Sprachen und Völker der Erde, und selbst die noch ungetauften, in dem Collegium der Propaganda, dieser großen, lebendigen Sprachakademie, ihre Apostel, wo sie sich unter den Augen des Oberhirten, der den Mittelpunkt dieser unendlichen Mannigfaltigkeit bildet, zu ihrem Apostolat vorbereiten. Ganz besonders findet jedoch diese Mischung der verschiedensten Nationen in den Fremden aus dem Priester- und namentlich aus dem bischöflichen Stande statt, welche zu der gemeinsamen Metropolis des Glaubens wallfahrten. So war ich selbst einst mit zwei Bischöfen zu Gaste geladen, wovon der eine seinen Sitz in Ostindien, in Madras, der andere in Amerika, in Canada oder Texas gehabt hatte, und einem meiner Freunde widerfuhr sogar neulich die Ehre, seine Mahlzeit mit sieben Bischöfen zu halten, nämlich dem hier wohnenden griechischen Erzbischof, zwei englischen Benediktiner Bischöfen, einem Bischof von Missuri, einem anderen von den Sandwichinseln, dem Bischof von Orleans und dem seit der Juliusrevolution von seinem Stuhle vertriebenen Bischof von Nancy, der unterdessen in Canada das Amt eines Missionärs versehen und das heilige Grab von Jerusalem besucht hat und jetzt wieder nach Frankreich zurückzukehren gedenkt, nachdem er hier in der französischen Kirche während der Fasten die Exercitien gehalten.

Uebrigens kann es bei dieser Verschiedenheit der römischen Charwoch-Gäste nicht fehlen, daß sie nicht ihren überwiegenden Einfluß auf die zur Feier Versammelten äußert; viele kommen ja mit Gesinnungen, die der katholischen Religion gänzlich feindselig sind, noch mehrere vielleicht mit kalter Gleich-

gültigkeit, in der einzigen Absicht, etwas Neues zu sehen, von dem sie so viel sprechen gehört. Sie wollen sich blos unterhalten oder wenigstens zerstreuen, und die gläubigen Katholiken selbst, von diesen andachtslosen Neugierigen umringt und umschnattert, und in dem engen Raume gestoßen und gepreßt, auch sie haben so vieles Niegesehene in dem Pompe der kirchlichen Ceremonien zu sehen, daß auch ihre Andacht nur zu leicht den Mantel heiliger Neugierde anlegt, und von Gebet nicht gar viel die Rede zu seyn pflegt. Die, welche es daher ernst mit ihrer Religion meinen, pflegen vorher, um ihrer eigenen Andacht zu genügen, einen Gottesdienst in einer anderen Kirche beizuwohnen, oder sie gehen auch währerend der Ceremonien in der Peterskirche selbst an einen besonderen, abgelegenen Altar; da die wenigsten Kraft genug besitzen, ihre ganze Sammlung, so vielen Gelegenheiten der Zerstreuung gegenüber, zu bewahren; allein auch diese Geistesstarken fehlen nicht, und man kann auch solche sehen, die mitten in diesem Gedränge ihre Andacht mit einem Ernst und einer Sammlung des Gemüthes verrichten, als knieten sie in der schweigenden Abgeschiedenheit einer Einöde, wo nichts die Seele in ihrem Verkehr mit Gott stört. Allein diese Auserwählten sind natürlich sehr selten, und wer von ihnen den Ceremonien einmal beigewohnt hat, feiert, bei längerem Aufenthalte, die heilige Woche das folgende Jahr in der Regel in einem stilleren Gotteshause, wo die Andacht der Einen die der Anderen weckt und fördert, wo Niemand herumschaut, fragt, kritisirt, lacht und schwatzt wie in einem Salon, sondern Alles betet.

Was die Römer selbst betrifft, so ziehen diese sich ohnehin um jene Zeit, ihrer Andacht in ihren Kirchen pflegend, mehr von dem Gewühl der Fremden zurück und überlassen diesen die Sixtina beinahe ganz und St. Peter guten Theiles. Sie treten so ihren Gästen, die Ehrensitze in ihrem Hause ab, indem sie ihre Neugierde in stiller Zurückgezogenheit wohl zu zügeln wissen. Man findet daher unend-

lich viele Römer, die nie den Functionen in St. Peter beigewohnt haben, ja in der Regel kennen die Fremden, was es in Rom zu sehen gibt, unendlich besser als die Römer selbst. Denn mit ihrem ruhigen, den regelmäßigen Gang des Lebens liebenden Charakter schieben diese den Besuch eines Kunstdenkmals oder einer sonstigen Denkwürdigkeit von einem Tag zum anderen auf, ohne jemal dazu zu kommen. Und so hat man mir erzählt, daß manche dieser Saumseligen in jener unglücklichen Nacht, da St. Paul (vor den Thoren von Rom in der Entfernung von etwa einer Stunde gelegen) abbrannte, in aller Eile gelaufen kamen, um die weltberühmte alte Basilika, eines der ehrwürdigsten Denkmäler des christlichen Roms, wenigstens in ihrem Untergange zu sehen, nachdem sie es versäumt hatten, die stehende in ihrer ernsten feierlichen Herrlichkeit zu besuchen.

Der heilige Vater seinerseits begünstigt auf alle Weise die Oeffentlichkeit dieser heiligen Funktionen, so wie den Zutritt der Fremden. Manche Ceremonien, wie die Feier des Palmsonntags oder die Fußwaschung, die früher in der engen Sixtina begangen wurden, hat er deshalb, damit jeder daran Theil nehmen könne, in die Peterskirche verlegt. Von den Herrn wird nichts, um Zutritt in den abgeschlossenen Kreis in der Nähe des Papstes zu erlangen, gefordert, als schwarzer Frack und schwarze Beinkleider; für die von den Herren getrennten Tribünen der Damen werde zahlreiche Karten unentgeldlich zur Verfügung der Gesandten und der größeren Banquiers gestellt. Die Confessionsverschiedenheit kömmt dabei nicht im mindesten in Betracht. Ja man weiß, daß der heilige Vater im Gegentheil das Beiwohnen der Akatholiken gern sieht und wünscht, und daß er deßhalb mit schonender Nachsicht manche Unbequemlichkeit und manchen Mißstand übersieht, die damit verbunden sind. Er geht dabei von der Hoffnung aus, der Anblick dieser ernsten heiligen Feier wie ihn die katholische Kirche so tief bedeutsam, so schön und würdevoll geordnet, hierin nicht minder, wie in ihrer Ar-

chitektur und ihrer Sculptur und Malerei ihren Geist zur Verherrlichung Gottes offenbarend, dieser Anblick müsse auf manches Gemüth das ihrem Glauben selbst fremd oder aus Vorurtheilen und Leidenschaften feindlich gegenüber stehe, ergreifend wirken, und sein Nachdenken über die Bedeutung dieser äußeren Formen und den gemeinsamen Geist, der sie geschaffen und dem sie zum Ausdrucke dienen, wecken und so vielleicht den einen oder den andern in den Schooß der verkannten, alten Mutterkirche zurückführen, oder ihn wenigstens in seinem Verdammungsurtheil über den katholischen Glauben und sein Oberhaupt zweifelhaft machen. Wenn sie nach Rom kommen mit der überlieferten vorgefaßten Erwartung, dort einen prunkenden übermüthigen Kirchenfürsten zu finden, der Gottes Ehre sich anmaaßend seinen stolzen Fuß auf die Kronen weltlicher Macht setze, und von den Gekrönten seinen Pantoffel küssen und von den Ungekrönten sich anbeten lasse, wie sollten sie auch in der That nicht betroffen werden, wenn sie statt dessen nun sehen, wie dieser römische Bischof, als wahrer Nachfolger Christi den Aermsten seiner Jünger, die nach der heiligen Stadt zu Fuße hingepilgert sind, die wunden Füße nicht nur wäscht, sondern sie auch küßt und dann ihnen als ein wahrer Servus Servorum Dei bei dem Mahle mit Freundlichkeit dient, ihnen gerührt mit weinenden Augen die Speisen hinreicht und Wein und Wasser eingießt. Und wenn sie ferner an dem folgenden Leidenstage des Herrn sehen, wie dieser Dreifachgekrönte mit entblößten Füßen in den Staub niederkniet, und als reuiger büßender Sünder die Wunden seines gekreuzigten Heilandes küßt, um ihn dann auch am Osterfeste, in seiner Verklärung und Herrlichkeit zu vertreten, wenn er von der Loggia der größten Kirche der katholischen Welt herab, den ungezählten Tausenden, die vor ihm knieen seinen väterlichen Segen ertheilt; und mit ausgebreiteten Armen die Gnade des Allmächtigen über die Stadt und den Erdkreis herabfleht, haben sie dieß Alles gesehen, wie sollen sie dann nicht bei einigem Nachdenken Ahnung davon er-

halten, daß diese Religion keineswegs so engherzig, so obscurant und so sinn= un bedeutungslos sey, wie sie sich daheim gedacht.

In Betreff der ergreifenden Wirkung dieser Feier hat man mir erzählt, daß, zwar nicht in St. Peter, wohl aber in S. Ignazio kürzlich sich eine Bekehrung dieser Art ereig= nete. Ein Engländer wohnte nämlich dort den heiligen Func= tionen am Charfreitage bei, als die dortigen Zöglinge die Lamentationen sangen, wurde er tief erschüttert, und als die ernsten feierlich flehenden Klagetöne des Miserere erklangen, konnte er seiner inneren Bewegung nicht mehr Meister wer= den, und begehrte den Eintritt in den Schooß einer Kirche, die also zu dem tiefsten Gemüthe des Menschen zu sprechen wußte, daß seine Saiten ihr antworten mußten.

Was dagegen St. Peter und die Sixtina betrifft, so wäre es allerdings im höchsten Grade zu wünschen, daß die frommen Absichten des heiligen Vaters bei Zulassung der Fremden aller Confessionen von jenen Behörden, denen die Handhabung der Ordnung obliegt, kräftiger und zweckmäßi= ger unterstützt würden, als es dermalen geschieht, wo sich das versammelte Publikum mit wenig Ausnahmen wohl nur in solche theilt, die Aergerniß geben, und in solche, die Aegerniß nehmen, so daß die Erbauung natürlich sehr zu kurz kommen muß. Eine Aenderung dürfte aber keineswegs so schwierig seyn, wenn man, wie es sich eigentlich von selbst verstehen sollte, ein anständiges der Feier entsprechendes Betragen den Beiwohnenden zur Bedingung machen wollte, und dieje= nigen, welche aufmerksam gemacht, dennoch das Gegentheil vor= ziehen, zur Thüre hinauswiese, wohin sie gehören. Einige wenige Beispiele dieser Art würden sicherlich hinreichen, den gegenwärtig herrschenden Ton zu ändern, indem jeder, der hinginge, schon im voraus wüßte, wessen er sich zu ge= wärtigen habe; da jetzt gerade das Gegentheil statt findet, und nicht wenige sich so aufführen, als ob sie ein Recht hätten, pöbelhaft und rücksichtslos zu seyn. Namentlich trifft dieser Vorwurf die Engländer, Herren wie Damen.

Sie begnügen sich nicht damit, die Umstehenden durch ihr vorlautes und sich vordrängendes, keine Autorität achtendes Betragen zu scandalisiren, sondern da viele von ihnen die Thüren schon vom frühesten Morgen, lange vor der Oeffnung, belagern, so sehen sie sich auch zu ihrem Feldzug förmlich mit Proviant vor, den sie alsdann in der Kirche mit einer Ungenirtheit verzehren, als ob sie sich in einer Trattorie befänden. Und doch sind es gerade diese Engländer, die in ihren Kirchen von allen Besuchenden den steifsten, peinlichsten, puritanischen Anstand im Geiste ihrer trübseligen, lautlosen Sonntagsfeier verlangen, und die unschuldigste Bewegung eines Fremden übel nehmen. Demnach dürfte es auch eben so schwer nicht seyn, ihnen mit einigen Fingerzeigen begreiflich zu machen, daß es von Seiten der Katholiken, die ihnen mit solcher Liberalität den Zutritt in ihr Heiligstes gestatten, keine so unbillige Foderung wäre, wenn man sie anhielte, hier doch zum allermindesten ein Betragen zu beobachten, wie man es von jedem wohlerzogenen Menschen selbst im Theater oder in der Oper erwarten darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, von seinem Nachbarn zur Thüre hinausgeworfen zu werden.

Uebrigens wäre nichts ungerechter, als diesen Vorwurf in zu großer Allgemeinheit zu nehmen, oder auf die Engländer allein zu beschränken. Auch die Italiener selbst mögen nicht selten hieran die Schuld tragen, indem sie manchmal in der Kirche eine ungenirte Familiarität mit unserem Herr Gott zeigen, die an sich, ohne böse Absicht, unschuldig seyn mag, für Andere aber nichts weniger als erbaulich ist. Dagegen gibt es protestantische Engländer genug, die, wie sich von selbst versteht, nicht zu diesem ungeschliffenen, dünkelhaften Geldpöbel gehören; und was endlich die englischen Katholiken betrifft, so können sie nicht selten durch ihren gesammelten Ernst und ihre Andacht jeder andern Nation als Muster dienen. Denn die Tüchtigkeit und die energische, mit sich selbst klare Gründlichkeit und ernste Verständigkeit, die nun einmal in dem Charakter dieser Nation liegt, verläugnet sich auch hierin nicht. Doch wenden wir uns zur Feier selbst.

Bekanntlich beginnt der Cyclus der Charwochfeier mit der Palmenprozession am Palmsonntag; es ist dieß ein Fest der Freude, das der Passion, dem Leiden vorangeht und zum

Tode führt; denn wie ein siegreicher Triumphator, wie ein Schlachtopfer zum Opfer geschmückt, wollte Christus zum Kreuze hinanziehen, und die Kirche erkennt in ihrem Leidensfürsten, der von den Seinen umringt und von ihnen mit Hosanna als König begrüßt, über die ausgebreiteten Festgewänder in die heilige Stadt des Friedens, kurze Frist vor seinem Leiden, einreitet, ein Vorbild jenes anderen himmlischen Triumphzuges, wenn die Bewährten, mit Palmen geschmückt im Lichte ewiger Verklärung in das Sion des ewigen Friedens einziehen werden.

Ist diese Feier daher überall, in der reichsten Kathedrale wie in der ärmsten, abgelegensten Dorfkirche eine tiefbedeutsame, das Gemüth erhebende: so ist sie dieß ganz insbesondere in Rom durch die Empfindungen, welche jeden Anwesenden bewegen müssen, wenn er einen Blick auf die lange Reihe von Jahrhunderten zurückwirft, welche über diese verhängnißvolle Stadt dahingezogen sind. Es ist ja in Rom, in der alten heidnischen Kriegsstadt imperatorischer Triumphatoren, hier, wo die Herrlichkeit des Capitols, zu der sie hinangezogen, längst verschwunden ist, wo die Via sacra, die Via triumphalis, die sie dort hinanleitete, nur noch streckenweise an ihrem gigantischen Pflaster kenntlich ist, wo die Palläste und die Tempel, und die Thermen und die Theater und die Aquädukten, an denen die Triumphstraße vorüberführte, tief im Schutte begraben liegen, und nur hier und da eine Säule hervorsteht; es ist in diesem Rom, dessen Triumphsäulen und Triumphbögen, wie sie selbst halb zertrümmert und rings von Trümmern umgeben dastehen, vielmehr den Triumph der Vergänglichkeit menschlichen Ruhmes als seiner Dauer zu bezeugen scheinen, in diesem Rom ist es, wo der Statthalter des Friedensfürsten, der Oberhirte der Gläubigen, der Priester des Lammes, nach fast zwei Jahrtausenden mit der Palme geschmückt, von den gläubigen Schaaren gefolgt, seinen friedlichen Triumph hält, und zwar an derselben Stelle, wo die ersten, die diesen Festzug begangen, von eben jenen weltbeherrschenden, imperatorischen Triumphatoren den reißenden Thieren und dem Gladiatorschwert preisgegeben wurden; wem sollte daher bei dieser Betrachtung der Gedanke nicht anwehen, daß das Reich dieses Friedensfürsten nicht auf die Zeit sondern auf die Ewigkeit gegründet ist, und daß von ihm die Verheißung gelte: die Pforten der Hölle sollen es nicht überwältigen.

So viel für heute über das Allgemeine, von dem Besonderen werde ich wohl Gelegenheit finden, in meiner folgenden Mittheilung zu sprechen.



LII.

Die neuere Philosophie.

Sechster Artikel.

Unter den christlichen Dogmen, bemerkt ein neuerer Schriftsteller *), sind es vorzüglich zwei, die alle Formen des Pantheismus immer und ewig vom wahren Glauben ausschließen; es sind die beiden großen Geheimnisse von der allerheiligsten Dreifaltigkeit und von der Schöpfung aus Nichts: Geheimnisse nennen wir sie, weil kein sterblicher Mensch ihren Inhalt zu ergründen vermag. Man könnte sie den Flammenschwertern der Cherubim vergleichen, die den Eingang zum Paradiese des Glaubens jedem Geiste verwehren, der sich nicht entschließen will, sie mit kindlicher Ergebung anzunehmen. Wer sie nicht annehmen will, bevor er sie wissenschaftlich ergründet, deducirt und demonstrirt hat, der wird ewig am Glauben Schiffbruch erleiden, und nie zur Erkenntniß der höchsten Wahrheit gelangen. Zu diesen Betrachtungen sind wir veranlaßt worden beim Lesen jener Abhandlung über das Wesen der menschlichen Freiheit, in welchem der Schöpfer der Naturphilosophie seinen bisherigen philosophischen Ansichten eine ganz neue und unerwartete Wendung gab. Bis jetzt steht dieser Versuch einer philosophischen Deduction christlicher Ideen isolirt da, und wiewohl man eine entfernte Verwandtschaft der in ihm enthaltenen Ansicht mit der frühern desselben Verfassers wahrnimmt, so erhält dieselbe dennoch hier eine Interpretation, die dessen bisberigen naturphilosophischen Ideen ein ganz neues Gepräge aufdrückt. Von jener naiven Poesie des noch bewußtlosen Geistes, bevor er sich

*). Maret. Essay sur le pantheism.



bis zur Ichheit hinaufpotenzirt hat, ist nicht mehr die Rede. Eine Natur ist dennoch da, aber es ist die eigene Natur Gottes, aus dieser Natur entspinnt sich nicht mehr das menschliche, sondern das göttliche Ich. Diese dem christlichen Glauben gänzlich entgegengesetzte Idee von einer bewußtlosen Natur in Gott, aus dem die höchste Majestät erzeugt wird, die Behauptung: „daß aus dem Verstandlosen, der Verstand, der göttliche wie der menschliche, geboren werde", muß sogleich jedem christlichen, von den Glaubenwahrheiten durchdrungenen Bewußtseyn, im höchsten Grade anstoßen. Gott hat eine Ursache, die, obgleich göttlicher Natur, dennoch nicht Gott ist. Der Verfasser setzt zwar Gott als Erstes und Letztes, als A und O; aber behauptet er: Als das Erste sey Gott nicht, was Er als das Letzte sey, und in wie fern Er nur als O Gott im engeren Sinne sey, könne er nicht als A Gott in dem nämlichen Sinne, noch, auf das strengste genommen, Gott überhaupt genannt werden, es wäre denn, man sagte ausdrücklich: der unentfaltete Gott, da Er als O der entfaltete Gott sey". Gott, die ewige Ursache alles Werdens, aller zeitlichen Entfaltung wird somit selbst einer Entfaltung unterworfen, den Gesetzen der endlichen Geschöpfen unterthan, und von einer Ursache abgeleitet, die im strengsten Sinne nicht Gott genannt werden kann. Wie weit entfernt diese Idee von einer verstandlosen Natur in Gott, auf die der Name Gottes im eigentlichen Sinne noch nicht anwendbar ist, von der christlichen Idee, der ersten Person der heiligen Dreieinigkeit sey, fällt hier schon in die Augen, und wird in der Folge noch deutlicher werden. Zwar bedient sich der Verfasser hier eines christlichen Ausdrucks, und spricht von einem Gott, d. h. der verstandlosen Natur, erzeugten Gott. Aber der erzeugende Gott, der noch unentfaltete Gott, ist noch nicht im wahren Sinne Gott, sondern ein dunkler Grund der Existenz, dem die Intelligenz mangelt. Die Idee des Verfassers ist hierin sehr bestimmt. „Die erste Regung des göttlichen Daseyns in dem anfänglich Dunkeln, der Intelligenz entbehrenden,

Grunde ist eine ursprüngliche Sehnsucht, die geordnete Welt und den göttlichen Verstand hervorzubringen". „Dieser dunkle, der Intelligenz entbehrende Grund entspricht am nächsten dem Abgrund, dem Bythos, dem πατηρ ἀγνωστος der Gnostiker, der in diesen Systemen als Princip der göttlichen Emanationen angenommen wird. Auch die andere, den gnostischen Systemen der Emanation entsprechende Vorstellung von einer Geburt der geordneten Welt aus dem verstandlosen Grunde darf uns nicht entgehen. Derselbe dunkle Grund erzeugt Gott und erzeugt die Welt, der Art der Entstehung nach sind beide gleich; von einer Schöpfung der letztern ist keine Rede. Ueber diese Ansicht des Verfassers kann kein Zweifel obwalten, er hat sie in sehr bestimmten Worten explicirt.

Es ist ihm gewiß, daß der Natur der Dinge einzig der Begriff des Werdens angemessen ist. Aber in dem existirenden Gott können sie nicht entstehen, indem sie unendlich von Ihm verschieden sind, jedoch ist auch nicht möglich, daß etwas außer Gott sey. Hier tritt also ein Widerspruch hervor, welcher nur dadurch aufzulösen ist, daß die Dinge ihren Grund in demjenigen haben, was in Gott selbst nicht „Er Selbst" sondern was in Ihm der „Grund seiner Existenz" ist. Im christlichen Dogma verschwindet der bemerkte Widerspruch dadurch, daß die endlichen Dinge, deren Natur das Werden ist, als erschaffen geglaubt werden, die zwar im göttlichen Willen, aber nicht in der göttlichen Natur ihren Grund haben. Der Widerspruch, von dem der Verfasser frappirt wird, hat daher nur seinen Grund in der pantheistischen Ansicht, daß die Dinge aus dem göttlichen Wesen emaniren. Da sie aber ihrerseits einem andern Gesetze, dem des Werdens unterworfen sind, so ist er genöthigt anzunehmen, daß sie aus einem Grunde hervorgehen, der noch nicht Gott ist. Dadurch aber verwickelt er sich selbst in einen andern noch viel auffallenderen Widerspruch, daß er Gott selbst werden läßt, und Gott von dem Grunde seiner Existenz unterscheidet.

Nicht leicht gibt es eine, allen christlichen Ideen anstößi-

gern und schlechthin zu verwerfende Vorstellung als die hier behauptete Entfaltung Gottes. So weit hat es die neuere Philosophie getrieben, daß sie von Grund zum Grunde aufsteigend, Gott selbst von einem höhern Grunde, und zwar von einem solchen, der nicht eigentlich Gott ist abzuleiten, unternimmt. Man rühmt zwar gern die Kühnheit des Philosophen, aber uns scheint hier mehr zu seyn als Kühnheit. Der Philosoph stellt sich hier an die Wiege Gottes hin, Gott wird vor seinen Augen geboren, aus einem dunkeln Grunde, und zwar aus eben demselben, der auch alle endlichen Existenzen erzeugte. Dem Ursprunge nach hat Gott vor seinen Geschöpfen nichts voraus. Daß er als Gott geboren ist, wir aber nicht als Götter geboren sind, ist nicht sein Verdienst, Er verdankt es dem Wallen der Kräfte im dunkeln Grunde. Von den höchsten Geistern des Himmels lesen wir, daß sie ihre Angesichter mit ihren Flügeln bedecken, in Gegenwart der göttlichen Majestät, um anzudeuten, nicht blos die tiefste Anbetung, sondern auch ihre Unfähigkeit das göttliche Wesen zu ergründen. Hier aber, auf dieser dürftigen Erde, tritt ein Philosoph kühn vor die Majestät Gottes, und erlauscht deren Entstehung. Er sieht das, was Gott selbst nicht sah, sein eigenes Werden: denn dies konnte Gott nicht sehen, bevor er existirte. Gott erkennt sich selbst nachdem Er entstanden ist; aber der Philosoph sieht ihn entstehen, Er wirft einen tiefen Blick in den dunkeln Grund, belauscht die erste dunkle Regung der Sehnsucht, die aus dem wogenden Meere der Kräfte einen Gott hervorzieht, und sollte bei Gott etwa ein Zweifel über seine Entstehung eintreten, so kann unser Philosoph Ihm darüber die nöthige Auskunft geben. Von ihm kann Er erfahren: „daß die ursprüngliche Sehnsucht sich auf den Verstand richtet, den sie noch nicht erkennt, wie wir (versteht sich) auch in unserem Sehnen nach einem unbekannten, namenlosen Gut verlangen; daß diese Sehnsucht ahnend sich bewegt, als ein wogendes, wallendes Meer, nach einem dunkeln, ungewissen Gesetz unvermögend etwas Dauerndes für sich zu bilden“.

Hier war also die Geburtstätte Gottes: Die Sehnsucht regt den Grund an, dieser bewegt sich als ein wogendes, wallendes Meer, nach einem dunkeln ungewissen Gesetz, dessen Entstehung wir nicht erfahren; nur das hören wir, daß es unvermögend ist etwas Dauerndes für sich zu bilden, bald jedoch werden wir aus diesem wogenden Chaos, das durch ein dunkeles, ungewisses Gesetz bestimmt wird, einen Gott hervortauchen sehen; und das wallende Meer, das anfänglich unvermögend war, etwas Dauerndes für sich zu bilden, erlangt dennoch späterhin die Fähigkeit einen Gott zu bilden, das Dauerhafteste, was uns bisher bekannt geworden.

Die Naturforscher haben sich bisher große Mühe gegeben, die Entstehung der organischen Geschöpfe zu erspähen, und ihre mikroskopischen Beobachtungen haben sie bis zur ersten Bildung der organischen Zellen geführt. So interessant diese Untersuchungen an und für sich sind, so möchte doch die Beobachtung der Genesis Gottes von noch höherm Interresse seyn, und in unserer erfindungsreichen Zeit, verdanken wir diese merkwürdigste aller Entdeckungen einzig der neuesten Philosophie. Diese nun, ohne sich irgend eines andern Instruments, als ihrer eigenen Sehkraft zu bedienen, hat über die höchste aller Geburten folgende Erfahrungen gemacht. „Die erste Regung des göttlichen Daseyns in dem anfänglich dunkeln, der Intelligenz entbehrenden Grunde, geschieht durch die ursprüngliche Sehnsucht. Ihr entsprechend erzeugt sich in dem noch unentfalteten Gott eine innere reflexive Vorstellung, welche das Erste ist, worin Gott zur Existenz sich zu entfalten und sich zu verwirklichen beginnt“. Dieß ist ohne Widerrede eine der merkwürdigsten Entdeckungen, deren sich die menschliche Intelligenz rühmen kann. Das erste Werden der göttlichen Existenz beobachtet zu haben, die innere reflexive Vorstellung in dem noch nicht entfalteten Gott, ist noch nicht Er Selbst, hier erst fängt Er an sich zu regen und zu dehnen, wie der verpuppte Schmetterling, der seine Bande sprengt, und alsbald zum Gebrauch aller seiner Glieder gelangt. Wir

wollen mit dem Entdecker den weitern Fortgang **dieses** merkwürdigen Processes in Augenschein nehmen.

„Die innere reflexive Vorstellung, in dem **noch** *unentfalteten* (oder eingewickelten) Gott ist, der **Verstand**, und in dem Sinn, in welchem man sagt: das Wort **eines** *Räthsels*, ist sie das Wort jener Sehnsucht". So geht **das zu**. Der dunkle Grund wogt hin und her, es ist zwar in **ihm** *ein* dunkles ungewisses Gesetz, aber was er will, ist **ihm selbst** ein Räthsel, denn er weiß noch nichts; aber es **erzeugt** sich in ihm eine reflexive Vorstellung, und so gelangt er **zum Verstande**. Ob diese reflexive Vorstellung, **Verstand** genannt, so von Ohngefähr geschieht, oder ob der dunkle **Grund** *dazu* von dem ungewissen Gesetze bestimmt wird, **davon** erfahren wir nichts; und wir glauben dem Verfasser nicht **zu** *nahe zu* treten, bei der Vermuthung: daß er es selbst nicht weiß. In jedem Fall aber ist diese reflexive Vorstellung von großer Wichtigkeit und ein wahres Glück, denn ohne dieselbe wäre der Grund ewig im Dunkeln stecken geblieben.

Der Philosoph fährt fort, unsere christlichen Ideen zu berichtigen. Er gibt uns über die Entstehung der Welt, die wir als ein Werk göttlicher Allmacht, Weisheit und Güte *betrachten*, eine andere Auskunft, und weist nach, daß die Welt das Resultat eines natürlichen Processes ist, jener *göttlichen* Natur nämlich, die noch nicht Gott ist. Wir dürfen diese Deduction als das Werk der Naturphilosophie in ihrer höchsten Potenz betrachten. „Die erste Wirkung des Verstandes in der anfänglichen Natur ist die Scheidung der Kräfte". Die Kräfte, die nunmehr auseinander zu gehen beginnen, sind demnach Kräfte der uranfänglichen Natur, derselben Natur, die Gott gezeugt hat. Nach den Worten des Philosophen müssen wir annehmen, daß die Scheidung der Kräfte in der uranfänglichen Natur noch der Verwirklichung Gottes im wahren Sinne vorangehen, denn sie beginnt unmittelbar mit der innern reflexiven Vorstellung, von der der Verfasser ausdrücklich sagt, „daß sie das Erste ist, worin Gott zur Existenz

sich zu entfalten und zu verwirklichen beginnt". Mit der beginnenden Entfaltung Gottes fängt demnach auch die Scheidung der Kräfte an. Der eigentliche Moment der Verwirklichung Gottes wird nicht bestimmt angegeben. Die Deduction verweilt ausschließlich bei der Entwicklung der individuellen Existenzen und deren Hervorgehen aus dem dunkeln Grunde, der vor der Scheidung der Kräfte Gott und Welt in chaotischer Mischung in sich faßte. Da nämlich, heißt es, die uranfängliche Natur nichts anderes, als der ewige Grund Gottes ist, so muß sie deßhalb das Wesen Gottes, obgleich eingehüllt und verborgen, gleichsam als einen in dem Dunkel der Tiefe leuchtenden Lebensblick in sich enthalten. Mit der ersten reflexiven Vorstellung, welche die Morgendämmerung des göttlichen Verstandes anzeigt, beginnt eine innere Gährung der Kräfte, ein Kampf zwischen der ursprünglichen und unbestimmten Sehnsucht und dem Lichtblick des Verstandes, welcher die Geburtswehen des Endlichen bezeichnet. Nach den darüber angestellten Beobachtungen verhält es sich folgendergestalt: „Von dem Verstand in Anspruch genommen, strebt jetzt die Sehnsucht, den in sich ergriffenen Lebensblick zu bewahren, und in sich selbst zu verschließen, damit immer ein Grund bleibe. Der Verstand dagegen, als das in die anfängliche Natur gesetzte Licht, regt die in sich selbst zurückstrebende Sehnsucht zur Sonderung der Kräfte und zum Aufgeben der Finsterniß an". Wer dies Licht des Verstandes in die anfängliche Natur gesetzt hat, wird nicht gesagt; genug, daß es da ist, und auch da seyn muß, sonst wäre Alles in ewiger Finsterniß begraben geblieben. Mit der Geburt des Lichtes fängt aber der Kampf an. Die Sehnsucht strebt in sich zurück und will das Licht nicht entlassen; dieß aber läßt sich nicht halten, sondern zwingt die Sehnsucht, ihre Bestreben aufzugeben und die Finsterniß fahren zu lassen. „Hierbei zieht der Verstand aus dem Dunkel die verhüllte Einheit, die Idee, den verborgenen Lichtblick hervor, und so entsteht auf solche Art zuerst etwas Begreifliches und Einzelnes".

Daß wir uns bei dieser Darstellung länger **aufhalten**, wird Niemanden befremden können; denn, unseres **Wissens**, hat seit Anfang der Welt kein menschliches Auge diese **Dinge** erschauet, und wenn auch Moses uns die Schöpfungs**geschichte** erzählt, so geschieht es dennoch nicht, als wäre er **Augenzeuge** derselben gewesen. Anders verhält es sich hier, wo **der Philosoph** mit dem Auge seines Geistes den ganzen **Hergang** der Dinge und die Entstehung der Welt in Augenschein **nimmt**. Unläugbar hat der ganze Vorgang große Aehnlichkeit **mit** einem chemischen Processe. Setzen wir eine Auflösung **mehrerer** Materien dem Sonnenlichte bloß, so beginnt die Masse zu gähren, die einzelnen Stoffe fangen an, sich zu scheiden, „und so entsteht auf solche Art zuerst etwas Begreifliches und Einzelnes". Einiges sinkt zu Boden, anderes steigt in die Höhe, und was im Großen bei Entstehung der Welt geschah, wiederholt sich täglich in den chemischen Laboratorien vor unsern Augen, mit dem Unterschiede jedoch, daß, was im Werden der Welt in die Höhe steigt, nicht etwa irgend eine Gasart ist, sondern eine Seele. Denn wie der Bericht weiter lautet: „sind die getrennten, jedoch nicht völlig auseinandergetretenen Kräfte der Stoff, woraus nachher der Leib gestaltet wird, und das lebendige Band, welches aus der Tiefe des natürlichen Grundes, als Mittelpunkt der Kräfte, bei der Scheidung entsteht, ist die Seele. Durch den ursprünglichen Verstand wird also die Seele aus einem von ihm unabhängigen Grund als Inneres emporgehoben". Das ist also der große Unterschied zwischen der uranfänglichen Natur und den chemischen Mischungen, daß in dieser letzten nur materielle Ingredienzen sind, während in jener alle Seelen, ja Gott selbst, in der Mischung enthalten sind. Nachdem der göttliche Verstand aus den Banden der Sehnsucht sich losgewunden hat, zieht er allmählig auch alle andere Seelen aus der Masse heraus, diese bleibt nachher als das caput mortuum des unabhängigen Grundes übrig. „Die Seele aber bleibt

ihrerseits auch vom Grunde unabhängig, bleibt ein besonderes, für sich bestehendes Wesen".

Hierbei findet eine stufenweise Entfaltung statt, und die Seele kommt erst allmählig zum Vorschein, und am Ende einer langen Reihe von Geschöpfen, deren Seelen noch nicht vollkommen ausgebrütet sind. Zu bemerken ist, daß, wo in diesem Bericht von Schöpfung und Geschöpfen die Rede ist, diese Worte nicht im christlichen Sinn zu verstehen sind. Was hier Schöpfung genannt wird, bedeutet eigentlich Entfaltung, Evolution der in Involution befindlichen Elemente, so daß wir in diesem Sinne berechtigt sind, zu sagen, daß Gott eine Schöpfung ist des ihm bedingenden Grundes, in dem sich der noch unentfaltete Gott befindet. Uebrigens geschieht die stufenweise Entfaltung der Seelen auf folgende Weise: „Vermöge des Widerstrebens der Sehnsucht gegen die, von Seiten des Verstandes erfolgende Erregung, welches zum vollkommenen Gebiet der Dinge durchaus erforderlich ist, löst sich das innerste Band der Kräfte, nur in einer stufenweise geschehenden Entfaltung. Mit jedem Fortschritte derselben gelangt eine neue Gattung von Geschöpfen zum Daseyn, deren Seele um so vollkommener seyn muß, je mehr sie dasjenige, was in dem andern Wesen noch unentschieden ist, gesondert enthalten". Offenbar ist hier keine Rede von der Schöpfung im christlichen Sinne; die Dinge werden geboren, und zwar aus demselben Grunde, aus dem der philosophische Gott sich entfaltet. Die Geburtswehen haben ihren Grund in einem Kampfe zwischen dem Widerstreben der Sehnsucht und der Erregung, welcher, wie der Verfasser mit größter Zuversicht behauptet, „durchaus erforderlich ist zur vollkommenen Geburt der Dinge". Wir müssen ihm hier auf sein Wort glauben, da wir keine Gelegenheit haben, die alte, längst vergangene Geburt der Dinge selbst wahrzunehmen.

Aber wie Kinder nicht selten Spuren der Aehnlichkeit mit beiden Eltern tragen, so auch hier: „Jedes der auf die (vom Verfasser) angegebene Art hervorgebrachten Individuen trägt

in sich ein doppeltes Princip, welches doch eigentlich nur eins und dasselbe ist; von den beiden möglichen Seiten betrachtet. Das eine ist dasjenige, wodurch sie von Gott getrennt sind, und in dem bloßen Grunde sich befinden". Es ist derselbe alte Grund, in dem sich vor Zeiten auch Gott befand, bevor er sich verwirklicht hatte; es ist derselbe, der als der unentfaltete Gott oder der Gott A bezeichnet wurde. „Aber der Proceß der Schöpfung ist lediglich auf eine innere Verwandlung des anfänglich finstern Princips in das Licht gerichtet". Wenn aber dem so ist, so scheint Moses verkehrt berichtet zu seyn, als er die Worte niederschrieb: „Und Gott sprach, es werde Licht". Auch der mosaischen Urkunde geht die Existenz des Lichtes den andern Bildungen voran; nach dieser philosophischen Urkunde dagegen erscheint das Licht erst zuletzt, als das Resultat der Verwandlungen des anfänglich finstern Princips. Nach dem alten Bericht sind alle Gattungen endlicher Wesen wahrhafte Schöpfungen aus nichts; nach dem neuen Bericht sind sie sammt und sonders Entwicklungen aus einem finstern Grunde, in dem sie eingehüllt und begraben lagen. Diese Widersprüche zwischen dem christlichen Glauben und der neuern Gnose dürfen nicht unbemerkt bleiben.

Nach der Theorie des Verfassers bilden die beiden Principien der Finsterniß und des Lichts den innersten Grund aller Naturwesen: das finstere Princip ist, wie gesagt, der unentfaltete Gott, „das lichte Princip der entfaltete und verwirklichte Gott. Durch fortschreitende Umwandlung und Scheidung der Kräfte wird in einem Einzelwesen der innerste und tiefste Punkt der anfänglichen Dunkelheit durchaus in Licht verklärt. Diese Erhebung des tiefsten Centrums in das Licht erfolgt in keinem der uns sichtbaren Geschöpfe, außer in dem Menschen. In ihm ist die ganze Macht des finstern Princips, und die ganze Kraft des Lichtes vereinigt". Demnach wäre also im Menschen die ganze Macht des unentfalteten Gottes, des Gottes A, und die ganze Kraft des entfalteten Gottes, des Gottes O; denn der Verfasser protestirt feierlich gegen die

Lehre, daß etwas außer Gott sey. Der Mensch hat also in dieser Gnosis eine hohe Bedeutung, und wie er von Gott unterschieden werden kann, ist schwer einzusehen, da er die ganze Kraft der beiden möglichen Seiten desselben Gottes in sich vereinigt. „Der Mensch“, heißt es weiter, „hat dadurch, daß er aus dem Grund entspringt und creatürlich ist, ein rücksichtlich auf Gott unabhängiges Princip in sich“. Wenn hier der Grund von Gott unterschieden wird, so geschieht es in Bezug auf das Verhältniß, das zwischen Gott und dessen Gründe statuirt worden. Der Grund ist zwar göttlich, aber noch nicht Gott im eigentlichen Sinne: nach der Verwirklichung Gottes bleibt noch der Grund als ein von dem wirklichen Gott unabhängiges Princip. Alles, was aus dem Grunde sich entwickelt und geboren wird, ist creatürlich, und in diesem Sinne ist auch Gott creatürlich, weil er aus dem Grunde geboren wird. Daß aber der Verfasser seinen philosophischen Gott nicht vom Menschen unterscheidet, sondern, daß seiner Meinung nach die Verwirklichung Gottes erst im Menschen geschehe, geht aus einer andern Stelle mit der größten Bestimmtheit hervor. „Auch die heilige Schrift“, sagt er, „unterscheidet Perioden der Offenbarung, und setzt als eine ferne Zukunft die Zeit, da Gott Alles in Allem seyn, da Er also ganz verwirklicht seyn werde“. Demnach ist dieser philosophische Gott noch nicht ganz verwirklicht, er ist noch im Werden begriffen: wie groß das bisher von ihm realisirte Bruchstück ist, wird nicht gesagt. Daß die hier gegebene Auslegung der angeführten Stelle nicht die kirchliche ist, daß unter Offenbarung Gottes nicht die Verwirklichung Gottes verstanden wird, weiß jeder wohlunterrichtete Christ. Der christliche Gott bedarf keiner Verwirklichung, weil seine Wirklichkeit ewig ist, und aller andern Verwirklichung Grund und Ursache ist.

Diese Meinung, daß Gott im Menschen verwirklicht werde, scheint auch in folgenden Worten ausgedrückt: „Zwar wohnen in allen Dingen die beiden Principien, jedoch ohne völlige Einstimmung wegen der Mangelhaftigkeit des aus dem

Grunde Erhobenen. Erst im Menschen wird das in allen andern Gattungen der Geschöpfe noch zurückgehaltene und unvollständige Wort völlig ausgesprochen. In diesem ausgesprochenen Worte manifestirt sich der Geist, offenbart sich Gott als wirklich existirend". Nach der christlichen Lehre wird das Wort vollständig in Gott ausgesprochen, und wohnt ewig im Vater; nach der hier gegebenen Lehre wird das Wort erst vollständig im Menschen ausgesprochen, und der philosophische Gott offenbart sich im Menschen als wirklich existirend. In dieser Theorie von der Verwirklichung Gottes heißt es weiter: „Wäre aber in dem Menschengeiste die Identität beider Principien eben so unauflöslich, als in Gott, so würde kein Unterschied zwischen beiden seyn und Gott als Geist nicht offenbar werden, folglich muß die Einheit, die in Gott unzertrenulich ist, in den Menschen trennbar seyn: hierin besteht die Möglichkeit des Guten und Bösen". Wie diese Worte mit der ganzen Theorie zu vereinigen sind, ist nicht ganz deutlich. Vorhin wurde gesagt: „jedes Individuum trägt in sich ein doppeltes Princip, welches jedoch eigentlich nur eins und dasselbe ist, von den beiden möglichen Seiten betrachtet". Wenn dem also ist, wenn das doppelte Princip eins und dasselbe ist, von zwei möglichen Seiten betrachtet, so ist nicht zu begreifen, wie die zwei Seiten der Einheit sich separiren können. Die zwei Seiten der Einheit existiren nach der Theorie nicht in der und für die Einheit, sie präsentiren sich nur für eine äußere Anschauungsweise derselben. Dadurch, daß man eine Sache von zwei Seiten betrachten kann, hört diese nicht auf, eine und dieselbe Sache zu seyn. Dennoch aber wird zum Behuf der Deduction des Unterschiedes zwischen Gutem und Bösem behauptet, daß die zwei Seiten des einen Princips nicht unzertrennlich an einander haften. Die schwarze und die weiße Seite gehen auseinander, aus dem einen Princip werden zwei, ein böses und ein gutes. Wenn es aber heißt: „diejenige Einheit, die in Gott unzertrennlich ist, muß im Menschen trennbar seyn, so weiß man nicht, von welchem

Gott die Rede ist, von dem Gott A oder dem Gott O. Da aber beide Benennungen sich nur auf einen und denselben Gott beziehen, und demnach die zwei Seiten desselben Gottes sind, so begreift man nicht, woher es komme, daß diese beiden Seiten sich nicht auch in Gott untreu werden, und jede ihren eigenen Weg gehe? Und in der That scheint es, daß, trotz der behaupteten Unzertrennlichkeit der beiden göttlichen Seiten, dennoch eine wirkliche Trennbarkeit derselben in dem construirten Gott gelehrt wird, wie wir sogleich hören werden; zuvor aber haben wir die Genesis des Guten und Bösen näher zu betrachten.

„Daß aus dem Grunde der Natur emporgehobene Princip, wodurch der Mensch von Gott geschieden wird, ist die Selbstheit in ihm. Durch ihre Einheit mit dem idealen Princip wird sie zum Geist und macht seine Persönlichkeit aus. Als Geist ist die Selbstheit aus dem Creatürlichen in das Uebercreatürliche gehoben". Was uns hier auffällt, ist der plötzliche Uebergang des Geistes aus dem Creatürlichen in das Uebercreatürliche. In sofern die Selbstheit in dem Grunde ist, ist sie creatürlich, aus demselben steigt sie hinauf, wird Geist und übercreatürlich. Nach der christlichen Lehre ist Alles im Menschen creatürlich: der Geist und der Leib des Menschen ist Schöpfung Gottes; nach der hier angegebenen Lehre steigt Alles aus dem dunkeln Grunde in die Höhe, und wird im Augenblick, wo sie sich vom Grunde gänzlich losgerissen hat, übercreatürlich. In dem christlichen Systeme ist Alles außer Gott creatürlich; wie aber in einem Systeme, wo Alles aus einem und demselben Grunde sich entwickelt, dieselbe Emanation in der niedern Potenz creatürlich, in der höhern übercreatürlich genannt werden kann, begreifen wir nicht. Ist sie doch dem Wesen nach nicht ein anderes geworden; die Metamorphose betrifft nur die Form, wie die Worte es besagen, durch die Umwandlung ist die emanente Selbstheit in ein anderes Verhältniß, in das der Freiheit, zu ihrer

Umgebung getreten, wie der Schmetterling, der das Puppenkleid abgestreift hat und frei umherflattert".

„Nachdem die Selbstheit als Geist aus dem Creatürlichen ins Uebercreatürliche gehoben worden, ist der Wille nicht mehr ein Werkzeug des in der Natur schaffenden Universalwillens, sondern über und außer aller Natur". Hier entsteht die Frage, ob der frei gewordene Wille in sich selbst das Gesetz seiner Handlungen besitzt, oder ob er ein anderes, außer ihm gegebenes Gesetz anerkennen solle, und wo dieses zu finden ist? Wir erhalten darauf zur Antwort: daß der Particularwille fernerhin seine Identität mit dem Universalwillen der schaffenden Natur behaupten solle. „Der menschliche Wille ist als Band lebendiger Kräfte anzusehen; so lange er selbst in seiner Einheit mit dem Universalwillen beharrt, bestehen auch jene Kräfte im göttlichen Maaß und Gleichgewichte. Weicht er aber aus dem Centrum, so gerathen diese lebendigen Kräfte in Unordnung, ein Heer der Begierden und Lüste empören sich, welche der Particularwille in ein eigenes und besonderes Leben zu gestalten strebt. Dies ist zwar ein eigenes, aber ein falsches, der Lüge geweihtes Leben, ein Gewächs der Unruhe und der Verderbniß".

Das hier aufgestellte Moralprincip ist dasselbe, welches schon im stoischen Pantheismus vorkommt, es ist das bekannte: Convenienter naturae vivere. Die Idee der Natur ist in beiden Systemen dieselbe, es ist die göttliche Natur, oder, wie sie hier genannt wird, der Gott A. Von einem Verhältnisse des Particularwillens zum Gotte O ist noch nicht die Rede; davon später. Auf dem jetzigen Standpunkt bietet sich aber ein anderer Gegenstand der Untersuchung dar: die universelle Wirksamkeit des Bösen, oder wie ein mit dem Guten überall im Kampfe liegendes Princip des Bösen aus der Schöpfung habe hervorbrechen können? Die gnostischen Systeme der Vorzeit hatten über den Ursprung des Bösen verschiedene Theorien aufgestellt, und selbst zu diesem Behufe zwei ewige ent-

gegengesetzte Principien statuirt. Das vorliegende System ertheilt hierüber folgenden Bericht: „Gott selbst als Intelligenz oder Geist bedarf eines Grundes, um seyn zu können, nur daß dieser nicht außer ihm, sondern in ihm liegt, und daß er in sich eine Natur hat, die zwar zu ihm selbst gehörig, aber doch von ihm verschieden ist“. Die Analogie mit der Ichheitstheorie ist unverkennbar: das Ich gelangt zum Bewußtseyn im Gegensatz eines Nicht-Ichs; das Nicht-Ich ist die Bedingung des Ichs, es gehört demselben an, es ist dessen eigener Gegensatz. Dem Wesen nach ist Ich und Nicht-Ich identisch, es ist nur ein formeller Gegensatz, der sie von einander unterscheidet. So wie ohne Nicht-Ich kein Ich möglich wäre, so auch bedarf Gott als Intelligenz eines dem Wesen nach mit ihm identischen, aber doch von ihm verschiedenen Grundes, eines Nicht-Gottes. „Hiernach“, heißt es weiter, „gibt es zwei verschiedene Willen, den Willen der göttlichen Intelligenz oder Liebe, und den Willen des Grundes, deren jeder für sich ist“. Zur Zeit des Nestorius und Eutyches wurde die Frage aufgestellt: ob in Christo zwei Willen anzuerkennen wären, ein göttlicher und ein menschlicher, einer zur göttlichen, ein zweiter zur menschlichen Natur gehörig, wie es die Kirche lehrte? Nach der hier gegebenen Ansicht muß man die Frage aufwerfen, ob nicht in Christo drei Willen gewesen: zwei zur göttlichen Natur und einer zur menschlichen Natur gehörig. Die Natur in Gott, die jenseits der Intelligenz besteht, hat auch ihren eigenen unverständigen Willen, es ist der Wille des Grundes; seinerseits hat aber auch die göttliche Intelligenz oder Liebe ihren verständigen Willen. Da nun Christus Gott und Mensch in einer Person war, so hat er, dieser Gnosis zufolge, außer den zwei göttlichen Willen noch einen dritten menschlichen Willen gehabt. Zwischen den beiden göttlichen Willen kann aber kein Streit seyn. „Der Wille der Intelligenz kann den Willen des Grundes nicht unterdrücken, noch aufheben, weil er sonst sich selbst widerstreben müßte. Der Grund muß wirken, damit die

Liebe seyn könne, und er muß unabhängig von ihr thätig seyn, damit sie real existire".

Nachdem dieses also festgesetzt worden, wird daraus ein neuer Begriff von göttlicher Zulassung abgeleitet. Die Kirche lehrt, daß Gott den von Ihm geschaffenen freien Intelligenzen den Gebrauch ihrer Freiheit gelassen hat, so daß sie dieselben mit göttlicher Zulassung auch mißbrauchen können. Der Philosoph erklärt, daß dieser kirchliche Begriff „völlig unstatthaft ist", und gibt uns dafür eine ganz andere, in seinem System begründete Erklärung, und er behauptet, „daß das Wirkenlassen des Grundes der einzig denkbare (?) Begriff der Zulassung sey, die in der gewöhnlichen Beziehung auf den Menschen völlig unstatthaft ist". Nach diesem einzig denkbaren Begriff läßt also Gott seinen eigenen Grund fortwirken, und alles wirkliche und mögliche Böse in dem Particularwillen erregen. Demnach wird der Ursprung des Bösen nicht, wie die Kirche lehrt, aus dem Mißbrauch der Freiheit endlicher Intelligenzen abgeleitet, sondern in Gott selbst verlegt, zwar nicht in den entfalteten, sondern in den *unentfalteten* Gott. Der Gott O läßt den Gott A fortwirken, und in den Geschöpfen Unheil anrichten. Hätte Gott nicht seine eigene Natur fortwirken lassen, so wäre kein Uebel entstanden, welches, wie wir gehört haben, der einzig denkbare Begriff der Zulassung ist. „Demzufolge wird durch den Willen des Grundes gleich in der ersten Schöpfung der Eigenwille der Geschöpfe mit erregt, damit, wenn nun der Geist als Wille der Liebe aufgeht, dieser ein Widerstrebendes finde, darin er sich verwirklichen könne". Da nun das Widerstrebende der Liebe Haß ist, so folgt aus den Gesetzen, daß in den Geschöpfen vom Willen des Grundes Haß und Eigensinn erregt werden, damit die Liebe sich daran exerciren könne.

So lautet die Theorie der Entstehung des Bösen im neuen Gnosticismus. Ob sie gelungener ist, als die der ältern gnostischen Systeme, mögen die Philosophen unter sich ausmachen. Wie diese, ist auch jene das Gegentheil der Lehre der Kirche.

Daß Gott, möge er A oder O heißen, den Eigenwillen in seinen Geschöpfen errege, ist dem christlichen Sinne gemäß eine wahre Blasphemie. Nach der christlichen Lehre arbeitet die göttliche Gnade unabläßig dem Eigenwillen der Geschöpfe entgegen, und es gab nie ein Moment, worin von seiner Seite eine Anregung desselben statt fand. Durch die Freiheit der Geschöpfe ist die Möglichkeit des Bösen gegeben; die Wirklichkeit desselben ist durch einen Act dieser Freiheit bedingt, und an derselben hat der göttliche Wille nie einen Antheil gehabt. Zwei göttliche Willen statuiren, einen Willen des Grundes und einen Willen der Intelligenz, ist ein bloßer Traum des Verfassers, welcher, um einerseits seine pantheistischen Ideen zu retten, und andererseits doch nicht Gott zum directen Urheber des Bösen zu machen, den Ausweg ersonnen hat, Gott von seinem Grunde zu unterscheiden, wie vormals das bewußte Ich vom bewußtlosen unterschieden wurde. Was aber das bewußtlose Ich auf eigene Hand thut und treibt, dafür ist das bewußte Ich nicht verantwortlich. Daß aber der intelligente Gott seinem bewußtlosen Grunde die Erregung des Bösen gestatte, ist eine Beschuldigung, wofür der Verfasser selbst verantwortlich bleibt. Andere merkwürdige Folgerungen unseres Gnostikers bleiben unserm nächsten Artikel vorbehalten.

LIII.

Der Protestantismus in Münster.

(Ein Beitrag zur Schilderung der politischen Seite der Glaubensspaltung des sechszehnten Jahrhunderts.)

V. Kampf der münsterischen Wiedertäufer gegen das Lutherthum.

Kaum war der verderbliche Friede von Telgte geschlossen, als der bisherige Magistrat den gerechten Lohn für seine Feigheit empfing, durch welche so viel Unheil über Münster gekommen war. Die Lutherischgesinnten fanden jetzt, daß ihre Obrigkeit zu papistisch sey, und den Clerus zu sehr begünstigt habe. — Vor der Zeit wurde also der Rath abgesetzt und zu einer neuen Wahl geschritten, die, wie es vorauszusehen war, nur auf ganz entschiedene Anhänger des neuen Glaubens fiel, unter deren Regiment, nach Kerstenbroick's Bemerkung, fast kein Tag ohne eine merkwürdige Begebenheit verging. — Dieser Erneuerung des Raths folgte alsbald in allen Pfarrkirchen, unter der Aufsicht Rottmanns, eine neue Predigerwahl, wobei alle Glieder der Gemeinde mitstimmten. Kerstenbroick erwähnt, was sich nach der bisherigen Schilderung des Charakters der Secte von selbst versteht, daß die Erwählten wollüstige, leichtsinnige und bundbrüchige Leute waren, „Leute, die das Joch ihrer Ordensregeln halsstarrigerweise abgeworfen; die mit vieler" (vermeintlicher) „Wissenschaft und Beredsamkeit eine große Kühnheit und Schwatzhaftigkeit verbanden, die die Laster, sie mochten so entsetzlich seyn, als sie wollten, für nichts hielten, wenn man sie nur mit gläubigem Herzen bereuete; die die evangelische Freiheit in eine ungestrafte Ausgelassenheit verkehrten; Leute endlich, die nichts für gut, nichts

für fromm hielten, was mit den freien Grundsätzen ihrer Lehre nicht übereinkam. Die Anhänger dieser Lehre nannten sich Evangelische, und christliche Brüder und Schwestern; diejenigen aber, die in den Dom des Gottesdienstes halber gingen, belegten sie mit dem Namen halsstarriger Papisten und gottloser Leute, und entehrten sie, dem geschlossenen Vergleich zuwider, mit allerlei Schimpfworten und Lästerungen, wiewohl sie anfangs durch den Schein einer besondern Heiligkeit und Gottesfurcht Viele an sich lockten, die sie hernach in die gräulichsten und unüberwindlichsten Irrthümer stürzten".

Unter solchen Umständen bewies jeder Tag, wie thöricht die Hoffnung Jener gewesen war, die solchen Feinden gegenüber den Katholiken durch einen Vertrag die Freiheit ihres Glaubens und ihres Gottesdienstes sichern zu können geglaubt hatten. Bald kannte der Hohn der Neugläubigen keine Gränzen mehr. Am sieben und zwanzigsten März (1533) brach der Prädikant an der Ludgerikirche den Tabernakel auf, theilte eine heilige Hostie vor den Augen des Volkes in drei Theile, und blies diese in die Luft, mit den Worten: da fliegt euer Gott hin. An demselben Tage kündigte der Rath den Franziskanern an: daß sie ihre Ordenstracht ablegen und das Kloster verlassen müßten, wenn sie einer härtern Begegnung entgehen wollten. Nur dadurch, daß die Mönche in ihrem Kloster freiwillig die Anlegung einer „evangelischen" Schule gestatteten, die freilich nach wenigen Monaten wieder zerfiel, entgingen sie damals noch der Austreibung. — Kurz darauf brach Knipperdolling mit einer Schaar Neugläubiger in die Lambertikirche ein, und raubte die heiligen Gefäße; und wenige Tage später wurden in der Kirche zu Ueberwasser die Altarbilder heruntergerissen, die Wandgemälde ausgekratzt. Aehnliche Vorfälle im Dom und in der Servatienkirche folgten rasch auf einander. Der „evangelische" Rath, weit entfernt dem Unwesen zu steuern, verbot seinerseits dem Pater Rector im Bispinkhof das Beichthören, und Knipperdolling drang, an der Spitze einiger Lutherischen, in den Dom, und beleidigte

am Altare den messelesenden Priester mit rohen Schmähworten.

Während die Parthei, welche später im Kampfe gegen das neue, wiedertäuferische Zion die lutherische Orthodoxie vertrat, sich diesen anarchischen Ausschweifungen überließ, hatte sich die Zahl der einwandernden Wiedertäufer in Münster ansehnlich verstärkt, und unter ihnen war auch, angelockt durch den Ruf der bilderstürmenden Prädikanten, der Schneider Johann Bockelsohn aus Leiden erschienen, derselbe, dem es beschieden war, ein Jahr später die theokratische Königswürde in dem neuen Gottesreiche zu bekleiden. Rottmann hatte ein halbes Jahr vorher einen, wiewohl schwachen Versuch gemacht *), der neuen Lehre zu widerstehen. Bald aber ging mit ihm jene Veränderung vor, welche der mystische Protestantismus mit einem besondern Kunstausdrucke als Erweckung zu bezeichnen pflegt. Er änderte plötzlich sein Leben, welches bisher der Leichtfertigkeit seiner Lehre entsprochen hatte, und legte in seinem äußern Wesen einen Ernst, eine Zurückgezogenheit an den Tag, welche auf die Wichtigkeit der Veränderung schließen ließ, die in seinem Innern vorgegangen war. In tiefe Gedanken versenkt, entsagte er den Gastereien und dem unerlaubten Verkehr mit Weibern. Jene Sittenlosigkeit, welche ihm, wie seinen Glaubensgenossen, bisher mit Recht zum Vorwurf gemacht war, verwandelte sich in strengen, pietistischen Ernst. Nicht minder groß war die Veränderung, die sich in seinen Predigten spüren ließ. Im Widerspruch mit Allem, was er früher gelehrt, und im schneidenden Gegensatze gegen das Grundprincip des ächten, lutherischen Dogmas, fing er an, das Volk zu Werken der Barm-

*) Im September 1532 hatte er an einen seiner Freunde geschrieben: „Schon habe ich mit den Wiedertäufern zu thun gehabt, die uns zwar verlassen, allein bei ihrem Abzuge gedroht haben, daß sie mit größerer Kraft zurückkehren würden. Indeß ist Gott mit uns, wer mag wider uns seyn“.

herzigkeit, zur Enthaltsamkeit, zur Nächstenliebe, ja zur Demuth zu ermahnen. Bald folgten Andeutungen, daß man sich der erworbenen Güter gemeinschaftlich bedienen müsse. Die Lehre anderer Prediger, obgleich sie sich evangelisch nenne, habe mit dem Evangelium nichts gemein, da sie keine guten Werke erzeuge. Trotz dieser richtigen Erkenntniß urtheilt er über die „Papisten“ nicht günstiger; sie hätten die Lehre von den guten Werken durch Menschensatzungen und Ceremonien besudelt. Dadurch kömmt er denn freilich zu dem Schluße: es sey keine Lehre mehr ganz rein; die ganze Welt liege im Argen, das Weltende sey dicht vor der Thür, nur die Auserwählten würden gerettet werden, alle Gottlosen jämmerlich untergehen. Dann aber trete die Zeit der tausendjährigen Herrschaft für die Gerechten ein, die deshalb jetzt aus allen Weltgegenden sich an einem Orte zusammenfinden müßten. Die Boten seyen bereits ausgegangen, die Auserwählten mit dem neuen Bundeszeichen zu versiegeln, damit sie dem nahen Verderben entgingen. Dieß Alles bewies er mit Stellen der heiligen Schrift, an welchen es bekanntlich den Außerkirchlichen aller Schattirungen niemals gebrach.

Die Lebensordnung, welche den in solcher Weise Wiedergetauften auferlegt wurde, war der bisherigen üppigen Losgebundenheit der Neugläubigen geradezu entgegengesetzt. Diejenigen, welche Glieder des künftigen Jerusalem werden wollten, hätten allen weltlichen Umgang, alle Unmäßigkeit und Völlerei, Spiel, verbotene Liebe, leichtfertiges Schwören und Gotteslästerung zu meiden.

Es konnte nicht fehlen, daß Rottmann's früher schon erworbenes Ansehen, nicht minder wie die Zuversicht, mit welcher er seine neue Ueberzeugung vortrug, dem wiedertäuferischen Wesen großen Vorschub leistete. — Viele begannen wirklich eine nahe gewaltige Weltkatastrophe zu fürchten, und griffen, je weiter sie von dem alten sichern Boden der Kirche weggelockt waren, desto begieriger in ihrer Herzensangst nach jeder Lehre, die ihnen Heil und Beruhigung verhieß. Mit Rottmann ver-

banden sich bald zwei der neuen Prediger, Heinrich Roll, ein entlaufener Mönch aus Harlem, und Heinrich Strapedius aus Mörs. Jener begnügte sich, die Kindertaufe unter jene gleichgültigen Dinge zu setzen, die der Seligkeit weder nützen noch schaden, dieser nannte sie unumwunden einen Gräuel in den Augen Gottes. Der lutherische Magistrat gerieth hierdurch zu den Neulehrern in ein ähnliches Verhältniß, wie der vorige katholische Rath zu den lutherischen Prädikanten. Er veranstaltete in Gegenwart vereideter Notarien, welche die Aussagen beider Theile niederschreiben mußten, auf dem Rathhause eine Disputation zwischen Rottmann und mehreren, wie es scheint, orthodox lutherischen Theologen *), deren Ergebniß ein Urtheilsspruch des Rathes von Münster war, daß die Prediger sich des Streites über Taufe und Abendmahl gänzlich enthalten, die Kindertaufe aber nach der Kirchenordnung verrichten, und in Religionssachen keine Neuerung einführen sollten, „bevor sie nicht die Andern eines Irrthums überführt und dargethan hätten, daß ihre Lehre mit dem Worte Gottes genauer übereinstimme. Würden sie aber ihre Lehrsätze aus der heiligen Schrift beweisen, und zeigen, daß man den kaiserlichen Verordnungen, den Befehlen des Magistrats und den errichteten Verträgen nachzuleben nicht verbunden sey, so werde der Magistrat das, was einer christlichen Obrigkeit gezieme, nicht unterlassen“.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß auf diese Entscheidung des Raths genau dasselbe geschah, was, seit dem Beginn der Glaubensspaltung, und so lange überhaupt noch der Protestantismus die heil. Schrift als vorgebliche Grundlage seiner theologischen Meinungen anerkannte, geschehen ist, und

*) Unter diesen wird auch Johann Holtmann, Senior der Fraterherren, genannt. — Schwerlich hat dieser jedoch die katholische Kirche zu vertreten gehabt, da der Rath mit besonderer Aengstlichkeit darüber wachte, daß nicht katholisch gepredigt werde, weil sonst das Volk in Masse von der gesammten Neuerung gar leicht hätte abwendig gemacht werden können.

unter ähnlichen Umständen immer und nothwendig geschehen wird. Gerade darauf, daß sie ihre Meinungen durch die heil. Schrift bewiesen hätten, beriefen sich die Wiedertäufer, und da ein unfehlbares, apostolisches Lehramt in dem Glaubenssysteme des einen wie des andern Theils keinen Platz hatte, so konnte der Streit entweder gar nicht, oder nur ganz äußerlich, durch die weltliche Gewalt entschieden werden. — Der Magistrat von Münster verbot nämlich den Anhängern Rottmann's, als diese sich mit nichten für überwunden bekennen wollten, die Kanzel und die Stadt. — Allein die Antwort Rottmann's und der übrigen vier wiedertäuferischen Prädikanten an den lutherischen Magistrat war genau nach dem Muster der, um wenige Monate ältern Bittschriften der Lutheraner an den katholischen Bischof abgefaßt. Sie (die wiedertäuferischen Prädikanten) erklären, wie sie nimmermehr geglaubt hätten, daß man so grausam seyn und sie von der Predigt „des Evangeliums" abschrecken, ja sogar ihnen befehlen werde, die Stadt zu meiden. Nun sey es dem Rathe zur Genüge bekannt, daß es ihr Amt sey, die Heerde Christi zu weiden, und nur solche Dinge vorzutragen, die mit den Befehlen Christi übereinkommen, und davon nichts ab- noch zuzuthun, dagegen alles dasjenige zu verwerfen und gänzlich auszurotten, was derselben widerspreche. Dieses ihnen aufgetragene Amt des Evangeliums hätten sie mit solcher Mühe verwaltet, daß sie bis auf diesen Tag noch keines Irrthums überführt seyen. — St. Paulus habe gesagt: so eine Offenbarung geschieht einem Andern, der da sitzet, so schweige der erste. Nun zeige sich aber Niemand, dem bessere Dinge offenbaret seyen, und dennoch sey ihnen Schweigen auferlegt, noch dazu durch die weltliche Macht, die sich das Recht über geistliche Dinge zu urtheilen anmaaße. Nur in der Kirche, in der Versammlung der Gläubigen, in der Gegenwart der Bezüchtigten hätte man eine Anschuldigung auf falsche Lehre wider sie vorbringen sollen. Hätten sie dann ihre Lehre nicht aus klaren Zeugnissen der heiligen Schrift bestätigen können, so

hätte man ein Recht gehabt, sie zu bestrafen. Statt dessen habe man sie zwingen wollen, ihre Lehre von der Kindertaufe zu widerrufen, ehe man sie überführt habe, daß sie irrig sey. Den Schluß bilden Belehrungen und Ermahnungen an den Rath, von so freventlichen Forderungen abzustehen, — verbunden mit dem Erbieten zur schriftlichen Widerlegung dessen, was die Gegner bei der letzten Disputation, nachdem sie des langen Sitzens überdrüßig geworden, schriftlich nachliefern zu wollen, versprochen hätten.

Von dem Standpunkte der Neulehre aus war in der That gegen diese Beweisführung wenig einzuwenden, da alle Gründe, die sich dagegen anführen ließen, mit verdoppeltem Gewicht auf die Lutheraner zurückgefallen seyn würden. Da es außerdem noch den Bittstellern gelang, die Gildemeister und Vorsteher der Bürgerschaft zur Fürbitte bei dem Magistrate zu bewegen, so war der Erfolg kein anderer, als daß Rottmann seinen Dienst behielt, wogegen er versprechen mußte, sich in seinen Predigten friedfertiger Gesinnungen zu befleissigen, und alles anzuwenden, wodurch der aufrührerische Pöbel besänftigt werden könnte. Trotz dessen täuschte sich der Rath weder über die gegenwärtige gefährliche Lage der Stadt, noch über die Unmöglichkeit: den weitern Fortschritt der Neulehre, und mit ihr den Umsturz aller Ordnung in Staat und Kirche auf die Dauer abzuwehren. — In dieser Verlegenheit beschickte er den Bischof durch eigne Boten, die ihm offen vorstellen sollten, in welche Verwirrung die Religionsneuerungen geführt hätten. Daran knüpfte sich die Bitte an den Prälaten, diesem Uebel abzuhelfen, die irrigen Lehrpunkte mit Hülfe gelehrter Männer aufzuheben, und dagegen solche, die mit dem Worte Gottes übereinkämen, einzuführen. Diese wollten sie, wenn sie dieselben für nützlich erkennten, gerne annehmen. — Natürlich lautete die Antwort des Bischofs hierauf, wie jeder Vernünftige sie erwarten mußte. Man hätte gleich im Anfange des Irrsals heilsame Ermahnungen nicht verachten, und nicht dem Bösen, zum Verderben der Guten, durch die

Finger sehen sollen. Jetzt sey es zu spät, und das Unheil **weder** durch Schärfe noch durch Gelindigkeit ungeschehen zu **machen**. — Nichts destoweniger wolle er (der Bischof), kraft **seiner** Pflicht, der Stadt Münster Rath und Beistand nicht **versagen**. Diese möge sich inzwischen nur aller weitern Neue**rungen** enthalten, und gestatten, daß der Prior im Bispink**hofe**, Doctor Heinrich Mumpert, in der Domkirche das Wort **Gottes** predige.

Nach diesem Bescheide befand sich die münsterische Stadt**obrig**keit in derselben Lage, in welcher sich die bessern Ele**mente** des Protestantismus seit dem Beginne der Glaubens**spaltung** so häufig befunden haben. Sie sah vor sich die **Folge** der Neuerung, und hinter sich den alten Glauben, den sie verschmäht und dessen Gemeinschaft sie verlassen hatte. — **Sie** wollte den Fortschritt nicht, und noch weniger die Rück**kehr**; sie wollte die Irrthümer nicht, protestirte aber gegen **die** Wahrheit; sie verabscheute die Licenz und die Willkühr **der** Einzelnen, schauderte aber nicht minder zurück vor der **Unter**werfung unter die Autorität. — Dieß ist die Lage des **wohlgesinnten** oder „christlichen" Protestantismus bis auf den **heutigen** Tag geblieben. Die Lösung des großen Problems: **eine** kürzere Linie zwischen zweien Punkten zu finden, als die gerade, ist zu keiner Zeit gelungen. Dagegen geschah dem Rathe von Münster zu jener Frist, was seinen Glaubensgenossen seitdem in gleicher Lage unzählige Male geschehen ist, und täglich noch geschieht. — Zwischen der alten Kirche und dem Extreme des Abfalls stehend, führte er, aus Furcht vor der Wahrheit, nach langem Schwanken, den Sieg der grauenvollsten Verirrung herbei, über deren verderblichen Charakter er selbst völlig im Reinen war, und die er mit vollkommener Aufrichtigkeit haßte und fürchtete. Der Magistrat von Münster, weit entfernt dem Vorschlage des Bischofs Gehör zu geben, wandte sich an den Landgrafen von Hessen mit der Bitte um einige orthodox lutherische Prediger, die den von den Wiedertäufern drohenden Sturm beschwören sollten. —

Dieser beeilte sich, wie sich von selbst versteht, dem Begehren zu entsprechen, und sandte zwei Prädikanten, Theodor Fabricius und Johann Lening, von welchen dieser alsbald vor dem Ungestüm der Wiedertäufer die Flucht ergriff, jener dagegen bis zu seiner Austreibung in Münster blieb, und die Erfahrung mit sich nahm, daß die Lehre seines Meisters in Wittenberg zwar ein mächtiger Hebel zur Aufregung, Verwirrung und Umwälzung, dagegen zur Beschwichtigung der empörten Gemüther völlig machtlos sey. Andererseits erklärte der Rath von Münster, daß es ihm durchaus unmöglich und seinen Rechten völlig entgegen sey, zu gestatten: daß der Prior Mumpert in der (katholischen) Domkirche katholisch predige. Der Vertrag von Telgte, welcher sechs Pfarrkirchen den Bekennern der neuen Lehre zusprach, den Dom dagegen der alten Kirche vorbehält, habe den Sinn, daß das Domkapitel katholisch bleiben könne, „bis der allmächtige Gott hierin ein Anderes verfügt haben werde“; allein da zur Zeit des Abschlusses jenes Vertrages katholische Predigten im Dom nicht gestattet gewesen seyen, so könne der Rath auch ferner nicht mit gutem Willen Prediger in der Stadt dulden, deren Lehre und Wandel nicht mit dem Evangelium übereinkomme. — Als trotz dessen der Bischof dem Mumpert befahl, im Dome zu predigen und Messe zu lesen, entspann sich ein weitläuftiger Schriftwechsel zwischen dem Magistrate und dem Landesherrn, in welchen sich bald auch die hessischen Prädikanten mischten, die mit großem Rechte fürchteten, daß die einfache Verkündigung der katholischen Wahrheit ihrem Treiben gefährlich werden könne. Da der Mönch Mumpert, so schrieben sie dem Rathe, gottlose Dinge lehre, und vielen Anlaß zu bürgerlichen Unruhen gebe, so müsse er eben so wenig wie die Verächter der Kindertaufe in der Stadt geduldet werden. Sie bäten demnach, dem Mönche nicht länger einen sichern Aufenthalt innerhalb der Mauern zu gestatten, „damit er nicht ihre reine Lehre durch seine gottlosen Predigten verdränge, und unter den Bürgern Spaltungen und Auf-

ruhr errege". — In Folge dessen kündigte der Rath dem katholischen Prediger das freie Geleit und den gemeinen Frieden auf, und Mumpert mußte nun freilich durch schleunige Entfernung aus der Stadt Leib und Leben retten.

Je empörender dieses Verfahren den Jetztlebenden erscheinen mag, um so weniger darf vergessen werden, daß dasselbe nichts mehr als einen ganz gewöhnlichen Zug der damals alltäglichen, und im ganzen Reiche üblichen Politik der Neugläubigen enthält. — Damals, wie in manchen spätern, uns viel näher liegenden Epochen, hatte die Kirche keinen irdischen Schutzherrn, aber die treulose Gewaltthat trug ihr eigenes Gericht in sich, und die Rache der göttlichen Gerechtigkeit folgte ihr unmittelbar auf der Ferse. Der „orthodox" lutherische Magistrat konnte allerdings zwar den Verkündiger der katholischen Wahrheit, dessen Wort allein noch die Verwirrung hätte lösen können, für vogelfrei erklären; — denen aber, die das Geschäft der Läugnung der Wahrheit auf eigene Rechnung trieben, und unbekümmert um die offiziellen Gränzen, die man ihm gesetzt, den Irrthum folgerecht weiter entwickelten, diesen Rednern, Schweigen zu gebieten, war der Magistrat von Münster nicht mächtig genug. Hier, wie so häufig, empfing eine revolutionäre Parthei nicht durch die Freunde und Diener des Rechts, sondern durch eine noch revolutionärere, ein vollgerütteltes Maaß der Vergeltung. Rottmann nämlich hatte sich nur des öffentlichen Predigens enthalten, im Geheimen aber seine Lehre mit desto größerem Eifer verkündet und zahlreiche Anhänger geworben. Bald war sein Name unter den engzusammenhaltenden Wiedertäufern durch den ganzen Norden von Deutschland hin bekannt und hochgepriesen und von allen Seiten her aus Holland, Westphalen, Brabant, Friesland und Sachsen strömten Gläubige zusammen, um zu den Füßen des neuen Propheten dessen Offenbarungen frisch aus der Quelle zu schöpfen. — Jetzt ward der Rath aufmerksam, und begann am 3ten November 1533 eine Berathung über die Mittel und Wege, wie Rottmann aus der Stadt vertrie-

ben, zugleich aber auch alles Aufsehen und alle Aufregung des Pöbels vermieden werden könne. Die Verhandlung, zu welcher bald auch die vornehmsten Bürger hinzugezogen wurden, dauerte mehrere Tage, und schien eine sehr ungünstige Wendung für die Wiedertäufer zu nehmen. Schon forderten zahlreiche Stimmen unter den Patriciern die Vertreibung, nicht nur der Prädikanten, die den Frieden störten, sondern auch jener obrigkeitlichen Personen, durch deren Rath und Hülfe sie in die Stadt gekommen waren. — Allein gerade dieser Rath, der freilich das Uebel an der Wurzel angriff, brachte die Gegner auf's Aeußerste. Der Bürgermeister Heinrich Tilbek, der es heimlich mit den Wiedertäufern hielt, und auf den die Anspielung gemünzt war, brach jetzt öffentlich los, und drohte den Lutherischgesinnten: daß der Muthwille, mit dem sie ehrliche Leute plagten, bald gedämpft werden solle. — Dieß gab das Zeichen zum öffentlichen Bruche. Eine kleine, aber entschlossene Schaar von Wiedertäufern, unter welchen sich wiederum Bernhard Knipperdolling hervorthat, zog die Messer gegen den Rath, und überschüttete ihn mit wüthenden Schmähreden. Von der andern Seite eilten die Diener des Domkapitels zur Vertheidigung der Obrigkeit herbei. — Beide Theile suchten eine befestigte Stellung zu nehmen; die Lutherischen warfen sich in das Rathhaus, die Wiedertäufer stellten sich hinter der Mauer des St. Lambertikirchhofes auf. So blieben beide auch den folgenden Tag unter den Waffen, und ein Blutbad schien unvermeidlich. — Erst am Morgen des 6ten November gelang es dem Zureden der angesehensten Bürger, besonders den Bemühungen des Syndikus Johannes Wyk, die Gemüther zu beschwichtigen und den Frieden zu vermitteln. — Während man von friedlicher Duldung der Katholiken nichts hatte hören wollen, reichte man jetzt fanatischen Meuterern die Hand, von deren Ungestüm man am nächsten Tage schon neue Unbilden erwarten mußte. Es ward ausgemacht, daß Rottmann und seine Anhänger in der Stadt bleiben, aber nicht öffentlich predigen

durften. Im Uebrigen aber solle es einem Jeden frei stehen, den Glauben anzunehmen, der ihm zu seiner Seligkeit am zuträglichsten dünke. — Rottmann predigte daher von jetzt an in Winkelversammlungen, die Anfangs zur Nachtzeit, dann als die Zahl seiner Anhängern sich vermehrt hatte, auch am Tage gehalten wurden. Ein Flintenschuß gab das Zeichen zu diesen Zusammenkünften, welchen nur die Glieder der Secte beiwohnen durften. — Die Lehre aber, welche hier vorgetragen ward, bildete sich immer entschiedener zu einem vollständigen, alle bisherige, kirchliche und bürgerliche Ordnung vernichtenden Systeme aus. — Als die wesentlichsten Sätze der neuen Dogmatik, auf dem damaligen Standpunkte ihrer Entwicklung, bezeichnet Kerstenbroick die völlige Verwerfung der Kindertaufe, die ein Gräuel vor Gott genannt ward, und das Verbot für die „Christen" (d. h. die Glieder der Secte) Kirchen der Ungläubigen (der Katholiken und Lutheraner nämlich) zu besuchen; irgend einen Umgang mit ihnen zu pflegen; ihrer Obrigkeit zu gehorchen; bei ungläubigen Herren als Knechte und Mägde zu dienen, oder mit Ungläubigen vor Gericht zu gehen. Die heil. Hostie wird der große Baal genannt. Der Sonnabend sey der von Gott eingesetzte Tag des Herrn, der Sonntag nur von Menschen erfunden. Das Priesterthum wurde geläugnet, Christus sey der letzte Priester gewesen. Auch die vor der Wiedertaufe geschlossene Ehe sey ungültig. — Den Schlußstein des Ganzen bildet die Lehre von der Gütergemeinschaft. Kein Christ solle Wucher treiben, und weder seine Einkünfte beitreiben, noch seine Schulden bezahlen. Alles müsse unter den Christen nach dem Beispiele der Apostel gemein seyn. —

Daß diese Lehre unter verarmten und mit Schulden beladenen Menschen eifrige Anhänger fand, ist nicht zu verwundern, und erklärt sich hinlänglich aus der gewöhnlichen menschlichen Eigensucht. Daß aber auch viele Reiche ihre Baarschaft in Rottmann's Hände legten, daß Männer und Frauen ihre Schuldverschreibungen zerrissen, ihren Schuld-

nern die Zahlung erließen, — dieß dürfte eher zum Beweise dienen, wie hoher Ernst es vielen jener Schwärmer um ihre irrigen Ueberzeugungen war. — Gegen diese Fähigkeit der Selbstaufopferung kam das reine Lutherthum nicht auf, wie viele Helfer aus nahe gelegenen, lutherischen Ländern Fabritius auch zu sich entbieten, wie eifrig er auch auf Geheiß des Magistrats an einer neuen Kirchenordnung arbeiten mochte. — Die Thätigkeit auf dem Papiere zog, dieses Mal wie immer, gegen die, zwar völlig in die Irre gehende, aber lebendige Wirksamkeit der consequenten Neuerer den kürzern. Eben so wenig half es, daß Rottmann, der seine Schriften, wie einst Ulrich von Hutten, auf einer in seinem Hause verborgenen Winkelpresse, selbst druckte, auf Betrieb der Prädikanten von Abgeordneten der Obrigkeit überfallen und des gefährlichen Werkzeuges beraubt ward. — Ihm und seiner Genossenschaft kam es wiederum trefflich zu statten, daß der Streit zwischen dem Magistrate und dem Bischofe auf's Neue entbrannte. — Letzterer widersetzte sich nämlich, wie es seine Pflicht war, der „Religionsverbesserung", welche die Prädikanten in der Hauptstadt der Diöcese wider seinen Willen, zum offenbaren Nachtheil der alten Kirche, und mit Verhöhnung seines bischöflichen Amtes vornahmen, und begehrte neuerdings: daß dem Prior Mumpert das Predigen gestattet werde. Bei diesem Stande der Dinge konnte der Magistrat, der gleichzeitig dem Abfall gegen die rechtmäßige, geistliche Regierung das Wort reden, und die naturgemäßen Fortschritte der Neuerer hemmen sollte, — der letztern unmöglich Herr werden. — Rottmann, der den von Rechtswegen bestellten Prädikanten jedenfalls an Consequenz, vielleicht auch an aufrichtiger Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Sache überlegen war, ging in seiner Verwegenheit so weit, daß er dem Hauptprediger Fabritius, welcher in der Lambertikirche seine Religionsverbesserung dem Volke vorgetragen hatte, auf dem Kirchhofe aufpaßte, und ihn dort öffentlich ausschimpfte. Als dieser in den nächsten Tagen von der Kanzel Gleiches

mit Gleichem vergalt, und das Volk zum Richter über die Rebellen und Lästerer aufrief, nahm der Streit eine für die öffentliche Ruhe höchst gefährliche Wendung. Aus den Anhängern Rottmann's stand der Schmiedegesell Johann Schröder aus Werne auf, und predigte auf dem Lambertikirchhofe mit solchem Eifer gegen den lutherischen Hauptprediger und den Magistrat, daß der letztere, nachdem er in seiner Rathlosigkeit das Unwesen mehrere Tage hindurch geduldet hatte, am eilften December den Versuch erneuerte, Rottmann aus der Stadt zu schaffen. Dieser jedoch gab dem Stadtdiener, der ihm den obrigkeitlichen Befehl überbrachte, ein ansehnliches Geschenk mit dem Bedeuten: daß die Landesverweisung für ihn ein leerer Name sey, wenn ihn der himmlische Vater mit seinen Flügeln decke. Inzwischen werde er Gott mehr gehorchen, als neidischen Menschen, die ihn von seinem Beruf und von der Ausbreitung des Evangeliums abschrecken wollten. — Zugleich eilten von allen Seiten seine Anhänger herbei, um seinen Worten Nachdruck zu geben, und Rottmann begann, durch diesen Erfolg kühn gemacht, auf's Neue in den Kirchen zu predigen. Nicht glücklicher war der Magistrat in seinem Verfahren gegen Schröder. Zwar wurde dieser am fünfzehnten Dezember in Verhaft genommen, allein des andern Tags erschienen seine sämmtlichen Zunftgenossen auf dem Rathhause, die unvorzügliche Freigebung des Gefangenen zu fordern. Ein heftiger Streit entspann sich zwischen dem versammelten Rathe und den erbitterten Schmieden. Jener läugnete Schröder's Beruf zum Predigtamte, und that mit unwiderleglichen Gründen dar, daß Zügellosigkeit zur Auflösung aller Bande der Gesellschaft führe. Diese antworteten darauf mit denselben Gründen, deren sich einst die lutherischen Prädikanten gegen den Bischof von Münster mit so großer Kühnheit und Zuversicht bedient hatten. Schröder habe, von Tugend und Frömmigkeit beseelt, das Laster bestraft, und das „Evangelium" bis zum Heiserwerden gepredigt; rechtschaffen handeln und das Wohl der Bürger durch

heilsamen Unterricht befördern, sey keine Schandthat. Von Gründen schritten die Bittsteller zu Drohungen, und das Ende des Streites war, daß der Gefangene in Freiheit gesetzt, und von seinen Zunftverwandten im Triumph ins Wirthshaus geführt wurde.

Durch diese und ähnliche Erfolge verlor natürlich das „reine Lutherthum" täglich mehr Grund und Boden. Schon fingen die Wiedertäufer an, die lutherischen Prädikanten von der Kanzel zu reißen, und ihnen die Kirchen zu verschließen. Nur Fabritius hielt durch den Schein seiner Heiligkeit noch eine Schaar von Anhängern, um sich versammelt. — Allein gegen ihn stand ein neuer Feind in einer Schaar wiedertäuferischer Weiber auf, die auf öffentlichem Markte die Bürgermeister mit Schmähungen und selbst mit körperlichen Mißhandlungen anfielen, um die Entfernung jenes hergelaufenen Menschen zu erzwingen, der nicht einmal das münsterische Plattdeutsch verstehe. — Die ausgelassensten dieser Megären waren entsprungene Nonnen, welche, in einer Weise, die an ähnliche Vorwürfe aus neuester Zeit erinnert, den lutherischen Magistrat beschuldigten: daß er Anfangs zwar „evangelisch" und ein eifriger Beförderer des neuen Lichtes gewesen sey, jetzt aber dem Fortschritte entsagt, und sich wieder zur Finsterniß des Papstthums gewendet habe.

Die Väter der Stadt hielten es in ihrer Ohnmacht für das gerathenste, auch diese Beschimpfungen schweigend hinzunehmen. Erst nach langem Hin- und Herstreiten ward eine halbe Maaßregel beschlossen und ausgeführt. In der Hoffnung daß Rottmann bald von selbst fallen müsse, wenn man seine Hauptgehülfen von ihm getrennt haben werde, wurden drei ihm anhangende Prädikanten, Clopris, Roll und Strahl, am 15ten Januar 1534 durch die Rathsdiener aus der Stadt gebracht. Allein der helle Haufe der Wiedertäufer führte dem Magistrat zum Hohne, die Verwiesenen im Triumph durch ein anderes Thor nach Münster zurück.

Eben so geringen Erfolg hatte ein Edict des Bischofs

welches Rottmann und fünf andere wiedertäuferische Prediger für friedlos erklärte. Diese fuhren fort in den Versammlungen der Secte zu predigen, deren ansteckender Wahnglaube im Stillen immer weiter um sich griff. Zu diesen Conventikeln wurden jedoch nur die bereits Wiedergetauften zugelassen, Katholiken und Lutheraner aber zurückgewiesen, weil die Perlen der neuen Offenbarung nicht vor die Säue geworfen werden dürften. Auch predigte Rottmann nicht mehr in den Kirchen, weil diese durch Götzendienst entheiligt seyen, sondern in den Wohnungen der Eingeweihten. —

Unter diesen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß in kurzer Zeit die Rollen vertauscht waren. Die Wiedertäufer, welche eben noch um ihre Existenz in Münster gekämpft hatten, fingen an, einen dumpfen Schrecken zu verbreiten, der jeden Widerstand lähmend, den Rath wie die Bürgerschaft beherrschte. Am 28. Januar Abends gegen sieben Uhr sperrten sie die Straßen der Stadt durch Vorziehung der Ketten, versammelten sich in bewaffneten Haufen und stellten Nachtwachen aus. Die Bessergesinnten verrammelten sich in ihren Häusern, weil sie einen entscheidenden Schlag besorgten. So währte die Spannung bis auf den andern Tag, und später erfuhr man, daß die Schwärmer darüber gerathschlagt hätten, ob man nicht schon jetzt die Ungläubigen (Katholiken und Lutheraner) aus der Stadt jagen solle. Allein zwei Fremde, die Holländer Bockelsohn und Matthissohn, die sich seit einigen Tagen bei Knipperdolling aufgehalten, und welche beim gemeinen Volke wegen ihrer seltsamen Tracht für die Propheten Enoch und Elias gegolten hatten, erklärten unter vielem Seufzen: es sey noch nicht Zeit die Tenne zu fegen; man müsse dem Herrn noch mehr Anhänger gewinnen, und die Hände nicht mit dem Blute der Ungläubigen besudeln. Dieser Rath hatte den Ausschlag gegeben, und an die Ausführung des gewaltsamen Vorhabens war nicht weiter gedacht. Allein die Wirkung des bloßen Schreckens war so groß, daß der lutherische Rath, wie früher der katholische, alle Haltung

und Besinnung verlor. In dem Wahne: daß die Wiedertäufer bloß durch die Versuche ihre Prediger zu verjagen, zu jenen Drohungen geschritten seyen, ward eine neue Versammlung des Magistrats und der Gildemeister veranstaltet, um über die Begütigung der Ruhestörer zu rathschlagen. Das Ergebniß der desfallsigen, langwierigen Ueberlegung war der Beschluß: daß Niemand gegen die Prediger etwas Widriges unternehmen, kein Bürger oder Einwohner den andern beleidigen oder berauben, keiner den andern schmähen oder in seinem Glauben stören solle. Der Glaube müsse frei, und dem Gewissen und der Willkühr eines Jeden anheimgegeben seyn, bis ihnen Gott durch den heiligen Geist den wahren Glauben verleihen werde. —

Dieser Beschluß, der sofort durch die Rathsdiener bekannt gemacht wurde, galt begreiflicherweise den Wiedertäufern als Beweis, daß die Stadtobrigkeit sich fürchte, und mithin für einen vollständigen Sieg ihrer Sache. Die geheimen Anhänger der Secte fanden es jetzt nicht mehr nöthig sich zu verbergen. Ihr Vertrauen war so unerschütterlich, daß Rottmanns Ansehen selbst die gefährliche Probe des Nichteintreffens einer Prophezeiung bestand, zu welcher Fanatismus oder bösliche Nebenabsichten ihn verleitet hatten. Am 6. Februar begab er sich mit mehreren seiner Gefährten in das Nonnenkloster Ueberwasser, wo zum großen Leidwesen der wackern Aebtissin die Neulehre auch unter den Klosterjungfrauen großes Unheil angerichtet hatte, und hielt dort eine Lobrede auf den Ehestand. Schon früher waren viele Nonnen, uneingedenk ihres Gelübdes, aus dem Kloster entwichen, und viele derselben hatten sich einem unzüchtigen Wandel ergeben. Rottmann wollte auch die noch übrigen zum Abfall verlocken und weißagte: daß in der nächsten Nacht um zwölf Uhr das Kloster einfallen, und alle Bewohner unter seinen Trümmern begraben werde. — Die im Glauben bereits wankenden Nonnen ergriffen mit Freuden diese Gelegenheit zur Flucht, nur die Aebtissin und zwei Jungfrauen blieben zurück. Zur bestimm=

ten Stunde versammelte sich die halbe Stadt vor dem Kloster, um dessen Einsturz mit anzusehen. Rottmann war daher, als der Augenschein seine Prophetengabe Lügen strafte, zu der schaalen Ausflucht genöthigt: daß diese Weißagung, wie jede andere, unter der Bedingung geschehen sey: wann keine Bekehrung erfolge. Nun hätten aber die Nonnen von ganzem Herzen Buße gethan, und dadurch den Zorn des himmlischen Vaters gestillt. — Daß trotz dieser offenbaren Beschämung das Zutrauen des Volkes zu den Neulehrern nur wenig erschüttert, und daß der störende Vorfall bald vergessen ward, beweist, daß damals, wie heute, bei denen, die sich von der Kirche losgesagt haben, der kühnste Zweifelmuth und der beschränkteste, durch keinerlei Gründe, zu erschütternde Aberglaube friedlich Hand in Hand zu gehen pflegen. Uebrigens wurde die, durch den Erfolg widerlegte Prophezeiung sehr bald durch andere, viel größeres Aufsehen erregende Erscheinungen in den Hintergrund gedrängt.

LIV.

Briefliche Mittheilung

aus dem Großherzogthum Posen.

Aus dem Großherzogthum **Posen**. Den 15. April. — Folgende Mittheilung wird gewiß für die Leser der historisch-politischen Blätter nicht unintressant seyn.

Mit Gottes Hilfe erwacht der religiöse und kirchliche Sinn in unserem Großherzogthum immer mehr. Unser Hochwürdigster Erzbischof hat nach seiner Rückkehr aus Kolberg beide Diöcesen, mit Ausnahmen von wenigen Decanaten, die er in diesem Frühjahre zu besuchen beabsichtigt, bereist, und das heilige Sakrament der Firmung Tausenden von Heilsbegierigen gespendet. Viele Gotteshäuser, die durch eine lange Reihe von Jahren vernachläßigt da standen, wurden durch

freiwillige Beiträge der Eingepfarrten, erneuert und von dem geliebten Oberhirten consecrirt. Rücktritte in den Schooß der heil. Kirche kommen häufig, selbst in Gegenden, wo Katholiken die Minderzahl der Einwohner ausmachen, vor, und die gemischten Ehen, dieses bekannte Vehikel des Indifferentismus, werden Gott sey Dank immer seltener. — Möge nur der Allmächtige geben, daß dem Priestermangel, welcher sich in allen Gegenden der beiden Diöcesen so sehr fühlen läßt, recht bald abgeholfen werden könnte. Unsere fünf Gymnasien liefern dem erzbischöflichen Seminare zu Posen, im Verhältnisse der vorkommenden Sterbefälle unter den Seelsorgern, noch immer sehr wenige Candidaten; kein Wunder aber, da die Bildung des Herzens der Jugend und die Pflege des religiösen Sinnes bei ihr dem Religionslehrer lediglich und allein überlassen ist, indem die andern Lehrer nur für den Verstand sorgen zu müssen glauben, und nicht selten als Verächter alles Positiven, im Geiste der deutschen Jahrbücher, vor den Schülern ihre Weisheit auskramen, was besonders in den gemischten Gymnasien der Fall ist. Unter solchem Einfluße scheut die Jugend ein tieferes Forschen und gewöhnt sich jurare in verba magistri. Ein wenig oberflächliches Wissen, mit feuriger, schöner Literatur durchwürzt, ein Wissen, das dem Menschen so viel sagt, daß er über das Höchste und Wichtigste nichts wissen könne, das wird schon in der Schule ihr Glaubensbekenntniß. Und auf diese in der Frühe eroberte Glaubenslehre gründet sich übereinstimmend ihre Sittenlehre; äußerer Anstand, der sich nach den neuesten Manieren in den Gesellschaften zu bewegen versteht, nirgends gegen den eingeführten so genannten guten Ton verstößt, dabei man sich aber im Geheimen, durch die schönen blendende Außenseite geschützt, allen unordentlichen Lüsten überlassen darf. Aus solcher Saat, die in das Herz der Jugend von den sogenannten Aufklärern unserer Zeit, die die Stühle Mosis mit Gewalt an sich reißen, gestreut wird, sproßt nur böse Frucht. Um desto erfreulicher ist es aber, wenn man erfährt daß diesem oder jenem unter der Jugend, obgleich die Fälle höchst selten sind, mit der Gnade Gottes gelungen ist sein Haupt über die allallgemeine Elendigkeit der Masse zu erheben, und mitten unter Sturm und brausenden Winden, sein Schifflein in den sichern Hafen zu bringen.

Mit Freuden theile ich Ihnen daher den mir zufällig in die Hände gekommenen Brief eines achtzehnjährigen Jünglings mit, welcher nach abgelegtem Maturitätsexamen nun unser Gymnasium verließ, und am Feste der Verkündigung der seligsten Jungfrau Maria in den Schooß

der heiligen Kirche zurückkehrte, nachdem er in seiner Vaterstadt das Glaubensbekenntniß öffentlich ablegte. Den beigefügten Brief schrieb er wie ich erfahren, an seinen Jugendfreund, der mit ihm aufgewachsen, dasselbe Gymnasium durch mehrere Jahre besucht hatte und jetzt in Berlin seine Studien fortsetzt.

Lieber Heinrich!

Du wirst wahrscheinlich schon auf irgend eine Art davon unterrichtet seyn, daß ich in den Schooß der katholischen Kirche zurückgekehrt bin; daß du darüber höchlich erstaunt bist, dich vielleicht über mein Schweigen in Hinsicht auf diesen Gegenstand verletzt gefühlt haben magst, kann ich mir denken, aber bald wird dir wohl von selbst die Ueberzeugung geworden seyn, daß wichtige Gründe obgewaltet haben müssen, um deren Willen ich gegen Dich, der Du doch ein großes Anrecht auf mein Vertrauen hast, über die Vorbereitungen zu diesem wichtigen Entschlusse schwieg. Und es ist so, ich habe Gründe gehabt, gegen Dich zu schweigen..... Wenn Du mein lieber Heinrich diese meine Gründe erwägst, so wirst Du mir gewiß nicht darob zürnen, noch viel weniger in die Vorwürfe einstimmen, die man jetzt auf mich, den früher Gelobten und Gerühmten häuft.....

Von einer Seite wird mir der Vorwurf gemacht, als habe ich freventlich das Geschenk der Freiheit, daß mir als gebornem Protestanten schon gewissermaaßen beim ersten Eintritt in's Leben dargeboten war, von mir geworfen, als habe ich selbst meinen Nacken unter das Priesterjoch gebeugt, selbst mir eine verhüllende Binde um die Augen gelegt, dann heißt es wieder, ich sey von der Seite der Wissenschaft und Aufklärung auf die der Finsterniß und Unwissenheit hinübergetreten, denn das geistige Leben Deutschlands, und sogar Europas ruhe auf den Schultern des Protestantismus. Noch absprechender urtheilen andere, sie meinen nämlich den Grund zu meinem Zurücktritt in einer überreizten hyperpoetischen Jünglingsphantasie zu finden und betrachten den ganzen Entschluß als einen vorübergehenden Rausch. Die große Masse urtheilt wie immer, sie meint nämlich, ich wäre bloß deswegen Katholik geworden, um als Priester schnell eine Anstellung und ein gutes Einkommen zu erlangen. Einzelne sprechen mir sogar alle Befähigung zu solch einem Entschluße ab, und werfen mir einen unverzeihlichen Leichtsinn vor, da ich als achtzehnjähriger Jüngling noch durchaus keine Freiheit der Selbstbestimmung besitze ......

Jedoch solche Vorwürfe werden jedem Convertiten gemacht. Sie zu widerlegen ist an sich selbst leicht, auch schon oft und erschöpfend gesche-

hen....... Nur über den Vorwurf, den man mir gemacht hat, daß nämlich bei einem achtzehnjährigen Jünglinge noch keine Freiheit der Selbstbestimmung möglich sey, muß ich einige Worte sagen, damit es nicht scheine, als vermeide ich absichtlich den Kampf.

Diese Frühreife wurde durch meine Jugendbildung bedingt. Als Schüler eines Gymnasiums, das vermöge seiner ganzen Einrichtung den Jüngling aus der Sphäre, in der er sich eigentlich bewegen soll, herausreißt, und ihn wunderlicher Weise in den Kreis der Schule bannen will, indem es ihm schon den Anblick des Lebens gestattet, konnte und mußte ich frühreif werden, konnte ich als Achtzehnjähriger einen Schritt thun, zu dem sich sonst gewöhnlich nur Männer im Sturme des Lebens erprobt, entschließen. Wäre ich maschinenmäßig auf der einmal angewiesenen Bahn fortgetrottet, hätte ich nicht einen prüfenden Blick auf meine Umgebungen geworfen, wäre ich nicht über den Abgrund von Vorurtheilen und Unwissenheit, der mich von jenen trennte, geschritten, so würde ich vielleicht eine recht gute Schreibemaschine oder ein tüchtiger Kanzelautomat geworden seyn, niemand würde mir meine Frühreife vorgeworfen, sondern mich vielleicht sogar mit Lob, so wie ich eben war, verbraucht haben. Nun wirst du aber gewiß fragen, wie dieser Entschluß in mir entstanden, sich allmählig entwickelt, und zur Reife gekommen sey. Ich will Dir diese Frage beantantworten, jedoch so, wie es sich in einem Briefe, dessen Hauptgesetz Gedrängtheit ist geziemt. Du wirst also kein Gemälde meines Seelenzustandes erhalten, sondern nur eine Silhouette, die Dich aber gewiß für jetzt befriedigen wird, besonders wenn ich Dir sage, daß Du in späterer Zeit entweder mündlich oder schriftlich Mehreres und Ausführlicheres von mir über mich erfahren wirst.

Mein früheres Leben lief mit dem Deinen paralell, also darüber nur Weniges, mehr zur Erinnerung als zur Darstellung. Die Art unsers Unterrichts kennst Du, Du weißt, daß sich sowohl im weltlichen als auch im geistlich-protestantischen, an dem wir Theil nahmen, eine gewisse Geringschätzung des christlichen Glaubens, die bald mit vornehmer Arroganz, bald mit hohnlippigem Mitleid auftrat, aussprach. Aus böser Saat sproßte böse Frucht. Aus diesem Benehmen der Lehrer entsprang der allgemeine Indifferentismus der Jünglinge, der oft sogar in elenden Hohn und Spott gegen das Christenthum ausartete. Natürlich! Wenn der Lehrer vor seinen Pflegebefohlnen mit „unseren Bonzen“ herumwirft, und die Schriften der heiligen Kirchenväter mit „christlicher Talmud“ bezeichnet, wenn der Religionslehrer sich nicht

bekümmert um das Leben der ihm Empfohlenen und ob seine Schüler das heilige Abendmahl genießen oder nicht, da fühlt der Jüngling sich berufen, die Geringschätzung bis zum Hohn zu steigern, und die Religion, die ihn mit heiligem Schauer durchdringen sollte, mit Schimpf zu überhäufen. Es gab eine Zeit, wo ich unter meinen Mitschülern als ein recht tüchtiger Schimpfer bekannt war, wo ich mit meiner Verachtung gegen das Christenthum prunkte, und einen Jeden, der in meine Nähe kam, von der Richtigkeit meiner Ansichten zu überzeugen suchte. Lange konnte dies Treiben nicht währen, denn jeder Mensch, der einen Funken von Gemüth in sich hegt, kann sich im ewigen Negiren nicht wohl fühlen. Zufällig wurde ich in der Zeit, in welcher mich mein bisheriges Leben von Tag zu Tag mehr anekelte, mit einem jungen Doctor der Philosophie bekannt, der, von der Universität von Berlin zurückgekehrt, an unserm Gymnasium sein Probejahr abhungern sollte. Damals dominirte der Stern des Hegelianismus noch unverblichen am Thronhimmel von Berlin, der junge Mann war also mit Leib und Seele Hegelianer, und daher waren seine Vorträge durch und durch vom Geiste des Hegelianismus beseelt. Ich beschloß, mit ihm in nähere Verbindung zu treten, und erwarb mir wirklich seine Gunst durch eine etwas picante Aeußerung, die ich hinwarf, als ich zum erstenmal in seine Stube trat. Er schenkte mir sein Zutrauen, und so entwickelte sich ein Verhältniß zwischen uns, das ich mit einer Art von begeisterter Liebe unterhielt. Unsere Gespräche drehten sich stets um hegelianische Philosophie, ich las nichts anderes als Schriften des Altmeisters und seiner bedeutendsten Schüler, und hegelianische Grundsätze schienen in succum et sanguinem übergegangen zu seyn. Schon warf ich mit Formeln in beliebter Schulsprache ziemlich geläufig um mich, schon hatte ich den gemeinen Verstand verachten gelernt, schon fing ich an mit ungeheuerster Arroganz die Geschichte nach meinen Principien zu construiren und die Welt nach meinen Principien umzuschaffen, als der Doctor bei einem andern Gymnasium eine Anstellung annahm und mich mir selbst überließ. Kaum war er von meiner Seite entfernt, so wurde das Gebäude, welches er unerschütterlich in meiner Seele aufgerichtet zu haben glaubte, gleich als hätte es nur der Zauber seiner Gegenwart gestützt, wankend. Zweifel drängten sich mir unwillkührlich auf, die ich thörichterweise mit Gewalt zu bannen oder wegzuräsonniren suchte. Umsonst. Sie lagen tiefer in meinem Gemüthe, als ich mit hegelianischer Sonde in dasselbe eindringen konnte. Ich glaubte alles verloren. Eine düstre, öde Nacht schwang die schwarzen Flügel



mit betäubendem Rauschen um meinen Geist, der im Verzweiflungs-kampfe mit der Verzweiflung fast erlag. Ich war sehr unglücklich.

In diesem Zustande wollte ich mich an unsern Religionslehrer wenden, um von diesem Rath, Trost und Hilfe zu erlangen, aber da ich nie in einem nähern Verhältniß zu ihm gestanden hatte, so konnte ich es durchaus nicht über mich gewinnen, ihm meinen Seelenzustand zu offenbaren, es war als lege sich eine kältende Eisdecke um mein Herz, wenn ich mich ihm nahen wollte. Die Unnatur dieses Verhältnisses zwischen Lehrer und Schüler lastete schwer auf mir, besonders wenn ich es im Gegensatz zu dem betrachtete, in welchem die katholischen Schüler zu ihrem Religionslehrer standen. Das Resultat dieser Vergleichung frappirte mich außerordentlich, ich wünschte manchmal katholisch zu seyn, um vor einem Beichtvater mein Herz ausschütten zu können, jedoch tauchte dieser Wunsch nur in einzelnen kurzen Momenten auf, um bald wieder zu verschwinden. Damals trat ich zufällig in ein näheres Verhältniß zu mehrern katholischen Schülern; wir kamen oft in unsern Gesprächen auf den Unterschied zwischen Katholicismus und Protestantismus. Ich raffte bei solchen Gelegenheiten all die alten Waffen zusammen, die der Protestant immer gegen den Katholiken braucht, und glaubte meines Sieges gewiß zu seyn, aber ich sah mich sehr oft aus dem Felde geschlagen. Dies machte mich stutzig. War mir doch im Religionsunterricht der Protestantismus als unangreifbar und unüberwindlich für die katholische Kirche geschildert worden, hatte ich doch dies selbst geglaubt, ohne mich aber je um die Gegenparthei zu bekümmern, und jetzt schien es, als könne dieser Glaube wankend werden. Dies war für mich ein neuer Grund zum innerlichen Kampfe, der immer heftiger tobte.

Vielleicht wäre aber dieser erste schwache Glanz der Morgenröthe eines neuen Lichtes in meinem Herzen dennoch untergegangen, wenn es der ewigen Güte Gottes nicht gefallen hätte, auf ihre Art das verirrte Lamm auf die rechte Weide zu lenken. Ich machte nämlich zufällig die Bekanntschaft eines katholischen Pfarrers in der Umgegend unserer Vaterstadt. In meinem Zustande erschien mir besonders bewunderungswürdig das Verhältniß, in welchem er zu seiner Gemeinde stand; die Liebe, welche er ihr bewies, der Gehorsam und die Verehrung, welche ihm dafür zum Lohne wurde. Hier lernte ich die historisch-politischen Blätter kennen, für mich ein hochwichtiges Ereigniß, denn Görres Macht über die Geister zog mich den sich noch Sträubenden unwillkührlich in ihre Zauberkreise. Ich hatte Görres immer hoch geachtet, trotz

der Schimpf-Lexica, die gegen ihn geschrieben und mir zum Theil bekannt waren, denn ich wußte, daß er in der Zeit der Freiheitskriege und nach denselben „grünes Laub und kein dürres“ gegeben, wie Rückert sagt, aber jetzt wurde die Achtung, die ich dem deutschen Patrioten gezollt hatte, zur tiefsten Verehrung, als ich denselben Mann als Vorkämpfer seiner Kirche kennen lernte. Zwar haben die historisch-politischen Blätter durch alle ihre Richtungen auf mich bedeutenden Einfluß ausgeübt, aber am nachhaltigsten wirkten sie doch dadurch auf mich ein, daß ich das Leben der sogenannten Reformatoren in seiner wahren Gestalt durch sie kennen lernte. Diese Männer waren mir stets als Ideale der Männlichkeit, der Sittenreinheit, der Consequenz, der Bildung, als die Atlasse, auf deren Schultern die neue Zeit ruht, geschildert worden, und jetzt — jetzt lernte ich sie in all ihrer Blöße kennen. Das machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich. Auch fing ich an einzusehen, daß unsre Poesie nicht vom Protestantismus, was man mir als ausgemachte Sache vorgepredigt hatte, sondern gerade vom Katholicismus getragen werde, da unsere größten Dichter in ihren Meisterwerken eine katholische Weltanschauung zur Schau tragen, da die Romantiker, die doch zuerst erkannten, daß die Kunst nicht um die Erreichung eines Nebenzweckes willen, sondern um ihrer selbst willen göttlich sey, an die Kirche sich anklammerten, um nicht von der Sündfluth protestantischer, alles durchwässernder und durchkältender Prosa mit fortgerissen zu werden. In dieser Zeit hatte ich ein Gespräch mit einem sogenannten gebildeten Protestanten. Er sprach über den Erlöser mit mir. Der war nun bald ein „Weltheiland“, bald ein „großer Prophet“, bald „der Sohn Gottes“, bald „der Edelste der Menschen“, kurz er war in dieser zweistündigen Unterhaltung ein Chamäleon, unter welcher Gestalt er auch auf protestantischen Kanzeln auftritt. Mir ekelte vor diesen Trivialitäten — ich betrachtete diesen Ekel als ein gutes Zeichen und fing an Hoffnung zu fassen. In dieser Zeit war es, wo ich durch göttliche Schickung mit der einen Schrift des edlen Irrländers, Moore bekannt wurde. Der Einfluß, den dieselbe auf mich gemacht hatte, läßt sich kaum beschreiben, sie machte mich nämlich mit den Grundsätzen der Kirchenväter bekannt, und ersetzte so für meinen damaligen Standpunkt genugsam den Mangel an Belesenheit in der Literatur der Kirche, den ich schon oft schmerzlich empfunden hatte. Durch ihre vielfachen genauen Anführungen aus den Kirchenvätern sah ich ein, daß der Protestantismus mit seinen Grundsätzen der Lehre Christi einen frechen Hohn spricht, aber eben deßhalb den Keim des

Todes in sich trägt. In Einzelheiten kann ich mich in einem Briefe nicht einlassen, lies selbst diese Schrift, lieber Heinrich, nur verläugne dann nicht ganz den jedem Menschen angebornen historischen Sinn, was jeder Protestant leider zu thun pflegt; studire Geschichte, und Du wirst sehen, ob diese Wahrheit von Gott ist, oder ob ich von mir selber rede.

So war nach langem Kampf in meinem Geist ein Licht aufgegangen, das mir mit jedem Tage heller und heller strahlte. Der Geist wußte nun, wo er Heilung finden konnte, aber der Körper war durch diese immerwährenden Kämpfe seines Gefährten erschüttert worden; ich wurde krank. In diesen Tagen meiner Krankheit sah ich immer deutlicher, daß Rettung für mich nur in der Rückkehr zur heiligen Kirche vorhanden, daß ich Jesus vor den Menschen nicht verläugnen dürfe, wenn er mich einst am Tage des Gerichts nicht vor Gott verläugnen solle; ich vertraute mich daher, als meine Gesundheit wieder einigermaaßen hergestellt war, dem katholischen Pfarrer unsrer Vaterstadt. Er hörte meine Worte ruhig an und ermahnte mich ernst, ja zu bedenken, welchen wichtigen Schritt ich vorhätte; als ich ihm aber die Festigkeit meines Entschlusses betheuerte, so ertheilte er mir mit der größten Sorgfalt Unterricht in den Einzelheiten des katholischen Glaubens, vollendete so meine Bekehrung, gab mir Ruhe und Lebensmuth wieder.

Bei diesem Unterrichte hatte ich Gelegenheit, die schreckliche Unwissenheit der Protestanten in der Lehre der katholischen Kirche zu bemerken und zu bemitleiden. Wie himmelweit verschieden ist doch der katholische Glaube von dem verzerrten Schreckbild, welches der Protestant aus Bosheit oder Unwissenheit für Katholicismus hält und bekämpft.

Nachdem ich um Ostern dieses Jahres mein Abiturientenexamen abgelegt, offenbarte ich meinen Entschluß meinem vormaligen Religionslehrer. Es war nach seiner Aussage ihm schon ein Gerücht davon zu Ohren gekommen, er aber „hatte mir so etwas nicht zugetraut“. Einige Tage darauf besprach ich mich näher über meinen Zurücktritt. Er brachte die alten, schon hundertmal geschlagenen Schaaren auf den Kampfplatz, denn der Protestant wird allein unter allen Menschen durch Schaden nicht klug. Ich mußte bei diesem Anblick lächeln, und die Gnade Gottes und die Macht der Ueberzeugung verschaffte mir wirklich Ueberlegenheit über den Mann, den die Wissenschaft unterstützte. Auch sprach ich noch einmal mit dem oben erwähnten Protestanten, der fand

erst die ganze Sache unbegreiflich, dann wurde er entrüstet, und als ich Stolbergs Namen nannte, fuhr er auf: „ja, der Stolberg, der Waschlappe, hat der Mensch nicht einen geistigen Banquerott gemacht"? Gegen derlei Schimpfreden, erwiederte ich, hat der Katholik als Waffe ein mitleidiges Lächeln und die Worte: Herr vergib ihnen, sie wissen nicht was sie thun. Darauf empfahl ich mich dem Verblüfften zu geneigtem Andenken.

Kurze Zeit darauf wurde ich von meinen Sünden durch das heilige Sacrament der Buße befreit, legte dann am Tage der Verkündigung der heiligen Jungfrau, unter großem Zulauf der Menge, mein Glaubensbekenntniß ab, und empfing aus der Hand des rechtmäßigen Priesters das allerheiligste Sacrament des Altars.

So, mein lieber Heinrich, bin ich im Hafen der Ruhe gelandet, und gedenke, mich dem Priesterstande zu widmen, um dem Herrn für die sichtbare Gnade, die er an mir offenbar werden lassen, mich selbst zum Opfer darzubieten. Ich hoffe und vertraue fest auf seine Güte, daß er mich für würdig halten wird, sein Diener zu werden.

Du aber, mein guter Heinrich, bedenke, daß des Menschen zeitiges und ewiges Heil von seiner freien Wahl abhängt, laß Dich nicht, obgleich Dich ein ungünstiges Geschick nach Berlin, der Metropolis deutscher Philosophie und Trivialität verschlendert hat, vom Meere schaler Alltäglichkeit verschlingen. Gehe in Dich selbst ein und scheuche die Harpyenschaar von Vorurtheilen, die jedes Protestanten Haupt umschwebt, hinweg. Gott sey mit Dir.

LV.

Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniß zu Deutschland.

Erster Artikel.

Durch den Willen des Königs ist kürzlich in Preußen eine bedeutende Milderung der Censur, namentlich in Beziehung auf Besprechung innerer Landesangelegenheiten, einge=

führt oder verheißen worden. Es hat sich darnach schon mehrfach eine Art von Verwunderung darüber zu erkennen gegeben, daß diese Entfesselung noch so wenig Einfluß auf den Geist und Inhalt der preußischen Zeitblätter äußere, als müßten sie jetzt erst zu gehen lernen, wie ein Kaspar Hauser, dem bis zu den Jahren der Manneskraft nicht vergönnt worden, seiner Glieder sich frei zu gebrauchen. Man hat aber doch auch schon einzelne literarische Producte als junge frische Frucht der erweiterten Preßfreiheit hervorgehoben und gerühmt, und daraus Hoffnungen auf reichere Saat in der Zukunft abgeleitet. Vorzüglich ist eine Schrift, welche denselben Titel führt, den wir als Rubrik diesem Artikel vorangestellt haben, und welche den Baron von Bülow-Cummerow zum Verfasser hat, oft erwähnt und besprochen, und als ein hoffnungsvolles Zeichen der Zeit begrüßt worden. Und allerdings enthält diese Schrift manche Bemerkungen und Aufklärungen, welche vielleicht vor zwei Jahren noch, als mißfällig, der eine „dictatorische Gewalt" übenden Büreaukratie, erst nach Leipzig hätten wandern müssen, um von dort aus in Preußen Zugang zu finden. Eben die Hindeutungen auf die „nachtheilige Dictatur der Beamten" (S. 157), die aus dem Monarchen nur einen Souveränetäts-Repräsentanten mache (S. 189), einen bloßen Chef der Verwaltung (S. 190), würden vielleicht damals durch eine Berliner Presse den Durchgang nicht gefunden haben. Neu sind dem *lesenden*, wenn gleich nicht dem urtheilenden Publikum gewiß auch die freimüthigen Aeußerungen über das Ungenügende, ja Trügerische, des jährlich von dem Finanzministerium bekannt gemachten Budget, „das kaum ein halbes Quartblatt ausfüllt", während das von dem absoluten Könige von Dänemark im Jahre 1841 den Ständen vorgelegte nicht weniger als 550 Folio-Seiten einnimmt (S. 187); wobei der Verfasser sich sogar zu der Bemerkung veranlaßt sieht, ein solches Budget, wie das preußische, solle in einer Monarchie, wie die preußische, nie die Censur passiren, weil es die Verwaltung nur verdächtige (S. 166). Und unange-

nehm überraschend wird ohne Zweifel Manchem, der viel von den günstigen Resultaten der preußischen Finanzverwaltung gehört und gelesen (S. 144), die ausführliche Nachweisung seyn, die der Verfasser gibt, daß seit dem Jahre 1820 die preußische Staatsschuld nicht nur nicht vermindert, sondern noch um mehr als 750,000 Rthlr. vermehrt worden sey, wenn man nämlich den durch Verkauf der Domänen getilgten Betrag von 35 Millionen, als bloße Ausgleichung zwischen Activ- und Passivvermögen, die nach des Verfassers Ansicht besser unterblieben wäre, außer Anschlag läßt (S. 149). Gleichwohl müssen wir gestehen: wenn es wahr wäre, daß dieses Buch sein Erscheinen und ungehinderte Verbreitung nur der neuen Bewilligung größerer Schreibfreiheit zu verdanken hätte, so wäre dieses ein starker Beweis der traurigen Gefangenschaft, in welcher bis dahin die politische Literatur gehalten worden. Wir können kaum glauben, daß dasselbe auch früher auf ernstliche Hinderung gestoßen seyn würde. Lange Zeit hat man dem wild-liberalistischen Treiben und Stürmen der hallischen, jetzt deutschen Jahrbücher geduldig zugesehen, und hat, so viel wir wissen, diesen den Zugang in die preußischen Staaten nicht versperrt. Und es sollte eine Schrift, wie die vorliegende, dort nicht Zulassung finden? eine Schrift, die überall die lebendigste preußische Vaterlandsliebe des Verfassers durchblicken läßt, hohe Achtung vor Preußens Würde und Beruf, mit dem Gefühl des Stolzes, diesem deutschen Staate anzugehören, wohl nicht in so lächerlichem Superlativ als jene Jahrbücher in ihrer preußischen Zeit manchmal damit prunkten, die nachher, seit man ihnen sich abhold gezeigt, davon schwiegen, aber gewiß um so wahrer und stichhaltiger; die in der wichtigsten Frage, in der über die Verfassung, mit mäßigen und bescheidenen Ansprüchen auftritt, ja im Wesentlichen nicht mehr begehrt, als was der jetzt regierende König gewissermaaßen schon zugesagt oder in Aussicht gestellt hat; die auch in den bestehenden Institutionen und in der Verwaltung so viel Gutes anerkennt und

rühmt; eine solche Schrift sollte zurückgewiesen werden, weil sie einige Punkte der Verwaltungs=Organisation und daraus hervorgegangene Nachtheile tadelt? Es ist nicht zu denken. Daß aber dies Buch jetzt, und jetzt erst, erscheint, das erklärt sich leicht; die Bewegung, welche der Regierungsantritt eines geistvollen und wohlmeinenden Königs in das politische Leben des preußischen Staats gebracht hat, die Hoffnung, welche des Königs bei der Huldigung in Königsberg und in Berlin gesprochene Worte erregt haben, ließ diese Zeit als die geeignetste erscheinen, um mit wohlgemeinten Ansichten und Vorschlägen in Betreff der Angelegenheiten des preußischen Staats hervorzutreten. Indessen hat der Verfasser zugleich noch einen andern Zweck, den man nach einzelnen Aeußerungen sogar für den Hauptzweck halten könnte; er will das übrige Deutschland mit den Verhältnissen in Preußen genau bekannt machen, um dadurch die Zumuthung zu rechtfertigen, die er ihm stellt, sich an diese größte, rein deutsche Macht fest anzuschließen; und diesen Wunsch hatte in ihm die Erfahrung des vergangenen Jahres neu erregt, welches unser deutsches Vaterland mit einer Invasion des unruhigen Nachbarvolkes bedrohte.

Diese Schrift nun, obwohl sie im Ganzen genommen nach den Anforderungen einer wissenschaftlichen Kritik weder in Ansehung der Form, noch in Rücksicht der innern Abrundung der Darstellung sehr ausgezeichnet genannt werden kann, und nicht etwa auch, wie neulich diese Ehre gewissen, man weiß nur nicht recht welchen (?) Schriften eines vielbesprochenen Diplomaten angethan worden, mit den politischen Schriften eines Machiavell oder Junius vergleichbar scheint, ist doch immerhin eine beachtenswerthe Erscheinung, und verdient schon wegen des Aufsehens, welches sie gemacht hat, unsre Aufmerksamkeit. Sie hat uns zu einer Reihe von Betrachtungen Anlaß gegeben, die wir hier in zwanglosen Artikeln niederlegen wollen.

Wir wollen aber zuerst unsern Blick auf dasjenige richten, was Herr von Bülow in seinem Werke zuletzt stellt, auf das Verhältniß Preußens zu Deutschland. Niemand kann es verkennen, von welcher durchgreifenden Wichtigkeit Preußens Zustände für ganz Deutschland sind. Preußen ist ein wesentlich deutscher Staat; sein Gebiet zieht sich in langer Linie mitten durch Deutschland und nimmt fast ein Drittel desselben ein; seine Gränzen berühren beinahe alle andern deutschen Bundesstaaten; seine Bevölkerung schließt Zweige der ersten deutschen Stämme in sich, wie die Bevölkerung seiner Centralprovinzen schon aus Colonisationen verschiedner deutscher Stämme hervorgegangen ist. Auch in den nicht zum deutschen Bunde gehörenden Provinzen ist doch das deutsche Element von überwiegender Kraft; ganz entschieden in der Provinz Preußen; selbst in Posen ist fast ein Drittheil der Bevölkerung deutsch; die nicht deutschen Elemente sind im Vergleich zum Ganzen so gering, daß deren Assimilirung und Verschmelzung mit den Deutschen, bei längerer Fortdauer der gegenwärtigen Lage der Dinge, in fortschreitendem Maaße immermehr unausbleiblich eintreten wird. Und dieses zu befördern, liegt nicht nur im Interesse Preußens; es ist unleugbar auch vom Standpunkt des allgemeinen deutschen Interesse wünschenswerth, daß deutsche Sprache und deutsche Gesinnung in jenen Landen mehr und mehr Wurzel fasse. Wenn aber gleichwohl auch in Deutschland hin und wieder Stimmen des Unmuths über die darauf gerichteten Bestrebungen Preußens laut geworden sind, worüber Herr v. B. (S. 8) seine Verwunderung zu erkennen gibt, so macht dieses dem Gerechtigkeitsgefühl der Deutschen Ehre. Wenn ein Volk durch einen Akt der Politik, mit dem sich die öffentliche Meinung nie wird versöhnen können, seiner politischen Selbstständigkeit beraubt ist, so fordert man um so dringender möglichste Schonung der Nationalität des unglücklichen Volkes; rücksichtsloses Hintansetzen, gewaltsames Antasten dersel-

ben nährt nur und schärft das Gefühl des Unrechts und ruft dann auch leicht lebhaftere Opposition des Mißachteten hervor. Hat man doch in den neu erworbenen deutschen Provinzen zum Theil dieselbe Erfahrung gemacht, als ein Heer von Beamten und Militairpersonen mit jenen Prätensionen eines hochmüthigen Altpreußenthums, das nun allmählig zu Grabe geht, dieselben überzog; wie mag man es in den polnischen Provinzen empfunden haben, als ihnen mit demselben Gefolge zudem eine Schaar von deutschen Domänenpächtern ins Land zog und zugleich die Herrschaft einer fremden Sprache aufgedrängt wurde? Zudem schien jenes Germanisiren Hand in Hand zu gehen mit einem Protestantisiren der neuen Provinzen und es war natürlich, daß dieses das Mißfallen einer großen Anzahl von Deutschen erregte, denen wahrlich die Interessen des Vaterlandes nicht gleichgültig sind, die aber mit Recht die Kirche höher halten, als alle Nationalitäten. Daher ist es gewiß, von jeder Seite betrachtet, das rechte Verfahren, welches Friedrich Wilhelm IV. eingeschlagen hat, indem er, der katholischen Kirche in seinen polnischen Landen den Frieden zurückgebend, zugleich auch schroffe Zurücksetzung des National-Polnischen vermieden wissen wollte, vielmehr diesem die gebührende Achtung und Berücksichtigung zusagte. Das deutsche Element wird sich dennoch, unter so viel begünstigenden Umständen, stillwirkend vielleicht um so mehr geltend machen, je weniger es aufgezwungen wird. Doch kehren wir zu unserm Gegenstande zurück: Preußen ist ein wesentlich deutscher Staat, und seine Interessen sind mit denen des gesammten Deutschlands auf das innigste verflochten; kein deutscher Staat kann in seiner politischen Existenz gefährdet werden, ohne daß Preußen davon auf's nächste berührt werde, und mit seiner ganzen Macht der Bedrohung entgegenzutreten auf das dringendste sich aufgefordert fühlen müßte, und eine Gefährdung Preußens von außen her schließt immer eine näher oder ferner liegende Bedrohung der anderen deutschen Staaten in

sich. Obwohl wir die Hoffnung hegen, daß auch, wenn die Ereignisse, die in der Zukunft dunklem Schooße verborgen liegen, die Zerstörung der gegenwärtigen preußischen Monarchie mit sich brächten, Deutschland dennoch wieder sich emporheben und nicht manches Jahrzehend unter fremder Botmäßigkeit geknechtet bleiben werde, so könnte doch dieses nicht wohl geschehen, ohne daß eine Fluth von Drangsalen über unser armes Land hereinbräche, und es abermals zu einem Schauplatz der Verwüstung machte, die auf lange Zeit seinen Wohlstand zerrüttete. Wer aber wünschte nicht solche Gefahr vermieden? Wer freute sich nicht vielmehr, das einige Deutschland, Oesterreich und Preußen an der Spitze, jedem Angriffe von Außen kräftig entgegentreten, und das Unheil des Krieges von seinen Gränzen abwehren zu sehen? Ja, wer hätte nicht im vorigen Jahre, den unsinnigen Kriegsdrohungen Frankreichs gegenüber, im Hinblick auf die einigen Rüstungen der deutschen Staaten, dem Ausgange sogar mit einem Schimmer von freudig-kühner Hoffnung entgegengesehen, daß die schönen Lande, die der Feind in Westen im 17ten und 18ten Jahrhundert dem deutschen Reiche entrissen, und deren Wiedervereinigung mit Deutschland der mißgünstige Freund in Osten im Jahre 1814 verhindert hatte, jetzt endlich uns wiedergewonnen würden? Daher mag der Deutsche mit Behagen auf Seite 249 die Nachweisung lesen, daß der deutsche Bundesstaat (wie der Verfasser sagt, worunter er jedoch außer den deutschen Bundeslanden auch die nicht zum Bunde gehörenden preußischen und österreichischen Besitzungen mitbegreift) im Jahre 1840 über eine Million kriegsfertiger Mannschaft mehr als Frankreich in's Feld zu stellen hatte, sollte er auch mißtrauisch oder bescheiden in Gedanken die Million auf eine halbe herabsetzen; er mag aber daraus zugleich die eminente Wichtigkeit Preußens erkennen, das mit 500,000 Mann (zu 1 von 30 seiner ganzen Bevölkerung) im äußersten Vordertreffen steht, nach beiden Seiten, wenn einmal Frankreich

und Rußland ein gegen Deutschland feindseliges Bündniß eingehen sollten.

Es kommt nun vor Allem darauf an, wie Preußen sein Verhältniß in und zu Deutschland auffaßt. In dieser Beziehung ist es erfreulich, von dorther Bemerkungen zu hören, wie Seite 280. „Daher kann es nicht oft genug wiederholt werden, in den Verhältnissen nach außen gibt es kein Preußen, kein Bayern, kein Hessen, sondern nur Ein Deutschland"; wenn man dagegen an so manche Vorgänge zurückdenkt, in welchen Preußen eine keineswegs deutsche, sondern eine engherzig und egoistisch preußische Particular-Politik befolgte; wenn man sich des hohlen Dünkels erinnert, womit so mancher Militär und Beamter aus der haute-volée Berlins das preußische Vaterland über Alles setzte, und mit Geringschätzung auf das übrige größere Deutschland herabsah, ja selbst auf diejenigen Provinzen, die erst neulich das Glück gehabt hatten, dem preußischen Staatswesen incorporirt zu werden. Es ist erfreulich, die Versicherung zu lesen (S. 10), daß Preußen der natürliche Verbündete aller bedrohten Länder und der eifrigste Verfechter der deutschen Unabhängigkeit, so wie der natürliche und treueste Alliirte Oesterreichs sey, daß es eine weitere Ausdehnung seiner Gränzen auf Kosten seiner deutschen Nachbarn nicht wünsche, ihrer nicht bedürfe; daß die wahre preußische Politik die sey (S. 217), das Rechte zu wollen, es offen und ehrlich zu sagen, Wort zu halten und sein Wort geltend zu machen.

Dreierlei ist es, was man von Preußen erwarten und verlangen muß, damit es seiner Stellung als deutsche Hauptmacht entspreche. Vorerst muß es in seiner innern Politik einen Gang befolgen, welcher geeignet ist, das Vertrauen seiner eigenen verschiedenartigen Provinzen wie der übrigen deutschen Völkerschaften zu gewinnen. Dazu gehört, um von der Verfassung hier zu schweigen, eine offene, ehrliche, loyale Verwaltung, die sich nicht scheuen darf, auch dem öffentlichen Tadel Rede zu stehen; es gehört dazu eine gleichmäßig bil-

lige und schonende Beachtung der eigenthümlichen Interessen und des besondern Charakters der verschiedenen Provinzen, und die Vermeidung jener übermäßigen Centralisation, welche dem Geiste, der in der Hauptstadt sich geltend macht, einen unnatürlich überwiegenden Einfluß auf die Verwaltung des ganzen Staats gibt; insbesondere gehört dazu auch ein vollkommen gleichmäßiges und unpartheiisches, niemals von dem Boden des Rechts weichendes Verhalten gegen die verschiedenen Confessionen, namentlich eine offene und ehrliche Anerkennung der Rechte der katholischen Kirche, und der kirchlichen Wirksamkeit des katholischen Episcopats. Mag es immerhin zugegeben werden, daß Preußen nach außen hin als eine Schutzmacht des Protestantismus auftrete, wie Frankreich und Oesterreich sich Schutzmächte der katholischen Kirche nennen, mag es natürlich und untadelig gefunden werden, daß der König von Preußen die Ausbreitung der Ansichten derjenigen Religionsgenossenschaft, deren Chef er in seinem Lande ist, sich angelegen seyn läßt; im Innern aber darf sich die Regierung des Königs nicht als protestantische zeigen; Preußen ist nicht mehr, was es früher war, ein protestantischer Staat; diesen Charakter hat ihm das neuere Staatsrecht juristisch genommen, und statistisch begründet ihn das Verhältniß der Bevölkerung, wovon fünf Zwölftheile Katholiken sind, nicht; der König gehört wohl der protestantischen Confession an, aber Preußen wäre nicht ein andres, wenn heute ein Katholik nach dem Rechte der Erbfolge seinen Königsthron einnähme. Durch den Gang der Ereignisse ist es dahin gekommen, daß Deutschland, obwohl immer noch die größere Hälfte des Volks katholisch ist, nur noch sechs katholische Regentenhäuser zählt, von denen drei zu den kleinsten gehören, und ein viertes über ein fast ausschließlich protestantisches und im protestantischen Geiste regiertes Land herrscht; daß so eine Anzahl von etwa acht Millionen Katholiken die Unterthanen protestantischer Fürsten geworden sind. Wollten nun diese, an Zahl den katholischen Mitgliedern des Bundes fast um das

Fünffache überlegen, jetzt noch wie zu Zeiten des Reiches sich als protestantische Stände betrachten, so läge darin eine schreiende Unbilde für die Katholiken Deutschlands. Dieß wollen denn auch jene Fürsten selbst nicht. Es wäre aber zu wünschen, daß ihre Gesetze und Regierungsorgane sich auch von der sonst bei ihnen herrschenden Antipathie und Befangenheit gegen die katholische Kirche gründlich los machten, und dieser mit practischer Liberalität die Stellung und freie Bewegung gern einräumten, die ihrer Natur entspricht und die ihr von rechtswegen gebührt. Preußen vor allen hat in dieser Beziehung eine große Aufgabe. Wenn es den billigen Ansprüchen der Katholiken in kirchlichen und weltlichen Rücksichten ehrlich genüge thut, und dadurch das Vertrauen nicht nur seiner katholischen Unterthanen, sondern auch derjenigen der andern protestantischen Fürsten sich gewinnt, und durch sein Beispiel diese zu gleicher Gerechtigkeit antreibt, so leistet es dadurch der Förderung der innern Einigkeit und somit der Stärkung Deutschlands einen wesentlichen Dienst. Welche Mißgriffe Preußen in dieser Rücksicht gemacht hat, das wäre nicht mehr an der Zeit zu rügen, nachdem der jetzt regierende König den Willen kund gegeben und durch Thaten bewährt hat, jene Fehler wieder gut zu machen und allen seinen Unterthanen ein gerechter Fürst zu seyn. Möchten nur die Erfahrungen des letzten Lustrum von nachhaltiger, durchgreifender Wirkung seyn! Möge der feierlich erklärte Wille des Monarchen auch mit Ernst und Consequenz zur Ausführung gebracht werden, und nicht in dem Willen der Verwaltungsorgane Hinderungen finden!

Das Andere, was man von Preußen erwarten muß, ist, daß es in seiner auswärtigen Politik nicht engherzig ein beschränktes preußisches Interesse zur Richtschnur nehme, sondern, so viel thunlich, die Gesammtinteressen Deutschlands in's Auge fasse und gemeinschaftlich mit den seinigen zu fördern strebe, wodurch eben von selbst auch für die letzten in Wahrheit am besten vorgesorgt wird, wenn auch

vielleicht einzelne kleine Vortheile des Augenblicks geopfert werden. Wenn unter Vorantritt Preußens, als einer europäischen Großmacht, die materiellen Interessen Deutschlands als eines einigen Ganzen gegen das Ausland kräftig vertreten werden, so gibt dieß ohne Zweifel eines der stärksten Bindungsmittel ab, um in größern politischen Conflicten die deutschen Staaten in Verein mit Preußen zusammen zu halten. In dieser Beziehung aber hat sich Preußen unläugbar große Verdienste um Deutschland erworben.

Der Zollverein, der schon jetzt durch seine weite Ausbreitung und seine glücklichen Resultate die Aufmerksamkeit des Auslandes in dem Grade auf sich zieht, daß französische Tagblätter unter der neuen Rubrik „le Zollverein" in ausführlichen Artikeln seine Bedeutung für Frankreich besprechen, der durch die nahe bevorstehende Aufnahme einiger Meerufer-Staaten und unter Befolgung einer wohlberechneten Handelspolitik noch glänzendere Folgen für das Wohl Deutschlands verheißt, spricht laut jene Verdienste Preußens aus. Gebührt auch Bayern und Würtemberg die Ehre, zuerst die Idee einer Zollvereinigung aufgefaßt und in ihrem Bereiche ausgeführt zu haben, so ist doch einleuchtend, daß nur durch Preußens Vortritt und beständige Verfolgung des vorgesteckten Zieles das erreicht werden konnte, was wir jetzt erreicht sehen und was hoffentlich bald erreicht seyn wird. Und wenn nicht zu verkennen ist, daß Preußen auch durch sein eigenes wahres Interesse bestimmt worden ist, diese Bahn zu verfolgen, so verdient es nichts desto weniger volle Anerkennung, daß es darin sein wahres Interesse erkannte; so kann und soll ihm doch der Ruhm nicht geschmälert werden, daß es in dieser Sache stets eine würdige Politik befolgte, daß es sich nicht durch kleinliche Berücksichtigung von Partikular-Interessen, nicht durch Darbringung augenblicklicher Opfer in dem Streben beirren ließ, durch Verträge, die auf der Grundlage vollkommen gleichmäßiger Berechtigung ruhen, im Innern Deutschlands eine Zollschranke nach der andern hinweg-

zuräumen, deren längeres Fortbestehen mehr, wie irgend etwas Anderes, ein bedenkliches Mißbehagen über die Getheiltheit Deutschlands zu erzeugen, oder zu nähren geeignet war, während Preußen als der größte unter den jetzt vereinigten Staaten für sich allein am meisten im Stande war, die commerziellen Nachtheile dieser Zersplitterung minder fühlbar zu machen. Noch einige Jahre mögen vergehen, und wir sprechen es mit Zuversicht aus — es werden Hannover und Mecklenburg und die Hansestädte, und Holstein selbst, dem Vereine gewonnen seyn; es werden alle deutschen Häfen der Nord= und Ostsee ihm gehören, und das deutsche Volk, dem die politische Einheit der Reichsverbindung wider Willen entzogen worden, wird den Fürsten, die ihre Souveränität aus dem Schiffbruche gerettet, wird Preußen und Bayern vor Allen ein großes Gut verdanken, das jene ihm nicht gewährte.

Aber auch Oesterreich, so muß man hoffen, möge dann sich anschließen, und das Werk durch seinen Beitritt krönen. Es hat uns befremdet, daß Herr v. B., indem er diesen Gegenstand bespricht, (S. 296) so leichtfertig diese Hoffnung, die in neuester Zeit angeregt worden ist, fahren läßt; ja, der Idee, welcher kundige Männer so lebhaft das Wort geredet haben, widersprechend entgegentritt. „Es scheint uns", so sagt er; „daß die Interessen dieses großen Kaiserstaates in politischer wie in gewerblicher Beziehung sich von denen der eigentlichen deutschen Staaten trennen, so daß es weder für Oesterreich noch für das übrige Dentschland wünschenswerth seyn kann, die deutschen Provinzen Oesterreichs mit selbigen zu verbinden". Anderwärts ist wohl die Meinung laut geworden, Preußen werde der Aufnahme jener Großmacht in den Verein entgegen seyn, weil es dadurch seine Supremaie in demselben verlieren, und somit die politische Hegemonie von Deutschland, die es durch ihn angestrebt habe, nicht erreichen würde? Sollte sich etwa eine solche arrière pensée

auch vor jener Bemerkung unsers preußischen Politikers verstecken? Wir sind weit entfernt, es Preußen zu verdenken, wenn es in Förderung des Zollvereins zugleich gesucht hat, die kleineren deutschen Staaten sich politisch enger zu verbinden; es ist durch seine Lage von selbst darauf hingewiesen, und die Sache hat auch von dieser Seite kein Bedenken, wenn eine redliche Achtung des Rechts der Verbündeten zum Grunde liegt. Unsers Erachtens aber könnte und sollte Preußen gerade in der Unterhandlung mit Oesterreich über diesen Punkt, wenn je dieses die Hand dazu bietet, den besten Beweis liefern, daß es redlich und aufrichtig das Wohl und die Kraft des ganzen Deutschlands im Auge habe, und darin zumeist sein eigenes Heil, die Stärke seiner Zukunft suche. „Preußen ist der natürlichste und treueste Alliirte von Oesterreich", sagt der Verfasser, „so lange dessen Politik nicht Vergrößerung in Deutschland beabsichtiget". Dasselbe kann man auch umgekehrt sagen, nur mit dem Unterschiede, daß Oesterreich politisch weniger Ursache hat, eifersüchtig darüber zu wachen, daß Preußen nicht in Deutschland Vergrößerungen erwerbe, wenn es nicht durch Störung des Rechtszustandes geschieht, als umgekehrt Preußen im Verhältniß zu Oesterreich. Dieses ist der mächtigste unter den deutschen Bundesstaaten. Warum sollte es nun nicht auch in die engere Verbindung der materiellen Interessen eingeschlossen werden? Die Gründe, die man dagegen anführt, sind nichtssagend. Zwar ist es wahr, daß der größere Theil der gesammten Bevölkerung des österreichischen Kaiserstaates mit Einschluß Ungarns nicht deutsch ist. Aber ist nicht gleichwohl der Kern der Monarchie deutsch? Schließt sie nicht eben so viele deutsche Bewohner und Deutsche von trefflichem, kräftigem Volksstamme in sich, als Preußen? Wäre es nicht von größerer Wichtigkeit für das ganze Deutschland, die schönen gewerbfleißigen Erzherzogthümer, dann Böhmen und Tyrol, die großen Naturfestungen, auf das innigste mit sich verbunden zu sehen, als jene nicht deutschen in das weite Slavengebiet ohne natürliche Gränze sich verlau-

fenden ostpreußischen Besitzungen*)? Und beherrscht nicht Oesterreich die Donau, den zweiten Hauptstrom von Deutschland, die Pulsader von Süd-Deutschland, wie man den Rhein die Pulsader von West- und Mitteldeutschland nennen mag? Nach den natürlichen Verhältnissen ist für Würtemberg und vollends für Bayern, nach der Lage seiner größten und wichtigsten Provinzen, eine Handelsverbindung mit Oesterreich offenbar von größerer Wichtigkeit als mit den übrigen Staaten des jetzigen Zollvereins. Die deutschen Bundeslande des Kaisers umarmen das Königreich Bayern mit einer Gränze von mehreren hundert Stunden, an welcher hüben und drüben nächstverwandte Stämme ihren Sitz haben; Oberbayern und Schwaben stehen in einem natürlichen commerziellen Rapport zu Tyrol und Vorarlberg, an welche sie den Ueberfluß ihrer Produkte des Ackerbaues und der Viehzucht absetzen und von welchem oder durch welche sie die Produkte des Südens beziehen können; und vor allem die Donau mit ihren wichtigen Nebenflüssen bestimmt die Hauptrichtung des Handelszuges für Ober- und Niederbayern, für die Oberpfalz und Schwaben und zum Theil für Franken, für dieses zumal, wenn

*) Herr v. B. sagt S. 7, um die größere politische Bedeutung Preußens für Deutschland zu beweisen: Oesterreichs Lage hindre es, Deutschlands Gränze zu schützen. Dieß ist eine sehr sonderbare Bemerkung. Es sind dabei vorerst alle östreichisch-deutschen Lande, die bekanntlich alle Gränzlande von Deutschland sind, stillschweigend von diesem ausgenommen; es ist nicht bedacht, welch' mächtiger Schutz für Deutschland Oesterreich gerade dadurch ist, daß es jenseits der langen Gränzlinie seiner deutschen Besitzungen überall noch beträchtliche nicht deutsche Gebiete beherrscht; es ist nicht bedacht, daß es jene Bollwerke Deutschlands, die Gebirgsländer, in Händen hat; nicht, daß es im Nordost eben so wohl wie in Preußen Nachbar des russischen Riesen ist, nicht daß es im Südwesten seine Vorposten bis an den Bodensee vorgerückt hat, von woher es zum Schutze des schwächsten Theiles von Deutschland in kürzerer Frist als Preußen in die erste Linie rücken kann.

der Ludwigscanal vollendet seyn wird. Es ist daher auch begreiflich, daß Bayern in richtiger Erwägung seines Interesse zunächst es versuchte, mit Oesterreich eine angemessene Handelsverbindung einzuleiten, und dann erst, als dieser Versuch keinen Erfolg versprach, sich an Preußen wandte. Und es ist gut, daß es so gekommen ist. Denn wäre jene zu Stande gekommen, so würde wahrscheinlich der deutsche Zollverein nie die Ausbreitung gewonnen haben, die jetzt erreicht und noch zu hoffen ist, und es wäre eine unerfreuliche Trennung von Nord- und Süd-Deutschland die Folge davon gewesen. Nun aber fühlen wir uns auch berufen, mit Entschiedenheit der norddeutschen Einseitigkeit entgegenzutreten, welche, die natürlichen Convenienzen eines beträchtlichen Theiles der jetzigen Zollvereinslande mißachtend, eine weitere Ausbreitung nach Süden als etwas Gleichgültiges betrachtet oder gar widerräth, und eine laute Stimme des Unwillens würden wir erheben, wo sich eine politische Eifersüchtelei als Motiv des Widerrathens kund gäbe. Möchte nur Oesterreich mit seinen gewerblichen Interessen und Verwaltungsgrundsätzen, dann mit seinen besondern Verhältnissen zu Ungarn, die Vereinigung verträglich finden! So meinen wir, sollte man wünschen, nicht aber mit der Ansicht, daß sich jene, von denen die eigentlichen deutschen Staaten (sind denn die österreichischen Bundeslande nicht eigentliche deutsche Lande?) trennen, leichthin sich beruhigend, die Vereinigung gar als nicht wünschenswerth bezeichnen. Ist Oesterreich verbunden mit dem ganzen übrigen Deutschland, so erscheinen die nicht deutschen österreichischen Besitzungen als bloße Nebenlande von jenem, und das mag es sich wohl gefallen lassen. Und von welcher Bedeutung ist es für dasselbe, daß die Macht Oesterreichs an die Küsten des mittelländischen Meeres hinausreicht, auf welchem sich jetzt die ersten rühmlichen Anfänge einer deutschen Kriegsmarine hervorthun, die späterhin vielleicht einmal einer norddeutschen auf der Ost- und Nordsee die brüderliche Hand reichen könnte? (Schluß folgt.)

---

nnar; über den Primär-Unterricht; der Erzbischof von Gent und die Freimaurer-Journale.

Diese Mannigfaltigkeit spricht für die Zeitschrift eben so sehr, wie die Art und Weise der Ausführung, und wir wünschen, indem wir sie auch dem katholischen Deutschland empfehlen, derselben von ganzem Herzen einen guten Fortgang.

II.

Archiv für theologische Literatur. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Dr. J. J. Döllinger, Dr. D. Haneberg, Dr. J. B. Herb, Dr. F. X. Reithmayer, Dr. M. Stadlbauer, Professoren der theologischen Facultät der Universität München. Jahrgang 1842. Erstes Heft. Regensburg 1842 bei G. J. Manz.

Die theologische Facultät der Universität München steht in dem wohlbegründeten Rufe einer streng katholischen Gesinnung, und sie hat diesen Ruf bewahrt troß der großen Verlüste, die sie im Laufe weniger Jahre durch das Dahinscheiden jener beiden ausgezeichneten Lehrer, Möhler und Klee erlitten hat. An ihrer Spitze steht jetzt derjenige Gelehrte, der früher als jene, dann im freundschaftlichen Vereine mit ihnen, bei uns thätig war und auch jetzt in gleicher Weise fortfährt, in der ihm eigenen Klarheit des Gedankens und mit seinem ausgebreiteten Wissen segensreich für den Unterricht Derer zu wirken, welche sich dem Dienste der Kirche widmen. Mit ihm gemeinschaftlich nennen sich die übrigen Mitglieder der Facultät nach ihrem gesammten Wollen und Wirken mit Recht: „treue Söhne der Kirche", indem sie mit diesem Ausdrucke auch die Hauptrichtung bezeichnen, in welcher sie sich zur Herausgabe des „Archiv's für theologische Literatur" mit einander und mehreren andern Gelehrten verbunden haben. Eine solche Zeitschrift, „welche den Leser mit der theologischen und religiösen Literatur in ihrem ganzen Umfange in laufender Bekanntschaft erhielte", war allerdings ein großes Bedürfniß. Die Herausgeber schließen hiebei alle sogenannten „Partheizwecke und Systemsinteressen" aus, „die uralte, stets sich gleichbleibende katholische Wahrheit" ist ihr „einziger Leitstern." Sie wollen und suchen nichts Andres als die „Ehre Gottes", das „Wohl der Kirche" und „das Gedeihen gründlicher theologischer Wissenschaft".

Wie sollten wir eine Zeitschrift in dieser Gesinnung und mit solchen Kräften ausgerüstet, nicht im höchsten Maaße willkommen heißen? Somit erlauben wir uns auch, unsern Lesern einen kurzen Bericht über den Inhalt des so eben erschienenen ersten Heftes zu erstatten. Dasselbe zerfällt in sechs Abschnitte; indem auf dem Gebiete der systematischen Theologie in einem mit Recht geharnischten Artikel zuerst das Buch von Merz, über die christliche Sittenlehre, dann Weninger, apostolische Vollmacht und Magnin, la Papauté besprochen wird. Die Werke: Bähr, Symbolik des Cultus, Friedrich, Symbolik der Stiftshütte, bilden den Hauptartikel aus dem Fache der biblischen, Hirscher, vom Ablasse, aus dem der praktischen Theologie; aus

der historischen Theologie ist Permanederi Patrologia generalis, aus der Religionsphilosophie vorzüglich Fortlage, die Beweise vom Daseyn Gottes, zum Gegenstande der Critik gemacht; die jüdische Theologie hat in einer Recension von Creizenach, Stunden der Weihe, ihre Berücksichtigung gefunden.

Es verbreitet sich demnach diese Zeitschrift über das ganze Gebiet der theologischen Literatur und zwar zunächst vorherrschend literarisch-critisch. Sie schließt daher Abhandlungen und Aufsätze als solche aus, allein sie beabsichtigt doch „einzelne wichtige Gegenstände nach Art der englischen Review's ausführlicher zu besprechen". Gerade dieß, glauben wir, wird der Weg seyn, um dem verdienstvollen Unternehmen den ihm wünschenswerthen Grad von Verbreitung zu verschaffen.

III.

Das heilige Meßopfer und das Frohnleichnamsfest in ihrer welthistorischen Bedeutung. Ein Beitrag zur friedlichen Verständigung über die religiöse Frage der Gegenwart von Ed. Michelis. Erfurt 1841. (128 Seiten.)

Ein so wichtiger und zugleich so reicher und anziehender Gegenstand, wie eine philosophisch-theologische Darstellung der Lehre vom heiligen Meßopfer, ist auffallender Weise in Deutschland im Vergleich mit der Literatur anderer Nationen fast leer ausgegangen. In gegenwärtigem Schriftchen, dessen Zweck, wie schon der Titel anzeigt, ist, durch eine gründliche Auseinandersetzung des Verhältnisses der Lehre vom heiligen Meßopfer zu den übrigen christlichen Heilslehren einen Beitrag zur Verständigung mit den über diesen hochwichtigen Punkt im Irrthum Befindlichen zu liefern, wird jene Lücke, wenn auch nicht vollständig, denn der geringe Umfang der Schrift zeigt schon, daß sie diesen reichen Gegenstand bei weitem nicht erschöpfend behandle, so doch einigermaßen ausgefüllt. Die Tendenz derselben, den Gegnern die katholische Lehre so klar und verständlich, so scharf und bestimmt, und zugleich so in ihrer innersten Wahrheitstiefe hinzustellen, daß sie gleichsam sich selbst Apologie sey, mußte überdieß eine zu gelehrte und ausführliche Darstellung abweisen. Nichts desto weniger geht der Verfasser in die Tiefen der Theologie ein, um den organischen Verband dieser Lehre mit den Grunddogmen des Christenthums recht klar aufzudecken. Von dem Sündenfall und der Erlösung im Allgemeinen ausgehend, entwickelt er dann die Lehre von dem Opfer Christi in ihrem ganzen Umfange, worin die Idee des heiligen Meßopfers schon mitgegeben ist. Besonders gründlich ist die Lehre von der heiligenden, nicht bloß wie die Gegner meinen, stellvertretenden Genugthuung Jesu Christi als der Basis der Lehre von der heiligen Messe behandelt. Letztere wird dann als aus der heiligen Schrift sich ergebend und von allen Vätern bezeugt aufgezeigt, woran sich eine gedrängte liturgische Erklärung der heiligen Messe selbst schließt. Als Anhang folgt eine aus dem Vorhergehenden sich ergebende Darstellung der Bedeutung und der Feier des heil. Frohnleichnams-Festes.

IV.

Die Sühnopfer der Griechen und Römer und ihr Verhältniß zu dem Einen auf Golgatha. Ein Beitrag zur Religionsphilosophie von Ernst v. Lasaulx. Würzburg 1841. (27 Quartseiten.)

Da die gesammte Vergangenheit in ihrer innersten Natur nur ein Vorbild, eine Vorerscheinung der Zukunft ist, so gibt es auch kaum eine im Christenthum ausgesprochene Wahrheit, die nicht substantiell schon in der vorchristlichen Welt gefunden würde. Dieses an der Idee vom Sühnopfer, die das Centrum aller positiven Religion ist, nachzuweisen, ist der Zweck vorstehender Abhandlung. Im ursprünglichen Menschen bestand vollkommene Einheit seines subjektiven Willens mit dem objektiven Willen Gottes; bei einem so innigen Verhältniß konnte von Opfern nicht die Rede seyn, denn wo totale Einheit des Willens herrscht, versteht sich die partiale von selbst. Nach der Sünde aber war durch die unabweisbare Forderung der Einheit des menschlichen Willens mit dem Göttlichen, die freiwillige Hingabe des durch die Sünde verwirkten äußern Lebens, womit die mangelhafte Hingabe des innern Willens integrirt werden sollte, im Gewissen gleichsam geboten. Alle Opfer sind daher nothwendig Sühnopfer und ihrer Form nach stellvertretend. Als Sitz und Träger des Lebens aber gilt allen Völkern des Alterthums das Blut. Hiernach läßt sich in den durch Blut sühnenden Opfern eine dreifache Succession unterscheiden, indem ursprünglich der Sünder selbst sein Leben freiwillig zum Opfer brachte, darnach statt des Schuldigen ein Anderer unschuldig in den Opfertod ging, endlich statt des Menschen stellvertretend ein Thier, und nach dem Grundsatze in sanis etiam simulata pro veris haberi, selbst Bilder und symbolische Gegenstände geopfert wurden. Die hier jedesmal zu Grunde liegenden religiösen Ideen werden nun mit großem Scharfsinn entwickelt, und durch eine Menge von Beispielen aus dem griechischen und römischen Heidenthum, die mit erstaunlicher Gelehrsamkeit aus allen Classikern zusammengetragen sind, beleuchtet. Nachdem so alle Arten der heidischen Opfer in allen ihren Beziehungen gründlich historisch erörtert sind, geht der Hr. Verfasser daran, das πρῶτον ψεῦδος aller heidnischen Opfer aufzudecken, woraus sich denn wieder ihre relative Wahrheit ergibt. Nur ein Unschuldiger kann für Schuldige Genugthuung leisten. Ein solcher aber wird nirgends gefunden. Nur der Künstler kann das zerbrochene Kunstwerk wieder herstellen, nicht dieses sich selbst. Das Opfer auf Golgatha ist das wahre Urbild, dessen unvollkommene Copieen und dunkle Ahnungen jene alten Opfer nur sind. Die schreckliche τεκνοθυσία und das grauenvolle Mysterium von dem Opferfleisch der geschlachteten Kinder zu essen, mußte sich fortsetzen, bis die wahre υἱοθυσία auf der Schädelstätte vollbracht und in dem allerheiligsten Altarssacrament fortwährendes Sühnopfer, und fortwährende Spende von substanziell neuem Leben gegeben war. — Daß diese, wenn auch nur kurze Abhandlung sowohl was die darin vorgetragenen philosophischen Ideen, als insbesondere die äußerst reiche Sammlung historischen Materials anbetrifft, ein wichtiger Beitrag zur Theorie der Opfer sey, glauben wir mit Recht behaupten zu dürfen.

V.

Repertorium für katholisches Leben, Wirken und Wissen. Herausgegeben von F. A. v. Besnard in München, unter Mitwirkung Sr. Hochw. des H. Domprobstes, geistl. Rathes *Dr.* Allioli; H. Domcap. und geistlichen Rathes *Dr.* Hortig, H. Prof. v. Moy, ꝛc. Erste Hälfte des ersten Jahrganges. Landshut, 1841. v. Vogel'sche Verlag.

Unter den neuern rühmlichen literarischen Bestrebungen für die katholische Sache verdient gebührende Anerkennung das seit Anfang dieses Jahres erscheinende Repertorium für katholisches Leben Wirken und Wissen. Nachdem bereits eine hinlängliche Anzahl von Nummern vorliegt, sind wir im Stande, über das Unternehmen etwas Näheres zu berichten. Die Tendenz der neuen Zeitschrift ist durch den Titel treffend bezeichnet. Katholisches Leben, Wirken und Wissen — also weder ausschließlich wissenschaftliche oder ascetische Aufsätze, noch bloße katholische Zeitungsnachrichten — sondern alles, was den Katholiken als solchen in seinem Leben überhaupt, und in seinem Wirken und Wissen insbesondere interessiren kann, findet hier jedoch mit Ausschluß der Politik, eine Stelle. Es sind demnach Abhandlungen über alle Gegenstände theologischer Wissenschaften, Aufsätze über Philosophie und Geschichte, Recensionen und Anzeigen neuerer Schriften, kirchenhistorische und sonstige auf das katholische Leben bezügliche Nachrichten, wie Notizen über religiöse Kunst, endlich auch religiöse Gedichte zur Aufnahme bestimmt. So finden wir hier neben katholischen Gedanken über die christliche Majestät, Aufsätze über die Opfer, über Vernunft und Offenbarung, über den Pantheismus des neunzehnten Jahrhunderts, das schöne Lied der Brüderschaft von der via Crucis in Rom; neben Göthes Urtheil über den Katholicismus das Sendschreiben des heiligen Papstes Leo an Flavian und die Allocution Gregor XVI. vom 1. März 1841; neben einem Aufsatze über des heiligen Augustinus Confessionen (verglichen mit denen des J. J. Rousseau) Critiken und Anzeigen von Producten der neuesten Literatur (wie z. B. des Wessenbergischen kirchenhistorischen Werkes;) neben der Biographie Fenelon's eine Kunstnotiz über das von Overbeck ausgeschmückte Gebetbuch der heures nouvelles u. s. w.

An Vielseitigkeit fehlt es, wie schon hieraus ersichtlich ist, dem Repertorium also nicht. Zwar setzt das Repertorium in den meisten seiner Artikel wohl wissenschaftliche Bildung voraus, doch dürfte Vieles auch gerade nicht wissenschaftlich gebildete, Belehrung und Erbauung suchende Katholiken ansprechen. Unter der nicht unbedeutenden Anzahl von jetzt erscheinenden katholischen Zeitschriften nimmt das Repertorium demnach, sowohl was Inhalt als was Form betrifft, seine eigenthümliche Stelle ein, und wir können dem Unternehmen nur den besten Erfolg wünschen, und müssen es auf dem Gebiete der Journalistik als eine neue Stimme begrüßen, die der in unserer Zeit hier ohnehin von so vielen Mißlauten übertönten Wahrheit offen Zeugniß gibt, und die den Kampf der für die katholische Welthälfte zu bestehen ist, und der keinen andern Zweck hat, als die Wahrheit in ihren Rechten zu sichern, und wo möglich sie auch den Gegnern, und mit ihr Frieden und Seligkeit zu bringen, mit auskämpfen hilft.

VI.

Geistliche Schriften des heiligen Kirchenlehrers Bonaventura. Aus dem Lateinischen von Peter Schegg. Erstes Bändchen. Landshut, 1841 v. Vogel'sche Verlagsbuchhandlung.

Wenn in neuester Zeit mit Recht über die zu umfangreiche ascetische Schriftstellerei geklagt worden ist, und wenn die vermehrte Masse auf die Qualität nur nachtheiligen Einfluß ausüben mußte, so ist es um so mehr zu wünschen, daß anstatt immer nur Neues — vielleicht nur der Form nach — zu dem schon vorhandenen, mehr als hinreichenden Vorrath hinzuzufügen, auf das vortreffliche Alte, auch hier wie anderswo Classische, von dem wir überdieß auch einen reichen, nicht so bald zu erschöpfenden Schatz besitzen, mehr zurückgegangen würde. Ist es schon überhaupt wahr, daß es bei der Verbreitung guter Bücher weit mehr darauf ankomme, das schon vorhandene anerkannt Treffliche allgemein zugänglich zu machen, als sich in Versuchen recht viel Neues hervorzubringen zu erschöpfen, so gilt dieß wohl ganz vorzüglich auf dem Gebiete der ascetischen Literatur, welche mit Neuem, Originellen zu vermehren wohl nur dem ausgezeichneten Talente oder dem entschiedenen Berufe von Seite Gottes vorbehalten seyn sollte. Die ascetischen Schriften des heiligen Bonaventura haben mit denen des heiligen Bernhard in der mystischen Theologie anerkannter Weise dasselbe Ansehen, welches die Summa des heiligen Thomas in der dogmatischen genießt. Nachdem nun aus den Schriften des heiligen Bernhard eine Auswahl bereits von H. Silbert ins Deutsche übertragen ist, glaubte der Uebersetzer des heiligen Bonaventura um so mehr seiner Arbeit eine geneigte Aufnahme versprechen zu können, als Bonaventura, ohne den hohen Schwung des heiligen Bernhard, mit derselben Tiefe eine so wunderbare Klarheit vereint, daß seine Schriften fast jedermann zugänglich werden. Was schon in der Natur der ascetischen Schriften begründet ist, und wovon die ältern, mittelalterlichen so schöne Beweise darbieten, da sich hier die unergründlichste Tiefe und die reichste Fülle von Geist mit schlichter und einfacher, ja kindlich einfältiger Form der Darstellung vermählen könne, das zeigen die Schriften des heiligen Bonaventura in ganz besonderer Weise, und jene beiden Elemente, die Tiefe und Klarheit der Anschauung, wie man sie wohl unter den himmlischen Heerschaaren, die beständig vor Gottes Throne stehen, sich zu denken pflegt, verbunden mit jener wahrhaft englischen Einfalt und Lieblichkeit der Darstellung, haben wohl auch die Kirche bewogen, den heiligen Bonaventura den s e r a p h i s c h e n Lehrer zu nennen. — Das bis jetzt erschienene erste Bändchen dieser Uebersetzung der Werke des Heiligen, enthält neun kleinere Abhandlungen von verschiedenem Inhalt (das A B C der christlichen Vollkommenheit; „Pfeile“ aus dem ersten Buche des „Köchers“, von den fünf Festen des Kindes Jesu, von den sechs Flügeln der Seraphim 2c.) und es wird von der Aufnahme desselben abhängen, ob bald ein zweites und drittes Bändchen nachfolgen sollen. Vor allem wäre wohl zu wünschen, daß der Herr Uebersetzer das größere und vielleicht von allen ausgezeichnetste Werk de vita Christi nicht lange unübersetzt lassen möchte.

LVII.

Historischer und mythischer Christus.

(Fortsetzung.)

Wir haben früher den Satz aufgestellt: Die Reformatoren haben in dem ihnen zugefallenen Theil der Menschheit Christum entthront, das Christenthum gestürzt. Die Wahrheit hievon wird jedem Denkenden aus den bisher betrachteten Grundsätzen der Reformatoren und deren Ergebnissen, wie sie in offenen Thatsachen lautschreiend der Welt sich künden, einleuchtend geworden seyn. Wir könnten uns somit der Mühe überheben, die corrosive Kraft der Principien augenscheinlich an den einzelnen Schäden aufzuweisen, welche sie in Kirche und Christenthum hineingefressen. Hätte Luther nicht mit solcher Schärfe seinen Haß gegen die Mutterkirche den „Seinigen" eingeätzt; wäre nur ein winziger Rest lebendigen Gefühles für die Einheit des Glaubens und der Kirche als einer auf das dogmatische Factum der Incarnation begründeten und durch den Einen heil. Geist vergliederten Gemeinschaft zurückgeblieben: der Schmerz über den Anblick so unabsehbarer, unbeschreiblicher Zersplitterung und widerspruchsvoller Verwirrung müßte ihrer Brust den jammervollsten Weheschrei und Hülferuf entpressen. So aber unberührt von jener göttlichen Empfindung, welche dereinst vom skandinavischen Norden bis ans Atlasgebirge und noch weiter in Einheit der religiösen Erkenntniß und Verehrung Gottes des Vaters in Jesus Christus, seinem Sohne, die Völker aneinanderknüpfte, ist bei den Protestanten (schmerzlich ist's auszusprechen) eine Art Horror vor kirchlicher Einigung an die Stelle katholischer Liebe getreten. Schon hat sich Alles dort ins Hundertfache

fortzerbröckelt, und noch ist des Atomisirens kein Ende abzusehen. Nirgends auch nur ein Schatten mehr von Einheit in eigenthümlich christlichen Glaubenslehren, — und noch hat der Zerstörungsgeist nicht ausgetobt, und zerreibt lieber das Zerriebene noch hundertmal, als daß er die verlassene Glaubenseinheit suchte. Mit offenen Gotteslästerern und Christusläugnern wird drüber der kirchliche Gemeinschaftskuß gewechselt, während man die in sich Eine Kirche, welche Wort und Schrift und Bild des historischen Christus in sich hat, als „Götzendienerin" infamirt. Hierin steht der Protestantismus, und der deutsche vorab, als einzige Erscheinung in der Kirchen- und Weltgeschichte da!

Der Gegenstand hat indeß noch mehrere Seiten, und wir wollen, um nicht den Vorwurf hohler Declamationen zu verdienen, von der vorgeblichen Quelle des protestantischen Lehrbegriffs zu diesem selbst die Betrachtung überleiten. Wir können hier den allgemeinen Satz voraus stellen, der sich in der folgenden Beweisführung uns bestätigen soll: „Alle eigenthümlich protestantischen Lehrsätze sind dahin gerichtet, und haben das Ihrige geleistet, um die Geschichtlichkeit der Person Jesu Christi, wie die Evangelien ihn geben, zu untergraben, das positive Christenthum der Mythe zu überliefern". Wir sind nicht so blöde, zu verlangen, daß die Protestanten, oder auch nur Alle, welche äußerlich in unserer Kirche stehen, uns hierin sogleich verstehen; und es ist darum von Nöthen vorerst an dem Gegensatz uns zu orientiren! „Den Katholiken ist Jesus Christus der Sohn des lebendigen Gottes in dem Sinne, wie der Stifter der römischen Cathedra dieß ausgesprochen; er ist der Logos Gottes, durch welchen nach unserm Evangelium und Credo das All, das Unsichtbare und Sichtbare geworden ist, in welchem wir also wie unsern Schöpfer, so in Folge seiner Einfleischung und Erlösung den Urheber des uns neugeschenkten ewigen Lebens, unsern Gott und Herrn erkennen, verehren, verherrlichen. Wie diese, die sichtbare Welt sein Eigenthum ist, so erkennen wir uns, durch seine leibhafte Er-

scheinung hienieden zur Erkenntniß des allein wahren Gottes zurückgebracht, als sein göttliches Reich, und für verpflichtet, unser ganzes dießseitiges Leben, dem Leibe nicht minder als der Seele nach, einzeln wie in der Gesammtheit, Ihm zu einem eigentlichen Gottesdienst zu weihen. Wir verstehen die Worte: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auch auf Erden", dahin, daß unser ganzes persönliches Leben der verkörperte Ausdruck der Form Christi zu werden habe, wie uns dieser im Evangelium als Gottmensch gegenübertritt. Wir halten fest an dem Satze, daß wir „gleichgestaltet zu werden haben, dem Bilde des Sohnes Gottes, so daß Er der Erstgeborne unter vielen Brüdern sey". So weit es von der Kirche abhängt, und sie nicht beschränkt wird von den Einflüßen der Welt und ihres Fürsten auf die ihr Anvertrauten, wird diese Idee wirklich in die von ihr umfangene Menschheit hineingebildet. Alles, Intelligenz, Wollen und Leben formt sie in diesen geschichtlichen Typus ein. Nachdem wir uns selbst rückhaltslos in Christo zu „lebendigen Opfern" dargebracht, haben wir in diesem Zeitleben nichts mehr, was wir „unser" nenneten, was wir nicht mitgeopfert hätten, mitopfern würden. Uns ist Nichts mehr ein Profanes; wir haben Alles und Jegliches Dem heiligend zurückgegeben, von dessen Gnade wir Alles empfangen. Daher fordert unsere Kirche nicht allein unerläßlich das thätigste Ausleben des beschwornen Glaubens in Gesinnung und Werken, sondern betrachtet sich im strengsten Sinne für berufen, mit der Kraft ihres Geistes, so weit sie kann, Alles um sich her zu verchristlichen, und hienieden schon im Wechselchore mit dem obern Geisterreiche, sowie im Gegensatz zur Welt außer ihr, den Preis unseres Gottes im Vorgefühle des künftigen Sieges und Lebens in der Glorie der Auferstehung, laut und einstimmig über die ganze Erde hin zu feiern. Das ist die Idee unserer Kirche im Glauben, im Leben, im Culte, in der Hierarchie, „Gottes sichtbares Reich in Mitte der in Finsterniß begrabenen Welt". Hienach muß Alles in ihr gewür-

diget werden. Was darin Abnormes erscheint, kommt nicht auf ihre, kommt auf die Schuld derer, die sie in sich aufnimmt, und von der „Welt“ nicht als bereits Vollkommene, sondern als erst von ihr und nach jener Idee zu Bildende empfängt. Sie ist ganz rein und heilig, nicht aber alle die, welche in ihr Christi, des Historischen, Gleichniß sich anzuziehen haben und verlangen.

Gehen wir mit dieser altchristlichen Betrachtungsweise zur lutherischen Kirchenschöpfung, um das Eine und das Andere unter diesem Gesichtspunkte aufzunehmen. Hier tritt uns an der Spitze des Lehrgebäudes der althäretische, schon von einem Apostel ausdrücklich verworfene und durch Reception seines Briefes als einer canonischen Schrift, von der Gesammtkirche verdammte Satz entgegen:

Der Glaube rechtfertiget und beseliget ohne die Werke, d. h. ohne Befruchtung und Belebung durch werkthätige Liebe.

Die „Kraftausdrücke“, womit Luther diesen seinen obersten Lehrsatz gegen die Möglichkeit eines etwaigen Mißverständnisses für ewige Zeiten verwahret hat, sind mehr als bekannt, und können im Nothfall in Möhlers Symbolik am treffenden Orte nachgelesen werden. Wir haben nicht Lust, den eklichen Unflath hierorts hervor zu kehren. Genug um „sein Princip“ von der Rechtfertigung, in ungetrübtester Lauterkeit herauszustellen, und gegen den leisesten Anhauch von „papistischer Werkheiligkeit“ zu sichern, glaubte er die Grenzscheide zwischen diesem und dem christlichen Sittengesetze nicht breit und tief genug ausgraben zu können. Eine gelungene Hinein- oder Herausbildung des historischen Christus ins flüssige Leben „seiner Kirche“ mußte daher kräftigst abgewehrt worden. War ohnehin, gleich im ersten Anlauf eben jene Masse, die vom christlichen Glauben und Leben am wenigsten Ideales an sich hatte, ihm zugefallen, Nonnen namentlich und Mönche, welche die Christo angelobte Keuschheit langweilte, so war das neue lutherische Dogma Sporn genug, sich

in ihre frühere Richtung als nunmehrige Geistesvollkommenheit erst recht hinein zu leben. Was vorher als Sünde, weil Christo widerstrebend, gebeichtet und gebüßt wurde, ward und wird von den „Evangelischen" als Glaubensbravour gepriesen, und Vertilgung des frühern christlichen Gepräges in dem religiösen Leben zum Verdienst gerechnet. Ueber diesen Vorwurf der Dechristianisirung wird Niemand der Calumnie uns zeihen, wenn er aus Luthers eigenem Munde die verdrießliche Erklärung hört: „Einen Teufel (den apostolischen Satz: der Glaube ohne die Werke sey todt) habe er ausgetrieben, sieben andere seien dafür (in die Seinigen) hineingefahren,". Und wer noch Bedenken hegt, lese, was der gewiß partheilose Nürnberger, Willibald Pirkheimer (1530) hierüber schreibt, und strafe dann unsere Behauptung Lüge: die Reformatoren haben die Einheit von christlichem Glauben und Leben doctrinell aufgelöst, und dieses in die alte Ungestaltigkeit zurückgestürzt. Nehmen wir noch hiezu, daß es mit „den Gewissensschrecken" über die Sünde bei den Lutheranern so ernstlich nicht gemeint seyn mochte, indem man das Antidotum in der Tasche bei sich führte, durch Auffrischung des Rechtfertigungsglaubens in jedem Nu die Sünden bei Seite schaffen konnte, so war auch von daher keine Gefahr einer Reaction zu befürchten. Der Gedanke an eine Büßung ward zu den papistischen Gräueln gerechnet, welche Christi Verdienst beeinträchtigen; und so fehlte am Ende nur noch, daß als äußerster Gegensatz zur katholischen Sittenlehre der Satz aufgestellt wurde: „Streben nach sittlicher Heiligung schließe vom Reiche Gottes aus". Und dazu kam es wirklich. Als Kehrseite zu dem bekannten Lutherischen: Pecca fortiter etc. ward der Satz behauptet: „Alle guten Werke sind Todsünden; sind mehr hinderlich, als nützlich zum Heile". So ward grundsätzlich der historische Christus aus dem Leben dieser Bibelchristen eliminirt, und diese Elimination durch den Lehrsatz *Justitia nostra extra nos* dem neuen Symbolum einverleibt; die sittliche Repräsentation desselben in jenem Sinne, wovon wir

früher auf Seite unserer Kirche beiläufige Züge angeführt, sistirt; mit Einem Worte das Leben bis auf ein Minimum entchristlicht. Die „neue Gemeine", welche nur eine „justitia nostra extra nos", noch kannte, durfte sich rühmen, daß Christus in Folge des lutherischen Rechtfertigungsglaubens ihr wirklich „ein außerkirchlicher geworden" sey. Damit war aber auch die Stellung dieser Kirche zum historischen Christus wesentlich verändert. Der Christus, der sich nicht mehr in seinen Bekennern nach seiner Eigenthümlichkeit ausleben durfte, ward nun in seiner müßigen Starrheit auch dem Bewußtseyn fremd, und war der nachhaltige Schwung, den die Scheidenden von der Mutterkirche noch mit sich genommen, mit der Zeit erlahmt, so fragte jetzt das von Christus entledigte protestantische Bewußtseyn, ähnlich wie ehedem das altgriechische, als der Mythennebel vor seinem Blicke schwand, wie es denn überhaupt zu dieser Verzauberung gekommen? Die kritische Theologie gibt heute darauf die Antwort. Wie das altgriechische Bewußtseyn einst Mythe und Götzen von sich warf, als es im Glauben dem historischen Christus freudetrunken in die Arme eilte, so zieht die straußische Theologie den im Protestantismus abgelegten Christianismus aus, und wirft ihn der schlaftrunkenen „Orthodoxie", die unwissend wie ihr geschieht, sich noch die Augen reibt, spottend vor die Füße. Luthers Rechtfertigungslehre hat den Grund dazu gelegt.

Wäre es uns um eine ins Spezielle gehende Charakterisirung eigenthümlich-protestantischer Anschauungen und Formationen zu thun: es kostete uns keine Mühe, die durchgreifende Verwischung des spezifisch-christlichen Gepräges in ihrem kirchlichen Leben nachzuweisen, und damit das so eben Behauptete noch augenscheinlicher zu bekräftigen. Wir halten uns der Kürze wegen nur an zwei Punkte, wo zugleich der Protestantismus gegen die altchristliche Disciplin recht schneidend contrastirt; — wir meinen die Heilighaltung der Virginität und der Ehe. — Wenn in alter Zeit die Hei-

den die Züchtigkeit der Christen schwärzen wollten, so machte es den katholischen Apologeten wahre Freude, mit einer Art Triumph diese Verleumdung damit zurückzuweisen, daß sie ihnen auf die Schaaren derer hindeuteten, welche zur „Ehre des Fleisches Christi“ in der Kirche unverletzte Virginität gelobten und bewahrten. Das galt ihnen als Glanzseite der Kirche. Und wer nicht unterrichtet ist, der lese Cyprians Schrift: de Habitu Virginum, oder Methodius Convivium decem Virginum, oder Ambrosius Exhortatio castitatis etc. und lerne mitempfinden, wenn der Erstere die gottverlobten Jungfrauen so begrüßt: „Diese sind die Blüthe kirchlicher Saat, Zierde und Schmuck der geistigen Gnade.... Gottes Bild, in dem die Heiligkeit des Herrn sich wiederspiegelt, der hehre Theil der Heerde Christi. In ihnen erfreut sich die Kirche, in ihnen sproßt aus ihrem glorreichen, gesegneten Mutterschooße sein reichlicher Flor, und um so viel der Stand der (gottverlobten) Jungfrauen wächst, um so viel hebt sich die Freude der Kirche“. Nicht genug. Viele, z. B. Origenes, Athanasius, und selbst Eusebius von Cäsarea, haben daraus gegen die Heiden die Göttlichkeit des Christenthums bewiesen, als welches, was dem natürlichen Menschen unmöglich ist, in erhabenster Weise in Mitte der Welt verwirklicht habe. Wenn wir Leute, wie Helvidius, Jovinian, Vigilantius wegrechnen, deren protestantische Ansichten über diesen Punkt sich in der Widerlegung des Hieronymus verewigt haben, so lebte die ganze Christenheit mit Cyprian der Betrachtung, daß sich in diesem Stande das Bild Christi in „ungetrübtester Schönheit wiederspiegle“. — Anders die Reformatoren, und besonders Luther. Mit fanatischer Heftigkeit fuhren sie wider diese glorreichen Erscheinungen des christlich-sittlichen Geistes los. Dem Auge der neuen Evangelisten war nach dem Papste kaum etwas verhaßter als Virginität, — begreiflich, weil deren bloße Erscheinung in der Kirche ihre Theorie, wie ihre Praxis Lüge strafte. In jener die Menschheit, nicht zu sagen die Christenheit, beschimpfenden Geilheit, mit welcher Luther gerade hierin sich ergos-

sen, und deren seine Bekenner selbst sich **schämen**, war er d Vorläufer derer, welche heute in seinem **Vaterland** die Emancipation des Fleisches predigen. Suchen **wir keine** weit Vermittlung für diese Erscheinung. Die **doctrinelle** und pr tische Herabwürdigung der Virginität durch **die** Reformation hat das Thor aufgerissen, durch welches **auch von** dieser Se her das besiegte Heidenthum gegen den **historischen** Christ hereingebrochen ist *). — Wie es aber **als Durchbruch** u Besieglung ächten Glaubens galt, **die Gott vor dem** Sacramente feierlich angelobte Keuschheit zu **brechen**, **wozu** Luth selbst unter Umständen die Losung gab, **die** zu **preisen** w den Gleichgesinnten überlassen: so ward **auch die** beschwo Treue des sacramentalen Ehebandes wider **das** evangeli und apostolische Statut zerrissen. Nach dem **katholischen** Glauben ist es Gott, welcher die Ehe eingesetzt, **dem** Vater Ad aus dessen eignem Fleisch sein Weib gebildet **und** gegeben daher beide zwei in E i n e m Fleische sind; — **und** welc nach der durch Christus wieder hergestellten N a t u r o r d n u n in seiner Kirche, dem christlichen Jüngling **seine** freigewä Braut übergibt, und deren freies „J a" **durch s e i n** unw d e r r u f l i c h e s „A m e n" für die Zeit des **Erdenlebens** kr tiget. „Was **Gott** verbunden, lehrte uns darum uns Christus, trenne ein **Mensch** nicht"! In unserer Verehrun gegen dieses Wort erkennen wir keiner Macht, welchen N men sie auch habe, das Vorrecht zu, eine rechtmäßig einge gangene und vollzogene Ehe aufzulösen. Es steht in keines Papst's Befugniß, jenes göttliche A m e n zu *annulliren* **).

---

*) Wir haben eine reiche Anthologie von Belegen aus Luthers Schriften vor uns liegen. Wir können es nicht über uns gewinnen, solche Ergießungen eines verfleischten Geistes hieher zu setzen.

**) Wir leugnen nicht, daß im Alterthum hin und wieder Fälle vorkommen, wo Christen, unter Begünstigung der heidnischen

viel anders die Reformatoren. Sie haben nicht allein die sacramentale Heiligung des Ehebandes doctrinell verworfen, auf eigene Faust die Untrennbarkeit des gottgeknüpften Bandes aufgehoben, und was mit Gottes Genehmigung zu Einem Fleisch verwachsen war, aus einander gerissen: sondern überdieß mit offener Verhöhnung des Evangeliums, wie bekannt, simultane Vielweiberei in „ihre Kirche" factisch eingeführt. Wenn in der christlichen Monogamie nach dem Apostel das bräutliche Verhältniß der Einen Kirche zu dem historischen Christus sich wiederspiegelt, der durch das Unterpfand des heil. Geistes (ἀῤῥαβων) diese seiner, sich ihrer unwandelbaren Treue versichert hat, so enthält jene weltbekannte Doppelehe, welche unter, zwar nicht Christi, doch Lutheri Gutheißung geschlossen ward, eine charakteristische Signatur des Verhältnisses, in welcher Luthers Kirche zu Christus sich verhält. Welche Betrachtungsweise, — wir wollen nicht sagen, wie wenig Zartsinn, — mußte der Mann von Jesus Christus, der Menschwerdung, der Heiligung des Christen durch den Geist, und von der Kirche haben, der solcher That sich unterwinden konnte! Rundweg ausgesprochen: für unser, der Katholiken, Gefühl, gibt es nichts Verletzenderes, nichts was uns frevelhafter auf Seite der Protestanten dünkt, als die maaßlose und anmaßende Willkür, mit der man drüben, wir wüßten gar nicht, aus welcher Machtvollkommenheit, in Christi Auftrag sicher nicht, — was Gott nach seinem

---

Gesetzgebung, Ehen mit Wiederverheirathung löseten oder lösen ließen. Allein die Kirchenväter haben auch nicht ermangelt, über diese Hervorkehrung altheidnischen Thuns in die christliche Gemeine sich bitter zu beschweren. Gegen die Kirchenlehre beweist dieß nichts. Werden doch selbst in Bayern heute von gewissenlosen Katholiken mit geschiedenen Protestanten kirchlich ungültige, aber polizeilich gültige Ehen contrahirt, ohne daß daraus ein nachtheiliger Schluß auf die bestehende Disciplin der Kirche gezogen werden dürfte, welche Contrahenten der Art excommunicirt.

Gesetz verbunden, nach den Forderungen des Fleisches wieder aus einander reißt, und, ohne zu erröthen, fremdes Fleisch zu fremdem Fleische kuppelt. Gewiß hat diese Praxis, der eine unbeschreibliche Geringschätzung vor der Heiligkeit des Leibes, welcher Glied Christi ist, zu Grunde liegt, eine eben so große Geringschätzung aller christlichen Mysterien, des Christenthumes selbst, und durch Entchristlichung der Sitte die Verdunklung des historischen Christus selbst herbeigeführt, welche genährt durch die Unchristlichkeit der sogenannten deutschen classischen Literatur, namentlich in der Poesie, die Verachtung alles positiven Glaubens an die Evangelien, und das Medusenhaupt des Indifferentismus ausgeboren hat. Für die Mythisirung der Evangelien konnte es nichts Förderlicheres geben. Wo selbst Naturgesetze dem Reformationsprincip zum Opfer fallen, da hat Zeller Recht, wenn er bezüglich seiner Kirche ausruft: „Hat nicht unsere Zeit den eigenthümlich christlichen Charakter verloren"? War Christus gerade dort, wo er in seiner Kirche sich verherrlichet, vom *Gemüthe* und aus dem kirchlich religiösen Leben losgezogen und weggeschafft und bis zur matten geschichtlichen Erinnerung *außer* die Kirche hinausgeschoben und verdämmert, und damit auch der Gott, dessen Sohn er sich genannt: so mußten allmählig beide in Mitte einreißenden Gewirres dem Bewußtseyn in Fernsicht sich verlieren, und der Protestantismus nach mancherlei Phasen, die der Rationalismus als Deismus, Theismus bis zum Atheismus ꝛc. ihm der Reihe nach bereitet, endlich in dem gräulichen Pantheismus der hegel-straußischen Schule untersinken. Consummatum est, ruft Feuerbach den „Orthodoxen" höhnend zu, welche betäubt und verblüfft den leeren Einband ohne Bibel in ihren Händen halten. „Amen", hallt es von dem Schwarzwald *bis an die* Ostsee dröhnend fort.

Was in der modernen protestantischen Theologie uns stets schmerzlichst angewidert, ist weiter die Indifferenzirung des altchristlichen Gegensatzes von Gut und Bös, und die dar-

us fließende Vernichtung aller sittlichen Grundlagen der Bildung, der Religion und selbst der Societät. Dem Katholiken sträuben sich die Haare bei dem Hinblick auf so gräßliche Verirrung des Geistes und den Umsturz alles Bestehenden, der daraus hervortreibt. Unsere Kirche hat mit Abscheu Leute, die derlei dachten, über ihr Weichbild hinausgeworfen. Suchen wir, warum man drüben vor solchen Phänomenen nicht erzittert, und derlei unangefochten vom theologischen Catheder lehren darf. Der „neuen Kirche“ ward nichts mehr eingeschärft, als ja von dem Glauben allein (im lutherischen Sinne) die Sündennachlassung zu erwarten. Nichts wurde unversucht gelassen, diese Ansicht recht ins Leben einzubürgern. Langer Bußschmerz, Bußübungen, wie die alten Canonen sie forderten, Werke sühnender Abtödtung, freiwillige oder auferlegte, z. B. Leibeszüchtigungen, konnten bei dieser Moral nicht zulaßbar erscheinen. Ja es durfte kaum Einer auf eine empfindliche Weise die Verwerflichkeit seiner begangenen Sünde recht sich zum Bewußtseyn bringen, um nicht von einer sündigen Schwäche des Rechtfertigungsglaubens sich beschleichen zu lassen. Wie konnte nun der, welcher des „thränenreichen Bußweges“ in alleweg überhoben war, je noch fühlen, und aus eigener Empfindung wissen, was es um die Sünde für den Christen sey? Mußte da der ethische Begriff von Gut und Bös sich nicht bis zur Unkenntlichkeit abstumpfen? Doch wozu die Folgerung? Wer, wie Luther, die Sünde zur Substanz des gefallenen Menschen machte, war dem Satze des „Laienevangelisten“:

„Das Bös ist Schein nur, — laß dich's nicht verblenden“.

zuvorgekommen; und die lutherische Selbstabsolution durch den Glauben wird von Friedr. Sallet nur poetisch umschrieben, wenn er sagt:

„Erst mußt du in dir selbst den Zwiespalt lösen,
Dann wird er zwischen dir und Gott auch enden“.

War es aber einmal zu dieser Indifferenzirung gekommen, —

welcher Werth konnte dem Leiden und Sterben Christi noch zugeschrieben werden? Welchen Schmerz konnten die Wunden des Gekreuzigten dem protestantischen Herzen kosten? Keinem Protestanten, wir behaupten es ohne Furcht des Widerspruches, ist es seit dreihundert Jahren eingefallen, aus tiefster Brust zu rufen:

Sancta mater, istud agas,
Crucifixi fige plagas
Cordi meo valide.

Tui nati vulnerati,
Tam dignati pro me pati
Poenas mecum divide.

Fac me tecum pie flere,
Crucifixo condolere,
Donec ego vixero.

Juxta crucem tecum stare
Et me tibi sociare
In planctu desidero etc.

Doch wir wollen nicht viele Parallelen, noch Worte machen. Die Thaten sprechen. Wir geben unsern Lesern auf, darüber nachzusinnen, was doch die Reformatoren und ihre Anhänger getrieben habe, die von den Katholiken errichteten Crucifixbilder und Kreuze in den Kirchen, den Häusern, an den Straßen niederzureißen und zu vertilgen, was ihnen jenen Horror vor dem Kreuzeszeichen, mit dem man sie vertreiben konnte, so nachhaltig in ihre Natur prägen mochte *)? Begeisterte Liebe für den Gekreuzigten, verzehrender Bußschmerz über ihre Sünden, für welche Christus am Kreuze geblutet, der war es zuverläßig nicht.

(Schluß folgt.)

*) Luther selbst sagt irgendwo: „Wenn ich ein Kriegsman were, und sehe zu Felde einen Pfaffen, oder Creutzpanier, wens gleich ein Crucifix selbs were, So wolt ich davon lauffen, als jagt mich der Teufel". (V. Krieg wid. die Türken (1528). Jenaer Ausg. IV. Fol. 393. a).

LVIII.

Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniß zu Deutschland.

Erster Artikel.

(Schluß.)

Das Dritte, was wir noch in den Beziehungen Preußens zu Deutschland hervorheben wollten, ist die gewissenhafte und aufrichtige Achtung der Selbstständigkeit und des Besitzstandes der kleinern deutschen Staaten. Mit bedenklichem Nachdruck weiset Hr. v. B. an verschiedenen Stellen seiner Schrift auf die Zerrissenheit Deutschlands hin, auf die Schwäche, welche dessen Zerstückelung hervorrufe. Da legt sich der Gedanke so nahe, ob es nicht besser wäre, Deutschland in Preußen aufgehen, oder Preußen Deutschland werden zu lassen. Es ist auch bekannt, und neuerlich noch hat es die Schrift eines zwar nicht genannten aber wohl bekannten Politico-historicus (Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Bd. 1) in Erinnerung gebracht, wie im Jahre 1813 die Frage von der politischen Einheit Deutschlands unter den bedeutendsten Männern der Zeit ventilirt wurde. Der Minister v. Stein namentlich negirte es, daß man diesem Ziel mit Gewalt zusteuern müsse, jedoch offen erklärend, daß es ihm um die Dynastie nicht zu thun sey, und nur, weil er wohl einsah, daß ein Andres gewiß nicht zu erreichen sey, stellte er eine Theilung Deutschlands unter Oesterreich und Preußen in Aussicht. Auch hat ein bekannter patriotischer Schriftsteller jener Zeit, welcher in Stein's Gefolge war, jüngst in seinen Lebenserinnerungen offenherzig von dem Bedauern berichtet, welches den gleichgesinnten Freunden der Vertrag von

Mied erregt habe, so daß er gewiß selbst nicht dachte, was er schrieb, als er seinen Kummer über die Garantie für die Erhaltung eines Staates aussprach, der als solcher am Längsten unter allen deutschen besteht und eine, wie wenige andere, rein deutsche Bevölkerung aufzuweisen hat. Wir aber freuen uns vor Allem darüber, daß in jener Zeit, die einer Periode der Gewaltherrschaft und der Umwälzungen ein Ende machen sollte, nicht das Unrecht noch gehäuft worden ist, durch neues Unrecht, welches man vergeblich durch das Schiboleth, das den größten Gräueln der französischen Revolution nicht minder, hat zur Rechtfertigung dienen sollen, „das Wohl des Vaterlandes", zu beschönigen gesucht haben würde. Wir halten aber auch nicht gering die Vortheile, welche eben dieser Zustand, den jene Patrioten beseitigt wissen wollten, mit sich bringt, Vortheile, die man häufig, der gerühmten Nationaleinheit Frankreichs gegenüber, nicht achtet. Was ist Frankreich? La France c'est Paris, sagen die Franzosen selbst. In der That, dieser „Mittelpunct der Civilisation" scheint die Kraft des ganzen Landes einzusaugen; er übt seine materielle und moralische Herrschaft über dieses aus, die alles selbstständige, eigentliche Leben vernichtet. Vor diesem Extrem der Centralisation, mit allen seinen Nachtheilen, ist Deutschland bewahrt. Da es manchfaltige Mittelpunkte des Staatslebens in seinem Innern zählt, von verschiedenem Charakter und verschiedener Bedeutung, so kann sich die Summe seiner Staatskräfte, seiner Bildung nicht so in einem Punkte concentriren, nicht der Geist einer Hauptstadt als vorgeblicher Nationalgeist eine ungebührliche Herrschaft über das Ganze ausüben. Ist nicht der Volksunterricht, ist nicht die Pflege der Wissenschaften und Künste, ja ist nicht selbst ein genüglicher, bürgerlicher Wohlstand in Deutschland mehr verbreitet, als kaum in einem andern Lande, ungeachtet so vielfacher Drangsale, welche es als Hauptschauplatz großer Kriege heimgesucht haben? Und müssen wir dieses nicht großentheils als eine Wirkung jenes Umstandes ansehen, daß seit Jahrhunderten so

viele verschiedene Regierungen, eine jede nach ihren Kräften und in ihrer Weise, ihr Land zu heben suchten. Auch der Preuße gesteht es ja (S. 6), daß es sich herrlich in Deutschland lebe, „weil sich die Deutschen, ein jeder in seinem Lande und unter seinem Fürsten, glücklich fühlen". Und wollte man auf gut Schweizerisch nach der Mehrheit der Stimmen, den Volkswillen ermessend, Umfrage halten in den einzelnen deutschen Landen, ob sich Alle im Verein mit Allen wohl möchten der Herrschaft eines bestimmten andern deutschen Regentenhauses unterwerfen, so würden die Bejahenden überall zuverläßig in geringer Minorität sich befinden.

Und in Preußen selbst, so sind wir überzeugt, würden viele Stimmen es keineswegs wünschenswerth nennen, daß Preußen allein die Herrschaft über das ganze Deutschland erhalte. Ist doch auch dieses Nebeneinanderbestehen verschiedener Staaten in Deutschland, bei dem Rechte des freien Abzugs aus dem einen in den andern, ein mächtiger Schutz der wahren Freiheit! Wer sich in dem einen deutschen Lande gedrückt fühlt, oder ungerecht verfolgt sieht, wem es dort nicht behagt, weil die Tendenz des herrschenden Regierungsgeistes ihm zuwider ist, er kann in einem andern Lande eine ihm besser zusagende Heimath finden, ohne sein Vaterland aufgeben zu müssen, denn kann man wohl von demjenigen, der etwa aus den preußischen Rheinlanden sich nach Nassau, Baden oder Bayern übersiedelt, mit mehr Recht sagen, er verlasse sein Vaterland, als von dem Beamten, der sich von Aachen nach Memel versetzen läßt? Und wenn in einem Staate ein System sich geltend macht, das wichtigen rechtlich anerkannten Interessen sich feindlich zeigt, wenn es selbst zu offenem Unrecht ausbricht, so darf man hoffen, daß Verwendung anderer Bundesmitglieder zu Gunsten der Beeinträchtigten wirksam einschreite, daß schon die Scheu vor den Bundesverwandten von dem Aeußersten abhalte, daß unter dem Schutze derselben wenigstens einer freieren Besprechung und Beleuchtung der Sachlage, als die betheiligten Behörden sie sonst zugeben würden, Raum gegeben wird, und

so diese dem unterichteten Urtheil des in literarischer Beziehung doch immer einigen Gesammtvaterlandes unterzogen werden. Unser Verfasser freilich scheint diesen Vortheil in praxi nicht zu achten. „Als vor einigen Jahren, so schreibt er S. 2.., ein unglücklicher Zwiespalt zwischen dem preußischen Monarchen und Rom, und zwischen demselben und seinen katholischen Unterthanen ausgebrochen war, mit welcher hämischen Erbitterung wurde dies von manchen Theilen Deutschlands gegen Preußen ausgebeutet, welche Bemühung wurde nicht von mehreren Seiten her sichtbar, um durch Entstellung den Zwiespalt zwischen einem deutschen Monarchen und seinem Volke noch möglichst zu vergrößern“. So spricht ein Mann, der die Unbefangenheit genug hat, an einem andern Orte (S. 20.) dem preußischen Ministerium der geistlichen Angelegenheiten den Rath zu ertheilen, „bei allen öffentlichen Bekanntmachungen sich den römischen Styl in Hinsicht der Fassung zum Muster zu wählen, in welchem eben so viel Charakter liegt, als es dem unsrigen an diesem fehlt“; und er wundert sich darüber, „daß sich nicht eine entschiedene Misbilligung, ein Unwille gegen solche Angriffe in dem übrigen Deutschland damals aussprach“. Wahrlich, wenn es dem Verfasser um Einigung der Gemüther in Deutschland zu thun ist, so kennen wir nichts Verkehrteres, als solche Reden zu führen, in Betreff eines Ereignisses, welches der jetzige König wo möglich selbst aus der Erinnerung zu verwischen sich bemüht haben würde. Daß aus einem deutschen Lande kräftige Stimmen für das verletzte Recht sich erhoben, darüber, so verlangt der Verfasser, hätte eine allgemeine Entrüstung sich kund geben sollen, und darüber, daß dies nicht geschehen, entrüstet sich jetzt der Verfasser. Er hätte vielmehr darin erkennen sollen, daß das übrige Deutschland ein richtiges Gefühl des begangenen und noch bestehenden Unrechts hatte, und dieses erkennend hätte er jetzt bescheiden schweigen sollen. Er hat aber auch nicht bedacht, daß manche von den Schriften und Aufsätzen der damaligen Zeit, die dem Verfasser so unange-

nehm gewesen sind, wohl von preußischen Unterthanen herrühren, daß in denselben Theilen Deutschlands, wo jene erschienen, und in viel gelesenen Blättern, ungehindert auch manche Aufsätze erschienen, welche die fragliche Angelegenheit in entgegengesetztem Sinne beleuchteten und vom preußischen Gouvernement wohlgefällig aufgenommen wurden, daß dagegen in andern Theilen Deutschlands zahlreiche Brochüren und gedruckte Predigten herausgegeben wurden, die vom giftigsten Haße gegen alles Katholische überflossen und mit den empörendsten Schmähreden die katholische Kirche nebst ihrem ehrwürdigen Oberhaupt und Episcopat überhäuften, welche doch um ein kleines höher, als das preußische Vaterland, zu schätzen, dem wahren Katholiken ohne Unbilligkeit nicht verargt werden kann. Eine Gefahr von Außen drohte damals dem gemeinsamen Vaterlande nicht; als eine solche sich zeigte, da haben eben diejenigen Blätter, welche in jener Sache am kräftigsten als Verfechter des Rechts aufgetreten waren, eine sehr discrete Zurückhaltung darin beobachtet, hingegen mit so viel Energie als irgend ein anderes deutsches Blatt für das Interesse Deutschlands gegen Frankreich das Wort genommen, und diese Sache von der kirchlichen strenge geschieden; bis dahin konnte jene Rücksicht nicht abhalten, die letzte Angelegenheit nach Gebühr zu besprechen. Fast albern erscheint es uns hiernach, wenn Herr v. B. obigen Fall als ein Beispiel anführt, wo deutsche Völkerstämme sich unter einander zu verfeinden im Begriffe gewesen. Waren es ja doch der Zahl nach gewiß weit mehr preußische Unterthanen, als Angehörige irgend eines andern deutschen Staats, welche die den bekannten Maaßregeln entgegentretenden Schriften mit Begierde und lebhafter Billigung aufnahmen.

Eben so unpassend wird die hannövrische Angelegenheit hierher gezogen. Wir möchten wohl die deutschen Völkerstämme genannt sehen, die durch das lebhafte Interesse, welches die Verfassungsangelegenheit von Hannover erregt hat, un-

ter einander verfeindet wären oder je verfeindet werden könnten. Das hannövrische Volk mit andern doch wahrlich nicht! und kaum kann man sagen, dasselbe unter sich.

Wir wollen hier nicht untersuchen, wie diese Sache rechtlich zu entscheiden sey; wir wollen auch keineswegs die Art und Weise billigen, in welcher dieselbe häufig ist verhandelt worden. Aber das kann doch Niemand verkennen, daß in dieser Angelegenheit auch von Seiten der Regierung Schritte geschehen sind, die der Mißbilligung nicht entgehen können; daß, wenn man auch in der Hauptsache derselben Recht geben müßte, doch die Verfahrungsweise im Einzelnen gerechtem Tadel ausgesetzt wäre; daß die Achtung vor dem Besitzstande, die in Verfassungsangelegenheiten von so großer Wichtigkeit ist, wie irgendwo, jedenfalls eine andre Verfahrungsweise hätte empfehlen sollen. Wenn nun in solchem Falle sich in allen deutschen Landen das lebhafteste Interesse für diese Sache kund gegeben hat, wenn sie wiederholt in den Ständeversammlungen verschiedener Staaten zur Sprache gebracht worden ist, um den respectiven Landesherrn zu bitten, daß er auf bundesverfassungsmäßigem Wege seinen Einfluß geltend mache, um die Herstellung eines beruhigenden Zustandes in Hannover zu veranlassen, so ist dieß an sich Nichts, was Tadel verdient. Weit entfernt, daß dies auf einen Mangel an Einigkeit hindeute, ist es vielmehr ein Beweis des innern Zusammenhangs, in welchem sich die Deutschen ungeachtet der „Zerrissenheit Deutschlands" fühlen, ja, es ist eben dieß ein Vortheil dieses Zustandes, daß solche Anträge auf Verwendung für Erhaltung des Rechtszustandes in einem deutschen Bundeslande vorkommen können. Ist man mit den Ansichten, welche bei diesen Gelegenheiten aufgestellt werden, nicht einverstanden! hält man die Beurtheilung des Verhältnisses, worauf sie sich gründen, für falsch, — nun, so ist das eine andre Frage, so mag man dagegen auftreten und mit der Fackel der Wahrheit aufhellen was dunkel, beseitigen was falsch darin ist, das

Verkehrte in seinem wahren Lichte zeigen, und der Oberflächlichkeit durch gründliche Untersuchung und überzeugende Darstellung den Sieg entreißen. Aber der bloße Vorwurf von Partheistreitsucht kann dazu nicht nützen; jeder Theil wird ihn zurückgeben. Mag auch diese wirklich es verschuldet haben, daß die Gesichtspunkte für eine ruhige und gerechte Beurtheilung zum Theil verrückt wurden, so wäre es doch gewiß ein viel traurigeres Symptom des Zustandes von Deutschland, wenn sich bei dieser Gelegenheit, eben so wie wenn sich aus Anlaß des Kölner Ereignisses, nicht ein lebhaftes Interesse überall in Deutschland kund gegeben hätte.

Sehr unbefriedigend scheint uns auch die Theorie, welche bei dieser Gelegenheit (S. 291) über das deutsche Bundesverhältniß in Beziehung auf innere Angelegenheiten angedeutet wird. „Die deutschen Völkerstämme betrachten wir als Familien. Wenn nun in dem Hause eines Nachbarn der Familienvater mit dem übrigen Gliedern in Zwiespalt geräth, so ist es die Pflicht, so lange dieser dauert, sich nicht in selbigen zu mischen, sondern zum Frieden zu rathen. Ist er aber beendigt und ein Theil unterdrückt, dann ist die Zeit gekommen, daß die übrigen Familienväter zusammentreten, und sich der Betheiligten annehmen“. Also setzen wir den Fall, es sey ein Familienvater in Gefahr, von den widerspenstigen Familien-Untergebenen gänzlich unterdrückt zu werden; nun sollen die Nachbarn ruhig zuwarten, bis diese ihren Zweck gänzlich erreicht haben und so der Zwiespalt beendigt ist? Wir zweifeln sehr, daß die übrigen Familienväter Deutschlands so lange geduldige Zuschauer bleiben würden, und wenn sie sich unter einander durch ein beschwornes Bündniß geeinigt haben, einander beizustehen, so möchte auch wohl solche Zögerung der Bundespflicht nicht entsprechen. Aber auch andrerseits, — ist es wohl angemessen, den Hülferuf der bedrängten Söhne des benachbarten Familienvaters zu überhören, bis sie nicht mehr um Hülfe rufen können? Zumal, wenn man doch immer, um sich zur Einschreitung berechtigt zu hal-

ten, einen Hülferuf voraussetzt, und nur diejenigen für legitimirt hält, den Hülferuf anzubringen, deren Unterdrückung zu vollenden eben die Tendenz des Familienvaters ist? Allerdings soll der Bund nicht vorzeitig Einmischung in die innern Angelegenheiten eines Bundesstaats sich erlauben, welche dessen Selbstständigkeit verletzte. Wir enthalten uns hier auch ganz des Urtheils darüber, in wie fern die Zurückhaltung, welche jener in der hannövrischen Angelegenheit beobachtet hat, durch die positiven Bestimmungen der Bundesgrundgesetze geboten war. Das aber muß Jeder zugeben, daß es ein wesentlicher Mangel in der Bundesverfassung sey, wenn ein Streit, wie der in Hannover, nicht auf eine befriedigendere Weise, als dieser, durch Vermittlung des Bundes geschlichtet werden kann, wenn in solchem Falle nicht unter dessen Autorität eine Entscheidung möglich ist, die der erhobenen Streitfrage rechtlich ein Ziel setzt und die Möglichkeit fernerer Bestreitung des als rechtmäßig anerkannten Zustandes von der einen oder andern Seite rechtlich abschneidet. Wenigstens wäre dann in diesem Punkte dem deutschen Volke nicht wieder gegeben, was ihm die deutsche Reichsverfassung, die der Wille der Fürsten aufgelöst hat, gewährte. Jedenfalls aber wollen wir uns den Vortheil, den uns die politische Gestaltung Deutschlands gewährt, nicht durch unpassenden Tadel verkümmern lassen, daß auffallende Vorgänge in einem Lande durch die deutsche Presse einer allseitigern und schärfern Beleuchtung, als man sie dort zu gestatten geneigt seyn möchte, unterzogen werden können. Daß sich dabei verschiedene Ansichten geltend machen, wer kann sich darüber wundern? Und welcher Verständige wird sich darüber wundern, daß wichtigere Sachen mit größerm Interesse verhandelt werden? Ueber die Nichtanerkennung der westphälischen Schulden von Seiten Hessens, welche unser Publicist als eine „größte Ungerechtigkeit" bezeichnet, ist ja doch auch schon manche Stimme des Tadels und des Unwillens laut geworden: aber diese Frage ist eine rein juristische, von untergeord-

eter particulärer Bedeutung, und daß diese weniger lebhafte
nd nachhaltige Theilnahme erregt, als andere Ereignisse der
ıeuesten Geschichte, ist gewiß Jedem sehr erklärlich. Man
nöchte denn es auch sonderbar finden, wenn mit geringerer
Lebhaftigkeit und mit geringerer Theilnahme, als sie bei
dem Kölner Ereigniß sich offenbart hat, gerügt worden ist,
daß Preußen rechtliche Ansprüche gegen den Fiscus gericht-
lich zu verfolgen nicht gestattet, wofern die Staatsschuldentil-
gungscommission Einspruch dagegen erhebt, daß es daher z.
B. den Staatsgläubigern, deren Kapitalien nicht nach ihrem
anerkannten wahren Werthe im Etat fixirt sind, weder die
Kündigung zuläßt, noch die Verzinsung nach dem wahren
Betrage gewährt, noch die Geltendmachung dieses Anspru-
ches im Wege Rechtens bewilligt *).

Doch wir verirren uns von unserm Thema. Wie sehr
wir auch die Vortheile der politischen Gestaltung Deutschlands
beachtenswerth halten, wie wenig wir auch Sehnsucht fühlen
nach der gepriesenen liberté und unité Frankreichs, so hat
doch unläugbar die Getheiltheit Deutschlands auch ihre be-
denkliche Seite, und zwar vorzüglich in Rücksicht der Ver-
hältnisse nach Außen. In dieser Beziehung müssen sich daher
alle deutschen Mächte vorzüglich bestreben, zur kräftigsten
Mitwirkung für die Förderung des Hauptzweckes des deut-
schen Bundes stets bereit zu seyn. Wohl mag die Ueberzeu-
gung Anklang finden, „daß wenn die Zerstückelung Deutsch-
lands und die daraus entspringende Schwäche das geliebte
deutsche Vaterland ernstlich der Gefahr aussetzten, unter ver-
haßte Fremdherrschaft zu gerathen, sich alle deutschen Volks-
stämme in ein einziges deutsches Volk verwandeln würden“.
Zuverläßig würde sich wenigstens die allgemeine Stimmung ab-

---

*) Vergl. Klüber, die Selbstständigkeit des Richteramts. Frkft.
1832. — Archiv für preuß. Rt. u. Vf. Bd. I. S. 351.

wenden von demjenigem deutschen Staate, der zuerst des deut-
schen Bundes vergessend mit dem Auslande ein verrätherisches
Bündniß eingehen, zur Abwehr des feindlichen Auslandes
nach Kräften mitzuwirken, sich nicht bereit zeigen würde.
Eine kluge Politik muß ohnehin diejenigen deutschen Bundes-
staaten, die nicht zu den Großmächten gehören, und zwar, ins-
besondere die mächtigern unter ihnen von selbst antreiben, sich
stets in der Fassung zu halten, daß sie im entscheidenden
Moment mit einem respectabeln wohlgerüsteten und geübten
Kriegsheer auftreten können, mit einer Waffenmacht, die, ab-
gesehen von dem schon bestehenden Bunde, den Großmächten
im Fall eines europäischen Conflicts zur Nothwendigkeit mach-
te, ein Bündniß mit ihr dringend nachzusuchen. Und eine
solche Macht nun, bereitwillig und mit Nachdruck für die
Integrität des ganzen Bundes in den Kampf schreitend, muß
die Achtung und die Theilnahme von ganz Deutschland ge-
winnen. Von dessen Sache sich loszusagen, muß aber auch
das eigene Interesse diese Staaten abhalten; und es ist daher
nicht zu fürchten. Der müßte wahrlich mit völliger Blindheit
geschlagen seyn, welcher nach den schweren Erfahrungen der
Napoleonischen Zeit noch glauben könnte, durch Anschließen
an Frankreich seine Selbstständigkeit und seinen Vortheil bes-
ser zu sichern und zu fördern, als durch starkes Festhalten
am Bunde, der sich noch durch einzelne etwa in Aussicht ge-
stellte Vortheile der nächsten Zukunft als trügerische Köder
zum Abfall verlocken ließe. Das Einzige, was denkbarer
Weise die kleinern Mächte zu solchem Schritte bewegen könnte,
wäre die Gefährdung ihrer Selbstständigkeit von der andern
Seite. Dann würde die Nothwendigkeit sie zwingen dort Hülfe zu
suchen, wo sie am ersten dieselbe zu erlangen hoffen könnten; bei
den Feinden ihrer zu Feinden gewordenen Bundesgenossen; und
dann würde auch das Urtheil der unpartheiischen deutschen Stäm-
me ihr Verfahren nicht verdammen, den mit Unterdrückung Be-
drohten die Theilnahme nicht entziehen. Daher nun ist es von
der größten Wichtigkeit, daß die größern Bundesmächte ein

festes dauerhaftes Zutrauen der weniger mächtigen sich gewinnen, indem sie unter allen Umständen eine aufrichtige ehrliche Achtung des Rechtes derselben beweisen und selbst als die gewissenhaftesten Glieder des Bundes im Verhältniß zu ihren Bundesgenossen sich bewähren. Nur unter dieser Bedingung kann der Bund bestehen. Glücklicher Weise ist seit einem nun fast dreißigjährigen Frieden noch kein sehr bedenkliches Symptom hervorgetreten, welches von dieser Seite her eine Störung der Einigkeit befürchten ließe, wenn man es nicht als solches ansehen will, daß so mancher enthusiastische Preuße wohl schon seine zuversichtliche Meinung ausgesprochen hat: „Oh, diese Provinzen, die früher unter Preußischem Zepter gestanden, werden wir schon einmal wieder bekommen", oder „jene Länder, die die beiden Haupttheile Preußens von einander trennen, müssen wir nothwendig einmal gewinnen" u. dgl. Wir wollen daher auch nicht in die Geschichte zurückgehen, nicht, den Pfaden einer der preußischen Monarchie bitter bösen französischen Schrift nachgehend, untersuchen, wie fern Preußen durch frühere Beweise von Vergrößerungssucht den Nachbarn gerechten Grund zu einem so lange Zeit nachgehaltenen Mißtrauen gegeben habe. Wir halten es überhaupt für bedenklich, mit scharfem Messer juristischer Kritik die ursprünglichen Erwerbgründe aller einzelnen Besitzungen der jetzigen Staaten zu zersetzen; es möchte da leicht an manchen Orten der Boden unter den Füßen weichen; wir halten den gegenwärtigen Besitzstand als das durch Völkerverträge und Eide befestigte Recht der Gegenwart fest, und wollen auch nicht das Vertrauen der Gegenwart durch Erinnerung an vorzeitige Gründe des Mißtrauens lockern.

Aber das können wir doch nicht unterlassen, hervorzuheben, um zu unserm preußischen Politiker zurückzukehren, wie ungeschickt derselbe von der Geschichte Gebrauch macht, indem er das Gesuch um ein Vertrauensvotum für Preußen, welches er an das übrige Deutschland richtet, einleitet. Sehr bedenklich ist

gleich die Aeußerung Seite 10: „Preußen selbst war bish
seiner Existenz wegen gezwungen, sich zu vergrößern“. Die
ser Satz ist eben so schwer und eben so leicht zu bewei
als der, daß alle andern Staaten von gleicher oder gerin
rer Ausdehnung, als Preußen vor hundert Jahren hatte, i
rer Existenz wegen gezwungen seyen, sich auf Kosten ihr
Nachbarn zu vergrößern. Er schmeckt gar sehr nach einer po
litischen Gesinnung von der Art derjenigen, welche die Thei
lung Polens heimlich fördernd herbeizuführen antrieb, od
welche die plötzliche Occupation Hannovers, der Lande ein
Fürsten, mit dem man durchaus nicht in feindlicher Berü
rung stand, anrieth. „Und gezwungen — wird es jed
Mittel zum Ziele ergreifen“, so droht noch der Polit
ker der Gegenwart, eine Drohung, die den kleinen Nachbar
nicht sehr vertrauenerweckend klingen mag, wenn man bedenk
was dem Gezwungenseyn nach dem Vorhergehenden in de
preußischen Politik für ein Sinn beigelegt werden könnte. De
„um ganz und von allen Lesern verstanden zu werden“, schei
es ihm unerläßlich, „noch einen Blick auf die Entstehung und
Entwickelung der preußischen Monarchie zu werfen“. Nu
ganz besondre Gunst des Schicksals konnte ein so rasches Ste
gen ihrer Macht bewirken; „wir finden jene vor Allem in de
Reihe großer Regenten, welche in so kurzer Zeit das Land
beherrschten“. „In dieser Beziehung überragt das Haus Ho
henzollern alle Fürstengeschlechter der alten und neuern Zeit“.
Mit dieser seichten historischen Hyperbel beginnt der Verfasser
seine Rede, und gibt dann eine Probe von pragmatischer Be
handlung der Geschichte, die uns durch ihre Gründlichkeit un
willkührlich an ein elendes Lehrbuch der römischen Geschichte
erinnert, worin die Regenten Preußens, vom großen Chur
fürsten an, haarscharf mit den sechs ersten Königen Roms
verglichen werden. Denn was sehen wir, wenn wir dem Ver
fasser weiter folgen? — Die bedeutende Persönlichkeit des großen
Churfürsten wollen wir gelten lassen; ihm vergleichbare haben
auch andere Fürstengeschlechter aufzuweisen. Aber „sein Sohn,

Friedrich I., verfolgte den ihm vorgezeichneten Weg, indem er Preußen zu einem Königreich erhob". Das ist das Bedeutendste, was sich von diesem „großen Regenten" berichten läßt, und die unpartheiische Geschichtschreibung erklärt uns, daß dieser Schritt, der übrigens für die folgende Zeit allerdings nicht ohne wichtige Bedeutung war, durch die kleinlichste Eitelkeit dictirt war, welche jenen wenig bedeutenden Fürsten beherrschte. Von dessen Nachfolger, Friedrich Wilhelm I., schweigt die pragmatische Geschichte (S. 18) lieber ganz; es möchte ihr wohl auch schwer fallen, diesen Soldaten-König mit wenigen wahren Zügen als einen großen Regenten hinzustellen. Dann aber tritt allerdings die hervorragendste Persönlichkeit des 18ten Jahrhunderts auf den Schauplatz, Friedrich der Große. Und was sagt die pragmatische Geschichte von ihm? — „Gleich nach dem Antritt seiner Regierung benutzte er die Verlegenheit der Maria Theresia und eroberte Schlesien"; er war wohl seiner Existenz wegen gezwungen, sein Land zu vergrößern? Später benutzte er auch noch andre Verlegenheiten zu gleichem Zweck der Vergrößerung. — „Der gewaltige Drang der Umstände hatte ihn gezwungen, so groß zu werden". — „Sein Genie, die mit Gewalt geworbenen Soldaten und das den Unterthanen durch Regie und Monopole abgepreßte Geld waren die drei Factoren, auf welchen Preußens künstliche Stellung gebaut war". Natürlich, „daß mit dem Hinscheiden seines Geistes die von selbigem hervorgerufene Schöpfung nur ein Schatten blieb, einer Nebelwolke gleich"; von der glorreichen Regierung seines Nachfolgers ist es wieder besser zu schweigen, er passirt in der Reihe „großer Regenten" anonym mit vorüber. So kommen wir zu Friedrich Wilhelm III. Wir versagen nicht unsre Theilnahme den ungewöhnlichen Schicksalen dieses Fürsten und gerechte Achtung seinen Tugenden, ungeachtet der Mißgriffe, wozu er in der Beschränktheit seines Gesichtkreises verleitet worden. Aber wir können nicht läugnen, daß uns nur „die Eitelkeit des Preußen", oder Verblendung, oder Ge-

wöhnung an eine Lobhudelei, wie sie sich früher nach der jedesmaligen Geburtsfeier und vor zwei Jahren nach dem Tode des Königs in preußischen Blättern breit machte, demjenigen die Feder geführt zu haben scheint, der sich herausnimmt (S. 14) zu sagen: „Nur ein Herrscher unter den großen Regierern der Schicksale der Menschen auf Erden hat die Zeit begriffen — — Friedrich Wilhelm III. von Preußen“.

Was der Verfasser von dessen Regententhätigkeit hervorhebt, bezieht sich vorzüglich auf die innern Verhältnisse des Staats, und führt ihn zu den Erörterungen über die Verfassung desselben. Wir wollen ihm auch auf dieses Gebiet unsre Betrachtungen in einem spätern Artikel folgen lassen.

LIX.

Blicke auf die russische Geschichte.

Fünfter Artikel.

Ustrialow — Oldekop — die neuesten Zustände der katholischen Kirche beider Ritus — A. Gurowski.

Nach der eigenthümlichen Aufnahme, welche die Pentarchie in Deutschland fand und bei der einstimmigen Manifestation des Nationalgefühles, welches jenes hinterlistige Pamphlet zwar nicht bezweckte, aber wohl im reichsten Maaße hervorbrachte, war eher ein Ablassen als eine Fortsetzung ähnlicher Zumuthungen zu erwarten. Allein was die Uebereinstimmung der Deutschen gegen Außen auf dem politischen Gebiete nicht aufkommen ließ, hoffte man auf dem religiösen und wissenschaftlichen zu erzielen, wo die Zersplitterung noch gründlicher, die Gegensätze schneidender, die Abneigung tiefer ist. Und wer den Zustand der öffentlichen Blätter in Deutschland kennt, weiß auch, daß in diesem Stücke

was Bedeutendes zu wagen ist, sobald man nur der religiösen Antipathien sich zu bemächtigen weiß. Die geringste Erscheinung auf dem Gebiete des Protestantismus wird sorgfältig und auf das Weitläufigste besprochen; was nur halbwegs zu loben ist, über Gebühr gepriesen; hingegen wo man nur immer kann, werden die Leistungen der Katholiken nach wie vorher ignorirt oder verdächtigt. Sie sind, wie weiland, noch immer Scandalum Judaeis, und wenn Pietisten und Rationalisten, die berliner und die deutschen Jahrbücher in Nichts übereinstimmen, so ist es in dem Punkte, nichts Katholisches aufkommen zu lassen. Einen wiederholten Beweis hiefür gab das bekannte Ereigniß der gewaltsamen Verschmelzung der unirten Russen mit der russisch-orthodoxen Kirche. Der officielle Bericht, der hierüber erschien, erfreute sich in Stuttgart einer Uebersetzung, und es machte dann auch das Mährchen von der freiwilligen Rückkehr der Unirten die Runde durch alle Zeitungen des lieben deutschen Vaterlandes, dessen edle Söhne bekanntermaaßen von nichts mehr als von Unpartheilichkeit und Wahrheitsliebe zu glühen meinen. Ustrialows Geschichte Rußlands *), die ja unter andern die ganze Schuld der Theilung Polens auf Preußen und Oesterreich schiebt, und vom Anfange bis zum Ende die Thatsachen in der Färbung des engherzigsten Russenthums erscheinen läßt, hat gleichfalls Verbreitung gefunden. Die actenmäßige Darstellung der „neuesten Zustände der katholischen Kirche beider Ritus“ in Polen und Rußland seit Katharina II. bis auf unsere Tage, von einem Priester aus der Congregation des Oratoriums (Augsburg, Verlag der Kollmannschen Buchhandlung 1841) scheint jedoch der Vergessenheit bestimmt zu seyn. Und dennoch dürften diejenigen, welche in confessioneller Verblendung da keine Gefahr sehen, wo eine alles erdrückende Staatskirche die allgemeine und apostolische bekriegt, wenigstens des tunc tua res agitur, paries si proximus ardet, gar wohl eingedenk seyn. Die Vorgänge in Livland, welche das Berliner Wochenblatt vor seinem Hingange besprochen, lassen über die wahren Absichten der nordischen Propaganda keinen Zweifel übrig. Frei-

*) Welch vortreffliches historisches Talent dieser Ustrialow hat, vermag man besonders bei jedem epinösen Passus der Geschichte zu sehen. An allen Unglücksfällen, die das Reich treffen, sind Deutschrussen oder die unvermeidlichen Umstände Schuld; Dinge aber, vor deren Abläugnung oder Entstellung selbst seine Dreistigkeit zurückbebt, wie die Ermordung Kaiser Paul's, werden — geradezu umgangen.

sich mag an diesem beharrlichen Ignoriren nicht nur Schadenfreude, sondern auch das Gefühl eigener Ohnmacht Ursache seyn. Vermag die in sich geschlossene, unter einem besonderen Oberhaupte geschaarte und vereinigte katholische Kirche den gewaltigen Andrang nicht aufzuhalten, wie kann solches von der evangelischen, der unsichtbaren Kirche geschehen? Freilich, wenn erst der Weltpapst in Jerusalem sein beglückendes Reich begründet, und der Tempel, den Julian zur Vereinigungsstätte der Juden und Heiden errichten wollte, von der Unionsfeier der Akatholiken wiederhallt, dann, dann wird wohl das Versäumte nachgeholt werden *).

Um aber hiemit nicht etwa bis zu den griechischen Kalenden warten zu müssen, wollen wir vorerst unsere Leser wiederholt auf das erwähnte Buch des deutschen Oratorianers aufmerksam machen. In dem Besitze eines reichen, theils wenig benützten, theils nicht gekannten Materials vermochte der Verfasser das geheimnißvolle Dunkel der russischen Geschichte so zu beleuchten, daß der hinweggezogene Vorhang ein wahrhaft schauerliches Gewebe julianischer Hinterlist und diocletianischer Verfolgungswuth erblicken läßt. Das Buch ist, trotz einzelner Schwächen in Styl und Conception, eine große Thatsache, ein Ereigniß, unter dessen zermalmender Wahrheit die von Oldekop übersetzte Schrift und die Darstellungen russischer und deutscher Zeitungen erliegen müssen **). Es ist ein Denkmal auf die Heuchelei unserer Tage, vor welchem Tausende erröthen sollten; es enthüllt ein Ereigniß, das in seiner Art kein minderer Angriff auf die öffentliche Moral ist, als die dreifache Theilung Polens war, und das, obwohl es an Atrocität seines Gleichen sucht, vor den schlaftrunkenen Augen des civilisirten Europas vollbracht ward.

Verlange der Leser nicht, ihn mit dem Einzelnen bekannt zu machen. Die Kette der Begebenheiten hängt hier so fest zusammen, daß das Einzelne aus dem Zusammenhange gerissen erschiene, wenn wir es mittheilen wollten. Gerade deshalb aber, weil wir unsere Leser in den Stand zu setzen wünschen, sich ein möglichst vollständiges Bild des gan-

*) In wie fern der geistreiche Apostat es vermochte, mag man in der bekannten Stelle Ammian Marcellins nachlesen; vielleicht sind spätere glücklicher.

**) Ueber die Wiedervereinigung der Unirten mit der rechtgläubigen Kirche im russischen Reiche. Aus dem Russischen übersetzt von August von Oldekop. Stuttgart 1840.

n nordischen Systemes, wie es in den neuesten Zuständen enthüllt
ird, zu machen, benützen wir den uns gestatteten Raum dieser Blät-
r zur Vervollständigung einzelne Züge hinzuzufügen, welche dem
Verfasser entgangen sind, oder welchen er doch die Bedeutung nicht
eilegte, die ihnen, unserer Ueberzeugung nach, zukömmt.

Schon an einer andern Stelle (hist.-pol. Bl. Bd. II. S. 400) ist
auf die Wichtigkeit des bekannten Ereignisses vom 22. October 1722
hingewiesen worden, als nach Besiegung des gefürchteten Schwedenkö-
nigs Carls XII. Czar Peter I. zum Kaiser aller Reußen ausgerufen
wurde. Es lag an den Umständen, unter welchen dieß geschah, mehr
als man gewöhnlich glaubt. Karl XII. aus dem Hause jenes Pfalzgrafen,
der als Freund, Schwager und dann Thronerbe Gustav Adolfs zur Er-
hebung des Protestantismus das Seinige überreich beigetragen, war
nicht bloß ein kühner Eroberer, ein ritterlicher König; wie sein Ge-
schlecht die unheilvollen Pläne Gustav Adolfs am treuesten aufgefaßt,
am eifrigsten durchzuführen gestrebt, war er auch, gleich dem Sieger bei
Lützen, der Held des Protestantismus. Der Tod Gustav Adolfs rettete
Europa von der Gefahr, die Reihe katholischer Kaiser durch protestan-
tische fortgesetzt, und das Centrum der Lebenskraft Europas, Deutsch-
land, unter dem schwedischen Hammer für immer zertrümmert zu se-
hen. Die Niederlage Carls XII. bei Pultawa befreite den Nordosten
Europas von einer, seine nationale Entwicklung nicht minder bedrohen-
den Gefahr. Carls Benehmen in Polen zeigte deutlich den Plan, durch
Unterstützung der Protestanten nicht blos K. August zu stürzen, und
seiner Puppe, Stanislaus Lescinsky, den Thron zu verschaffen, sondern
auch dem Protestantismus im Norden und Osten Europas ein ähnliches
Uebergewicht zu geben, wie es derselbe seit 1688 im Westen behauptete.
Es ist nicht zu zweifeln, daß, wenn Carl XII. bei Pultawa Sieger
geblieben wäre, Polen, das Bollwerk der Kirche im Norden, zwischen
dem protestantischen Preußen und einem protestantischen Czarkönig in
der Mitte, selbst in der Gewalt der Dissidenten, Freiheit und alten
Glauben zugleich verloren hätte. Welche riesige Zukunft eröffnete sich
aber der protestantischen Welt, wenn der Held dieser Confession den
Thron der Czare bestiegen hätte! Wie sie aber um diese Zukunft
durch den unglücklichen Ausgang eines einzigen Tages gebracht wurde,
so ungeheuer war nun auch der Preis des Sieges. Wie gut aber der
Sieger bei Pultawa die Plane Carls zu adoptiren wußte, geht aus sei-
nem Benehmen in Polen hervor, wo er so lange die Sache Augusts

gegen den von den Dissidenten vertheidigten Stanislaus verfocht, bis Carl geschlagen war; dann erklärte er sich zum Beschützer der Dissidenten, und wäre zur Unterstützung der Protestanten gegen die Polen gezogen, hätte nicht der Tod seine Plane vereitelt.

Die Einverleibung von Finnland, Esthland, Livland, lauter protestantischer Provinzen — obwohl bald der Tag kommen wird, der nur Russen, aber keine Protestanten mehr in ihnen erblicken wird — knüpft sich an den Tag von Pultawa; das Luftschloß einer protestantischen Herrschaft im Norden zerrann; über der Zertrümmerung so vieler ausschweifender Plane erhob sich das griechisch-russische Kaiserthum des Nordens, und dieselben Völker, die hartnäckig verschmähten, ihre stolzen Nacken unter das sanfte Joch des Nachfolgers Petri zu beugen, und die geistige Herrschaft des, den Glauben ihrer Väter fördernden, Friede und Ordnung, Nationalität und Integrität beschützenden Roms anzuerkennen, sahen sich von nun an durch ein nordisches Rom bedroht. Statt einer milden, sacramentalen Leitung, wie sie der Heiland dem heil. Petrus und dessen Kirche anvertraute, ertönt jetzt von den Wällen der St. Peter- und Pauls-Citadelle herab mit ehernem Munde das Gebot unbedingter Ergebung, fordert St. Petersburg blinde Unterwerfung des Leibes und der Seele. Das Blatt hat sich furchtbar gewendet. Bei der inneren Auflösung des Protestantismus ist bald nur mehr zwischen dem Rom des Nordens und dem Rom des Südens die Wahl.

Mit den kümmerlichen Resten kirchlicher Unabhängigkeit, die sich im russischen Reiche erhalten hatten, war Peter schnell fertig. Es bedurfte nur der gehörigen Vorsicht, und ein Werk gelang, die Unterjochung des kirchlichen Lebens seiner Nation durch die Staatsgewalt, das Peter selbst, die ungeheuren Folgen, die sich daran knüpften, überlegend, für eine That erklärte, wodurch er den Ruhm des größten Monarchen seiner Zeit, Ludwigs XIV., verdunkelt habe. Da sich aber diesen Zwecken die Union der Russen mit der katholischen Kirche am wirksamsten entgegensetzte, konnte es auch nicht fehlen, daß diese nicht vor Allem der Ingrimm des Herrn traf. Schon frühe zeigte sich dieser, besonders in seinem Benehmen zu Polozk, wo er am 12. Juli 1705, nicht in der Hitze des Gefechts, sondern nachdem er sich bereits der Stadt bemächtigt, sich in die Cathedrale der Burg begab, und als er daselbst unirte Mönche fand, die ruhig die Vesper sangen, den Befehl gab, auf sie

einzuhauen. Glücklich noch, wer von ihnen, mit Schlägen mißhandelt, dem Kerker übergeben wurde! Kirche und Kloster überließ er seinen Soldaten zur Plünderung, und betheuerte vor vielen lutherischen Adelichen, er würde dergestalt immer gegen die Unirten verfahren. Der römische Cultus imponirte ihm auf längere Zeit. Man weiß, daß er in Wien von den Jesuiten verlangte, sie sollten eine Societät Jesu für seine, die russische Kirche heranziehen, was diese natürlich ausschlugen. Später sandte der Czar den Fürsten Boris Kurakin mit einem Schreiben nach Rom, worin er dem Papst Clemens XI. seine freundschaftlichen und dankbaren Gesinnungen wegen des Benehmens ausdrückte, welches dieser beständig in seiner Stellung zu ihm und der Republik Polens beobachtet habe. Zugleich brachte der Fürst dem Papst auch die Kunde, der Czar habe beschlossen, die freie und öffentliche Ausübung der römisch-katholischen Religion im ganzen Umfang seines weiten Reiches zu gestatten, ja er habe bereits erlaubt, daß in Moskau ein Kapuzinerkloster, wie ein Collegium der Jesuiten zum Unterricht der Jugend erbaut werden dürfe. Die höchste Freude gewährte aber dem Papst die in dem Namen des Czars ausgesprochene Verheißung, es werde künftig den Missionarien, die von dem päpstlichen Stuhle nach China und in andere Länder des Orients geschickt würden, ein freier und sicherer Durchgang durch Rußland gestattet werden. Da Papst Clemens dem kaiserlichen Ukas über diese Bewilligungen sehnsüchtig entgegen sah, und dieser nicht erscheinen wollte, so schrieb der Papst am 12. Mai 1717 an Czar Peter, dankte ihm für seine, zum Besten der katholischen Religion getroffenen Bestimmungen, und bat ihn, den gewünschten Ukas möglichst schnell zu erlassen *). Peter befand sich damals zu Paris. Als er hier die Sorbonne besichtigte, und sich mit den, übrigens jansenistischen Grundsätzen zugewandten Doctoren besprach, ergriffen diese die Gelegenheit, dem Czar die Möglichkeit, wie die Leichtigkeit einer Vereinigung der lateinischen Kirche mit der orientalischen darzustellen, und verfertigten, nach dem Wunsche Peter's, eine eigene Denkschrift darüber, die sie am 17. Juni, wenige Tage vor Peter's Abreise, demselben überreichten **). Es war dieß ein Versuch,

---

*) Wir treffen auch 1721 römische Missionäre in Rußland. Histor. Aufschlüsse, 3. Heft 1816, S. 45.

**) Sie ist abgedruckt in den histor. Aufschlüssen über Religion und Kirchenwesen in Rußlannd. 1814. S. 82.

die Principien des Gallicanismus nach Rußland überzutragen, und die katholische Kirche, was Peter's Plänen am angemessensten war, allmählig in eine Landeskirche und Staatsreligion umzuschaffen. Der Czar ließ den neunzehn Doctoren, die, mit Boursier an der Spitze, diese Schrift abgefaßt hatten, seinen Dank zu erkennen geben; er befahl auch bei seiner Rückkehr nach Rußland, drei russisch-griechischen Bischöfen darauf zu antworten, was diese am 15. Juni 1719 thaten. Allein anstatt in die Frage einzugehen, begnügten sich diese, im Allgemeinen ihren Wunsch nach einer Vereinigung zu erkennen zu geben, bemerkten jedoch, sie könnten hiebei nichts thun, ohne die griechischen Bischöfe, und insbesondere die vier Patriarchen des Orients befragt zu haben. Der ganz unzeitige Unionsversuch von Seite von Personen, die außer allgemeinen Wünschen nicht den geringsten Beruf hatten, sich weiter in diese Sache einzumischen, scheint jedoch den Argwohn des schismatischen Clerus erst recht erregt zu haben; der Erzbischof von Nowgorod stellte sich an die Spitze der Gegner einer Union, und anstatt daß die katholische Sache einen Vortheil erlangt hätte, gestalteten sich ihre Verhältnisse von nun an viel schlimmer. Außer der Bekanntschaft mit Jansenisten hatte Czar Peter während seines längeren Aufenthaltes in den westeuropäischen Staaten auch den Umgang mit den heftigsten Gegnern der katholischen Kirche, den holländischen Calvinisten, genossen, und sein Benehmen nach seiner Rückkehr von der langen Reise zeigt sich sogleich, welche Anwendung jansenistischer und calvinistischer Grundsätze ein Fürst, wie er, zu machen verstand. Im Gegensatze mit dem, was Boris Kurakin dem Papste versprochen, wurden nun die eifrigsten und ergebensten Diener der katholischen Kirche, die unermüdlichen Väter der Gesellschaft Jesu sammt ihren Servienten durch ein Decret vom Jahre 1719 unverzüglich aus sämmtlichen russischen Städten und Landen entfernt, und die Declaration hierüber an die römisch-katholische Kirche in Moskau angeheftet. Nachdem zugleich der Beschränktheit und dem Fanatismus des russischen Clerus, der sich schon durch die bloße Existenz der Jesuiten bedroht sah, wie den Wünschen der Jansenisten und Calvinisten ein Opfer gebracht worden, mußten die Bischöfe von Groß-, Klein- und Weiß-Rußland eine neue Denkschrift an die Doctoren der Sorbonne richten, in welcher sie erklärten, sie könnten, da sie keinen Patriarchen hätten, sich gar nicht in die Sache einlassen. Der Erzbischof von Nowgorod hatte schon 1719, unter einem fingirten Namen, gegen die Union geschrieben; jetzt schrieb auch einer der Vertrauten des Czar, Javorski, dagegen, und erklärte sie für unmöglich. Der Czar aber,

um jeden Versuch bei dem Volke selbst unmöglich zu machen, erfand nun jene bekannte Maskerade des Conclave, durch welche er jede kirchliche Autorität verächtlich zu machen suchte, die ihm aber selbst zuletzt das Leben kostete.

Ein Zeitgenosse *) berichtet, daß eine Masse der anstößigsten Broschüren und Pasquinaden, die in Holland zur Verhöhnung der katholischen Religion herausgekommen waren, nach St. Petersburg gebracht werden durfte, um dort, in das russische übersetzt, als wöchentliche Ergänzung der dortigen Zeitung ausgegeben zu werden. Nachdem dieser Unfug längere Zeit gedauert, kam der Czar auf den Gedanken, einen seiner Hofnarren, Sotoff, zum Knespapa (summus pontifex) zu ernennen, und durch einen feierlichen Aufzug zugleich die päpstliche wie die patriarchalische Würde zu verhöhnen, die er dem Untergange geweiht hatte. Die größten Branntweintrinker wurden von dem Czar zu Cardinälen ernannt, wenige ordentliche Männer ausgenommen, die ihm verdächtig waren, und welche er entweder zu Tode zu trinken, oder von denen er aus Aeußerungen, die sie in ihrem gewaltsam berauschten Zustande machen würden, Motive zu erlangen hoffte, sie mit einem Anschein von Recht hinrichten lassen zu können. Bei der Ceremonie, durch welche das Oeffnen und Schließen des Mundes verhöhnt werden sollte, saß das würdige Geschöpf Peters des Großen, das den Nachfolger des heil. Petrus vorstellen sollte, auf einem von Flaschen, Krügen und Fäßern errichteten Throne, und reichte jedem der neuen Cardinäle ein Glas Branntwein mit den Worten dar: Hochwürdigster! öffne deinen Mund, verschling dieß, und du mußt dann schöne Dinge sprechen. Nach dieser unwürdigen Posse folgte eine andere, wo möglich noch unwürdigere, die das Conclave vorstellte. Diesem mußte ein feierlicher Umzug vorhergehen, wobei in einer langen Reihe von Schlitten jedem Cardinal Fässer mit Bier, Wein, Meth, Branntwein und Speisen aller Art vorgefahren wurden. Dann kamen unter dem Lärmen von Trompeten und Hautboen die Aftercardinäle selbst, endlich der Knespapa, der, wie Bacchus auf einem Faße sitzend, das von vier Ochsen gezogen wurde, auf beiden Seiten von einem als Dominicaner, Franciscaner rc. gekleideten Troß von Leuten, mit Bouteillen und Gläsern in den Händen, umgeben war. Der Czar, um die Lustbarkeit volksthümlich zu machen, sprang selbst, als holländischer Matrose gekleidet, bald vorn,

*) Villebois mémoires anecdotiques de la cour de Russie sous le règne du Czar Peter I. in der revue retrosp. 3. T. 1. p. 351.

bald hinten, bald an den Seiten des Zugs. Als dieser am bestimmten Orte angekommen, erhielt jeder von den Aftercardinälen sein eigenes Gemach; besondere Diener aber, Conclavisten genannt, mußten von dem einen zu dem andern gehen, und beflissen sich, ihrem Auftrage gemäß, während sie die Eingeschlossenen zu Speis und Trank ermunterten, jedem als Botschaft von dem andern die infamsten Zoten zu hinterbringen, bis Zorn, Wuth und alle Laster, im Gefolge der Völlerei, so die Oberhand gewannen, daß den scheußlichsten Orgien Niemand mehr steuern konnte noch durfte. Nachdem die Elenden ausgetobt hatten, führte man sie — d. h. die Wenigen, die mit dem Leben davon kamen — auf den schlechtesten Wägen nach ihrer gewöhnlichen Behausung zurück. Drei- bis viermal war diese Komödie aufgeführt worden, jedesmal zur höchsten Belustigung des Czars, der sein Möglichstes that, durch Beispiel und Ermunterung das Bacchanal noch scheußlicher zu machen. Das leztemal, im Januar 1725, trank er selbst so viel, daß er dadurch ein altes Uebel, zum neuen Ausbruch brachte, welches dann auch in der Nacht vom 7. bis zum 8. Febr. seinen Tod herbeiführte.

Mehr als alle weitern Documente spricht dieß Benehmen des Czars die Grundsätze aus, welche bei Erbauung des nordischen Roms in religiöser Beziehung vorwalteten. Was ließ sich bei solcher Gesinnung für das Beste der katholischen Kirche in Rußland hoffen? Wer hätte sich noch über die eigentlichen Zwecke täuschen können, die der Restauration des russischen Reiches zu Grunde lagen, wenn er die Unterjochung des kümmerlichen Restes religiöser Freiheit, den die moskovitische Kirche bis dahin bewahrt, wenn er die Rolle bedachte, welche der Czar durch sein unwürdiges Possenspiel der katholischen Kirche zugedacht hatte! Mit Unrecht wird von manchen Kennern des Alterthums behauptet, die höchste Tyrannei, die die Welt gesehen, sey in der römischen Kaiserzeit vorhanden gewesen. Sie betraf doch nur das politische Element des Völkerlebens, und obwohl es den Tod nach sich führte, dem Genius und Bildnisse des Kaisers nicht opfern zu wollen, war es doch noch möglich, den bessern Glauben zu bewahren, da die Verfolgung nicht durch alle Mittel der feinsten Spionirung, geheimer Polizei unterstützt wurde. Die seit Peter dem Großen in Rußland herrschend gewordenen Grundsätze ächten aber nicht nur jede politische und religiöse Bewegung, die den Reichsgesetzen, d. h. einem bis in die feinsten Consequenzen ausgebildeten Cäsarpapismus entgegen sind, sie lassen eine solche auch gar nicht aufkommen, sie ersticken jedwede

Regung schon im Keime. Während daher die christlichen Gemeinden im römischen Reiche sich in unbefleckter Reinheit zu erhalten vermochten, kann bei denen des russischen Reiches nur gränzenlose Verwahrlosung und damit ein steigender Verfall der Sitten eintreten; dieser wird aber nothwendig zuletzt unaufhaltbar, da bei dem steten Einmischen der Staatsgewalt in die kirchlichen Interessen weder der Priesterstand zu der ihm nöthigen Würde, noch Priester und Laien zu der christlichen Erkenntniß zu gelangen vermögen, ohne welche der Glaube hin- und herschwankt, und die leichte Beute des nächsten besten Verführers wird.

War es schon früher ein eigenwilliges, Unternehmen, auf eigene Faust und ohne von der höchsten kirchlichen Autorität hiezu ermächtigt zu seyn, die Vereinigung der russischen Kirche zu versuchen, so kann die Wiederholung dieses Versuches nach so unglücklichen Vorgängen und Folgen nur durch die Verblendung erklärt werden, welche den charakteristischen Zug des in den Jansenismus verwickelten französischen Clerus bildete. Jubé, Pfarrer von Asméres, welcher als Hofmeister der Kinder des Fürsten Dolgorucki im Jahre 1728 nach St. Petersburg ging, ward zu dieser Mission von den Doctoren der Sorbonne ausersehen, und ihm gleichsam als Creditiv eine Denkschrift an die russischen Bischöfe mitgegeben, welche neue Gründe für die Vereinigung enthielt, und am 24. Juni von den obenerwähnter Jansenisten unterschrieben worden war. Es bezeichnet den Geist dieser Secte, daß Jubé, als er an die Gränzen Rußlands gekommen war, sein Apostolat damit zu beginnen für nothwendig erachtete, daß er jene feierliche Erklärung der Widersetzlichkeit seiner Parthei gegen die Entscheidung des allgemeinen Oberhauptes der Kirche (die Appellation) in Pillau wiederholte, durch welche die Jansenisten selbst, so viel an ihnen war, die kirchliche Einheit zerstört hatten. Ja Jubé war so von der Nothwendigkeit dieser Handlung überzeugt, daß er in seiner handschriftlichen Reisebeschreibung versicherte, man müsse die Griechen (Russen) vor Allem zu Appellanten, d. h. zu Jansenisten machen. Anfangs soll er, der seine geistlichen Vollmachten bei dem schismatischen Erzbischofe Barchmann zu holen die Frechheit hatte, wirklich bei dem Fürsten Dolgorucki und bei dem Gesandten des „katholischen" Königs (Spanien) bedeutende Unterstützung gefunden haben, allein das Haupt des heil. Synods, der Erzbischof von Nowgorod, arbeitete auch damals diesen Bemühungen entgegen. Als dann Anna Kaiserin wurde, fielen die Dolgorucki in

Ungnade; die Bischöfe, auf deren Mitwirkung man zählte, wurden abgesetzt oder verbannt, und Jubé selbst gezwungen, sein Heil in der Flucht nach Frankreich zu suchen *).

Unter so unglücklichen Verhältnissen versäumten dennoch die Päpste keine Gelegenheit, auf die Beherrscher Rußlands zu Gunsten der christlichen Religion einzuwirken. Besonders zeichnete sich in dieser Beziehung P. Benedikt XIV. aus, welcher selbst an die Kaiserin Elisabeth schrieb, und zugleich durch mehrfache Constitutionen das wechselseitige Verhältniß der unirten Griechen und der lateinischen Katholiken ordnete. Unter der Oligarchie, die nach dem Tode Peters I. die Herrschaft an sich gerissen hatte, schienen die kühnen Pläne jenes Hauptfeindes der Kirche, wenn nicht aufgegeben, doch vergessen zu seyn. Es erfolgte wenigstens keine neue Bedrückung, wenn auch das alte System nicht verändert wurde. Anders aber gestaltete sich das Verhältniß, als Katharina II. zur Regierung kam. Unter ihr wurde die Richtung, welche unter Beibehaltung kirchlicher Formen das christliche Leben ertödtete, vorherrschend. Diese beschreibt auch das bezeichnete Werk des deutschen Oratorianeos in ihrer ganzen, schrecklichen Ausführlichkeit. Wir bemerken deshalb nur, was zur nöthigen Vervollständigung dient.

Als bei der ersten Theilung Polens Weißrußland von dem polnischen Reiche getrennt und mit dem moskowitisch-russischen vereinigt wurde (1772), so mußten die Bewohner dieses Landes nicht ohne Furcht dem Untergange ihrer Religion, als nächster Folge des Verlustes ihrer politischen Selbstständigkeit, entgegensehen. Unglücklicherweise schien man hiezu von Rom selbst die Hand bieten zu wollen. Denn nachdem bereits mehrere Jahrzehnte hindurch von den westlichen Höfen Europas der Versuch gemacht worden, die Grundlagen der christlichen Ordnung der Staaten zu erschüttern, vereinigten sich alle unkirchlichen Bestrebungen zu einem gemeinsamen Angriffe gegen die Jesuiten, als diejenige Gesellschaft, deren festgeschlossene, wohlverbundene Anstalt jeden Sturm auf die Freiheit und die Gerechtsame der Kirche abzuwehren vermochte. Als in allen Ländern, die unter bourbonischem Einflusse standen, sich das klägliche Schauspiel der gewaltsamen Vertreibung eines Ordens

*) Mém. pour servir à l'hist. ecclés. pendant le XVIII. siècle. I. Paris 1815. p. 132.

wiederholt hatte, der der geistigen Revolution, welche bereits die politische zu zeugen angefangen hatte, den festesten Damm entgegenzustellen vermocht hatte, fand sich P. Clemens XIV. bewogen, die Aufhebung der Gesellschaft Jesu auszusprechen. Als durch die übrigens erzwungene Maaßregel des Papstes, auch Weißrußland sich seiner thätigsten und umsichtigsten Seelsorger beraubt sah, verhinderte die Kaiserin Katharina die Ausführung der päpstlichen Sentenz, nicht, wie sich nachher zeigte, aus Sorge für das Seelenheil des katholischen Theils ihres Volkes, sondern um dem Papste vor aller Welt zu zeigen, in Rußland seyen seiner Macht Gränzen gesetzt. Wie wenig Ernst es der Kaiserin um die Förderung der katholischen Religion war, sah man bereits im Jahre 1774, in welchem die Kaiserin feierlich erklärte, daß der Schutz, den sie den Jesuiten angedeihen lassen, sich nur bis dahin erstrecken solle, als diese nicht die Gränzen der angewiesenen Obliegenheiten überschreiten würden, ein unbestimmter Ausdruck, der aber hinlänglich beweist, daß sie die Jesuiten nicht nach der Bestimmung ihres Ordens, sondern nur zu ihren Zwecken haben wollte. Noch mehr zeigte sich dieses, als sie im Jahre 1782 gebot, daß selbst die Ordensstatuten nur in so ferne beobachtet werden sollten, als sie mit den Reichsgesetzen in Uebereinstimmung gesetzt werden könnten — ein Befehl, der keine andere Absicht haben konnte, als die oben angedeutete, den Orden seiner Grundbestimmung zu entziehen, ihn in Widerspruch mit sich selbst zu setzen, und ihn zum Sclaven der kaiserlichen Willkühr zu machen. So wurden, obwohl sie in Rußland als nicht aufgehoben betrachtet wurden, doch an die Jesuiten dieselben Forderungen gestellt, die die Aufhebungsbulle aussprach, wie denn wiederholte kaiserliche Ukase vom 12. Dec. 1772, vom 12. Mai 1774, 30. Dec. 1778, 9. Jan. 1780 und 17. Jan. 1782 von ihnen verlangten, jener Bulle gemäß sich unter die Abhängigkeit der Diöcesanbischöfe zu stellen, die, selbst Creaturen des kaiserlichen Hofes, die Leitung des Ordens dadurch erlangt hatten. Vergebens remonstrirte der Pater Provincial. Der dirigirende Senat eröffnete den Vätern im Jahre 1782, sie dürften dem katholischen Erzbischofe von Mohilew, welchem sie dem kaiserlichen Willen zufolge als ihrem wahren Hirten und Hauptvorgesetzten Gehorsam zu leisten hätten, nicht nur den anbefohlenen Gehorsam nicht verweigern, sondern auch bei einer so deutlich ausgesprochenen kaiserlichen Willensmeinung zu ihrer Rechtfertigung sich nicht auf die von ihnen angeführten Ordensstatuten berufen.

Schon die obenberührten Umstände vermochten uns die wahren

Absichten des russischen Hofes in Betreff der Katholiken aufzudecken. Allein diesen selbst sollten sie erst klar werden, nachdem die Ereignisse in dem Königreiche Polen so vorangeschritten waren, daß ein Hauptschlag auch in den jüngsteinverleibten Provinzen geschehen könnte. Je mehr aber ihr System schon nach der ersten Theilung Polens einen günstigen Erfolg verheißen hatte, desto mehr fühlte sich Katharina angespornt, mit ihren eigentlichen Planen nicht länger zu zögern. Aller Verheißungen ungeachtet sollten die unirten Griechen, sey es mit Gewalt oder auf jede andere Weise zur russischen Kirche gezogen werden, gleich als wenn sie nur durch religiösen Meineid und Abfall in gute Unterthanen umgeschaffen werden könnten. Es fehlte hier zwar nicht an Gewaltmaaßregeln, man suchte indessen aber auch nicht den Schein zu verbreiten, als ob die Katholiken freiwillig zur griechischen Kirche übergetreten seyen. Zwar erschienen zuerst russische Priester und Bischöfe in diesen Provinzen, die die Gouverneurs in ihren Versuchen, das Volk zu bethören, unterstützen mußten. Allein wenn ja zuerst sanfte Mittel versucht worden, so legte man diese bald ab; die russischen Missionäre erschienen in ihrer wahren Gestalt, Soldaten, die die Kirchenthüren erbrachen, worauf die russischen Priester die Kirchen der Unirten, für den Gebrauch der Schismatiker, auf's Neue weihten. Wollte der unirte Pfarrer dem Schisma nicht beitreten, so wurde er entfernt; die Einwohner mußten sich versammeln und man forderte sie vor den anwesenden Truppen auf, zur Religion ihrer Väter — so nannte man die von Czar Peter geschaffene Kirche zurückzukehren. Verweigerten sie den Abfall, so schritt man zu Zwangsmitteln, Schlägen, Gefängniß. Die Bischöfe, die treu blieben, wurden mit Confiscation ihrer Güter bestraft. Am meisten widerstanden die Basilianer, von denen einige den lateinischen Ritus annahmen, den sie aber später, als der Sturm sich gelegt hatte, mit dem unirten griechischen wieder vertauschten. Von den Weltpriestern fielen die meisten ab; die ausharrten, fanden ein Asyl bei den Gutsherrn, die dem lateinischen Ritus zugewandt waren. Am meisten fand der Abfall Anhänger unter den Bauern, denen man Verbesserung ihrer Lage vorspiegelte. Lange glaubte man, es sey ungefähr eine Million unirter Russen auf diese Weise zum Abfall verleitet worden. Allein der Verfasser, der neuesten Zustände hat dargethan, daß in dem Zeitraum von 23 Jahren (1773 bis 1796) durch Katharina II. an 8 Millionen Gläubige, an 9316 Pfarrkirchen und 145 Klöster, der Basilianer der katholischen Kirchen

t fremdet wurden; ein Verlust, der nur durch denjenigen
:rtroffen wurde, welchen die Kirche im 16ten Jahrhunderte erlitt.
o lange sie lebte, dauerten diese Verfolgungen, und erst als die Kaiserin
st plötzlich vor den Richterstuhl Gottes gerufen wurde, ließen sie auf
efehl ihres Sohnes, des Kaisers Paul, nach, der alle weitern Ge=
altthätigkeiten verbot, sonst aber die Sachen ließ, wohin sie seine
Mutter gebracht hatte.

Des oben bezeichneten Sturmes ungeachtet erhielt sich aber nicht
:ur die Gesellschaft Jesu in Rußland, sondern sie vermochte auch zwei=
nal, 1782 und 1785, als ihr geistliches Oberhaupt einen Vicegeneral
u wählen. Während ihr aber der russische Staat vorzüglich die sorg=
ältige Erziehung seiner katholischen Unterthanen in loyalen Grundsä=
zen verdankte, leisteten ihm einzelne Mitglieder desselben auch in an=
derer Beziehung einen höchst erwähnenswerthen Dienst.

Es waren nämlich seit dem Jahre 1743 die Handelsverbindungen Rußlands mit dem chinesischen Reiche, in immer größere Abnahme gekommen. China hatte aus Mißvergnügen, daß Rußland keine Gesandtschaft nach Peking schickte, den Gränzhandel in Kiächta ganz aufgehoben; seit 1755 waren auch keine Karawanen mahr nach Peking abgegangen. Die im Jahr 1785 nach Kiächta herübergeschafften chinesischen Waarentransporte wurden von den angränzenden Mongolenhorden beraubt, und es trat nun eine solche Handelsunterbrechung mit China ein, daß die Russen ihren Thee durch die Engländer bezogen, die wo möglich die gegenseitige Spannung zwischen Rußland und China noch unterhielten, um sie zu ihrem Vortheile auszubeuten. Jetzt aber gelang es dem in Peking lebenden Jesuitenpater Piremio, das russische Interesse dergestalt zu fördern, daß er, unterstützt durch den in St. Petersburg sich aufhaltenden Pater Gruber, zuletzt neue Unterhandlungen zwischen der russischen und chinesischen Regierung anzuknüpfen vermochte, in Folge welcher die Convention vom 8. Februar 1792 (alten Styls) mit China abgeschlossen wurde, die den so wichtigen chinesischen Handel den Russen wieder eröffnete, und die Grundlage der jetzigen unermeßlichen Handels= und politischen Verbindung Rußlands mit China (und Ostasien) wurde *).

---

*) Vergl. hierüber die von einem Russen geschriebene Mittheilung über „Rußland Handelsverbindungen mit China". Münchener politische Zeitung 15. November 1838.

Wahrscheinlich in Folge dieser allseitigen Tüchtigkeit, die [illegible] wickelten, wurden hierauf die Jesuiten i. J. 1800 zur Besorgu[illegible] Gottesdienstes in der römisch-katholischen Kirche in St. Pete[illegible] zugelassen, und ihnen die Leitung der hiemit verbundenen Schul[illegible] für Katholiken übergeben. Der geistige Zustand der Katholiken in [illegible] Petersburg war, wie besonders aus dem handschriftlichen Reiseb[illegible] des Nuntius Archetti hervorgeht, schrecklich verwahrlost; die Je[illegible] scheinen mit ihrer bekannten Unermüdlichkeit sich der Seelsorge [illegible] terzogen zu haben, und sahen auch ihre Bemühungen mit eine[illegible] glücklichen Erfolg gekrönt, daß selbst Aeltern von russischem Gl[illegible] ihnen ihre Kinder zur Erziehung anvertrauten. So oft dieses gesch[illegible] und auch in England und Nordamerika ereignet es sich sehr h[illegible] daß akatholischen Aeltern ihre Kinder in Jesuitencollegien sen[illegible] — wurde von den Vätern der Gesellschaft Jesu bemerkt, die K[illegible] der müßten sich, wenn sie unter ihrer Aufsicht stehen sollten, der [illegible] gemeinen Hausordnung, wie die übrigen unterwerfen, deren moralis[illegible] und körperliches Wohl ihnen anvertraut wurde. Von der andern Se[illegible] war es den Jesuiten freilich nicht unbekannt, daß die russischen Reic[illegible] setze nur den Abfall zur russischen Kirche, nicht aber den Uebertritt z[illegible] katholischen erlaubten. Der Zweck ihres Ordens, wie die Aufgabe [illegible] Christen in höherem oder geringerem Grade, ist es aber, den Irrth[illegible] entfernen, und alle, die in Finsternissen wandeln, zu der Erkenntniß [illegible] katholischen Wahrheit zu bringen. Von den Jesuiten verlangen, [illegible] auf Verzicht zu leisten, hieße geradezu von ihnen begehren aufzuhö[illegible] Jesuiten zu seyn. Sie berufen, und ihnen die Freiheit zu wirken [illegible] weigern oder beschränken hieß, sie in Widerspruch mit sich selbst setze[illegible] Wer sie wollte und berief, gestattete ihnen damit von selbst, ihr[illegible] Hauptberuf zu erfüllen, Irrende zu belehren und die zu erleuchten, die [illegible] noch nicht zu der Erkenntniß gekommen waren. Eben so natürlich wa[illegible] es, daß sie einer akatholischen Administration keine Rechenschaft [illegible] der Verwaltung ihrer Kirchengüter ablegten*), und auch die wahrschein[illegible] lich von fremder Seite auf ihre Kirche zu St. Petersburg gemachten [illegible] Schulden nicht abtrugen, wobei es noch im Zweifel ist, ob sie dies [illegible] überhaupt nur zu thun vermochten.

Es ist nicht Jedermann bekannt, daß wie Peter III. de[illegible] Czar selbst, so unter Kaiser Alexander ein Minister den Versuch mach[illegible]

*) Was ihnen in dem Expulsionsukase, vorgeworfen worden war.

te, die russische Kirche zu protestantisiren. Bekanntlich wurde dieß Bestreben einer der Hauptanlässe zur Entthronung Peters III. Kaiser Alexander, von dem uns nicht bekannt ist, in wiefern er persönlich einem solchen Plane zugethan war oder nicht, sah sich, als der Vorstand des heil. Synodos ihn auf die Gährung in den Gemüthern aufmerksam machte, die die Maaßregeln des Ministers hervorbrachten, zur Entlassung desselben veranlaßt.

Hatten die Einrichtungen Peters I. noch irgend ein Fünkchen höheres Leben in der russischen Kirche zurückgelassen, so wurde dieses durch Peters III. Klostereinrichtungen, die aus Pflanzschulen des russischen Clerus in bloße Versorgungsanstalten umgewandelt wurden, völlig vernichtet; die Rückwirkung der unter K. Alexander ergriffenen Maaßregeln auf die Bildung des Volkes ist, der gescheiterte Versuch der politischen Emancipation der Priester ausgenommen, nicht weiter bekannt, will man nicht den gegenwärtigen Zustand des russischen Clerus als solche ansehen. Wohl aber trägt eine andere Maaßregel den Namen des obenbezeichneten Ministers an der Stirne, durch welchen dem religiösen Leben der nicht russischen Gläubigen, aber russischen Unterthanen ein tödtlicher Streich versetzt und der Anfang mit dem Verfahren gemacht wurde, die mit dem gewaltsam herbeigeführten Abfall der Unirten von ihrem Glauben und der Verfolgung der katholischen Kirche in unseren Tagen endeten.

Ein kaiserlicher Ukas, dessen wörtlicher Inhalt uns nicht zugekommen ist, verbannte kurze Zeit, nachdem P. Pius sie hergestellt, die Jesuiten im J. 1815 aus Sct. Petersburg und gab ihr Collegium den Dominikanern. Es war dieß geschehen, weil, wie sich voraussehen ließ, Kinder der russischen Confession, die in ihren Collegien erzogen wurden, Zuneigung zu der katholischen Kirche gefaßt und ihre Vorschriften und Gebräuche beobachtet hatten. Daß Klagen über einen solchen Fall statt finden würden, ließ sich voraus sehen; allein sollten sich die Jesuiten deßhalb in ihrem Berufe abschrecken lassen *)? Gerade diese Seite ihrer Thätigkeit mußte aber der russischen Regierung besonders unangenehm seyn. In demselben Jahre, in welchem die Jesuiten von Sct. Petersburg vertrieben wurden, schrieb der Minister des Innern

*) Vel sint ut sunt, vel non sint.

an den damaligen Jesuitengeneral: dieselbe Duldung, vermöge welcher die Regierung keinen Gewissenszwang in Sachen der Religion zugibt, sollte auch den katholischen geistlichen Behörden zur Richtschnur ihres Betragens gegen die Unirten dienen, und ihnen jede Bekehrung vom unirten zum katholischen Ritus untersagen. Es bezog sich dieß auf Bekehrungen von Unirten, die von Jesuiten bewogen, sich an den lateinischen Ritus angeschlossen hatten. Schon früher waren laute Klagen erhoben worden, daß Jesuiten Judenkinder bekehrt hätten, und das Gouvernement hatte ihnen die Neubekehrten mit Gewalt abgenommen.

Allein diese Klagen einer gegen die Zwecke des Christenthums indifferenten Behörde waren ebensoviele leuchtende Zeugnisse des feurigen Eifers der Jesuiten, und der ihnen vorgeworfene Gewissenszwang fiel auf jene zurück, welche anderen nicht gestatten wollten, den erkannten Irrthum mit dem Bekenntniß der Wahrheit zu vertauschen. So wurde dann den Jesuiten auch in Rußland nichts Anderes zur Last gelegt, als was in den Augen Gottes ihnen als Verdienst angerechnet werden mag, daß sie in Mohilew junge Leute zur katholischen Religion bekehrten, die wahrscheinlich nur in Folge des Zwangs, den ihre Eltern erlitten hatten, russisch geworden waren; daß sie in Witebsk ihren geistigen Einfluß auf russische Militärs ausdehnten; die sonst geistig und körperlich zu Grunde gegangen wären; daß sie im eisigen Sibirien den von ihren Priestern vernachläßigten Anhängern der russischen Kirche geistlichen Trost reichten, Heiden das Evangelium predigten, daß sie Missionen errichteten, die ein kaiserliches Reglement vom J. 1769 der katholischen Geistlichkeit verboten hatte, und nach der Weise des heil. Paulus durch ihre Thaten beurkundeten, man müsse in göttlichen Dingen Gott mehr als den Menschen gehorchen.

Obwohl uns keine urkundlichen Beweise zugekommen sind, so geht doch schon aus der Natur der Sache hervor, daß eine so unvermeidliche Thätigkeit der Erstarrung und Trägheit der russischen Kirche gegenüber unmöglich den Beifall der letztern erhalten konnte. Wundern wir uns daher nicht, wenn schon damals, als die Jesuiten von St. Petersburg entfernt wurden, der Antrag gestellt wurde, sie aus ganz Rußland zu vertreiben. Dieser scheiterte jedoch an der milden Gesinnung des verstorbenen Kaisers, der seine katholischen Unterthanen nicht eher der Jesuiten berauben wollte, als bis, wie er hoffte, andere Priester ausfündig gemacht worden wären, die die Jesuiten in den Colonien und an andern Orten ersetzen könnten.

Als aber im Jahre 1820 der Minister der geistlichen Angelegen-

n und des öffentlichen Unterrichts dem Kaiser bemerkte, es habe nach eingezogener Erkundigung ergeben, daß in den andern katho- en Mönchsorden eine hinlängliche Anzahl der fremden Sprachen ›igen Priester für die **Colonien** vorhanden sey, und die Jesuiten sich hreres hätten zu Schulden kommen lassen *), so genügte dieß dem Kai- zur Unterzeichnung des Befehls, die Jesuiten aus **Rußland** weg- haffen, und hiebei den Anfang mit denjenigen zu machen, welche in den Gouvernements Witebsk und Mohilew befanden, und für Vermögen der Gesellschaft nicht verantwortlich waren. Wir über- gen das Nähere über die Ausführung dieses Befehls, um die Ver- dung zu zeigen, in welcher dieser Act mit dem steht, was in unsern gen in Rußland erfolgte.

Mit dem Decrete über die Vertreibung der Jesuiten wurden Be- mmungen verbunden, kraft welcher die Jesuitenakademie zu Polozk bst den derselben untergeordneten Schulanstalten aufgehoben wurde. ie Studirenden der Theologie mußten von nun an in den, von den iserlichen (schismatischen) Universitäten abhängigen Lehranstalten stu- iren, wodurch es der Regierung möglich wurde, durch Aufstellung von ehrern in ihrem Sinne den künftigen katholischen Priestern **die Bil- ung** zu geben, die nicht den Zwecken des geistlichen Standes, wohl ber denen der Regierung angemessen war. So knüpfte sich an die Vertreibung der Jesuiten aus Rußland die Unterjochung der geistlichen Bildungsanstalten durch den Staat; es kam nun lediglich darauf an, auch die Bischöfe **) und Klöster sich unterwürfig zu machen, und die Russifi- cirung der Katholiken — so schien es — konnte ungehindert von stat- ten gehen.

*) Nämlich die von uns mitgetheilten Bekehrungen.

**) Die Bischöfe im russischen Reiche sind, da die durch den Staat geschmälerten Einkünfte der Kirche von diesen erhoben und verwaltet werden, in financiel- ler Beziehung gänzlich von der Krone abhängig. Nach Fletzer bezogen die Bischöfe nur 500, 800, 1000 Rubel. Dasselbe Mittel wurde auch in Be- zug auf die katholische Kirche angewendet. Durchgeht man bei Meiners die seit Peter I. erlassenen Verordnungen über das Gut der russischen Kirche, die um ihre Güter und Kirchen durch den Staat gebracht wurde, so sieht man wohl ein, welche Beweggründe bei den neuesten Maaßregeln gegen Ka- tholiken und Unirte herrschten. Nicht blos der Fanatismus, auch die Hab- sucht der russischen Kirche wurde in Bewegung gesetzt. Der Staat, der zuerst die russische Kirche geplündert, wollte sie nun durch den Raub der Kirchengü- ter der Unirten entschädigen — um ihr dann auch diesen abzunehmen, was bereits in den letzten Monaten wirklich erfolgte.

Wir haben diesen ersten Schritt zur Dekatholisirung des rechtgläubigen Rußlands als eine Folge der Verbindung protestantischer Tendenzen mit dem Neide des russischen Clerus dargethan. Man hat zwar die Ausführung des nun klar vor uns liegenden Planes mit der Nothwendigkeit entschuldigt, in welcher sich das russische Gouvernement nach Beendigung des polnischen Freiheitskampfes befunden haben soll, die aufrührerische Bewegung auch auf religiösem Gebiete zu ersticken. Allein Protestationen von Gemeinden und Corporationen, die seitdem bekannt wurden, und die in „den neuesten Zuständen" enthaltenen Berichte beweisen hinlänglich die Unrichtigkeit einer solchen Angabe. Sie zeigen unwiderleglich, daß man mit Ausführung dieser Absicht schon vor den Ereignissen des Novembers 1830 sich beschäftigt, und diese dann später nur einen Anschein von Recht, von gebührender Wiedervergeltung und politischer Nothwendigkeit in den Augen Europas verleihen sollten. Da List und Gewalt sich vereinigten, und es nur auf Ergreifung des rechten Augenblicks ankam — hierin sind aber, wie der Pentarchist uns belehrt, die Russen Meister — so konnte man des Erfolges sicher sein. — Doch indem wir unsern Lesern ein treues Gemälde von dem Verfahren machen sollten, durch welche der Abfall der Unirten und die Entkatholisirung Polens bewerkstelligt wird, herbeigeführt worden, fühlen wir, daß wir die Gränzen eines Aufsatzes und die unseren Blätter gezogenen Schranken zu überschreiten beginnen.

Die Vereinigung der Unirten mit der russischen Kirche ist bereits eine Thatsache, ein fait accompli. Das Tedeum ist gesungen, der Jammer der Bedrückten ist gewaltsam erstickt. Sie werden, da auf Erden keine Abhülfe mehr zu finden ist, sich in die hohe Raison des Staates und den erhabenen Willen ihres Gebieters zu finden wissen, dessen religiöse Ansichten mit den ihrigen in Conflict gerathen sind. Da nun einmal „außer der Macht keine Nationalexistenz, keine Zukunft für das gesellige Fortschreiten des russischen Staates ist" *), werden sie so vernünftig seyn, der Macht sich zu ergeben, und nicht wegen etwaiger Gewissensscrupeln, die nun einmal in Rußland nicht angehen, „die unvermeidliche Nothwendigkeit der Autorität" bestreiten. Haben sie es dahin gebracht, so werden sie auch einsehen, daß „die Religion keine anderen geistigen Interessen hat, als — die weltlichen, die innig mit der höchsten Gewalt

---

*) Rußland und die Civilisation vom Grafen A. Gurowski. Leipz. 1841. Verlag v. Heinr. Hunger. S. 16.

verbunden sind, welche sie durch ihre Handlungen lenkt". Als ächte Russen werden sie sodann kein Bedenken tragen, daß, „Rußland auf seinem Gange hemmen wollen, heißt, sich gegen den göttlichen Willen auflehnen, sich der Lästerung gegen Gott und die Menschheit schuldig machen — die Finsterniß statt des Lichtes wünschen, das Böse statt des Guten, die wilde Barbarei statt der Kultur, den Götzendienst statt des Evangeliums" *). Sie werden lernen, daß Rußland „für Asien die Personificirung des erlösenden Christus" sey **); und wenn auch die Völker Europas in ihrem fortwährenden Ringen nach einem gesicherten Rechtszustande und nach den Erfahrungen der letzten hundert Jahre, am wenigsten durch „das Beispiel Rußlands" lernen werden, daß social wie politisch die sicherste Schutzwehr der Civilisation die Kraft (Gewalt) sey" ***), so werden dafür jene die Ueberglücklichen „in dem, durch die heiligsten Interessen der Menschheit mit Europa verknüpften Rußland, einen Apostel Jesu Christi, einen Apostel der verbessernden und wiedergebärenden Tendenzen der Gesellschaft" †) zu erblicken vermögen.

Bis aber wir aus dem Zustande der Verblendung und Betäubung erwachen, in welchem wir uns durch unsere germanisch- und romanisch-christlichen Civilisation dem Geschrei der Russomanen zufolge befinden, wollen wir in Demuth uns den Gerichten Gottes unterwerfen. Derjenige, welcher mit feuriger Rechten in Belsazars Glücksrausche die drei schrecklichen Worte an die Säule geschrieben, hat auch jeden Seufzer der Verfolgten vernommen, und jede Thräne, ist auf seine Wagschale gefallen, wo sie zum zerschmetternden Gewichte heranwächst. Bis aber das große Schuldbuch aufgeschlagen wird, und der Tag der Tage kömmt,

*) Gurowski S. 200.

**) Gur. S. 199.

***) Gur. S. 148.

†) S. 149. Was kann man auf solche Phrasen besseres antworten, als was der Verfasser selbst Seite 200 gegen Rußlands Gegner ausspricht: „Diese Declamationen, zu Gunsten von Interessen, die in allen Punkten dem christlichen Interesse feind sind, bedecken für ewige Zeiten die mit Schmach, welche sie verbreiten, wie die Nationen und Regierungen, die denselben ein williges Ohr leihen". So muß die Lüge auch wider ihren Willen von der Wahrheit Zeugniß geben.

wollen wir, unseres Gottes demüthige Knechte, stille die Thaten verzeichnen, damit wer Ohren hat, noch höre, wer Augen hat, noch sehe, und jeder sich fürchte, die Gerichte Gottes auf sich herabzuziehen. Wo aber Seine Wege unerforschlich sind, wo Einzelne wie ganze Völker dem unaufhaltsamen Verderben preisgegeben, Jammer und Elend in das Endlose wachsen, der Himmel wie mit Erz überzogen, und keine irdische noch überirdische Gewalt retten zu können scheint: da wollen wir bedenken, daß die geheimen Sünden der Väter, nach verborgenem Rathschlusse an dem späten Geschlechte gestraft werden, daß zehn Verfolgungen wütheten, bis dem Diocletian und Maxentius ein Constantin folgte, daß nach uralter Offenbarung von Zeit zu Zeit ein Glied jener Kette gelöst wird, mit welcher der Böse an den Abgrund gefesselt ist, und dann die Bosheit überhand nimmt, der Uebermüthige triumphirt, die Gewalt obsiegt, bis die Fülle der Zeiten eingetreten ist, und der Stolze in dem Augenblicke zerschmettert wird, in welchem er Gott selbst zum Schemmel seiner Herrschaft zu machen sucht.

LX.

Album.

In der ehemaligen „lutherischen Kirche" erhielt sich bis tief in das vorige Jahrhundert, an manchen Orten sogar noch bis zum Untergange des Lutherthums in der Union, eine gewisse Erinnerung an die Beichte. Was daraus aber im praktischen Leben geworden war, berichtet Johanna Schopenhauer in ihrer Selbstbiographie (Jugendleben und Wanderbilder Bd. I, S. 176 u. ff.). „Auch noch manches andre Ueberbleibsel aus frühern Tagen war in den kirchlichen, wie in den übrigen Einrichtungen der alten Handelsstadt (Danzig, dem Geburtsorte der Verfasserin) gleichsam versteinert geblieben. Zu den ersten rechne ich die Privatbeichte, die der katholischen ungemein ähnlich (?) sah. Niemand, der sich nicht Tages vorher

ihr unterworfen hatte, durfte zum heiligen Abendmahl zugelassen werden. Der Ertrag derselben, besonders bei sehr beliebten Predigern, machte einen bedeutenden Theil der Einnahme der Geistlichen aus, denn ohne dabei an das Kirchspiel, in welchem man ansässig war, besonders gebunden zu seyn, hatte ein Jeder die freilich ganz vernünftige Freiheit, seinen Beichtvater nach eigenem Gefallen sich zu wählen. Wenn aber diese Einrichtung unserer Vorfahren darauf hinzielte, die unter den wohlehrwürdigen Herren herrschen sollende brüderliche Liebe und Einigkeit zu befördern, so glaube ich kaum, daß sie ihren Zweck erreichte.

Tief bewegt im kindisch frommen Herzen folgte ich meinen Eltern am Morgen vor dem ersten Pfingstfeste in die Graumünchenkirche, die eben nach damaligem Gebrauch mit Blumen und jungen Maien zum morgigen Feiertage aufgeschmückt wurde; der frische Frühlingsduft, das mit diesem kontrastirende feierliche Dunkel in dem ehrwürdig alten Gebäude, dessen frühere klösterliche Einrichtung fast ganz unzerstort beibehalten war, erhöhten mein Gefühl zu glühender Andacht. So kam ich, an der Hand meiner ebenfalls sehr gerührten Mutter, durch die nie zuvor von mir betretene Kirche an das Beichtzimmer unsers Seelsorgers, gewöhnlich die Tröstkammer genannt. Eine große Anzahl Leute aus den geringeren Ständen, Dienstboten, Handwerker, Arme, wartete vor der Thür derselben; manchen sah man es an, daß sie schon weit länger, als ihre Verhältnisse es gestatteten, auf den glücklichen Augenblick geharrt hatten, in welchem so viele von ihnen, als nur Raum fanden, eingelassen werden würden, um sämmtlich zugleich zu beichten, ermahnt und absolvirt zu werden, und auch die unerläßlichen Beichtgroschen darzubringen.

Bei unserer Ankunft sahen sie sich abermals, Gott weiß zum wie vielsten Mal, an diesem Morgen in dieser Hoffnung getäuscht; sie wurden zurückgewiesen, denn die Thüre öffnete sich nur uns Dreien.

Da thronte vor uns im vollen priesterlichen Ornat unser Seelsorger in einem weichen, bequemen Großvaterstuhl. Niederknieend auf den vor ihm angebrachten Beichtschemeln sagten wir unsre Beichte her; mein Vater hatte die seinige in einige kurze, bündige Worte gefaßt, meine Mutter einen Vers aus einem geistlichen Liede sich erwählt, und ich einen sehr kurzen aus Gellerts Oden. In wenigen Minuten war das Alles vollbracht; dann setzten wir uns seiner Wohlehrwürden gegenüber, hörten eine Ermahnungsrede an, und wurden von unsern Sünden absolvirt. Nach einem Gespräch über Wind und Wetter, über die neuesten Politika, und hauptsächlich über das werthe gegenseitige Befinden, das mein Vater, welcher der draußen Harrenden gedenken mochte, möglichst abkürzte, begaben wir uns wieder auf den Rückweg.

Die fromme Stimmung, in der ich die Tröstkammer betreten, war, als ich sie verließ, zu meinem eigenen Leidwesen größtentheils verschwunden, denn jung wie ich war, drängten dennoch das Unzulängliche und Zwecklose dieser feierlich seyn sollenden Handlung sich mir auf. Bei meiner festen Ueberzeugung, daß vor Gott alle Menschen gleich sind, waren schon bei meiner Ankunft die draußen Wartenden, deren Anzahl sich indessen noch bedeutend vermehrt hatte, sehr störend mir aufgefallen. Gelangweilt von der mein Gemüth durchaus nicht ansprechenden Ermahnungsrede konnte ich es späterhin nicht unterlassen, mit neubegierigen Kinderaugen umherzuschauen, und hatte manches entdeckt, das ich nimmermehr erwartet hätte, an diesem Orte zu finden. Ein Flasche Wein, ein Glas daneben, und noch manches andere schlecht verborgene, hier sehr unpassende häusliche Geräth; ich Kindskopf bedachte nicht, daß der alte Mann viele Stunden lang in diesem Zimmerchen verweilen mußte, ohne es verlassen zu können".

„Am empörendsten aber erschienen mir die Dukaten, welche mein Vater heimlich, jedoch nicht unbemerkt, auf den neben dem Herrn Prediger stehenden Tisch schob, und der Sei-

tenblick, mit dem dieser gewähr wurde, daß ihre gewöhnliche Zahl durch mein Dazukommen um einen vermehrt worden war, nebst dem frommen, salbungsvollen Lächeln, mit dem er, ebenfalls verstohlen, meinen Eltern den Dank dafür zunickte".

Der nachfolgende Artikel der Leipziger allgemeinen Zeitung aus **Berlin** sagt über die heutige Lage des Protestantismus so schlagende Wahrheiten mit so köstlicher Naivität, und bezeichnet den Standpunkt einer gewissen, außerkirchlichen Staatskunst mit so unvergleichlich treffenden Zügen, daß er nicht verloren gehen darf. — „Viel Redens macht hier noch immer die Frage, ob eine Verbindung mit der **anglikanischen Kirche** zu Stande kommen soll oder nicht, wenn schon man noch nicht einmal mit Gewißheit weiß, ob dieselbe wirklich ernstlich aufgeworfen worden ist. Uebrigens abgesehen davon, dürfte die evangelische Geistlichkeit in Deutschland, nicht in Preußen allein, in ernste Erwägung ziehen, ob es nicht angemessen wäre, die praktische Seite dieser Frage zu beachten. Wir wissen sehr wohl, daß Manche gerade darin das Wesen des Protestantismus suchen, daß er keine Kirche verlangt. Man kann dieß zugeben, aber dem Katholicismus gegenüber muß der Protestantismus nothwendig den Kürzern ziehen, da ihm jede Einheit fehlt. Unter den Katholiken gibt es eben so viele (!?), welche ihre eigenthümliche Vorstellung von der Religion haben, wie unter den Evangelischen, die eben so von dem Lehrbegriff der Kirche, wie diese von den Lehren Luthers oder ihres Religionslehrers abweichen; allein die ersten gehören zur katholischen Kirche, wenn auch nur äußerlich, während die Protestanten bald zu dieser oder jener Secte übertreten, und entweder Straußianer oder Pietisten rc. werden, oder eigentlich zu gar keiner Kirche mehr gehören. Wir wollen nicht sagen, daß es besser ist, lediglich äußerlich zu einer Kirche zu gehören; aber besser ist es jedenfalls, als die Scandale der Mucker und der theologischen

Streitigkeiten, welche eben nicht dem Protestantismus zur Ehre gereichen. Unter solchen Umständen dürfte es nicht unangemessen seyn, auch in Deutschland an eine Volksreligion bei den Protestanten zu denken, wobei Jedem unbenommen bliebe, sich selbst seine eigene Vorstellung von der Religion zu machen; besonders aber zu dem Zwecke, um der katholischen Kirche etwas Bestimmtes entgegensetzen zu können. In dieser Beziehung ist das Presbyterialsystem der ersten christlichen Kirche (!) von dem Episkopalsystem gar nicht so verschieden, als man denkt, und da die Aufseher der meisten evangelischen Kirchen in Deutschland Superintendenten heißen, dürfte man nur diesen Namen, wie vormals, in griechischer Sprache wieder herstellen, so wären die alten Episcopi wieder da, und die evangelische Kirche würde an Einheit gewinnen; denn sie würde dann nicht mehr von der schwedischen und englischen getrennt erscheinen, und der katholischen Kirche eine compacte Masse entgegensetzen. Es ist lächerlich, zu glauben, daß in dem Namen Bischof eine Annäherung zum Katholicismus liege. Die englische Kirche ist gerade diejenige, welche den Anmaaßungen der katholischen Kirche am kräftigsten entgegengetreten ist, und sie konnte dieß um so mehr, da sie ihrer im Jahre 1551 abgefaßten Glaubensnorm bisher treu geblieben ist; diese aber ward nach Melanchthon's Glaubenslehren verfaßt. Mochten seitdem viele Engländer in Glaubenssachen anders denken: sie blieben doch bei ihrer Kirche, eben weil diese eine Volksreligion aufgestellt hatte. Sollte es daher nicht gerathen seyn, auch in Deutschland eine Volkskirche aufzustellen. Uebrigens ist das Episcopalsystem auch in der katholischen Kirche gerade dasjenige, welches dem Papalsystem am meisten entgegen ist. Das Episcopalsystem will keinen geistlichen Statthalter Christi, und gerade nur in diesem findet die katholische Kirche, wenn sie jetzt wieder mit allen Anmaaßungen auftritt, ihren Schlußstein. Es wird von der Umsicht der evangelischen Geistlichkeit abhängen, ob sie vor-

zieht, ein grosses Ganzes zu bilden, oder in ihren Streitigkeiten und ihrer Zerrissenheit fortzuleben, und es damit dahin zu bringen, daß immer Mehrere zu gar keiner Kirche gehören oder zur katholischen Kirche übertreten".

Resumiren wir den Inhalt: 1) Der Protestantismus steht, nach dem eigenen Zeugnisse dieser Schutzredner, im Begriffe sich aufzulösen. 2) Er muß dem natürlichen Laufe der Dinge nach, der Macht der Wahrheit, d. h. der katholischen Kirche unterliegen. 3) Dieß muß in jeder Weise verhütet werden, und alle Mittel sind dazu erlaubt. 4) Zu den letztern gehört die Erfindung oder Compilation einer neuen Volksreligion für die Protestanten. 5) Daß das Volk wirklich daran glaube, ist nicht nöthig, wenn nur der katholischen Kirche eine „compacte" Masse entgegengesetzt wird. Daher also 6) Vereinigung des preußischen Protestantismus mit dem englischen und schwedischen, durch das ganz einfache, wohlfeile, kinderleichte Mittel der Uebersetzung des Titels der Superintendenten in's Griechische. — Die Urtheile derselben Staatskunst, deren ordentliches Organ die L. A. Zeitung ist, über die katholischen Verhältnisse sind des Maaßes von geistiger Kraft würdig, welches sich in den Plänen zur Wiederbelebung des Protestantismus zu Tage legt. Unter den Katholiken gibt es 1) eben so viele (!!), wie unter den „Evangelischen", die ihre „eigenthümliche" Vorstellung von der Religion haben; 2) das Episcopalsystem will „keine geistlichen Statthalter Christi". 3) Dieser ist aber der „Schlußstein" der katholischen Kirche. — Man sieht welcher unabänderliche Gedanke im Hintergrunde liegt, und wozu die neue, auf Speculation gebaute Episcopalkirche nebenher noch dienen soll; außer den Schweden und Anglikanern wird auch auf jene Katholiken gerechnet, die „den Schlußstein" ihrer Kirche verwerfen. Diese (nicht erst seit gestern) sprichwörtlich gewordene Pfiffigkeit dürfte sich jedoch wohl auch dieses Mal verrechnet haben, und an der doppelten Aufgabe: eine neue Volks- und Staatsreligion zu machen, und die Katholiken

darin einzufangen, schmählich zu Schanden werden. Denn meistentheils schlägt die Religionsmacherei, wie der Verrath, ihren eignen Entrepreneur.

LXI.

Das Lutherthum der Stadt Hildesheim.

(Aus einem alten Manuscript.)

Bericht, wie und was Gestalt die Stadt Hildesheim bei Einführung des Lutherthums die katholischen Stiftsklöster und Pfarrkirchen occupirt, theils spoliirt, und was sie weiter dabei verübt haben, oder sonst dabei sich zugetragen hat.

(Fortsetzung).

Am Aschermittwoch d. J. 1546 war der Burgermeister Christoph Hagen nebst seinen Gästen, Mädchen und Frauen, welche Fastnacht gehalten, auf des Thumb-Capitel Weinkeller, und nachdem sie sich daselbst gütlich gethan, hielten sie Nachmittags 4 Uhr einen Tanz auf dem Thumb-hofe und auch unter dem Paradies, wollten auch unter Bernwardi Kron tanzen; es hatte aber der Küster die Thüre zugeschlossen, worauf sie sich dann mit dem Tanze in den Kreuzgängen und dem Friedhofe begnügten.

Es hat zwar die Römisch Kaiserliche Majestät Carolus V. ein scharfes Mandat de dato Wormbs den 16. August 1543 an den Magistrat abgehen lassen, welches jedoch wenig gefruchtet, indem sogar öffentliche Schmähungen gegen S. Churfürstliche Gnaden den Bischof Valentinum*) von der Kanzel erfolgten, und in allen Kirchen gepredigt, und ausgerufen ward; „daß der Bischof zu Hildesheim, der Schalk und Bösewicht wegen seines lügenhaftigen Briefes werth sey, daß man einen Stein ihm an den Hals binde, und ihn zu Grunde des Wassers senke, Sie wollen hiedurch bitten, der Teufel möge mit aller

*) Von Tettleben.

r Gesellschaft kommen, um ihn nebst allen seinen Papisten in Abgrund der Hölle, wo Er und sein Anhang hingehöre, ab- n".

Besagtes Mandat Caroli V. lautet in Excerpten folgendermaßen. r Carl ꝛc. ꝛc. entbieten dem Burgermeister und Rath, den 24 Män- n, vier Amten, fünf Gilden, den Obermännern der Gemeinheiten, onderheit Hans Leisten, Heinrich Stauffenburg, Hans Hottelen, Hen- ig Platen, Barthold Kabus, Christoph Hagen, Wilken Rode, sonst ilken-Effen, Barthold Haken, Diederich Ruden, Heinrich Hanen, ıns und Heinrich Blumen, Curdt Platen, Hans Döring, Jacob Beh- ns, Henrich Sturing, Conrad Schlütern, und Cord Plottelen als meldter eigenwilliger frewentlicher Handlung angegebene fürnehme ufwiegler, Fürgeher und Anstifter unsern Gruß. —

Unserm Kaiserlichem Kammergericht hat der Ehrw. Valentin, Bi- hof zu Hildesheim ꝛc. mit Klagen fürbringen lassen, wiewohl in den ındsfrieden und vielfältigen zu Wormbs, Nürnberg, Speyer, Augs- nd Regensburg, und sonderlich im jüngst (1541) zu Regensburg auf- richteten Abschied bey schwerer Poen geordnet und gesetzet, daß niemand, es Standes er immer sey, den andern befehden, bekriegen, berauben, be- hädigen: insonderheit auch die Geistlichkeit, Priesterschaft und geistliche Personen an Uebung ihres alten, wahren, wohl hergebrachten Gottes- ienst und Ceremonien irren, turbiren oder verhindern ꝛc., daß ferner ene in ihren Renten, Zinsen und Gütern zu belaßen, und die Kirchen und Klöster unversehrt bleiben sollen ꝛc. ꝛc. So sollet ihr doch alles das unangesehen auf dem verstrichenen Sontag nach Bartholomäi (27. August dieses 1542sten Jahres) und nächstfolgenden Tagen von dem al- ten Glauben und Religion abgefallen seyn, und leichtfertige verlaufene Ordenspersonen als vermeinte Prädicanten zu euch eingeführt haben, darauf den nächstfolgenden Mitwochen (30. August) als das Hochwür- dige Sakrament des Leibs und Bluts Christi Unsers Heylandes aus der Pfarrkirche S. Andreä getragen, den Dechant daselbst mit Ernst angesagt, welches auch also beschehen müssen, damit das durch vermel- dete Prädicanten, welche dasselbe Baal genannt, blasphemirt ꝛc., das Taufwasser ausgeschüttet, desgl. in den Pfarrkirchen S. Georgii und Jacobi alle Gottesdienstliche Handlungen der h. Messe verboten, dar- neben unsern Bischof Balthasar*) nebst Suffragan durch einen Stadt- knecht ansagen laßen, hinfürter nicht mehr zu predigen, folgends auch

*) Merckel.

am 26. Sept. euch vereinigt, daß alle Kirchen und Klöster in und außwendig der Stadt Hildesheim geschlossen werden sollten, wie denn erfolgt. Weiter am folgenden Mitwoch 27. Sept. in großer An- in das Kloster S. Michaelis gangen, daselbst die Münche in das Refectorium verschlossen, und bis den andern Abend darin sitzen lassen, Kisten und Kasten gewaltig erbrochen, Briefe, Siegel, Kirchen Kleinode, Register ꝛc. inventirt, und zum theil weggenommen und behalten; auch mit Hinwegname solcher Sachen in andern Stifftern, Klöstern und Hospitälern fortgefahren: in der S. Michaely Kirche, auch Pfarrkirche S. Andreä etliche Kreutze, Bilder und Altäre zerrissen, zerhauen, und vernichtiget, dazu dessen allen unersätigt am Allerheiligentag, als sich fromme Christgläubige in der S. Antony Capelle zu empfahen des H. W. Sacraments bereitet, dieselben mit Gewalt aus der Kirche vertrieben, demnächst Martini (13. Nov.) jene Antony Capelle zugeschlossen, den Pfarrherrn verjagt, desgleichen die Kirche M. Magdalenä, nebst der an der Bischöflichen Residenz befindlichen Capelle verschlossen, auch damit nicht ersätiget, öffentlich umlesen und verkündigen laßen, daß kein Bürger, Bürgersweib, Kind, Knecht, Magd auch Geistlichen Gesinde, so nicht im Thumb behörend, in demselben zur Kirche gehen sollten, bey Poen und Straff von 20 gfl.; aber der Geistlichen Gesind, Verweisung der Stadt; dazu Euch hören laßen, die Capelle und das Kloster zur Sülten zu zerbrechen, und also euren Muthwillen zu vollbringen, alles wider Recht, Ordnung, Abscheid, auch Kaiserl. Begnadung, Schirm- Briefe, Gott zur Unehr, und uns als Römischen Kayser, zu sonderbarer Verkleinerung Sr. des Bischofs Andacht und derselben Geistlichen zu Ungehorsam, Verachtung und Beschwerung. Und demnach zu Abwendung solches eures thätlichen Landfriedbrüchigen aufrührischen fürnehmens und Verhütung weiterer gewaltiger Handlungen umb nachstehendes Mandat anrufen und bitten laßen.

Wann wir nun menniglich bey Recht und vor Gewalt zu handhaben schuldig und geneigt seyn, darum gebieten wir euch allersamt hiemit ernstlich, daß ihr in achtzehn Tagen die eingeführten aufrührigen Prädicanten hinwegschaffet, das Hochw. heil. Sacrament wieder christlich eingebracht werden möge, auch alle und jede abgeschriebene Stifts- Kirchen, Klöster- und Pfarrkirchen wieder öfnet, die Stifts- und Ordensgeistlichen in ihren löblichen Ceremonien unbehindert laßet, die zerrissenen Altaria, Taufsteine ꝛc. ꝛc. wieder ergänzet, auch gegen alle Personen hinführo nichts thätliches fürnehmet, auch den Rechten, Abschieden, und

ſerm Kaiſerl. Schirmbriefe gemäß haltet, als lieb Euch, oder ein
er ſey obbeſtimmte und Reichsacht ſchwere Poen, Straff und Buß
vermeiden, daran thut ihr unſer ernſtliche Meinung. Datum Spi-
e Ao. 1542. U. Reichs des Römiſchen im 24. u. der anderer im
. Jahr den 19. Decembr.

ad mandatum D. Imperatoris pprium felix Hornuny. D. Ju-
cis camerae Imper. Protonot.

(Mit welchem empörenden Gleichmuthe dieſe Androhung von der
eichsacht ſchwere Poen, Strafe und Buße von den Frevlern aufge-
ommen ſey, wird aus folgenden, in den Jahren 1543 bis 1546 ſtatt-
ehabten Gräueln der Verwüſtung treulich bekundet.)

1. Nachdem die Tumultuirenden, und mit dem Lutherthum behaf-
ete Bürgerſchaft neben ihrem Vorſtande, dem Burgermeiſter Hermann
Sprenger Ao. 1542 die Collegiat- und Pfarrkirche S. An-
reas occupirt, die Ornamente weggeſchaft, das Taufwaſſer ausge-
chüttet ꝛc., haben Sie dieſe Kirche zur Haupt- und Pfarrkirche ge-
nacht, einen Superintendenten nebſt zwey Prädicanten darin zu predi-
en verordnet, übrigens allen Kirchenornat, Urkunden und Regiſter in
Bewarſam genommen, auch die bei dem Rath-Amt und Gildehäuſern
tehenden Capitalien und Zinßen der Stiftsperſonen, und was über-
haupt ad memorias fundirt, an ſich gezogen.

2. 3. Die beiden Pfarrkirchen S. Georgii und S. Jacobi *)
hat der Rath ebenfalls beym Anfange der Religions Veränderung oc-
cupirt, und als Pfarrkirchen behalten, übrigens alle Kleynodien, Or-
namente, welche die Catholiſchen zum Gottesdienſte gebraucht, wegge-
nommen.

4. Die Neuſtädter ſind denen in der Altſtadt Hildesheim mit Oc-
cupir- und Spoliirung der St. Lamberti Kirche daſelbſt bald ge-
folgt. Alle Altäre, außer das hohe Altar wurde herausgebrochen, und
als Sie die in der Höhe vor dem hohen Chore auf einem Querbalken
geſtandenen Bildniſſe B. M. Virginy und St. Johannis herunterbre-
chen wollen, ein Zimmermann aber auf einer hohen Leiter ſich befunden,
um einen holzernen Keil behuef Herabnahme des Marienbildes zu
ſchlagen, iſt derſelbe in ſolcher Arbeit jählings heruntergeſtürzt und hat
den Hals gebrochen.

Weil im Hoſpitale S. Bernwardi nicht viel zum beſten, ſo hat

*) Erſtere ward vor einigen Jahren abgebrochen, und der Platz zum Packhof be-
benutzt. Letztere exiſtirt noch.

der Rath solches wieder fahren lassen, nachdem den alten Weibern rinnen die Altartücher von 26 Altären, welche ihnen zum Wei- übergeben worden, nebst Perlen, Corallen, Silbernen Gulden x. mit die Bilder von Heiligen geziert zu werden pflegen, wegge- men wurden.

Als nun die alten Frauen diese Geschenke mit weinenden hergegeben, haben die Frevler ihrer gespottet, mit vermelden, sollten nur zufrieden seyn, der Kaiser wäre schon zu Maintz angela- wenn er fürter anherkommen, und die Messe wieder anstellen wü- sollten Sie alles wieder haben".

5. Die Pfarrkirche *ad* S. Lambertum, dem Kloster St Mic- lis einverleibt, kam nebst den Aebten und Klostergeistlichen so gelin- Kaufs nit weg: Als der Rath († 1543) diese Pfarrkirche eröfnen wurden von ihm zuerst alle Kelche, Monstranzen, Kleinodien und Or- mente weggeführt; später die Altäre destruirt, die Glocken vom Th- abgenommen, und ist diese Kirche zu einem Zeug- oder Büchsen- aptirt worden.

Die Gräber selbst blieben nicht verschont, und in den Sepulc- Abbatum Sigberti et Cunradi, welche vor 400 Jahren *gelebt*, Abbati Henrici, der vor 350 Jahren begraben, Thesauri verge- nachgesucht; übrigens von den Grabsteinen alle Camina weggenom-

In festo St. Ambrosii wurden inspecie zwey kupferne Weyw- Kessel, desgleichen vier messingerne Kronen, die Marmor *Säule*, - che in einem kupfernen Fuß gestanden, und eine messingerne Krone habt, item Kaminam von des Abts Pfefferkorns Grabstein, item - große messingerne Leuchter, so in Exequiis defunctorum gebraucht zwey dito, welche ante Summum Altare gestanden; ferner drey- Leuchter von anderen Altären samt allen Glöcklein weggenommen.

Die bemerkte Abführung der Thurm Glocken (drey an der Za-) geschah im Jahre 1544, wo auch die Altaria niedergebrochen, und die Reliquiae Sanctorum weggeworfen wurden.

(Schluß folgt.)

LXII.

Görres neueste Schrift.

Unsere Leser werden nicht mit Unrecht erwartet haben, daß wir, die wir seit dem Kölner Ereigniß als die entschiedenen Vertheidiger der Sache unserer heiligen Kirche aufgetreten sind, sogleich, nachdem dieser Streit beigelegt worden war, auch unsere Ansichten über die Art und Weise, wie die Beilegung erfolgt, und über die Hoffnungen ausgesprochen hätten, die daraus für die Katholiken in Deutschland zu schöpfen seyen. Um so lieber hätten wir dieß auf der Stelle gethan, um unsern Gegnern auch nicht einen scheinbaren Vorwand zu lassen; auf ein Organ der katholischen Sache, den Vorwurf der Unversöhnlichkeit oder der Unzufriedenheit mit dem verabredeten Frieden zu werfen, und etwa das beliebte: „katholischer Seynwollen, als der Papst", auch bei dieser Gelegenheit zum Besten zu geben. Wir wollen nicht katholischer seyn als der Papst, aber wir wollen die ganze katholische Wahrheit und das ganze volle uns gebührende Recht. Sobald wir also hörten, daß die Kölner Angelegenheit nahe stände, zur Beendigung zu gelangen, wendeten wir uns an den Mann, welcher, wenn Einer, competent ist in dieser Sache ein Wort mitzureden, mit der Bitte, der Zeitschrift einen Artikel von seiner Hand über diesen Gegenstand zuzuwenden, damit er, der durch den Athanasius von unsrer Seite zuerst das Wort genommen, nun abermals mit seiner Rede an unser deutsches Vaterland sich wende. Er hatte die Güte, unsern Wünschen zu entsprechen; aber beinahe anderthalb Jahre sind darüber verflossen; der Horizont hatte sich von Neuem getrübt, und jener Artikel konnte leider nicht dem Publikum übergeben wer-

den. Als nun im Laufe des Monat März dieses Jahres endlich eine Ausgleichung zu Stande kam, haben wir unsere obige Bitte wiederholt, und so legte Görres abermals die Hand ans Werk. Doch viele ernste Worte hatte er, der katholische und deutsche Mann, dem zerrissenen Vaterlande zu sagen, und unter der Feder ist ihm die Arbeit gewachsen. Gern hätten wir ein Doppelheft damit angefüllt, doch zu groß war der Stoff, und wir konnten keinerlei Beschränkung der Fülle der Rede wünschen. Mußte es uns freilich sehr leid thun, daß uns ein so werthvolles Geschenk für unsere Zeitschrift entzogen wurde, so mußte es uns auf der andern Seite um so mehr freuen, daß ein solches Werk zu Stande gekommen, und da konnten wir leicht das Opfer bringen. So viel unsern Lesern zur Erklärung unseres bisherigen Schweigens in Betreff der Beilegung der Kölner Angelegenheit; jetzt noch Einiges aus dem Buche selbst, welches, ein Denkmal wahrhaft katholischer und deutscher Gesinnung, Vieler Herzen erfreuen und Großes und Gutes wirken muß, es müßte denn alle Empfänglichkeit für die Wahrheit aus Deutschland gewichen seyn.

Die Schrift, welche den Titel führt:

„Kirche und Staat nach Ablauf der Kölner Irrung. Von J. v. Görres". (Weissenburg a. S. 1842. C. F. Meyers Verlagsexpedition.)

beginnt mit der Gegenüberstellung der verschiedenen Möglichkeiten, wie die Kölner Sache hätte ausgeglichen werden können, unter welchen dann der diplomatische Weg herausgewählt wurde. Für den auf diese Weise herbeigeführten Frieden sagt sie im Namen der Katholiken Dank Dem, dem Dank, Ehre und Preis gebührt, Dessen weise Fügung es also gefügt. Aber auch unter den Menschen haben Viele sich hiebei Dank verdient, vor Allen der Statthalter Christi auf Erden, das Oberhaupt unserer heil. Kirche, dann der König von Preußen, und unser König, der die Vermittlung vorzüglich übernahm. Als die Hauptperson in dieser Angelegenheit erscheint aber billig

der Herr Erzbischof, der, von Gott dazu auserſehen, der Kirche dieſen Frieden errungen. Ueber ihn in dem Buche folgende Betrachtung:

„Eine diplomatiſche Verhandlung iſt eine ſolche, die für entgegengeſetzte Anſprüche Durchſchnitte ſucht, in denen ſie ſich beruhigen mögen. Ihre Reſultate können keinen der hadernden Theile befriedigen; das aber wollen ſie auch nicht; nur die Mittel ſollen geboten werden, wie ſie fortan neben einander beſtehen können. Die Anſprüche in dieſer Sache waren die Prinzipienfrage auf Seite der Kirche, auf der des Staates neben ſeinen ſtaatsrechtlichen die perſönliche Frage. Auf ihr Princip konnte die Kirche nicht verzichten, ſie hätte auf ſich ſelbſt verzichtet; wollte der Staat das ſeinige dem ihren im Range nicht untergeordnet anerkennen, und ſollte doch ein Austrag gefunden werden, ſo war dieſer nur im Perſönlichen zu ſuchen. Principien aber ſind unſterblich und ewig, Perſönlichkeiten aber ſind ſterblich und vergänglich; in allen Fällen alſo, wo die Principien nicht unzertrennlich an die Perſönlichkeit geknüpft erſcheinen, müſſen ſie in der Schätzung vorangehen. Als man einen fälſchlich interpretirten Vertrag gegen die Kirche in Vollzug zu ſetzen unternahm, und das kirchliche Princip durch dieſe Handlung in ſeinem innerſten Grund bedrohte; da hatte dies ſich mit der Perſon des Erzbiſchofs verbunden, und mit dieſer ſeiner Perſon iſt er für daſſelbe eingeſtanden. Mit nichts als der Macht eines feſten, wohl verſtändigten, unbeugſamen Willens hat er es vertreten; die Feinde hat er nicht gezählt, er hat ſie nur gewogen, und ſie gegen die Macht, deren ſchützende Nähe er fühlte, zu leicht befunden. Den Künſten der Welt, die ſich viel damit gewußt, ihr Beſtes vor ihm aufzuführen, hat er mit nichts als der Einfalt von der ſchlichteſten Währung begegnet und die Künſtler ſind mit allen ihren großen Stücken zu Schanden worden. Den grobgeſponnenen Feinheiten einer Politik, die ihn umgarnen ſollten, hat er die geradausgehende, aber alle Schliche durchſchauende Klugheit entgegengeſetzt; und ſo iſt er unverſehrt durch ſie hindurchgeſchritten, und wie Spinnweben haben die zerriſſenen Netze nur an ſeine Füße ſich gehängt. Der Gewalt hat er nicht geachtet, denn wer iſt wie Gott? die Worte waren Allen lesbar über ſeinem Haupte angeſchrieben. Weil er nicht Hochverrath an der Kirche üben wollen, haben die Angreifenden des Hochverraths am Staate ihn bezüchtigt; aber die Schlange des Propheten hat die Schlangen aus den Stäben der Zauberer aufgefreſſen; keine Spur von ihnen iſt zurückgeblieben. Auf Wortbruch lau=

tete die andere Klage, Bruch gegen Bruch, wieder dasselbe Schauspiel! Die Schaaren zum Angriff wurden sofort in ihre Standquatiere zurückbeordert, und die Principienfrage durch die allerhöchste Cabinetsordre vom 28. Januar 1838, die dem Gewissen des verstorbenen Königs alle Ehre macht, abgethan. Das Princip kehrte nun aus der Person dahin, wo seine eigentliche Stätte ist, in die gesammte Kirche zurück; die Person aber blieb verhaftet. Diese aber, nun die Entscheidung für den Grund ihrer Handlungsweise ausgefallen, hatte nichts verbrochen, vielmehr nach Pflicht und Gewissen gehandelt, Alles, was sie gethan, war löblich und wohl gethan, und konnte nicht gescholten werden. Die strengste Gerechtigkeit gebot, mit Ehrenerklärung sie wieder nach Vernichtung der Irrung zurückzuführen. Die angeknüpfte Verhandlung forderte indessen, um des Decorums willen, daß ein Opfer dargebracht werden sollte, damit ein Durchschnitt gefunden würde. Dies Opfer war eine Entsagung, denn dem guten Rechte konnte es nimmer abgedrungen werden. Dem Erzbischof ist es nicht schwer geworden, zu thun, was der Frieden erheischte; die Ehrenerklärung wurde dagegen ihm geleistet. Er sollte fortdauernd im Besitz der Würde bleiben, aber ein Tüchtiger war ihm zum Coadjutor mit dem Recht der Nachfolge gefunden worden; und da auch dieser dem Rufe sich nicht entzogen, und die Genehmigung des Erzbischofs hinzugetreten; so waren bei dem sonstigen guten Willen der Macht die übrigen Verhältnisse bald geregelt. An dem eintretenden Coadjutor war es, kirchlich zu interpretiren, was dem Staat nur anzudeuten billigerweise angemuthet werden konnte; nun er hat es in seinem Hirtenbriefe würdig, und klar und rund, und unverholen ausgesprochen, alles Fehlende wohl ergänzend. Der Erzbischof hat darauf im seinigen alles Geschehene sanctionirt und gutgeheissen; auch hier wieder in seiner ihm eigenthümlichen Weise, in gedrungener Fügung wenige unverstellte, ungeschmückte, nichts verhehlende und nichts beschönigende, klare Worte redend; und so ist diese Irrung zum Heil der Kirche und des Staates geschieden worden. Der Erzbischof aber, wie er den Streit mit Unerschrockenheit begonnen, mit mild besonnener Klugheit ihn geführt, hat mit Selbstverläugnung ihn beschlossen; und so nun erst einen vollkommenen Sieg davon getragen. Das längste Pontifikat, mit angestrengtester Gewissenhaftigkeit, unter fortdauernder Begünstigung der Umstände geführt, hätte der Kirche nicht den kleinsten Theil des Nutzens gewährt, den dieser kurzdauernde Kampf ihr eingetragen. Die deutsche Kirchengeschichte wird mit der Gefangenschaft des Erzbischofs von Köln einen neuen Abschnitt begin-

nen; und in Betracht der Folgen, die sich noch in der Zukunft aus ihr entwickeln werden, wird die allgemeine Geschichte der Kirche diese Abtheilung hinübernehmen. Für das aber, was er im Verlauf des Streites erduldet, wird die bleibende Anhänglichkeit des Volkes ihn überreich entschädigen; auch seinem Mitarbeiter in der harten Weinbergarbeit fortan, der er nur aus Gehorsam sich unterzogen, wird sie nicht entgehen; sie wird ihn heben und tragen und in allen Fährlichkeiten ihm Trost und Unterstützung gewähren.

Indem auf solche Art Allen, denen es zukommt, die gerechte Anerkennung zu Theil geworden ist, begrüßt der Autor freudig das wiedererwachte katholische Leben in Deutschland, mächtig erweckt durch den Mann, der so muthig als Bekenner unseres heiligen Glaubens dasteht. Aber auch von den Gebrechen, die auf katholischem Gebiete sich offenbaren, ist nicht geschwiegen.

Der Hauptvortrag der ganzen Schrift ist aber der, einestheils den errungenen Frieden zu beleuchten, und festzuhalten, andererseits warnend darauf hinzuweisen, von welchen Gefahren Deutschland, bei seiner Zerrissenheit und Spaltung bedroht ist. Es wird daher hervorgehoben, was zur Erhaltung des geschlossenen Friedens nothwendig sey, wobei nicht zu umgehen, sondern mit lebhafter Farbe zu schildern war, wie wenig der katholischen Kirche gegenüber, bis jetzt in Deutschland überhaupt, die Gerechtigkeit geübt werde. Hier eine treffliche Episode über die Zustände in Würtemberg! was aber jene Gefahren anbetrifft, so wollen wir unsern Lesern die nachfolgende Stelle über unsere Nachbarn Frankreich, Rußland und England nicht vorenthalten.

„Uns im Westen sind nämlich die Franzosen zu einem runden, stammhaften, mächtigen Volk erwachsen, das ein halbes Jahrhundert hindurch Vieles und Großes erfahren; und wie es schon ehemals, nicht wie wir, in abwechselnden Anwandlungen von Verstand und Unverstand, alle in jenem gemachten Erfahrungen immer in dem andern wieder vergeudet, sondern durch den Lauf der Zeiten hindurch sie immer in einer Kette zusammengefaßt; so hat es denn auch alle Erlebnisse in dieser Schule festgehalten, und fühlt sich berufen, in der Mitte der Ge-

schichte zu stehen. Auf unserem Boden, auf dem Boden des alten Reiches, vom Mittelmeer aus längst den Alpen und dem Rheine bis wieder zum Meere hin, hat es seine Wehre in einer höchst verständig calculirten Weise uns gegenüber aufgebaut. Eines fehlte noch: diesem Wehrsystem eine in gleicher Weise bewehrte Mitte zuzufügen, um es vollends unangreifbar für uns zu machen. Paris, die Souveränin Frankreichs, die die Capetinger erhoben, die die Revolution gemacht, und immer mit richtigem Instincte zu ihrem Vortheile sich gelenkt, die Napoleon sich erheben und stürzen gesehen, die die Restauration sich gefallen lassen, und die Restaurirten wieder ausgetrieben, die auch jetzt wieder in ihrem Mittelstande herrscht; sie hat in der Begeisterung das Panzerhemd sich anlegen lassen, und wird bald in ihrer Mauerkrone als die Königin in Mitte aller ihrer Waffenplätze stehen. Wie sie längst unter den Handelsstädten als Gebieterin ihrer Hansa, in Mitte aller Gubernialstädte, als die Metropole, in Mitte aller Intelligenzen als die Centralburg und die hohe Schule gestanden; so wird die Herrin durch Telegraphen und Eisenwege und Kanäle mit ihren Vorstädten und zugewandten Orten sich in Verkehr zu setzen wissen, daß ihr Beschluß, gleichzeitig überall verkündet, überall mit gleicher Schnellkraft zum Vollzuge kömmt. Zieht nun hin mit Heeresmacht, zum anderenmale sie zu demüthigen und zu bezwingen; sie werden mit einem Netze Euch umziehen, dem ihr schwer entrinnt. Sie aber ihrerseits, noch nicht einmal in voller Fassung, lassen jeden dritten Monat von offener Bühne Euch verkünden: der Rhein sey ihr gebührend Theil, im Guten oder Bösen müsse, mögt ihr wollen oder nicht wollen, dies ihr gebührend Loos ihnen zu Theile werden. Wer wird sie hindern, sind wir wie bisher zu einander gestellt; theilen wir uns in Unterdrücker von Rechtswegen, und in Unterdrückte de jure; Patriotism und nationelle Brüderschaft wird nicht schützen gegen die Kommenden, weil Unrecht vom Bruder geübt, am tiefsten ergrimmt.

Im Osten hat ein anderer Coloß von Erde und Eis zu freundnachbarlicher Unterstützung sich Euch aufgebaut. Ein Stamm, der in der Geschichte nur in theilweisen Ausbrüchen sich bemerkbar gemacht, hat sich nun zusammengefunden; und nach angestammter Art, der Einheit ohne Vorbehalt sich unterordnend, dadurch eine Concentration erlangt, die in der Herrschaft mechanischer Calcüle entscheidend wirkt. Die Zeit hat den Weigernden mit Gewalt auf die Bühne hinausgezogen; er hat sich dort fühlen gelernt, und glaubt, das Jahrhundert nahe, wo die Herrschaft der Welt ihm angehöre. Eurer zugewandten

Gränzmarken hat er sich längst bemächtigt; ihr seyd selbst die Veranlassung gewesen, daß er Polens sich bemeistert; und nun er Herr am mittleren Laufe der Weichsel ist, verlangt ihn, nach dem Naturtriebe, auch Herr ihrer Mündungen zu werden. In der Pentarchie hat er den Handschuh Euch hingeworfen, es für unnöthig haltend, den Umfang seiner Absichten in die Zukunft hinaus Euch zu bemänteln und zu verhüllen. Im Frieden seyd ihr überflügelt, seine Bollwerke weit auf spitzer Landzunge vorgetrieben; wer wird ihn hindern in Besitz zu nehmen, was ihm offen steht, und was er in den ruhigen Zeiten euch umbollwerkt; wenn ihr im bisherigen Verhältnisse zum nächsten Stammesverwandten steht, und jeden Augenblick solche Fehden wiederkehren mögen, wie wir sie vier Jahre hindurch erlebt? Den Winter hat er zum Bundesgenossen und zum Wehrmann seiner unwirthbaren Gegenden gemacht, wie Napoleon es erfahren; wer aber wird euer Bundesgenosse seyn, könnt ihr nicht einmal mit dem Bruder euch vertragen? Zu Euch kann er hinein, bis in den Kern des Landes, überall nur die Spuren der Tritte der Väter findend; geht aber ihr hinein nach der Beresina und weiter, die Gebeine der großen Armee werden eure Meilenzeiger seyn.

Endlich dort über dem Wasser ist ein drittes Reich aus dem Meeresgrunde aufgestiegen, und hat seine Herrschaft über alle Provinzen des beweglichen Elementes ausgebreitet. Wie ehemals, alle Continentalstraßen des Römerreiches, auf dem Forum sich durchkreuzten; so begegnen sich am Tower alle Wasserstraßen, die von da aus in alle Welt ausgehen, und die Schätze der Erde in die Bank dieses Reichs ausgießen. Den elastischen Dampf hat die dort gebietende Macht sich zum Werkzeuge gezähmt, daß es mit hunderten und tausenden von Rosseskräften, als Bote ihres Willens, nun seinen Streitwagen, nun den Güterwagen vorgespannt, sie mit raschem Ungestüme über jene Wege wie im Fluge zieht; also daß die irdischen Fernen sich auf mondübliche Fernen reduciren, und die beiden Indien der Mitte entgegenkommend, in den Archipel des Inselreiches eingetreten. Die deutschen Meere, wie alle europäischen Meere, sind Gaue dieses Reiches, alle Küsten nimmt es von ihrer Meeresseite her in Anspruch; und die Flüsse sind nur die Pfade, die von seinen Thoren aus die Continente seiner Industrie zinsbar machen. In seiner Wasserveste, von seinen Bollwerken wohl geschirmt, ruht der Leopard in stolzer Ruh, unzugänglich und nicht anzugreifen; während ihm selber Europa offen steht. In den vorigen Jahrhunderten hat Frankreich es erfahren, Portugal und Spanien haben in neuerer Zeit seine Tatze gefühlt; Syrien, Afghanistan und in

der neuesten das chinesische Reich der Trägheit. Deutschland könnte gleichfalls einst seine Stärke erfahren; was hat es anders ihm entgegenzusetzen als die Eintracht seiner Macht?

So liegt Deutschland in der Mitte zwischen den Ansprüchen von West und Ost und dem Norden her, die in Unzugänglichkeit beschlossen auf sich selber ruhen; während es nicht seiner Küsten Herr, nicht seiner Landgränzen mächtig, ihnen allen offen steht; und erst jetzt, nach langem Besinnen nahe ein Menschenalter hindurch, darauf denkt, die Lücken seiner nothdürftigen Ringmauer auszufüllen.

Nunmehr rollt uns Görres ein Tableau der deutschen Geschichte auf; eine Schilderung, tief ergreifend für ein jedes wahrhaft patriotisch gesinnte Herz, weil man nur zu klar daraus erkennt, wie Deutschlands innere Zerrissenheit uns dahin gebracht hat, daß wenn nicht bald, sehr bald die vollständige Versöhnung der Geister eintritt, wir auch von Außen durch unsere Feinde zerrissen werden.

Und so möge denn, da Raum und Zeit uns nicht mehr vergönnen, das Schlußwort hier noch seine Stelle finden:

„Wir Alle, Katholische und Protestantische, haben in unsern Vätern gesündiget, und weben fort an der Webe menschlicher Irrsal, so oder anders; Keiner hat das Recht, sich in Hoffart über den Andern hinauszusetzen, und Gott duldet es an Keinem, am wenigsten bei denen, die sich seine Freunde nennen. An die Gränze zweier Zeiten, an den Uebergang aus der einen in die andere gestellt, möchte daher ein Sühnopfer am ersten uns geziemen. Jener Tempel, der an den Ufern der Tiber zum Preis des Höchsten sich erhoben, ist die unschuldige Veranlassung zur Glaubensspaltung der letzten neun Menschenalter gewesen. Teutschland hat früher, ein Denkmal seines Geistes und seiner Weise, derselben Gottheit zu erbauen angefangen; die Zwietracht aber hat das Werk gehemmt. Wohl so werde es dann in die Mitte des Landes, wo die Geister sich entzweit, zur Sühne der gemeinsamen Missethat, die die Feindschaft herbeigeführt und erhalten, fortgesetzt; damit die beiden Tempel am Anfange der Spaltung und am Beginne der Heilung, ein Denkmal stehen. Aber nur die tief religiöse Gesinnung werde Meister in der Hütte; sie geselle sich die anderen Geister, den politischen Geist, den Geist der Kunst, als dienende Gehilfen bei; dann wird Segen auf dem Werke ruhen. Wird es aber unternommen nur, damit der Erbauer sich einen Namen machen, dann wird nur ein Thurm im Steine dem Bau sich beigesellen, den im Geiste die Zeit zu bauen sich unterfangen: Elohim wird niederfahren, und die Sprache der Erbauenden vollends verwirren, und sie in alle Welt zerstreuen.

LXIII.

Der politisch-religiöse Meuchelmord und die protestantische Polemik.

Die gereizte Stimmung, in welche sich ein großer Theil der deutschen Protestanten, hauptsächlich durch das Gefühl der mißlichen Stellung ihrer Sache, hat hineinhetzen lassen, entladet sich trotz aller indifferentistischen Liebesversicherungen fast täglich in heftigen, hypochondrischen Ausbrüchen. Zu einem derselben hat das Andenken an den Meuchelmörder Karl Ludwig Sand, zwei und zwanzig Jahre nach dessen Hinrichtung, die Veranlassung gegeben. Ueber seinem Grabe beginnen seine Glaubensgenossen eine Polemik gegen die katholische Kirche. Dr. Hitzig und Dr. Häring, die Herausgeber des „neuen Pitaval", in welchem die Geschichte der Sand'schen Mordthat auf's Neue erzählt wird, wählen seltsamer Weise diese Gelegenheit, ziemlich unzweideutig den heil. Stuhl und die Gesellschaft Jesu anzuschuldigen, daß sie es gewesen, die den Meuchelmord gehegt, gepflegt und gebilligt hätten. Natürlicherweise hat eine solche, grade im gegenwärtigen Moment, ohne alle Noth und Veranlassung erhobene Anklage im katholischen Deutschlande gerechte Entrüstung erregt. Bereits haben andere katholische Blätter über den Friedensbruch ernste Rüge ausgesprochen, und auch wir halten es für unsre Pflicht, jenen Verunglimpfungen einige beleuchtende Bemerkungen entgegen zu setzen, müssen jedoch unsre katholische Leser vorab auf einen mildernden Umstand aufmerksam machen. Personen, welche den berühmten Criminalisten näher kennen, der den Mißgriff begangen, sich auf dem Titel jener neuen Sammlung älterer Rechtsfälle als Mitherausgeber nennen zu lassen,

versichern, daß jene kränkenden Aeußerungen eben so wenig seinem Herzen, als aus seiner Feder geflossen sind. Sie hielten vielmehr die Ueberzeugung fest, daß die, auch in Hinsicht ihres sonstigen literarischen Werthes, seiner nicht würdige Schrift ihr Daseyn einem Autor allein verdanke, der keinen Anspruch auf jene Achtung und Anerkennung hat, die ganz Deutschland, ohne Unterschied des Glaubens, Hitzig's bisheriger literarischer Unabhängigkeit zollt, welcher, nur aus unvorsichtiger Gefälligkeit, der buchhändlerischen Geldspeculation eines heruntergekommenen Romanschreibers den Schild seines Namens, und das Gewicht seines Rufes geliehen haben könnte.

Der Angriff gegen die Kirche schließt sich zunächst an eine Aeußerung der Jarcke'schen Schrift: „Carl Ludwig Sand, und sein, an dem kaiserlich-russischen Staatsrath von Kotzebue verübter Mord. Eine psychologisch-criminalistische Erörterung aus der Geschichte unsrer Zeit. Berlin 1831."

Die hauptsächlich angefochtene Stelle (S. 327) lautet vollständig wie folgt: „Auch im größern Publicum wurden viele Stimmen über die That und den Thäter laut, und nicht leicht hat irgend ein Criminalfall jemals ein größeres Interesse in Deutschland erregt. Aber es wurde auch bei dieser Gelegenheit klar, welcher Riß durch unsere geistige Welt geschehen ist, und die unpartheiische Geschichte wird einst alle Stimmen über dieses Verbrechen, von dem spärlichen, großentheils nur furchtsamen und halblauten Tadel an, durch alle Nuancirungen bis zum hellen Jubel über den Mord und bis zur Lobpreisung des Thäters, sammeln, und daraus ein gerechtes Urtheil über das Zeitalter bilden, denn dieses ist es, welches sich in den Individuen abspiegelt und ausspricht, die als Sprecher für Viele bei dieser Gelegenheit hervortraten. Wohl weist auch die Geschichte christlicher Völker Beispiele auf, daß in der Zeit furchtbarer Bürgerkriege die erbitterten politischen oder religiösen Partheien sich gegenseitig für vogelfrei, und den Meuchelmord des verhaßten Gegners

für kein unrechtes Mittel hielten, aber immer wurde doch, von beiden Seiten, das göttliche Gebot: „Du sollst nicht tödten", für die objective Regel anerkannt, beide Partheien standen doch noch auf einer und derselben Basis, und hielten dann die einzelne Blutthat für einen besondern Ausnahmsfall. Anders entwickelte sich der Streit der Meinungen bei Gelegenheit dieses Verbrechens; kraft der philosophischen und mehr theoretischen Natur unsers Zeitalters, und vornämlich der Deutschen im neunzehnten Jahrhundert, ging derselbe in die Tiefe des Gegenstandes, und gestaltete sich zu einer Controverse über die Existenz eines solchen objectiven Gesetzes selbst, als welches ein, weder unbedeutender noch wenig zahlreicher Theil der Zeitgenossen, von der Verwerfung jeder objectiven, göttlichen Offenbarung ausgehend und folgerecht weiter schließend, in des Menschen Inneres und dessen individuelle Ueberzeugung setzte. Wäre diese Ansicht richtig, und setzte man dann weiter, ebenfalls unstreitig consequent, das Criterium der Tugend in die Uebereinstimmung der Handlungen des Menschen mit seiner Ueberzeugung, so konnte es nicht fehlen, daß Sand, als hohes Muster und Ideal einer practischen Tugend und Heiligkeit, angestaunt und verherrlicht wurde. Aber dafür konnte es auch den Tieferschauenden nicht verborgen bleiben, daß der Streit der Partheien in eben dieser Zeit endlich dahin gediehen ist, daß er sich nicht mehr um dieses oder jenes Dogma, um diese oder jene politische Einrichtung, sondern, in seiner furchtbaren Bedeutung aufgefaßt, um die obersten und einfachsten Begriffe von Wahr und Falsch, von Recht und Unrecht, und somit um die höchsten Principien des Lebens (des Einzelnen, wie der menschlichen Societät), ja um die Grundsätze des menschlichen Denkens dreht, daß die streitenden Partheien kaum noch dieselbe Sprache reden, da jene einfachen Worte, die Träger aller Ideen, bei beiden die entgegengesetzte Bedeutung haben, und daß demnach eine Verständigung zwischen beiden so wenig möglich ist, wie eine gegenseitige Abrechnung zwischen

zweien Personen, von denen die eine das Einmaleins nicht mehr als Grundlage der Arithmetik anerkennt“.

Wenn es das Factum nicht bewiese, wäre es schwer zu glauben, daß Sätze von dieser handgreiflichen Evidenz, zwölf Jahre nachdem sie geschrieben worden, als Beleidigung des Protestantismus hervorgesucht, als solche vom criminalistisch-psychologischen auf das „confessionelle“ Gebiet hinübergezerrt, mit erbitterter Empfindlichkeit bestritten, und mit maaßlosen Vorwürfen gegen die Kirche erwiedert werden konnten! Hat sich die krankhafte Reizbarkeit des Berliner neupatriotischen Protestantismus bis zu dem Grade gesteigert, daß er selbst noch heute über die vorstehenden, längst vergessenen, und wie uns bedünken will, sehr unverfänglichen Bemerkungen Jarcke's in Zorn geräth, und gibt die Sand'sche Meuchelthat jenen Autoren zu keiner andern Polemik Stoff und Veranlassung, als zu einer gegen die katholische Kirche einerseits, und andrerseits gegen die Regierungen gerichteten, die das Unwesen der Jahre 1817 — 1819 verfolgten, wahrlich! dann ist in diesen zwei und zwanzig Jahren „der Riß, der durch unsere geistige Welt geht“, noch um Vieles breiter und tiefer geworden, und alles Gerede von deutscher Eintracht wird unvermögend seyn, ihn zu heilen. Wir können den Abgrund mit Blumengewinden von patriotischen Phrasen verhängen, aber keine Schönrednerei, kein neues philosophisches System, keine Eisenbahnen, kein Industrialismus, ja nicht einmal der Zollverein wird im Stande seyn, uns gegen die naturnothwendigen Folgen dieses betrübenden Standes unsrer „öffentlichen Moral“ zu schützen.

Gehen wir, der Berliner protestantischen Empfindlichkeit gegenüber, mit desto größerer Ruhe und Gelassenheit auf die Einzelnheiten der erhobenen Streitfragen ein, so ist begreiflicherweise zunächst deren Gegenstand festzustellen.

Soll etwa überhaupt und ohne Beschränkung auf den vorliegenden Fall geläugnet werden, daß in einzelnen, schwe-

ren Verbrechen verderbliche und gefährliche Richtungen ganzer Zeitalter und Nationen sich abspiegeln?

Es sey uns erlaubt, in Hinsicht dieser Frage eine Autorität zu citiren.

Vor Kurzem ermordete ein an Leib und Seele zerrütteter Branntweintrinker in Frankfurt a. O. zuerst seine drei unmündigen Kinder, dann sich selbst. Ein Correspondenzartikel der Hengstenbergisch-„Evangelischen“ Kirchenzeitung knüpft an diesen schauerlichen Fall folgende Betrachtungen: „Es ist Niemand so gering unter uns, dessen Leben nicht durch hundert Fäden der Gemeinsamkeit auch um unser Herz geschlungen wäre. Was Gutes an ihm ist, und durch ihn und an ihm geschieht, es gehört uns zugleich an; aber auch das Böse, was an ihm und in ihm ist, und an ihm und durch ihn geschieht, es gehört auch uns an. Es ist eine gemeinsame Last und eine gemeinsame Schuld! Frage Niemand mit Kain dem Brudermörder: „Soll ich meines Bruders Hüter seyn“? Von diesem Hüteramt kann dich keine Macht auf Erden, auch deine Selbstsucht nicht entbinden, und unser himmlischer Vater wird dich zur Rechenschaft deshalb ziehen“. — — —

„Ihr, die ihr dem Manne den Schnaps zugetrunken habt, ihr, die ihr seinen trunkenen Reden euer Ohr, euer beifälliges Lachen geliehen habt, ihr die ihr ihn wohl gar ermuntert habt, noch eins und noch eins zu trinken, ihr, die ihr ihm wieder und immer wieder eingeschenkt habt, obgleich ihr sogar wußtet, daß der Mann längst über den Bereich seiner Leibes- und Seelenkräfte und seines Geldbeutels hinausgegangen war, ihr habt das Messer geschliffen, das die Pulsader von vier Menschenhälsen durchschnitten hat. Aber auch ihr hohen und niedern Standes, die ihr das Branntweintrinken für etwas Gutes erklärt, und eure Gewohnheit und euer Gewissen mit dem haltlosen, nichtsfruchtenden, schlaffen, zwei- und vieldeutigen Wörtlein des mäßigen Schnapsens erretten wollt, ihr, die ihr dadurch, oder auch durch euren Rumthee das Branntweintrinken als einen nothwendigen Bestandtheil des Lebens

unter uns aufrecht erhaltet, glaubt ihr, daß der Arbeitsmann Karl Ritter nicht auch ein mäßiger Säufer gewesen ist, und es immer hat bleiben wollen? Daß er nicht durch die große Gemeinschaft der mäßigen und halbmäßigen und dreiviertelmäßigen und übermäßigen Trinker tagtäglich in seiner Völlerei ist bestärkt und unterstützt worden? Daß daran seine etwanigen guten Vorsätze immer wieder erschlafft und gescheitert sind? Ihr habt allesammt eure Hand an der Kurbel jenes Schleifsteines gehabt. Und nicht minder ihr, die ihr mit schlaffer Unbestimmtheit nicht wisset, ob ihr den Selbstmord tadeln oder loben sollt, ihr, die ihr dem Bruder auf der Fahrt nach der Tiefe nicht gewagt habt, von Gottes Gericht nach dem Tode, von der Ewigkeit der Höllenstrafen zu sagen, und die ihr dergleichen starke Wahrheiten aus Schonung, aus Bildung, aus Friedensliebe von dem Lebenskreise unserer Gemeinschaft lieber ganz verbannen und mit Stillschweigen begraben möchtet, ihr habt gar den Stahl zu jener mörderischen Klinge gehärtet und angeschweißt, meinetwegen nach neuster englischer Manier auf kaltem chemischem Wege. Denket ihr denn, ihr könnt todte Gesinnungen für euch allein haben? Mit nichten! eure sittliche Schlaffheit schläfert uns alle ein".

Wir bitten den Criminaldirector Hitzig, als denjenigen unter den beiden Herausgebern „des neuen Pitaval", der einem weiten Kreise als ein redlicher, gemüthvoller Mann bekannt ist, in der Ruhe und Sammlung seines Geistes selbst entscheiden zu wollen: ob der Correspondent der Kirchenzeitung Recht oder Unrecht habe? Auf sein Gewissen legen wir den Ausspruch. Die Anwendung auf den Sand'schen Fall macht sich von selbst.

In der That ist die, dem Correspondenzartikel jener Kirchenzeitung zu Grunde liegende Wahrheit durch oftmalige Wiederholung fast schon zur Trivialität geworden: Jedes große, scheinbar noch so isolirte Verbrechen steht nie allein, sondern gehört in gewissem Sinne immer der ganzen Zeit und

der nähern oder weitern Umgebung des Verbrechens an. Sollten die Herausgeber des neuen Pitaval dieß bezweifeln, (was wir von welterfahrnen Leuten kaum glauben können!) so bitten wir sie eine Stelle im Vorworte ihres eigenen Werkes nachzulesen. Bei der Aufzählung der einzelnen, im ersten Bande besprochenen Rechtsfälle, finden wir bemerkt: daß der Proceß der beiden Gattenmörderinnen, der Spanierin Mendieta, und der Französin Tiquet, „auch ein Spiegelbild des zeitweiligen Sittenzustandes beider Nationen sey“. Wer dieß schrieb, hat kein Recht über Jarcke Klage zu erheben, der schon vor zwölf Jahren genau dasselbe bei Gelegenheit des Sand'schen Processes behauptete!

Allein vielleicht soll gerade das mit jener Klage gesagt seyn, daß Sand's That nicht die Gesinnung einer damals weit verbreiteten Parthei repräsentirt habe. Vielleicht ist ein Schrei des Entsetzens durch ganz Deutschland gegangen, vielleicht hat die Nation sich wie ein Mann erhoben, und feierlich alle und jede Gemeinschaft mit der Gesinnung des Mörders verschmähend, jeden intellectuellen Antheil an der Blutschuld von sich abgelehnt? Wir würden uns freuen, die Beweise für solche Rechfertigung im neuen Pitaval zu finden! Aber statt deren stoßen wir im Gegentheil auf folgende Stelle, welche nur noch bestimmter gefaßt und genauer ausgedrückt, wiederum genau dasselbe enthält, was Jarcke sagte:

„Dieser Fall“ (der Sand'sche) „war ganz klar, That Umstände, Motive. Er war von keiner Aufwallung der Leidenschaft veranlaßt, sondern ein lang prämeditirter, vorbereiteter, und der Dolchstoß wurde mit kaltblütiger Ruhe geführt. Und dennoch war in dem ruhigen, sittlichen Deutschland, das Staunen, die Rührung, die Theilnahme größer als die Entrüstung. Ja die That wurde gepriesen, bewundert, nicht allein von leichtsinnigen Jünglingen, sondern von besonnenen Männern. Für den Mörder schlugen alle weichen Herzen und floßen die Thränen der Frauen und Mädchen. Kränze und Blumen schmückten seine Grabstätte, man wollte ihm den

Ruhm eines Märtyrers vindiciren, während um den Ermordeten, einst den Liebling des großen, deutschen Publicums, kaum eine laute Klage, kaum ein stummer Seufzer gehört wurde".

Hat Jarcke mehr behauptet? Und wenn er hieran die so nahe liegende, sich von selbst verstehende Folgerung knüpft: die unpartheiische Geschichte werde dereinst, alle diese Stimmen sammelnd über ein Zeitalter richten, in welchem die Mehrheit also dachte, fühlte und handelte, wozu dann der wahrhaft kindische Streit gegen ihn? Wozu, wenn der Klagegrund so vollständig zugegeben wird, der Kampf um ein bloßes Corrolar, welches kein zusammenhängend denkender Mensch, nachdem solche Voraussetzungen eingeräumt sind, auch nur einen Augenblick bestreiten kann? Das war der Angelpunkt der Sache darzuthun, daß Sand's Zeitalter keinen geistigen Antheil an seiner That habe. Statt dessen wird dieß mit überfließender Freigebigkeit eingeräumt, die Mißbilligung aber, als sittliche Folgerung aus dieser feststehenden Thatsache, in Abrede gestellt. Aus dieser allerdings peinlichen Stellung war dem neuen Pitaval kein anständiger Ausweg mehr offen. Sofort wird also das Thema geändert; die Erörterung springt urplötzlich aus dem neunzehnten in das sechszehnte und siebzehnte Jahrhundert über, man spricht von der katholischen Ligue, von der Bartholomäusnacht, und von diesem Standpunkte aus beginnt dann das obligate Kreuzfeuer gegen die katholische Kirche.

Jarcke wird angelassen, weil er das ganze Zeitalter angeklagt, und der theoretischen Natur unsers Jahrhunderts den Vorwurf gemacht habe, daß sie die Existenz eines objectiven (sittlichen) Gesetzes habe bezweifeln können. Er habe „im eigenen Partheieifer" eine Geschichtsepoche übersehen, „die seine Anklage niederschlägt". (Wie ist es möglich, daß die Verbrechen einer frühern Zeit die Klage über ganz andere, verderbliche Richtungen einer jüngstvergangenen Periode niederschlagen können?) Nun folgen die Variationen über

die Liebingsthemata der Berliner Historiographie: „Mörder, welche die katholische Ligue gegen die heldenmüthigen Oranier aussandte", „die gegen Elisabeth von England geschliffenen Dolche", „Ravaillacs Messer". „Er (Jarcke) vergaß, daß eine Parthei, gegen die Sand's deutsche Bewunderer, ein schwaches, kleines Häuflein sind, daß fast die ganze katholisch-romanische Welt der Bartholomäusnacht zujauchzte, daß in Rom vor Freude darüber die Kanonen gelöst wurden, daß der Papst zu Ehren der Metzelei eine Prozession anordnete, ein Jubeljahr ausschrieb, daß die Jesuiten Schriften über Schriften zum Preise der gottgefälligen That in die Welt schickten, was Alles zusammengenommen, diese „„einzelne Blutthat"" nicht im Lichte eines „„besondern Ausnahmsfalles"" erscheinen läßt". — Wir werden auf die Thatsachen weiter unten zurückkommen. Hier sey nur noch ein Blick auf die eigenthümliche Logik des zuletzt angeführten Satzes gestattet, die ihren Gipfel in der Berufung auf das bekannte Schreiben Maximilians II. an Lazarus v. Schwendi erreicht. Der katholische Kaiser legt hierin (mit großem Rechte) seine Mißbilligung dessen, was in der Bartholomäusnacht geschehen in den stärksten Ausdrücken an den Tag. Uns scheint dieses Mißfallen im scharfen Gegensatze zu den Gefühlen zu stehen, welche, auch nach Hitzig's und Häring's Bericht, die Sand'sche That 250 Jahre später in Deutschland hervorrief, mithin, zum mildesten ausgedrückt, nicht hieher zu gehören. Allein der neue Pitaval folgert in umgekehrter Weise: Wenn Kaiser Maximilian also schrieb, „so muß es" (das Blutbad in Paris) „doch Vielen gefallen und Viele es gelobt haben, weit mehr als Sand's Mord priesen", (woher dieser Calcul?)" und sie galten nicht für toll und unsinnig". — Endlich schließt die Diatribe mit einer jener „milden und versöhnlichen" Aeußerungen, die das katholische Deutschland von Zeit zu Zeit aus der norddeutschen Hauptstadt der Intelligenz vernimmt. „So wurde wenigstens auf der einen Seite das göttliche Gebot auch damals nicht als objective

Regel erkannt, ob auch von der andern, — was füglich zu bestreiten — (denn weder Elisabeth, noch die Oranier, noch Heinrich IV. sandten Meuchelmörder gegen die Päpste und die Fürsten der Ligue —) gehört nicht hieher". — (??)

Wir haben zu dieser klassischen Stelle zunächst die Bemerkung zu machen, daß dieselbe, da sie nicht aus der Feder eines praktischen, an folgerechtes Denken, Unpartheilichkeit und Lesen der Acten gewöhnten Juristen geflossen seyn kann, sondern eine, durch die Leihbibliothek genährte, durch historische Romane verschrobene Phantasie verräth, — lediglich die oben ausgesprochene Vermuthung über den eigentlichen Autor des „neuen Pitaval" bestätigt. Zur Entwirrung des Knäuels von leidenschaftlichen verwirrten und unwahren Behauptungen aber, den der neue Pitaval den Katholiken in's Gesicht wirft, mögen folgende, die Thatsachen betreffende Bemerkungen dienen.

Sand's That und die Meuchelmorde während der, durch die Glaubensspaltung veranlaßten Kriege und Staatsumwälzungen gehören gänzlich verschiedenen Sphären und Geisteszuständen an. Wer dieß nicht beachtet und den Fanatismus der Reformationszeit mit dem neu reformirenden Geiste der Burschenschaft verwechselt, trägt statt des Lichtes große Verwirrung in den in Rede stehenden Fall. Jarcke hat daher vollkommen Recht, wenn er in der oben citirten Stelle von beiden, als von zwei, in psychologischer Hinsicht völlig verschiedenen Gattungen von Fällen spricht. Er hatte doppelt Recht, wenn er die, nach beiden Seiten hin unangenehme Erinnerungen weckende Zergliederung jener ältern, politischen Meuchelmorde, die nothwendig zu einem Streite zwischen dem Protestantismus und der Kirche geführt hätte, von der Darstellung des Sandischen Processes ausschloß, und sich mit der im Vorbeigehen gemachten Andeutung begnügte, daß in den Zeiten früherer Religions- und Bürgerkriege Fälle vorgekommen seyen, wo Einzelne auf beiden Seiten den Meuchelmord

an den verhaßten politischen und kirchlichen Gegnern für kein Unrecht hielten. Grade diese Zurückhaltung, dieses Vermeiden des „confessionellen Streites“ bietet dem neuen Pitaval den Stoff zu dem Vorwurfe der Partheisucht, und er vergilt die Schonung mit jener Fluth von Schmähungen gegen die Kirche, von der wir oben berichtet. Nothgedrungen und in gerechter Nothwehr müssen wir also nachholen, was Jarcke vor zwölf Jahren, als außerhalb seiner Aufgabe liegend, zu thun unterließ. Wir müssen die Meuchelmorde des ersten Jahrhunderts nach der Glaubensspaltung unter den rechten Gesichtspunkt stellen.

Nur die mit blindem Hasse gepaarte Unkenntniß, welche die Tage ihres Lebens nie einen Blick in die geschichtlichen Quellen geworfen, kann sich zu der Behauptung versucht fühlen: daß alle jene Gräuel- und Schaudertḥaten, welche die Verbindung des Religionskrieges mit dem politischen Partheikampfe im Zeitalter der „Reformation“ nothwendig hervorrufen mußte und hervorgerufen hat, bloß auf einer Seite vorfallen konnten, sey dieß die katholische oder die außerkirchliche. Solche Sätze zu verfechten, überlassen wir fabrikmäßig arbeitenden Novellenschreibern, die dafür innerhalb des Publicums der Leihbibliotheken eine gläubige Gemeinde suchen und finden mögen. — Wir unsrerseits haben zu viel Achtung vor unsern Lesern, um ihnen die thörichte Lüge aufheften zu wollen: Die Katholiken seyen in jenen furchtbaren Kämpfen, welche als Folge und nächste Wirkung der Lehre Luther's und Calvin's die europäische Menschheit zerrissen, immer nur die still duldende Unschuld gewesen, sie hätten sich nie außerhalb der strengen, rechtlichen Gränzen einer, durch christliche Liebe und Billigkeit gemilderten Nothwehr bewegt, Grausamkeit und blutdürstiger, fanatischer Haß habe sich immer nur bei den angreifenden Protestanten, nie in den Reihen Jener gezeigt, die dem Namen oder der Sache nach, für die Vertheidigung der Kirche fochten. Behauptungen solcher oder entgegengesetzter Art, mögen sie von katholischen

oder irrgläubigen Schriftstellern aufgestellt werden, streiten nicht bloß gegen die Geschichte, sondern geradezu gegen alle bisherigen Erfahrungen über die Natur des Menschen. Wehe denen, welche die Saat der Neulehre ausstreuen, und die Glaubenseinheit eines katholischen Volkes zerreißend, die Fackel des Religionskrieges entzünden, und wehe einem Volke, bei welchem das unentbehrlichste Band der Eintracht: die Einheit seines kirchlichen Lebens in solchen innern Kämpfen zu Grunde geht. — Ist aber einmal der furchtbare Riß geschehen, ist der Religions- und Bürgerkrieg entbrannt, dann geschieht auch, kraft innerer Nothwendigkeit, weiter, was in der unabweislichen Natur der Natur der Dinge liegt. — Das Raubthier im Menschen wird entfesselt, und Grausamkeit, Eigennutz, Rache, und wie sonst die unsaubern Geister der häßlichsten Leidenschaften heißen, flüchten sich unter die Aegide der Religion. — Dann wird das Gewissen des Einzelnen verwirrt, und weil der ausgesprochene, heilige und hohe Zweck des Kampfes das himmlische Gut des wahren Glaubens ist, so halten die Kämpfenden kraft einer natürlichen, schwer zu vermeidenden Täuschung, die Befriedigung ihres menschlichen Hasses für einen Gott und der Wahrheit geleisteten Dienst; sie sehen ihre menschliche Leidenschaft als durch die Religion gerechtfertiget an. Das nothwendige Ergebniß der Verwirrung der Grenzen zwischen dem Heiligen und Unheiligen kann dann kein anderes seyn, als daß Religionskriege, zumal wenn sie gleichzeitig den Charakter des Bürgerkrieges annehmen, die gräuelvollsten Kämpfe sind, welche die Geschichte kennt. — Daraus folgt freilich nicht, daß ein katholisches Volk nie und nirgends Krieg führen dürfe, wenn der Glaube seiner Väter gewaltsam angefochten wird. Wohl aber geht daraus hervor, daß die Gräuel und Schaudertaten im Laufe eines Religionskrieges auf jeder von beiden Seiten, gerade wegen der eben bezeichneten Schattenseite der menschlichen Natur, eine nothwendige und unvermeidliche Zugabe desselben sind, die allemal auf das Gewis-

sen derer fällt, die durch neue Lehre den rechten Glauben des christlichen Volkes zerreißend, die tiefste Wunde schlugen, welche der Gesellschaft geschlagen werden kann.

In dem verwerflichen Gefolge des Religions- wie des Bürgerkrieges ist eine der betrübendsten Erscheinungen der Meuchelmord. Wenn zwei kriegführende Partheien einander gegenseitig nicht als berechtigt, und unter dem Schutze des Völkerrechts stehend anerkennen; wenn es überhaupt kein von beiden anerkanntes Völkerrecht mehr giebt; wenn selbst der religiöse Glaube nicht mehr ein Mittel der Verbindung und Versöhnung, sondern der Trennung und des Hasses geworden ist, dann liegt es thatsächlich nur zu nahe, daß der Ueberwundene oder derjenige, der dem Glück der Waffen in offener Feldschlacht nicht mehr vertraut, zum Dolche greift. — So wie der Religionskrieg ein bloßes Corrolar der Sectenstiftung und Glaubensspaltung ist, so der Meuchelmord ein leider! nur zu gewöhnlicher Anhang des Religionskrieges.

Die Geschichte der Kämpfe, welche die Glaubensspaltung des 16ten Jahrhunderts erzeugte, ist ein fortlaufender Commentar zu dem eben Gesagten. — Der neue Pitaval aber, der Alles dieß ignorirt und die mehr als kühne Behauptung wagt, daß Meuchelmorde und Metzeleien allein von der katholischen Seite ausgegangen seyen, vergißt in seiner „confessionellen" Aufregung den alten Spruch der Frankfurter Gerechtigkeit: daß „eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede", sondern daß ein redlicher Richter beide hören muß. Will er sich über die Bartholomäusnacht von 1572 entrüsten, woran wir ihn in keiner Weise zu hindern beabsichtigen, so mußte er auch, um unter vielen hundert jener Crisis vorausgehenden Thatsachen nur einige der schreiendsten zu erwähnen, auf der andern Seite die, auf Ermordung der Häupter der Katholiken gerichtete, hugenottische Verschwörung von Amboise (1560) in Rechnung stellen. Er durfte das Blutbad in der St. Medarduskirche zu Paris nicht vergessen, wo die

zu gottesdienstlicher Feier zahlreich versammelten Katholiken von den Gläubigen Calvin's überfallen und ermordet oder scheußlich verstümmelt wurden, weil das katholische Geläute eine, in der Nähe versammelte protestantische Versammlung im Psalmensingen gestört hatte. Er durfte endlich nicht unterlassen, den 4000 Protestanten, welche als Opfer der Bartholomäusnacht in ganz Frankreich fielen, jene 3000 Katholiken gegenüber zu stellen, die 1569 allein zu Orthez, sammt und sonders — mit Inbegriff der Weiber, Kinder und Greise, — von eifrigen Hugenotten geschlachtet wurden. — Wollten die Verfasser des neuen Pitaval einzelne Freudenbezeigungen hervorheben, welche Gregor XIII. auf die erste Kunde von den Ereignissen der Bartholomäusnacht anordnete, so durften sie, von anderen lächerlichen Uebertreibungen abgesehen, das erhebliche, die Sache geradezu umkehrende Factum nicht verschweigen: daß eben diese Nachricht, welche der allerdings verächtliche Hof der Valois nach Rom gelangen ließ, dahin lautete: der König und das Reich seyen durch Entdeckung und Vereitelung einer neuen, hugenottischen Verschwörung gerettet. — Haben katholische Schriftsteller auch später sich mit ungebührlichem Lobe über die Gräuelthat geäußert, so wird diese grausame Freude durch die zahlreichen Beschlüße der calvinischen Synoden in Schatten gestellt, die im Namen Gottes den Bürgerkrieg befahlen, und deren eine (1563) einen hugenottischen Prädicanten zum öffentlichen, schimpflichen Widerrufe zwang, weil er Bedenken gegen die Ergreifung der Waffen geäußert hatte. — Alles dieses sind notorische Thatsachen, und es macht einen wahrhaft peinigenden Eindruck, wenn ein ehrenwerther Mann sich auf der Theilnahme an dem Versuche betreten läßt, sie in odium der katholischen Kirche durch einige Federzüge ungeschehen zu machen.

Wie mit diesen einzelnen, großen Begebenheiten des Bürgerkrieges, eben so verhält es sich auch mit den von beiden Partheien verübten Meuchelmorden. Wer uns „Ravaillac's Messer“ vorhält, hat nicht das Recht zu verschwei-

gen, daß der Lutheraner Wilhelm v. Grumbach*) durch einen seiner Knechte den Bischof von Würzburg, Melchior Zobel, noch auch, daß der Calvinist Coligny den Herzog von Guise durch den Hugenotten Poltrat meuchlings erschießen ließ. Eine That dieser Art wiegt in der Wage der historischen Gerechtigkeit so schwer wie die andere. Auch das, was die Geschichte von den, auf beiden Seiten sich zeigenden Auswüchsen der Lehre in Betreff des Tyrannenmordes meldet, darf nicht auf so bösliche Weise entstellt werden, wie dieß im „neuen Pitaval" geschieht. — Daß Juan Mariana den Mörder Heinrich's III. eine ewige Zierde Frankreichs genannt, daß er eine den Tyrannenmord in gewissen Fällen rechtfertigende Theorie entwickelt habe, ist im Munde jedes protestantischen Schulknaben. — Diese Lehre ist gefährlich und abscheulich, aber sie ist, ihrem Wesen nach, nur die consequente Anwendung und Entwickelung von Grundsätzen, zu welchen schon Luther sich bekannte, der ja selbst vor der Aufforderung an seine Gläubigen: ihre Hände im Blute der Katholiken zu waschen nicht zurückschauderte. Luther**) sagt wörtlich (Tischreden Jena 1603. Fol. 482): „Ob man einen Tyrannen, der wider Recht und Billigkeit, nach seinem Gefallen handelt, möge umbringen? Antwort: Einem Privat-

*) Nachdem sich der Meuchelmörder im Gefängnisse erhenkt hatte, läugnete Grumbach, daß er den Befehl zur That gegeben, behauptete aber auch: er habe das Recht gehabt, sie vollziehen zu lassen.

**) S. Luther's Schrift gegen Prierias (1520). „So wir Diebe mit Strang, Mörder mit Schwert, Ketzer mit Feuer straffen, warum greifen wir nicht vielmehr an diese schädliche Lehrer des Verderbens, als Bäpste, Cardinäl, Bischove und das gantze geschwärm der Römischen Sodoma, die Gottes Kirche ohne Unterlaß vergifften, und zu grund verderben, mit allerlei Waffen, und waschen unsre Hende in ihrem Blut, als die wir beide uns und unsre Nachkommen, aus dem allergrößten, fehrlichsten Feuer wollen erretten"? —

und gemeinen Mann, der in keinem öffentlichen Amt und Befehl ist, gebüret es nicht, wann er gleich köndte. Denn das fünfte Gebot Gottes verbeuts, Du sollst nicht tödten. Wenn ich aber einen, der gleich ein" (die Walch'sche Ausgabe liest, unstreitig richtiger: kein) Tyrann wäre, bei meinem Eheweib oder Tochter ergriffe, so möchte ich ihn wohl umbringen. — Item, wenn er diesem sein Weib, dem andern seine Tochter, dem Dritten seine Aecker und Güter mit Gewalt neme, und die Bürger und Unterthanen tretten zusammen, und könnten seine Gewalt und Tyrannei länger nicht dulden noch leiden, so möchten sie ihn umbringen, wie einen andern Mörder und Straßenräuber".

Melanchthon drückte sich, mit Beziehung auf einen einzelnen Fall, in seinen Briefen noch deutlicher aus. — Zeuge dessen ist der protestantische Pastor Strobel, welcher in seinen literarischen Notizen über einige Briefe des sanften Mitarbeiters am Reformationswerke wörtlich Folgendes sagt *): „Bei dieser Gelegenheit will ich noch eine von Sauberto mit gutem Bedacht ausgelassene Stelle hier beisetzen: Lib. IV. Epp. p. 108 wird von König Heinrich VIII. gelesen: Anglicus Tyrannus Cromwellum interfecit et conatur divortium cum Juliacensi puella". (Der Tyrann von England hat den Cromwell getödtet, und versucht eine Scheidung von den Jülichschen Fräulein.) „Mein Manuscript aber hat noch folgende Worte, die man kaum von einem sanften Melanchthon erwarten sollte: Quam vere dixit ille in Tragoedia: non gratiorem victimam Deo mactari posse, quam Tyrannum. Utinam alicui forti viro Deus hanc mentem inserat". (Wie wahr sagt jener in der Tragödie: Gott könne kein angenehmeres Opfer geschlachtet werden, als ein Tyrann. Möchte Gott irgend einem starken Mann diese Absicht eingeben.) Wir

*) Strobel Miscellaneen literarischen Inhalts, 1te Sammlung. S. 169.

überlassen es den Herausgebern des neuen Pitaval nach ihrer Wahl Luther, Mariana und Melanchthon zu entschuldigen oder zu verdammen. Was aber redlichen Männern nicht frei steht, ist Rechtfertigung des einen, und schwere Anklage gegen den andern. Uebrigens wollen wir zu ihrem Troste ihnen noch eröffnen, daß der Calvinismus in keiner Weise berechtigt ist, sich in Hinsicht der Lehre vom Tyrannenmorde über die Stifter der lutherischen Kirche zu erheben, da, vieler andern Exempel hier zu geschweigen, der auf der That ergriffene und hingerichtete Mörder des Herzogs von Guise, der hugenottische Edelmann Poltrot eine Stelle in dem Genfer Martyrologium fand. —

Wir haben demnach der Lehre eines Jesuiten (Mariana) die damit völlig übereinstimmende Autorität Derer gegenübergestellt, von denen der neue Glaube seinen Ursprung nahm. Beide haben sich nichts vorzuwerfen. — Nur in einem Punkte findet ein erheblicher Unterschied statt. Mariana gehörte einem katholischen, geistlichen Orden, die übrigen katholischen Schriftsteller, welche den Tyrannenmord rechtfertigten, jedenfalls der Kirche an; sie waren also einer Autorität unterworfen, der es nach kirchlichen Grundsätzen zukam, über ihre Lehre zu richten und selbige, wenn sie irrig war, zu verwerfen. Das kirchliche Urtheil hat das Concilium von Constanz schon im Jahre 1408 gefällt, als christliche Doctoren der wieder in's Leben gerufenen, heidnischen Literatur den Grundsatz abborgten: daß der Meuchelmord eines Tyrannen in manchen Fällen nicht unerlaubt sey. Die funfzehnte Sitzung jener Synode definirt: daß diese Lehre ketzerisch sey. — Deshalb verabscheute und unterdrückte der General der Gesellschaft Jesu, Aquaviva, Mariana's Buch gleich nach seinem Erscheinen. Mehrere Jahre später, als der Calvinist Wechel, uneingedenk des Balkens im eigenen Auge, es zu Mainz hatte nachdrucken lassen, protestirte Aquaviva gegen diese Ausgabe, und erließ am 6. Juni 1610 ein Decret, wodurch allen Gliedern der Gesellschaft Jesu, unter der schwersten Ab-

nung, kraft des heiligen Gehorsams verboten wird: die erwähnte, von der Kirche verdammte Lehre fernerhin zu berühren, oder auch nur disputationsweise zu behandeln. Solche Maaßregeln nahmen die Autoritäten in der Kirche gegen den allerdings gefährlichen und unsittlichen Irrthum Einzelner. Von ähnlichen heilsamen Vorkehrungen und öffentlichen Verdammungsurtheilen innerhalb des Protestantismus gegen Luther, Melanchthon und jene calvinistischen Reformatoren, die ihre Ansicht theilten, ist uns nie etwas zu Ohren gekommen. Vielleicht liegt der Grund hiervon in dem Umstande, daß innerhalb der neuen Kirche eine Autorität gar nicht denkbar ist, die über die Lehre der Einzelnen, zumal ihrer eigenen Stifter, zu urtheilen einerseits das Recht und die Macht, andererseits für ihr Urtheil einen höhern Anspruch auf Glauben und Gehorsam der Heerde hätte.

Aber wie wir auch über die Stimmen Derer urtheilen mögen, die im Zeitalter der Glaubenstrennung den Meuchelmord zu beschönigen unternahmen, dennoch würden Luther und Melanchthon und Mariana, mit der tiefsten Entrüstung, jede Gemeinschaft mit jenen Sachwaltern abgelehnt und verläugnet haben, welche Sand's That dreihundert Jahre später als ein erfreuliches Zeichen der Zeit priesen. — Wie scharf auch im 16ten Jahrhundert der Gegensatz der Confessionen gegen die alte Kirche seyn mochte, an dem Glauben an einen, das Unrecht und Verbrechen rächenden Gott, an der Lehre von der Zurechnungsfähigkeit des Menschen für die Handlungen des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens, an der Ueberzeugung von dem Daseyn eines göttlichen Gebotes, welches das Leben des Nächsten heilig zu halten befiehlt, — an diesen Grundpfeilern der Möglichkeit des Zusammenlebens der Menschen zu rütteln, fiel Keinem der oben genannten Schriftsteller jener Periode ein. Ihr Irrthum betraf nicht den Grundsatz: daß der Mord überhaupt und an sich ein Verbrechen, sondern die Frage: ob und wann eine Ausnahme zuläßig sey? — Mit einem Worte: die mit Mariana im

Wesentlichen übereinstimmende Lehre Luther's und Melanchthon's in Betreff des Tyrannenmordes spricht sich in dem Satze aus: der Mord ist in gewissen Noth- und Ausnahmsfällen erlaubt. Jene Doctrin dagegen, die bei Gelegenheit der Sand'schen Meuchelthat, zuerst von einem berühmten, protestantischen Theologen ausgesprochen, und von dem Chor Derer wiederholt ward, die mit dem Zeitgeiste fortgeschritten waren, beruht auf dem furchtbaren Princip, daß Jeder Recht thut, der seiner Ueberzeugung gemäß handelt, auch wenn ihm diese einen Mord gebietet. Und diese Lehre geht allerdings, wie Jarcke mit Recht behauptet, weit über den Fanatismus aller streitenden Theile des 16ten Jahrhunderts hinaus, und greift an die Wurzel des Lebens der Staaten wie der Individuen. Beide Sätze verhalten sich wie Keim und Frucht, oder wie der Protestantismus Calvin's und Luther's zu den Systemen von Ruge, Strauß und Feuerbach.

Wir würden übrigens unserer Ueberzeugung und der factischen Wahrheit gleichmäßig widersprechen, wenn wir sämmtliche Protestanten, oder auch nur sämmtliche Geistesrichtungen innerhalb des Protestantismus der Zeitgenossen Sand's, solidarisch für dessen That verantwortlich machen wollten. Es ist eine Wahrheit, die keines Beweises bedarf, daß der Protestantismus der heutigen Zeit in die allerverschiedenartigsten Strömungen auseinander gegangen ist. Der Pseudomysticismus, welcher seine Spitze z. B. in den Gräuelscenen zu Wildenspruch oder in dem Muckerwesen zu Königsberg erreichte, kann jede Gemeinschaft mit dem pseudophilosophisch-politischen Fanatismus Sand's kühn in Abrede stellen. Eben so wenig darf von unsrer Seite verkannt oder geläugnet werden, daß viele einzelne Protestanten, die selbst ohne bestimmtes, religiöses System den Standpunkt des unbefangenen, praktisch-weltlichen Verstandes festhielten, aufrichtig und aus voller Ueberzeugung den Irrsinn des Pseudodeutschthums und seiner Adepten verabscheuten. Wir werden wei-

ter unten davon Proben anführen. Die Frage also: in wie fern Sand's That eine That des Protestantismus war? eine Frage, welche Jarcke aus guten Gründen gar nicht aufgeworfen, und welche erst heute der neue Pitaval angeregt hat, diese Frage kann nur mit sorgfältiger Unterscheidung und Berücksichtigung aller dabei zur Sprache kommenden Gesichtspunkte beantwortet werden. — Sand's Meuchelmord kann zunächst mit dem Fanatismus der Reformationsperiode in so fern gar nicht direct zusammenhängen, als bekanntlich das Motiv dieses Verbrechens nichts mit Katholikenhaß gemein hat. Kotzebue und sein Mörder waren beide Protestanten, der erste wurde auch im geringsten nicht wegen Hinneigung zur Kirche in Verdacht gezogen, — die sogenannte Confessionsverschiedenheit kömmt bei dem ganzen Handel schlechthin nicht in Betracht. — Auch das kann nicht geläugnet werden, und geht bis zur Evidenz aus der Jarckischen Schrift hervor, daß Sand's Protestantismus ein anderer war, als der des sechszehnten Jahrhunderts. — Das Geschlechtsregister aber dieses einzelnen Zweiges einer großen Familie, von Luther' bis auf Fries, Fichte und de Wette durchzuführen, hieße die Bearbeitung eines Capitels aus der Histoire des variations des églises protestantes unternehmen, wozu hier nicht der Ort. Auch begreift es sich leicht, daß viele Protestanten diese Descendenz zu läugnen versuchen werden, weshalb dieser Punkt zwischen beiden Religionstheilen immer bestritten bleiben wird. — Dagegen steht es für jeden Redlichen, ohne Unterschied des Glaubens, fest, und ist nicht zu läugnen, daß eine der tausend und aber tausend Metamorphosen des Protestantismus unserer Zeit sich in Sand's Kopfe und in seiner That abspiegelte. Statt aller weitern Citate aus Jarcke's Schrift verweisen wir hier den geneigten Leser auf den dort (S. 44 u. ff.) abgedruckten Aufsatz, in welchem Sand bei Gelegenheit des Wartburgfestes seine Ansicht von der Burschenschaft und ihr Verhältniß zu Luther's „Reformation" niederlegt. Diese Schrift schließt mit folgen-

dem Satze: „Die Hauptidee für unser heutiges Fest ist der von unserm Luther, dem edeln Kerne unsers deutschen Volkes', auf die heilige Schrift begründete Satz: Wir sind allesammt durch die Taufe zu Priestern geweiht. 1 Petri 2. 9. Ihr seyd ein königlich Priesterthum und ein priesterlich Königreich. Das heißt: durch ein höher Weihen in uns, durch die Taufe, das Evangelium und den Glauben, und während wir nun als ritterliche, rüstige Diener des HERRN, dem Höhern, Göttlichen geweiht sind; so ist auch unter uns allen weiter kein Unterschied, denn der um des Namens oder Werkes halber; wir sind alle sammt geistlich frei und gleich."

Wer diese Stelle mit dem Schlagworte in seinem „Todesstoß dem August von Kotzebue", zusammenhält: „die Reformation muß vollendet werden," wird ohne unser Erinnern begreifen, wovon die Rede ist *). Es ist daher nur eine optische Täuschung, wenn der „neue Pitaval" gegen die bei Jarcke „durchschimmernde Lust, Luther's Reformation anzuklagen", polemisirt, die der „unsichtbare Hintergrund', seiner Schrift seyn soll. — Der Angriff hätte sich gegen Sand und jene seiner Geistesverwandten wenden müssen, bei welchen allerdings die Absicht: Luther's Reformation, wie

*) Zur Charakteristik des Verhältnisses, in welchem diese Geistesrichtung Sand's, seinem eigenen Gefühle nach, zur katholischen Kirche stand, diene folgender Beitrag: Am Abende vor seiner Abreise von Jena nach Mannheim hatte Sand mehrere Freunde zu sich eingeladen, mit denen er den Abend heiter verbrachte. Diesen versicherte „der fromme Theolog": daß „der Student N. N., obgleich katholisch, vom ächten, wahren Freiheitsgeiste durchdrungen, gewiß auf der betretenen Bahn das Heil der Menschheit nie aus dem Auge verlieren werde". — Sollte sich hieraus nicht der, bis zur Raserei gesteigerte Haß einer gewissen Parthei gegen jene Katholiken erklären, die nicht von dem durchdrungen sind, was Sand's Parthei den „ächten, wahren Freiheitsgeist" nennt?

sie dieselbe aufgefaßt, vollenden zu helfen, den nicht bloß unsichtbaren Hintergrund, sondern den sehr handgreiflichen, mit dürren Worten bezeichneten Vordergrund bildet.

Das bisher Gesagte möge vorläufig genügen: die, von den Herausgebern des neuen Pitaval angeregten, confessionellen Streitpunkte aufzuklären und zu schlichten *).

Was wir sonst noch hinzuzusetzen haben, betrifft die, von eben jenen Schriftstellern vertretene Auffassung der juristisch-politischen Seite der That. Sie versichern, daß sie „ohne Haß und Zorn die That verdammt haben", eine Versicherung deren es wenigstens von Seiten eines ehrenvoll bekannten Mannes, wie Hitzig, nicht bedurft hätte. Allein es handelt sich hier nicht bloß um das Urtheil über die nackte isolirte That, weit wichtiger ist einerseits die Auffassung der geistigen Strömung, welche zu diesem Meuchelmorde führte, und andrerseits die gerechte Würdigung der, von den Regierungen zur Unterdrückung jenes Irrsinns ergriffenen Maaßregeln. — Die That selbst gehört allerdings der Vergangenheit an, und wir wollen mit den Herausgebern des neuen Pitaval nicht streiten, wenn sie behaupten, daß heute schwerlich noch Jemand die Ermordung Kotzebue's lobpreisen werde. That und Thäter

*) Bezeichnend für die Gesinnung dieses Buches ist folgender Zug: Sand hatte am Vorabende eines Duells in sein Tagebuch geschrieben: „Forderst du mich, ewiger Richter, vor dein Gericht, so weiß ich, daß ich ewigen Fluch verschuldet habe; aber Herr! ich baue nicht auf mein, sondern auf Jesu Verdienst und hoffe auf deine väterliche Gnade, weil er, dein Sohn, auch für mich gebüßt hat". — Der neue Pitaval macht dazu die freundliche Bemerkung: „Stellt sich nicht hier der protestantische Sand gewissermaaßen hin, wie der pfiffige katholische Sünder, der dem Ablaßkrämer für die zu begehende Sünde im voraus die Absolution abkauft, und sie dann begeht"? — Da eine Absolution im Voraus ein Unsinn ist, so fällt der liebreiche Vergleich mit dem „pfiffigen katholischen Sünder" von selbst weg. Dagegen ist Sands Aeußerung die getreue Praxis zu Luther's bekannter Theorie: Pecca fortiter, sed fortius confide.

sind nämlich in diesen geschwinden Zeiten allerdings verschollen, wenn nicht ein Ereigniß oder ein Buch für einen Augenblick an die eine oder den andern erinnert. Allein wer die That verdammt, aber die religiöse und politische Gesinnung lobt, aus der sie floß, wer diese Gesinnung gehegt und gepflegt wissen will, wer die Regierungen befehdet, die in eben jener Richtung eine große und dringende Gefahr für Deutschland erkannten, der bedenke wohl, daß er nicht bloß mit einer rein der Geschichte angehörenden Vergangenheit zu thun hat, sondern, daß er Drachenzähne in das Feld der Zukunft säet.

Von diesem Gesichtspunkte aus können wir das politische Urtheil des „neuen Pitaval" über die tiefern Beziehungen der Sand'schen That nicht eben loben, wollen hiermit jedoch keinesweges das offene Aussprechen dieser Ansicht mißbilligen. Aber auch wir nehmen für unsere Ueberzeugungen dieselbe Freiheit der Rede in Anspruch, und wenn der Zweifel an der Wahrheit gegenüberstehender, nach unserm Dafürhalten irriger, politischer Meinungen durch den läppischen Mißbrauch des Wortes: „Denunciation", — verunglimpft werden sollte, welches seit einiger Zeit unter oberflächlichen und gedankenlosen Köpfen in der deutschen Schriftstellerwelt Mode geworden ist, so werden wir darauf mit stillschweigendem Achselzucken antworten *).

*) So z. B. erklärt der „neue Pitaval": er werde bei seiner Erzählung des Sandischen Verbrechens „zum größten Theil der Jarcke'schen folgen", (was er redlich gethan!) „ohne in ihre Denunciationen einzustimmen." Bekanntlich erschien die Jarcke'sche Schrift zehn Jahre nach Sand's Hinrichtung, besprach nur Facta, die längst notorisch waren, und nannte Niemanden, der sich nicht in früheren Druckschriften selbst genannt hatte. — Das Wort Denunciation, in diesem Sinne gebraucht, kann also wiederum nicht dem Juristen, der seine Ausdrücke besser zu wägen verstanden hätte, sondern bloß dem Romanschreiber gehören.

Wer sich aus eigener Erinnerung die, der Sand'schen That unmittelbar vorhergehende, und die ihr nachfolgende Periode vergegenwärtigt, oder auch nur die Documente liest, welche Jarcke zur Charakteristik dieser Zeit in seiner genannten Schrift mittheilt, wird sich, wenn er sonst unbefangen ist, von freudigem Dankgefühl gegen die Vorsehung durchdrungen fühlen, daß die Parthei, welcher der Mörder, freilich als eines ihrer verwirrtesten, unfähigsten, untergeordnetesten Mitglieder angehörte, in den zwei und zwanzig Jahren, welche der Unthat folgten, noch nicht zu jener Alleinherrschaft gelangt ist; für die sie rastlos alle Mittel in Bewegung setzte. Von diesen politischen Wiedertäufern kann Deutschlands Heil nicht ausgehen; hoffen wir, so drohend auch in diesem Augenblicke der Stand der Himmelszeichen seyn möge, daß der Schutzengel unsers Vaterlandes uns vor dieser Art von Einheit für alle Zeiten bewahren möge. Denn allerdings ist die Eintracht unsers Vaterlandes ein hohes Gut, aber um den Preis des Despotismus, mit welchem Jene uns beglücken würden, wäre sie zu theuer erkauft.

Damit wir aber das, was wir meinen, bestimmter bezeichnen, verweisen wir unsre Leser auf die, in der Jarcke'schen Schrift abgedruckten, in der Burschenschaft berathenen, und zu jener Zeit weit verbreiteten, „Grundzüge für eine künftige Reichsverfassung". — Zu Nutz und Frommen unsrer katholischen Leser wollen wir aus diesem denkwürdigen Aufsatze hier nur die, von der künftigen Verfassung der deutschen Kirche handelnden Paragraphe entlehnen. §. 10. „Weil die Glaubenslehre Christi rein von Lehrsätzen (Dogmen), welche die Bewegung des menschliches Geistes binden, eine Glaubenslehre der Freiheit, Wahrheit und Liebe, sonach mit dem ganzen Wesen des Menschen zusammenstimmt; so ist sie zur Glaubenslehre des Reichs aufgenommen. Ihre Quelle, aus der jeder Bürger unmittelbar schöpft, ist das N. T., die einzelnen Glaubenssecten lösen sich in eine christlich-deutsche Kirche auf, andere Glaubenslehren, welche den Zwecken der

Menschheit zuwider sind, wie die jüdische, welche nur eine Glaubensart sind, werden in dem Reiche nicht geduldet. An dem öffentlichen Gottesdienst nimmt jeder Antheil, der Bedürfniß fühlt. Glaubenszwang ist überall nicht; die Hausandacht ist ungestört. §. 11. Als Beamte für die Kirche sind in jeder Gemeinde die Geistlichen, bei deren Anstellung, außer den allgemeinen Erfordernissen bei jeder Stelle noch das hinzukommen muß, daß die Gemeinde nicht widerspreche; d. h. nicht erkläre, daß sie zu diesem Geistlichen kein Zutrauen haben könnte. Die Geistlichen sollen als Muster und Lehrer des reinen Christenthums, ihren Gemeinden den wahren Glauben der Wahrheit, Freiheit und Liebe, der Gleichheit aller, und der Verherrlichung der Menschheit im Volke mittheilen, und im Verein mit dem Kirchenältesten auf Zucht und Ordnung halten".

Wir knüpfen hieran die einfache Frage: ob seitdem, und namentlich seit dem Kölner Ereigniß, niemals wieder von einer ähnlichen Kircheneinheit die Rede gewesen ist? ob jene Stimmen, die heute am lautesten aus dem wüsten Chaos unserer indifferentistischen Literatur hervortönen, nicht im Wesentlichen dieselbe „kirchliche Eintracht" im Auge haben? ob der kirchliche Zustand, den die Bekenner des mythischen Christus und die Diener des anthropologischen Cultus, für den Fall, daß *sie* je zur Gewalt kämen, unserm Vaterlande zugedacht haben, und den jetzt schon ihre Organe ziemlich deutlich in Aussicht stellen, ein wesentlich anderer seyn würde, als der, welcher sich in jener Reichsconstitution offen zu Tage legt?

Ueber das eben erwähnte Machwerk äußert sich *Jarcke* (a. a. O. S. 113) in folgender Weise: „Man hat häufig geglaubt, daß die studirende Jugend durch einen übertriebenen Eifer für die alte deutsche Sitte und das deutsche Recht, so wie durch Schwärmerei für die Institutionen des Mittelalters, namentlich für das Kaiserthum, zu den politischen Excessen jener Zeit verführt worden sey, auch hat es nicht an Solchen gefehlt, die den neu erwachten historischen Sinn in Deutsch-

land als eine besondere Species der Demagogie denuncirten. Der Gegenbeweis liegt in dem mitgetheilten Actenstücke. Der nicht selten zu weit getriebenen Anhänglichkeit an das Altdeutsche hatte sich, nach und nach, mit Beibehaltung des Namens und gewisser an sich indifferenter Abzeichen der cosmopolitisch einförmige, nüchterne, platte, neu französische Jakobinismus substituirt, dem gerade die nationelle Individualität und der geschichtliche Charakter der bestehenden Institutionen ein Gräuel ist; und die abstracte pseudophilosophische Formel war auch hier zur Keule geworden, womit das frische farben- und gestaltreiche Leben, wie es dem Schooße der Jahrhunderte entströmt war, zuerst todtgeschlagen werden sollte, damit dann auf dem dürren Boden einer langweiligen, geistlosen Gleichheit, nachdem ihn Dolch und Henkerbeil geebnet, der Tempel einer despotischen Freiheit aufgeführt werden könnte. In jener Urkunde aber, die den Riß des letztern enthält, vermißt man auch sogar die jugendlich poetische Schwärmerei, und es geht durch das ganze Machwerk lediglich jener kalte Verstandesfanatismus, jener Haß aller wahren Freiheit (der eins ist mit der Verachtung des guten Rechtes des Andern), jener Widerwille gegen alle lebendige Mannigfaltigkeit, wie die freie Bewegung in einem Volke sie erzeugt, und jenes despotische Hinstreben nach einer Uniform der Leiber und der Seelen, — als welche eigenthümlichen Merkmale den Charakter der großen, französisch-europäischen Revolution des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts bilden".

Wir theilen diese Stelle hier mit, weil sie in der Kürze für den Kern der politischen Ansichten dieses Schriftstellers bezeichnend ist. Er bekämpft die Geistesrichtung, aus welcher Sand's That hervorging, weil er in ihr den Keim einer künftigen Tyrannei erblickt, neben welcher der Terrorismus des Pariser Wohlfahrtsausschußes eine milde, väterliche Regierung seyn würde.

Wenn nun der „neue Pitaval" in diesem Punkte andrer Meinung ist, wenn er gegen Jarcke's Bestreben eifert: „eine

Anklage hinzustellen gegen die Geistesrichtungen und **unabweisbaren Forderungen der Zeit** (sic), welche seine (Jarcke's) Parthei, so gern nur als krankhafte Auswüchse, als unhistorische Abwege vom natürlichen Entwickelungsgange der Einzelnen wie des Ganzen hinstellt", — so können wir uns der Mühe überheben, den beiderseitigen Standpunkt näher zu bezeichnen, und das Urtheil über die, gegen ihn erhobenen Anschuldigungen unsern Lesern überlassen. Welche Stellung die Burschenschaft („der in das Studentenleben geworfene Tugendbund") seit ihrer Stiftung auf der Wartburg, über welche Sand's oben erwähnte Schrift das erforderliche Licht verbreitet, zu der in Deutschland bestehenden Ordnung bis auf die neueste Zeit genommen hat, dieß haben die Bekanntmachungen über die zu Mainz und zu Frankfurt geführten Untersuchungen Jedem klar gemacht, der sehen wollte. Im Interesse, nicht bloß der innern Ordnung und folglich der Freiheit von Deutschland, sondern jedes Familienvaters, der seinen Sohn auf die Universität schickt, mußte man wünschen, daß nach diesen Aufschlüßen über diesen Punkt jedwede Täuschung zerstört, jedwede falsche, die Jugend berückende Darstellung für immer unmöglich gemacht sey. Leider hat sich diese Hoffnung als Chimäre erwiesen. Wir stoßen im „neuen Pitaval", wie wenn alle jene amtlichen, actenmäßigen Darstellungen nicht geschehen wären, auf eine offene Apologie jener unseligen Verbindung, welche namenlose Trauer über tausend und abertausend deutsche Familien brachte.

„Die deutschen Burschenschaften", heißt es hier, „hatten reine Hände. Das hat sich damals aus allen Untersuchungen ergeben. Wohin später getäuschte Hoffnungen, gesteigerte Erhitzung, ungerechter (?) Verdacht, harte Verfolgungen und das Geheimhalten, zu dem man sie zwang (!), einige verführt, gehört nicht hieher (?). Was die einzelnen Burschenschaften, die sich zu einer allgemeinen vereinigten, wollten, **war rein, edel und von der Zeit geboten**. Sie wollten ursprüng-

lich nur Ordnung, Sitte, Wissenschaftlichkeit und Religion, Liebe zum Vaterland und Vereinigung aller Deutschen. (S. Sand's oben angeführte Schrift.) Die mannigfachen Fehler, die da begangen wurden, die Einseitigkeit, in die man gerieth, die Spielereien, welche dem Spotte leichte Waffen geben, während man nur Ernst und Würde bezweckte, die Unkenntniß des alten deutschen Wesens, daß man statt der unbequemen Wahrheit ein bequemes und doch unrealisirbares Phantom als Musterbild deutschen Lebens aufstellte, alles dieß hebt nicht das gewollte Gute auf, und hindert uns nicht, zu bedauern, daß die Burschenschaften nicht in ihrer ursprünglichen reinen Idee zur Ausführung kamen. Es ist im Studentenleben seitdem nichts Besseres zu Tage gekommen. Ja, was dafür erwachsen *), positive und ideelle Verbindungen, hat entweder einen gefährlichen Charakter angenommen, als Verschwörung, sogar als offene Empörung, oder geistige Tendenzen entwickelt, die den Staat in Verlegenheit setzen, weil er der Waffen ermangelt, um Angriffen zu widerstehen, welche, innerhalb der Schranken der Gesetze, doch seine und der christlichen Kirche innerste Grundvesten erschüttern".

Der „neue Pitaval" fährt dann fort: „das beste Zeugniß für die Burschenschaften geben die später vielfach verfolgten engern Verbindungen selbst. Gerade ihre Mitglieder können nicht genug klagen über den Stumpfsinn, die Theilnahmlosigkeit, und wo es gelte, die Bedenklichkeiten der großen Masse, die feigen Bluts, schwer zu ihren höheren Zwecken zu bear-

*) Es ist bemerkenswerth, wie hier der „neue Pitaval" die spätern Verschwörungen und Empörungen, als ein ganz fremdes, von der Burschenschaft völlig verschiedenes Uebel darstellt, welches erst in die Stelle derselben getreten sey, gleichsam als ob jene Verschwörungen, die mit offenem Aufruhr endeten, nicht gerade auf dem Boden der Burschenschaft „erwachsen", und als ob sie nicht deren unmittelbares Ziel und mit Absicht herbeigeführtes Product gewesen wären.

beiten seyen. Sie betrachteten die Burschenschaften nur als willenlose Werkzeuge". — Wenn also innerhalb der Burschenschaft die bessern Köpfe und energischeren Naturen, die den Zweck der Verbindung zu begreifen fähig waren, engere Vereine bildeten, wenn diese alle Tüchtigern aus der Masse, die jedes Semester ihnen zuführte, an sich zogen, die Masse aber ein willenloses Werkzeug in den Händen der Führer blieb, was sie mehr oder weniger immer und in jedem menschlichen Vereine war und seyn wird, so nennt dieß der „neue Pitaval" das „beste Zeugniß" für die Burschenschaften. Gegen diese Logik zu streiten, übersteigt unsere Kräfte!

In ähnlicher Weise heißt es in derselben Schrift: Es wäre von großem Interesse, die Namen der Altdeutschen und Liberalen von 1819, der Freunde und Bewunderer Sand's, der Verfolgten und Eingekerkerten auf einem Blatte zu lesen, „und dagegenüber geschrieben ihren heutigen Stand, ihre heutige Wirksamkeit". — Freilich würde dieß zu dem Resultate führen, daß die Milde der Regierungen der Jugendthorheiten der bei weitem größten Mehrheit jener „Liberalen von 1819" nicht weiter gedacht hat. — Aber es darf hiebei auch nicht übersehen werden, daß zehn Jahre nachher das alte Treiben der Burschenschaft im verstärkten Maaße wieder aufgelebt war, und daß das Jahr 1833 eine bei weitem größere Zahl von verführten Jünglingen in die Gefängnisse und auf die Festungen brachte. Deshalb scheint uns, trotz der entgegengesetzten Ansicht des „neuen Pitaval", die Warnung an die studirende Jugend, welche Jarcke's Schrift enthält: sich vor dem ersten Schritte auf dieser gefährlichen Bahn zu hüten, auch heute nicht überflüßig. Wenn Jarcke sagt: Sand sey durch die Verwickelung in das burschenschaftliche Treiben seiner reinwissenschaftlichen Sphäre entzogen, und auf eine Bahn gebracht, die ihn von Stufe zu Stufe immer tiefer ins Verderben, und zuletzt dem Richterschwert entgegen geführt habe, — so polemisirt sein Gegner dawider mit Argumenten, die uns eben so seicht, als in ihrer Wirkung verderblich schei-

nen. „Die Anklage scheine zu früh. Auf derselben Bahn befanden sich damals Viele mit ihm; sie kehrten aber wieder zur Wissenschaft zurück und wurden dem Leben gerettet". — Mit demselben Rechte kann man in dem Falle, wo ein Spieler mit Selbstmord oder Straßenraub endet, der hier angeknüpften Warnung: sich vor dem Spiele zu hüten, das Argument entgegensetzen: Es hätten ja von jeher Viele gespielt, ohne deshalb Straßenräuber oder Selbstmörder geworden zu seyn. — Die Krone dieser Apologie der Burschenschaft bildet eine Entschuldigung der Richter, welche über die „Liberalen von 1819" urtheilten. Die Richter, „welche nach geschriebenen Gesetzen sprechen müssen", „mußten so sprechen". „Aber das große, unbefangene (!) Publikum konnte damals nicht, und kann heute noch weniger, von seinem Standpunkte aus, als eine Jury der öffentlichen Meinung, diesen Urtheilen beipflichten". (!) Wir sind weit entfernt, den Herausgebern des „neuen Pitaval" hierbei eine bösliche Absicht beizumessen, aber wir unsres Orts möchten um alle Schätze der Welt nicht die Verantwortung auf unser Gewissen laden, der heutigen studirenden Jugend zuzurufen: laßt euch nicht bange machen und glaubt denen nicht, die Euch vor dem ersten Schritte auf der Bahn des burschenschaftlich-demagogischen Treibens warnen! — Euch geschieht nicht viel, und ihr kehrt nach einiger Zeit unbehindert zur Wissenschaft zurück, und nehmt dann einen desto ehrenvollern Platz im Leben ein. Denn jedenfalls spricht euch die Jury der öffentlichen Meinung frei! — Soll denn mit aller Gewalt eine neue „Fournée" von jugendlichen Hochverräthern und Verschwörern creirt werden? — Wir dächten, es sey an den Opfern „des Liberalismus von 1819 und 1833" genug, welche letztern heute noch keineswegs Alle begnadigt, und noch weniger mit dem Leben versöhnt sind. Vor Kurzem noch traf ein Reisender in Nordamerika Einen derselben auf der Landstraße, wo er als Taglöhner Steine zerklopfte, und Schreiber dieses fand einen Andern jener Unglücklichen auf einem

nordamerikanischen Kriegsschiffe als gemeinen Soldaten. Daß diese sehr nahe liegenden Beispiele und Erwägungen von heutigen Berliner Schriftstellern geflissentlich außer Acht gelassen werden, deutet auf eine große nicht eben günstige Wetterveränderung in jener Atmosphäre. Noch einmal: die Erneuerung dieses Treibens fördert die gerechte, löbliche und nicht genug herbeizuwünschende deutsche Eintracht eben so wenig wie die wahre deutsche Freiheit; es bereitet vielmehr Stürme vor, die unserm gemeinschaftlichen Vaterlande und dem geistigen Bande, welches alle Deutschen zusammenhalten soll, nur Verderben bringen können.

Wir fühlen uns frei von dem Aberglauben an negative Maaßregeln der Staatspolizei, den nicht wenige unserer Zeitgenossen hegen. Wir wissen: daß selbst die wirksamsten dieser Schritte nur hemmend, den Ausbruch verzögernd, niemals das Uebel in der Wurzel vernichtend wirken können, und daß selbst die klügste Polizei nicht in die geheime Werkstätte des Geistes einer Nation zu dringen berufen oder im Stande ist. — Wir täuschen uns also auch nicht über den Werth der Karlsbader Beschlüsse, und haben, wie oben bemerkt, nicht vergessen, daß sie einem neuen, zehnfach stärkern Ausbruch des alten Uebels im Jahre 1833 nicht zuvor zu kommen vermocht haben. Manche Mißgriffe in der Ausführung endlich verstehen sich hier, wie bei jeder menschlichen Thätigkeit von selbst. Aber wir bekennen auch laut, daß wir die absolute Nothwendigkeit jener damaligen Schritte behaupten, und wir würden gegen die Evidenz der Thatsachen streiten, wenn wir läugneten, daß sie auf eine Reihe von Jahren hinaus beschwichtigend und abkühlend gewirkt, manche Fanatiker zur Besinnung gebracht, viele zum Verderben Deutschlands angesponnene Fäden zerschnitten, und unserm Vaterlande durch die zeitweilige Unterdrückung einer wahnsinnigen, blutdürstigen, despotisch-terroristischen Parthei die größte Wohlthat erwiesen haben. Wenn sich daran manche lästige Beschränkung schloß, wenn sogar Deutschlands wahrer

Fortschritt und die Entstehung einer nationalen, politischen Bildung durch die dort verhängte Beschränkung der Presse verzögert seyn sollte, so muß die Klage darüber nicht gegen die Regierungen, sondern gegen eben jene Parthei gerichtet werden, welche die öffentliche Gewalt, im eigentlichsten und strengsten Sinne des Wortes, zum thätigen Einschreiten zwang. Statt dessen ergeht sich der „neue Pitaval“ in elegischen Schilderungen des Unheils, welches durch Vorkehrungen angerichtet seyn soll, deren Unterlassung Frevel und Thorheit zugleich gewesen wäre. „„Die Folgen von Sand's That sind unabsehbar und ungeheuer““, „schrieb prophetisch jener Student. Sie waren es, und wir übersehen sie erst heut. Zwei und zwanzig Jahre haben sie gehaftet auf der deutschen Presse, auf unsern Universitäten; auf dem Nationalsinn und der Begeisterung der deutschen Jugend. Die Saat des Nationalstolzes, der ideellen Begeisterung für Deutschlands Freiheit und Größe, freilich mit Unkraut unterwachsen aber üppig wuchernd auf den blutgetränkten Schlachtfeldern aus den Befreiungskriegen, wurde durch die Carlsbader Beschlüsse zu Boden gedrückt. Diese Beschlüsse waren die nächsten Folgen von Sands That. Die Jugend wurde mit rauhem Arme aus dem Reiche der Träume fortgewiesen, zur Unterwürfigkeit unter die Wirklichkeit und die bestehenden Verhältnisse. Sie ist diesen Winken gefolgt. Sie träumte bald nicht mehr von Deutschlands Größe und Einheit, vom Purismus der Sprache, von unversöhnlichem Franzosenhasse, sie lernte lächeln über ihren Traum, der die Juden aus dem christlich deutschen Reiche verweisen wollte, und die begeisternde Idee vom großen deutschen Dome, in welchem alle Bekenner Christi, Katholiken und Protestanten, das Abendmahl nach demselben deutschen Ritus nehmen würden und nehmen sollten, wich andern Ideen, welche die Nothwendigkeit einer Kirche überall in Zweifel stellen. Statt der Burschenschaft, welche in allen Deutschen einen Sinn erwecken wollte, sah man es gern, daß der Mecklenburger und der Bayer, der

Hesse und der Sachse ihre besondern Sinne und Eigenheiten auch auf den Universitäten pflegten. — — — Das fanatische religiös-sittliche Element konnte die Zwangsmaaßregeln vernichten, aber nicht den einmal geweckten Sinn, die Theilnahme des Volks an einem freien Staatsleben. Nicht phantastisch und lächerlich mehr, er trat oft undeutsch und in gefährlichen Regungen, aber mit einem Bewußtseyn und einer Bestimmtheit hervor, gegen die keine äußern Maaßregeln fruchten. Da erschienen Momente in unserer Geschichte, wo man die sittlich-religiöse Begeisterung des unglücklichen Mörders wieder zurückwünschte, jenes Gottvertrauen, daß sich nicht machen läßt, aber mit Umsicht geleitet, unvergängliche Frucht trägt. Ja, Momente sind erschienen, wo man viel darum gegeben, jene nun zersplitterte und in Weltbürgersinn übergegangene, deutsch-volksthümliche Begeisterung wieder zurückzurufen; und man war hoch erfreut, als ein unbedeutendes Lied vom „freien deutschen Rheine" einen Abglanz von dem Zauber wirkte, welcher die Herzen der ganzen deutschen Jugend von selbst damals durchzuckte".

Wir wollen hoffen, daß die Zeit und das wirkliche Deutschland dem Irrsal jener Berliner Schriftsteller, welche deutsch zu seyn glauben, wenn sie die sittlich-religiöse Stimmung des unglücklichen Mörders zurückwünschen, und die in dem Becker'schen Rheinliede einen Abglanz jener Gesinnung begrüßen, welche einen beschränkten, aber unbescholtenen, sittenreinen Jüngling zum Morde trieb, auf das entschiedenste sein Recht wiederfahren lassen werde. Wir unsrerseits theilen das Urtheil eines ehrenwerthen protestantischen Geschichtschreibers, (K. A. Menzel) der bei Erwähnung des Mordversuches, welchen Staps im Garten von Schönbrun gegen Bonaparte unternahm, seiner sittlichen Entrüstung über die Sand'sche That in folgendem Ausspruche Luft machte: „Schon in seiner ersten und einfachen Form, der Bekämpfung des Nationalfeindes, verleugnete der Irrwahn, daß ein Verbrechen, für gute

Zwecke verübt, ein verdienstliches, Gott wohlfälliges Werk sey, den finstern und widerwärtigen Geist nicht, der sich nachmals bis zur meuchlerischen Ermordung friedlicher Mitbürger und bis zur Seligsprechung der Thäter erstreckt hat. Die Urgesetze des Rechts wurden von Deutschlands wie von Frankreichs Freiheitsschwärmern vergessen, und aus dem Grabe des Heidenthums die düstern Schatten blutbefleckter Partheiwuth als Musterbilder patriotischer Tugend heraufbeschworen: doch war damals dem deutschen Fanatismus die Scheußlichkeit noch vorbehalten, zur Begründung und Rechtfertigung seines Thuns religiöse Gesinnungen und christliche Grundsätze vor sich herzutragen".

XLIV.

Betrachtungen über Erziehungs- und Unterrichts-Wesen und dessen Grundlagen.

Der Verfasser des nachfolgenden Aufsatzes starb nahe an anderthalb Jahren vor der Julinsrevolution. Die Jahre 1820 bis 1824 hatte er größtentheils in Frankreich verlebt, in Verhältnissen, die ihn in den Stand setzten, dem dort Vorgehenden eine mehr denn blos oberflächliche Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der Adel seiner Gesinnung, die Reinheit seines Willens, die Klarheit seines Geistes machte ihn Vielen der Besten und Edelsten werth, und Allen, die ihn näher kannten, unvergeßlich. Den nachfolgenden Aufsatz schrieb er, in's Vaterland zurückgekehrt, im December des Jahrs 1824 nieder. Vieles hat sich seitdem, wohin der Blick sich wende, in äußern Verhältnissen geändert und umgestaltet. Dennoch wird dieser Aufsatz auch unter den jetzigen Verhältnissen beherzigenswerth, und vielleicht als ein Wort zur Zeit erscheinen.

In Frankreich waren, zur Zeit der Restauration, sämmtliche Erziehungsanstalten über den Grundsätzen des letzten

Jahrdreißigs erbaut, und von Männern dieser Epoche geleitet. Sie hatten manches wissenschaftlich Zweckmäßige, wenn gleich zu sehr untergeordneten Zwecken. Moralisch und religiös waren sie vergiftet; in Allem geeignet, jenen Geist fortzupflanzen, dessen erste, gleichsam nur beginnende Wirkung der Umsturz der Welt und aller geordneten geselligen Verhältnisse gewesen.

Da trat ein Häuflein Menschen zusammen und faßte den Entschluß, sein Leben der Herstellung der moralischen und religiösen Bildung in seinem Vaterlande zu widmen. Sie vereinigten sich über der Grundlage eines Gelübdes, und desjenigen, was von alt erprobten Regeln sie der Gegenwart und ihrem Vorhaben angemessen glaubten. Das erste, weil sie überzeugt waren, daß man ein großes Ziel im Leben nur erreichen könne, wenn man alle seine Kräfte ohne Widerkehr auf es hinwendet; das zweite, weil es ihnen Haltung in sich selbst und Haltung gegen die Welt gab, endlich die einzige Möglichkeit, jüngere Nachfolger sich zu verbinden, und sicher mit dem Geiste, der sie selbst belebte, zu durchdringen.

So, in sehr geringer Anzahl, mit kaum zu nennenden Mitteln, — sie hatten, was einzelne Wohlwollende, von dem Werthe ihrer Unternehmung und von ihrer persönlichen Tüchtigkeit überzeugt, ihnen anvertraut, — erwarben sie sich auf dem Lande, in einer gesunden Gegend, die nöthigen Baulichkeiten, und fingen an, junge Leute um sich zu versammeln, und sie auf ihre, von der im Schwange gehenden, freilich sehr verschiedene Weise zu erziehen.

Gleich anfangs hatten einige Eltern aus den höhern Ständen ihnen ihre Kinder übergeben. Das Gouvernement war von ihrem Vorhaben unterrichtet, ließ sie gewähren, und erwies sich ihnen, — wenige Augenblicke ausgenommen, in welchen die Macht in die Hände entschiedener Revolutionäre gefallen, — nicht feindlich. Die Bischöfe hielten sie und unterstützten sie. Die Gegner, — ihre Zahl war Legion, — fielen sie nach und nach mit allen Waffen an. Jeder dieser

Anfälle aber mußte dienen, ihrem Bestehen mehr Sicherheit und Umfang zu gewähren.

Die erste Waffe war eine brutale Geringschätzung; in diesem fruchtbaren Nebel gediehen ihre jungen Keime. Die zweite war die Behauptung, daß sie wissenschaftlichen Unterricht zu geben unfähig seyen; dieses spornte sie, auch im Unterrichte hinter keinem Institute Frankreichs zurückzubleiben, und bald war darüber kein Zweifel. Die dritte endlich, als sie bereits stark geworden, war jene bekannte, überall angewandte der Verläumdung, der Verrufung der Personen, der Andichtung weitsehender, mörderischer, unglaublicher Plane; diese widerlegten sie, indem sie mit Ernst ihren einfachen Weg fortgingen, nach und nach Schüler aus ihrem Hause in die Familien zurücksandten, deren jeder an den Seinigen, durch sein Betragen und seine Kenntnisse, ihnen Verehrer gewann, das etwaige Mißtrauen gegen sie tilgte und auf ihre Verläumder zurückwälzte.

Gegenwärtig ist diese Lehrer-Innung stark genug, sieben bis acht Häuser zu versehen, von denen einige den Vergleich mit dem Mutter-Institute aushalten. Sie übt einen vortheilhaften Einfluß auch auf die Institute, welche nicht in ihren Händen liegen. Vielleicht kann man von ihr sagen, daß, was von sichern Hoffnungen einer bessern Zukunft in Frankreich vorhanden, großentheils ihr Werk sey.

Diese Thatsache mag zu Betrachtungen über Herstellung des Erziehungs-Wesens in Deutschland Anlaß geben. Freilich sind wir hinsichtlich ihrer in einer verwickeltern Lage als Frankreich. Die Glaubenstrennung, unter uns so mächtig geworden, hat die wesentlichsten Unterschiede auch für die Lehrinstitute nach sich gezogen. So wenig ich sonst Erörterungen scheue, welche diesen Gegenstand betreffen, so muß ich doch bemerken, daß ich bei dem Nachfolgenden zunächst nur das katholische Deutschland im Auge habe.



Ich setze die Ueberzeugung voraus, das Erziehungswesen bei uns ist so beschaffen, daß es einer wesentlichen Reform bedarf. Da begegnet uns gleich die zwiefache Frage: erstlich, in welchem Sinne, in welcher Richtung soll diese Reform geschehen? sodann, durch welche Mittel soll sie verwirklicht werden?

Die erste Frage ist schwer zu beantworten für diejenigen, welche dem menschlichen Leben eine schwankende, und im Ganzen gleichgültige Bestimmung zuschreiben. Sie können sich für eine Lehranordnung eben so wenig, als für eine Lebensanordnung entscheiden. Für diejenigen, welche das menschliche Daseyn auf göttliche und natürliche Gesetze gegründet glauben, ist sie beantwortet. Was natürlicher, als daß über beiden sich, wie die Lebensanordnung, so die Anordnung der Erziehung erheben müsse!

Die Beantwortung der zweiten Frage führt uns zu practischen Schwierigkeiten, und stößt gegen manches Vorurtheil der Zeit. Ich will sie genauer so stellen: Wie mag man einen Lehrkörper, — denn es ist nicht um einzelne brauchbare Lehrer zu thun, — oder, weil dieser Körper zugleich auf die Dauer wirken soll, wie mag man eine Lehrer-Pflanzschule gründen, die bessere Erziehung unter uns zu erneuen und für die Zukunft zu befestigen?

Eigentlich gründen wir sehr Wenig; es entsteht etwas, wir werden seiner gewahr, und eignen es uns an. Namentlich, daß die Regierungen Alles gründen müssen, gehört zu den Erfindungen der Männer, welche sie gerne vorläufig verwirren möchten, um sofort sie zu Grunde zu richten. Es sind Regierungen vor unsern Augen, von jenen allgründenden, welche heute nach Jedwedem greifen, morgen sich vor Jedwedem fürchten, und mit diesem und jenem beurkunden, daß sie wenig gesunden Instinct haben dessen, was ihnen nützlich und verderblich. Einer lebendigen Regierung Werk ist, je nachdem die Gegenstände, welche ihr begegnen, zu verbieten, zuzulassen, zu fördern, wenn sie ahndendes Leben hat,

zu finden. Nun frage ich, in Deutschland, trotz dem grauenvollen Unwesen, was überall in ihm nistet, sollte sich nicht eine genügende Anzahl Männer finden, der Begeisterung für ein so hohes Ziel, als das der Rettung des heranwachsenden Geschlechts fähig, welche freudig dieses zu ihrer Lebenslaufbahn erkiesen, und dafür sich in die Arme derjenigen werfen würden, die das Ganze zu leiten haben, so man sie nur wirken ließe. Dieses letzte Wort ist von ernster Bedeutung, und wohl einer kleinen Abschweifung werth.

Wir glauben gegen die Revolution zu streiten; meist aber sind wir, mit Allem was um und an uns ist, viel durchdrungener von ihr, als wir es wissen. Sie hat uns so zu sagen gemacht. Wir wandeln auf ihrem Grund und Boden, und thun nach ihren Befehlen, noch dann, wenn wir sie zu verdrängen versichern.

In frühern Zeiten war die Gesellschaft aus einer Menge Mittelzustände, geordneter Mittelverhältnisse, zusammengesetzt. Diese alle hatten ihre eigene Weise, ihre eigene Bestimmung. Sie übten den bedeutendsten Einfluß auf das Leben, in der Jugend sowohl als in dem bürgerlichen Alter. Denn außer dem Religiösen, welches für Alle das Gleiche war, lehrte man den Knaben hauptsächlich das, was als Mann einst auf ihn einwirken und ihn beschäftigen sollte. Jeder mochte durch sein Herz, durch seine Neigung dem Ganzen angehören: seine Thätigkeit war dem gewidmet, was ihm persönlich zustand. In das setzte er seine Ehre, seine Freude; es war seine Stärke. Für das ehrte ihn Jeder, traute ihm Jeder. Fiel ihm ein, den sichern Boden, der sein eigener war, zu verlassen, so wurde er zugleich lächerlich und kraftlos. Hatten doch Andere auch ihren Boden. Und so ging es hinauf bis zu dem Höchsten, der für das Allgemeine zu sorgen hatte. Es war alles ein Wechselverband von Pflichten, Rechten, Anerkennungen, Leistungen. Diesen ganzen milden Verband, alle diese Mittelzustände, hat die Revolution mit einem Streiche zernichtet. Ihre Lehren haben alle besondern Pflichten für

Vorurtheile ausgeschrieen, und vage allgemeine an ihre Stelle gesetzt. Sie hat gewirkt wie eine große Wasserfluth, die alles mannichfach Angebaute in die öde Gleichheit der Zertrümmerung hinreißt. Es gibt keine verschiedenen Stände mehr, die Welt ist von in Allem gleichen Individuen bevölkert. Jeder ist Allem gewachsen, und wagt sich an Alles. Keine frühe Angewöhnung, welche begränzt, keine Sitte, welche zurückhält, keine Religion, welche schmeidigt, und das im Leben ungleich Scheinende ausgleicht. So steht der Regierende den Regierten gegenüber. Ist es ein Wunder, wenn er Nichts vor seinen Augen eine Wirkung gönnen will, von der ihm immer zweideutig bleibt, woran sie letztlich tasten, und was sie bezwecken könne? — Dennoch, wenn wir Bestand in den Unbestand bringen wollen, der die Welt in seinem Wirbel zu verschlingen droht, müssen wir irgendwo wagen, ihm ein Ziel zu stecken, irgend einer ersten geordneten Wirkung Raum geben, damit einer zweiten und ferneren möglich werde, sich an diese zu schließen.

Diese erste dürfte ganz schicklich die Erziehung betreffen; denn auch hier kann nur wohlgethan seyn, mit dem Anfange anzufangen. Ich setze voraus, man habe dazu Neigung, auch stehe sonst keine unüberwindliche Schwierigkeit im Wege; auch habe man politisch und religiös wohlgesinnte Menschen gefunden, welche nach einer bestimmten Ordnung sich zusammenschließen und Nachfolger sich anziehen wollen, in der anerkannten ausschließenden Absicht, ihr Leben der Erziehung der Jugend zu widmen. Da bliebe zu untersuchen, welche Gefahren von einem solchen Zusammenschluße drohen, welchen Nachtheil er bringen könne. Ich will das Hauptsächlichste, was ich darüber sagen gehört, berühren, wenn ich zuvor einiger Vortheile werde erwähnt haben, die nothwendig und seiner Natur nach für das Erziehungs-Ganze aus ihm entspringen müßten.

Es war in der That eine Abgeschmacktheit, der neuesten Zeit würdig, das Erziehungswesen, statt auf einen lehrenden

Körper, auf lehrende Individuen gründen zu wollen. Gleich ihre erste Folge war, daß die Erziehung verschwand, und nur der Unterricht übrig blieb. Und dieser, wie buntscheckig, wie unangemessen, wie unzusammenhängend! Wo ist ein Schirm bei uns, daß der Wind neuester Lehre und Meinung nicht zu unserer Jugend dringe. Dies wird deutlich genug werden dem, der unternehmen will, der Umwandelung der Erziehungsinstitute in unserm Vaterlande seit etwa drei Jahrhunderten nachzugehen. Hier will ich nur die Frage aufwerfen: wo wird man des Lehrers, seines Charakters, seiner Kenntnisse, seiner Methode sicherer seyn, da, wo er, als Jüngling eintretend, beständig beobachtet, geleitet, geübt wird, wo der erfahrene Obere ein väterliches Auge über ihn hat, und noch obendrein die Gewalt, ihn von der minder passenden auf die passendere Stelle zu setzen; oder da, wo die jungen Leute, von verschiedenen Universitäten zusammengeweht, nach dem bündigen Beweise eines zweistündigen Probeunterrichts, auf Antrag einiger Unterbeamten, die vielleicht seit ihren Knabenjahren nie wieder die Luft einer Schulstube geathmet haben, durch das Bureau eines fernen Ministeriums zugelassen, und förmlich beauftragt werden, ihre ersten Versuche an einer Jugend zu machen, die man erzogen nennt, wenn ihr der Dünkel und die Grillen eingebläut worden, die ihr jedesmaliger Lehrer während seiner Studenten-Laufbahn eingesogen.

Ein nicht minder bedeutender Vortheil des lehrenden Körpers ist, daß er gewissermaaßen außer der Welt getreten, und den mannichfachen Zerstreuungen, Störungen und Lockungen entzogen ist, welchen die, die in ihr bleiben, nicht entgehen können. Dies gibt ihm eine Würde und Unabhängigkeit, wie sie der einzelne Lehrer, selbst durch große Tugenden und Begünstigungen der Lage, niemals erwerben mag. Das zieht auch Leute von höheren Ständen, und der Uebersicht und Weltkenntniß, die diesen eigen ist, in ihn; welche noch obendrein den Adel mitbringen, den jede freiwillige Entsagung dem Menschen gibt. Dahingegen unsere Lehrerindividuen meist

den niedern Ständen angehören, und, wenn sie selbst, was in den Regionen des Schulstaubes vorkömmt, gut zu handhaben wissen, doch durchaus unfähig sind, sich über diese Regionen zu höhern Gesichtspunkten zu erheben. Untergeordnete Organe mögen sie liefern; selbstständige Werkzeuge, oder gar Leiter, nimmermehr!

Endlich, wenn man ein treffliches Lehrerindividuum gefunden, — ja, es stehe ein trefflicher, zuverläßiger Mann an der Spitze einer bedeutenden Anstalt, — welchen Einfluß mag er dadurch auf das Ganze, auf eine Volksjugend gewinnen. Seine Wirkung dauert, isolirt, sein Leben durch, und stirbt mit ihm. Das ist der Jammer aller Menschen, die noch eines ernsten Strebens unter uns fähig geblieben. Wir haben das Vermögen verloren, eine Gründung zu machen, die uns überdaure? Und warum? weil wir überhaupt den Geist verloren, aus welchem Einrichtungen hervorgehen. Nur durch Innungsverband mag eine gleiche Wirkung sich auf viele folgende Leben fortpflanzen. Statt dies uns zu Herzen zu nehmen, schelten wir auf die Verunstaltungen, denen das Alte unterworfen; ach, daß wir die Kraft hätten, etwas hervorzubringen, würdig, einst mit dem Namen „alt" belegt zu werden!

Das sey genug von den Vortheilen, welche ein Lehrkörper vor unsern gegenwärtigen Anordnungen voraus hat. Ich komme nun zu den Nachtheilen, die sich an ihn knüpfen, zu den Gefahren, die von ihm aus drohen mögen.

Das Erste, was man gewöhnlich ihm entgegensetzt, ist: daß man übertriebenen Einfluß von ihm befürchtet. Diesen Nachtheil kann er uns offenbar nur bringen, wenn er uns zuvor bedeutende Vortheile gebracht. Denn das versteht sich von selbst, daß man keinen zulassen muß, der nicht, auf religiösen Grundlagen beruhend, mit den bessern Lebenseinrichtungen im Einklange steht. Doch sehe man diese drohende Gefahr voraus, und setze ihr Schranken. Natürlich, daß er sich zu keiner ungekannten Regel verbinden darf. Warum sollten wir uns den Geist nicht zutrauen, die Folge der Dinge

aus ihren Anfängen zu lesen? Wo aber solch ein Lehrkörper seine Gränze überschreitet, da weise man ihn zurück. Das ist das Recht und die Pflicht dessen, der gebietet. Man beobachte ihn, eifere mit ihm, halte ihn zusammen; das wird dienen, ihn immer seiner Bestimmung treu zu bewahren. Ein Schiff, das nicht gesteuert wird, weicht leicht von seinem Laufe ab. Meer und Lüfte aber sind nicht so geartet, daß der Steuermann zwischen ihnen bei dem Steuerruder schlafen darf.

Das Zweite ist: wenn bei den auf Lehrerindividuen gegründeten Anstalten die Lehre zu augenblicklich und irren Richtungen hingegeben sey, so sey sie bei Lehrkörpern meist zu starr und werde auf die Länge schlaff. Ob diese Behauptung wahr, das müßte ein Ueberschlag von der Gründlichkeit unserer gegenwärtigen Bildung mit der früherer Zeiten erweisen. Aber allerdings droht Lehrkörpern eine gewisse Starrheit; sie verschließen sich dem Neuen wohl zu viel, nehmen auch eine Art Egoism und selbstischer Reizbarkeit an sich, besonders, wo ihr Umfang zu weit wird, wo dem einzelnen Gliede seine Innung die Welt verdeckt. Das könnte Bedenken erregen, wenn man einem Lehrkörper ausschließend die Erziehung in die Hände zu legen vorhätte. Aber er soll nur zugelassen werden. Er wird mit andern Lehrinstitutionen in Kampf treten, und beide werden sich gegenseitig heben. Außerdem zeigen ja seine Zöglinge den Eltern, und seine Prüfungen öffentlich, was er wirkt; auch sind die Bücher, nach denen er lehrt, kein Geheimniß: die beurtheile man scharf, aber mit Gerechtigkeit; man nehme Einsicht in sie, ehe man sie in Anwendung treten läßt. Endlich rührt er auch nur an die früheren Bildungsjahre. Höheren Instituten der Wissenschaft geziemt auf ihn einzuwirken; wo die Einwirkung derselben verderblich, da widerstrebe er ihr.

Das Dritte, Bedeutendste, was, ich weiß nicht ob mit Recht, von ihm zu fürchten steht, aber was allerdings, wo es sich finden sollte, ernst und aller Aufmerksamkeit werth wäre, ist: wenn er sich einem übertriebenen und unruhigen reli=

sen Eifer, oder gar gewissen religiösen Vorurtheilen hin=
be. Ich gestehe, daß Bedenken der Art auf mich keine
oße Wirkung machen, in Betrachtung derjenigen, welche
erregen. Uebrigens muß man hinsichtlich ihrer unterschei=
n. Daß die religiöse Lehre und Ausübung religiöser Pflich=
n, von Jugend auf, mit allem Nachdrucke erneut werde,
er könnte das anders als von Herzen wünschen? Dazu ge=
ört ein gründlicher Unterricht in den Jünglingen alles des=
n, was zu Erkenntniß ihrer hohen Wahrheiten führt. Würde
ieser Unterricht gegen anders Gesinnte polemisch, auf andere
Weise als durch Auseinandersetzung der Wahrheit, an wel=
her wir halten, das müßte man hindern. Man darf, höherer
nenschlicher Gründe, bei uns aber noch insbesondere, wichti=
ger politischer Gründe wegen, durchaus Nichts gestatten, was
treitige Verhältnisse, die nur durch Einsicht auf dem Wege
er Liebe können geschlichtet werden, in die Region der Par=
hei und der Leidenschaft herniederzieht. Das Gleiche ist von
en religiösen Vorurtheilen zu sagen: man enthülle sie, und
ie fallen von selbst. Wer das mit Bescheidenheit und Güte
thut, erndtet nicht selten Dank, selbst von demjenigen, den
er, anfänglich vielleicht nicht ohne Schmerzen, zwingt, sie
fahren zu lassen.

Hier schließe ich Betrachtungen, welche leicht sich ver=
mehren ließen, noch leichter wohl gegen wichtigere sich ver=
tauschen. Vielleicht findet sich bereits, was sie veranlassen
möchten; vielleicht dürfte Vorhandenes nur neu belebt und
zweckmäßig modificirt werden. Wie dem sey, mir scheint kaum
ein Gegenstand wichtiger, als der, welchen sie behandeln.
Freilich hilft wenig, über ihn reden; man müßte gleich für
ihn thun. Auf Geschick, auf Auge, auf einen gewissen Takt
des Möglichen kömmt Alles an. Was aber geschehen ist, be=
weist, daß es geschehen konnte; und wenn sich der rechte
Mann findet, weichen Schwierigkeiten, die früher unüber=
windlich geschienen.

Bis jetzt hat man sich beschränkt, das zu Tage liegende Verderbliche zu hemmen. Dies that fürwahr Noth. Wie oberflächlich aber es geschah und geschieht, — vielleicht mit und ohne Schuld derer, die dazu beauftragt, — das weiß nur, wer in der Lage ist, in den Detail Einsicht zu nehmen. Für einen mittelmäßigen Lehrer finden sich hundert schädliche; für ein unterdrücktes schlechtes Buch, hundert von Buchhändlern, Lesern, selbst Regierungen, pronirte schlechtere; die Jugend wird in den Begriffen vergiftet. Wollen wir hemmen, und nichts als mit Gewalt immer wieder hemmen, wer haftet uns zuletzt für die Organe, durch welche die Gewalt wirkt? Also, während wir das Verderbliche bändigen, müssen wir Mittel finden, das Gute keimen zu machen: dann erst wären wir gefördert; dann ließe sich die Zeit ungefähr berechnen, für welche Gewalt zurückzuhalten hätte. Hinter ihr stünde eine Zeit zu erwarten, in welcher das Gute mit Neigung geschähe.

Ich gestehe, oft, wenn ich über neuere sogenannte Staatseinrichtungen nachgedacht habe, bin ich in Verwunderung gerathen, wie sehr man den Menschen dabei als Maschine betrachtet, wie sehr man seiner, als lebendigen Wesens, vergißt. Doch ist er ganz Leben und Thätigkeit. Zeigen es nicht die tausend Bestrebungen und Verbindungen, mit denen er uns gegenwärtig nach allen Seiten hin entschlüpft. Die Anziehungen des Schlimmen sind mächtig; wir widersetzen uns ihnen; machen wir die Anziehungen des Guten mächtiger. Das macht die Schlechten ohne Zahl, daß der Halbgute, — und der Troß war und ist immer halbgut, — von keiner edlen Anziehungskraft kann gewältigt werden. Wir leiden an geheimen Gesellschaften: stellen wir, über ihren göttlichen und menschlichen Grundlagen, die offenbare Gesellschaft her, und jene werden verschwinden.

Den Gegenstand, mit welchem sich diese Blätter beschäftigen, ganz im Concreten zu fassen, so frage ich: haben wir bei uns Lehrinstitute, auf die wir mit Stolz sehen, welchen Eltern ihre Kinder ohne Gefährde anvertrauen können? Ja:

so schweige man nicht länger über ihren Werth. Ist es nicht: so gründe man welche. Es braucht anfänglich eins, zwei Häuser; also vier und zwanzig Menschen. Mehren, — man gebe ihnen nur Freiheit, — das werden sie sich von selbst. Nach zehn Jahren schon wird ihr Einfluß fühlbar seyn, und sie werden brauchbare Männer auch für die höhern Lehranstalten liefern. Bis dahin bewache man diese sorgfältig, man suche sie von den Schlimmen zu reinigen; man suche sie durch einzelne Gute zu stärken, und so bessere Zeiten in ihnen vorzubereiten; man arbeite an einer zweckmäßigern Organisation derselben; darüber scheue man die Discussion, auch die öffentliche nicht. In soferne ist, was der Bundestag ausgesprochen und angekündiget, höchst erfreulich. Eine geistreich geführte Discussion, auch wenn sie keine That nach sich zieht, bringt immer einen bedeutenden Nutzen. Die Revolutionäre wußten das. Sie haben Sprache und Geschichte, zu Gunsten ihrer Ansicht, verrenkt: wir müssen Sprache und Geschichte, zu Gunsten der wahren Ansicht, wieder herstellen. So vielleicht, wenn nicht Umstände eintreten, die jenseits alles menschlichen Könnens liegen, werden wir die Revolution einst sehen wie eine rücktretende Fluth, aus der nach und nach die hohen Stellen hervorkommen, um welche der Umfang des bebauten Landes auf's neue eigenthümlich und erkennbar wird.

Haben diese Blätter übrigens mit dem Auslande angefangen, so mögen sie mit ihm enden, und durch eine Thatsache mehr belegen, wie viel Still-Gutes in der Welt Wirkung gewinnt, wenn man die Weisheit und Ruhe hat, nur es zu dulden.

Ganz wie aus der Erziehung, war in Frankreich, zur Zeit der Rückkehr der Bourbonen, das Religiöse aus dem Leben gewichen. Landgemeinen von vielen hundert Seelen erinnerten sich kaum, gottesdienstliche Handlungen gesehen zu haben. Dafür mußte auf's dringendste Rath geschafft werden. Man griff daher nach Geistlichen, die in geordneten Zeiten

man zu einem so wichtigen Amte noch nicht würde zugelassen haben. Dies fand vorzüglich auf dem Lande statt. So schlimm es war, so konnte man sich über die Folgen davon beruhigen; man hatte Bischöfe und Generalvicare, auf deren Ernst und Treue man fußen konnte; die Zucht mußte ersetzen, was an Einsicht abging.

Inzwischen blieb immer eine der innigsten Herzensangelegenheiten des höhern Clerus, bald möglichst diesem Gebrechen abzuhelfen. Man that dafür mancherlei Vorschläge; man legte großes Gewicht auf gute Führung der bischöflichen Seminarien: da trat auch seinerseits, mit Beistimmung der geistlichen Behörde, jener obenerwähnte Erziehungsorden in's Mittel, und zwar auf folgende Weise.

Er kaufte in der Nähe des Mutter-Institutes mehrere Bauernhäuser, geräumig genug, um etwa hundert und fünfzig junge Leute fassen zu können. In diese nahm er zur Erziehung unentgeltlich Bauernsöhne auf, und zwar ausschließend nur solche, welche die nöthigen Anlagen zeigten, und den Beruf fühlten, sich dem Priesterstande auf dem Lande zu widmen.

Diese jungen Leute wohnen, schlafen und werden gespeist, von den übrigen Zöglingen geschieden, und zwar auf eine Weise, die sie nur eben eine Stufe über bäuerliche Dürftigkeit erhebt. Sonst aber genießen sie allen Unterricht wie die andern, sind mit ihnen den gleichen Prüfungen unterworfen, und die Lehrer sehen gerne, wenn sich zwischen ihnen und den übrigen Schülern Umgang und Freundschaft knüpft. Das Institut aber, von welchem die Rede ist, schließt gegenwärtig beinahe alle hohen Namen Frankreichs in sich ein.

An diesen jungen Leuten habe ich mit Bewunderung gesehen, was über die Richtung unserer Neigungen religiöse Erziehung vermag. Sie leben dem Reichsten und Vornehmsten ihres Vaterlandes zur Seite, sie thun es ihm nicht selten an Tugend und an Wissen zuvor; — denn seltsam genug, wie weiland zu Karls des Großen Zeiten, werden die meisten

Preise noch jetzt von Jünglingen dieser Klasse gewonnen; — aber so tief ist ihnen eingeprägt, daß Nichts wahrhafte Würde gebe, Nichts wahrhaft groß und glücklich mache, als gewissenhafte Erfüllung der uns anvertrauten Pflicht, daß sie um kein Gut der Welt mit ihnen tauschen möchten. Sie bleiben ihrem Berufe, neidlos und unerschütterlich, treu, und gewinnen aus ihrem Umgange mit jungen Leuten höheren Standes, feinere Sitte, besseren Gebrauch der Sprache, kurz, was ihnen dienen kann, einst ihn vollkommener zu erfüllen.

Ich könnte eben so erzählen, daß eine andere, jedoch mit dieser nach gleichen Grundsätzen wirkende Lehrer-Innung sich der Jugend der geringeren Volksklassen in Frankreich bemächtigt; oder, was diese erste Körperschaft gethan, um auf der Universität zu Paris dem Guten das Uebergewicht über das Schlechte zu geben; oder, was Männer aus der Gesellschaft, vereint mit würdigen Geistlichen, unternommen, um unter den Handwerkern Zucht und religiöse Sitte zu verbreiten. Es würde Alles nur dienen, um, von verschiedenen Seiten her, den Satz zu bestätigen, daß, um das Gute unter den Menschen zu bewirken, es guter geselliger Einrichtungen bedarf, und daß, die erste gute Einrichtung einmal fest gegründet, bald unzählige andere aus ihr hervorgehen, oder sich an sie anlehnen.

LXV.

Belgische Briefe.

Siebenter Brief.

Unsere politischen Angelegenheiten beschäftigen seit einiger Zeit ganz besonders die deutsche Presse, und vor allem hat die preußische Staatszeitung es sich, wie es scheint, zur Aufgabe gemacht, in häufigen in ihrem Sinne abgefaßten Correspondenzartikeln aus Brüssel ein

ganz falsches Licht auf den inneren Zustand unseres Landes, auf die Verhältnisse der Partheien, und besonders der Stellung der Regierung den Katholiken gegenüber zu werfen. Ich will mich hier nicht dabei aufhalten, Ihnen die mehr oder weniger unreinen Quellen zu nennen, aus denen jene Correspondenz fließt, noch auch alle Unrichtigkeiten zu widerlegen, die dieselbe enthält und die einem Jeden, der unser Land kennt, in die Augen fallen müssen, es genüge hier einige auffallende Punkte herauszuheben, die jedem Unbefangenen der Bemerkung werth scheinen dürften. Zuerst die Vorliebe, mit welcher unsere radicale Presse die Brüsseler Briefe des Berliner Blattes wiedergiebt, voll Freude in Deutschland, und zwar in einer halb-officiellen Zeitung, Gleichgesinnte anzutreffen.

An der Spitze dieser radicalen Presse steht jetzt der in Brüssel erscheinende Observateur, dessen Redaction von der Freimaurerloge, so wie von der ultra-liberalen, man kann wohl sagen revolutionären Parthei in der Kammer abhängig ist und geleitet wird. Dieß Blatt ist das Organ jener Leute, die an dem Umsturz der bestehenden Institutionen des Landes arbeiten; die durch die Wahlreform die Basis unserer Constitution untergraben möchten, um uns dann aller jener Freiheiten des Unterrichts und des Cultus zu berauben, die ausschließlich zum Besten der Katholiken ausgeschlagen sind; die durch öffentliche, auf Staatskosten errichtete und unterhaltene Schulen, aus denen die Religion entweder ganz verbannt, oder wenigstens alles wahren Einflußes beraubt wäre, die von den Bischöfen und den geistlichen Orden gestiftete Anstalten zerstören möchten; die die Diener der Religion in der Achtung des Volkes herabsetzen, und wo sie können, dem öffentlichen Gelächter und Spott Preis geben; die alle immoralischen aus Frankreich kommenden Pamphlets und Romane ihren Lesern anrühmen; die ein aller Sittlichkeit und Schaam Hohn sprechendes Theater in Schutz nehmen; mit einem Worte, von Leuten, die die moralischen, religiösen und politischen Grundlagen aller gesellschaftlichen Ordnung untergraben. Sie haben in Ihrem Deutschlande eine ganz ähnliche Parthei, die sich selbst den Namen des jungen Deutschlandes beilegt, und die in Principien und Tendenzen vollkommen mit unseren Radicalen übereinstimmt.

Ein zweiter nicht minder auffallender Umstand ist, daß diese Correspondenzen einen halb-offiziellen Charakter an sich tragen, und in sofern auch für uns nicht ohne Wichtigkeit sind. So hieß es in einem dieser Briefe, die Regierung könne in der Angelegenheit des öffentli-

:n Unterrichts, dem Clerus so viel oder so wenig Einfluß einräumen, als wolle, ohne daß dieß unter den Katholiken selbst irgend eine Opposion finden würde und etwas weiter: die Auflösung der Kammern bei elegenheit des zu discutirenden Unterrichtsgesetzes wäre eine Maaßre:l, die ziemlich allgemeine Billigung finden, und ein für die Regieung günstiges Resultat zur Folge haben dürfte. Sollte, wie man glau:n will, ein Theil unseres Ministeriums, und namentlich der Minister :s Innern, Herr Nothomb diesen Mittheilungen nicht fremd seyn, so iuschen sich die Herren sehr. Die Auflösung der Kammer, bei Gele:nheit eines Unterrichtsgesetzes, durch welches man dem religiösen Einuß auf die Erziehung und dem Unterricht Eintrag thun, oder gar die reiheit des Unterrichts auf direkte oder indirekte Weise beschränken nd untergraben wollte, würde ein mächtiger Sporn für die Katholien seyn, bei den eintretenden Wahlen mit Eifer und Einigkeit den raicalen Tendenzen entgegenzuarbeiten. Es ist somit ganz falsch, unsere Regierung gleichsam den Staaten assimiliren zu wollen, wo weder ein Grundgesetz, noch eine in der Presse frei sich aussprechende öffentliche Meinung, noch endlich die moralische Kraft der großen katholischen Mehrheit des Volkes, ebensoviele Gewalten sind, die dem Ministerium seine Gränzen anweisen, welches es nicht überschreiten darf, ohne seine Existenz zu gefährten.

Bei einer andern Gelegenheit hat sich ebenfalls unser jetziges Ministerium, und vor allem Herr Nothomb in einer Weise benommen, die ihm das allgemeine Vertrauen im hohen Grade entzogen, und als einen Mann gezeigt hat, dem es an allen bestimmten Principien fehlt, dessen einziges Streben dahin geht, sich der Regierung unentbehrlich zu machen, mit einem Worte, der Minister seyn und bleiben will, unter welchen Umständen es auch seyn mag *). Ich meine die Angelegenheit, die katholische Universität Löwens zur Civilperson zu machen. In meinem letzten Briefe, der freilich schon ein wenig lange geschrieben ist, sprach ich Ihnen von dieser Sache ausführlich, wie von den Intriguen, die man angewendet, um dieselbe zu hintertreiben. Wie man den Zwiespalt unter den angesehenen Katholiken des Landes säen und zugleich auf diplomatischem Wege die Folge, die die Annahme des Gesetzvorschlages für die innere Ruhe des Landes, die man als dadurch ernstlich gefährdet darstellte, ins Unglaubliche übertrieb. Wie ungegrün-

*) Man wiederholt ein treffendes Wort von ihm, was den Mann ganz charakterisirt: „J'aime le pouvoir", sagte er einmal, „comme on aime une maitresse"! —

det diese Angaben auch waren, so entschlossen sich doch unsere würdigen Bischöfe ihre an die Kammer, den Senat und den König gerichtete Petition zurückzunehmen, und gaben somit ein glänzendes Beispiel jener gänzlichen Uneigennützigkeit, die zu jedem Opfer bereit ist, sobald dasselbe gefordert wird. Die beiden katholischen Deputirten, die Herrn Dübüs und Brabant, die den Gesetzesvorschlag in die Kammer gebracht und mit ihnen jene katholische Majorität, die denselben schon sanktionirt und dessen Annahme einstimmig der Kammer angerathen hatten, folgten dem edlen Beispiele ihrer geistlichen Hirten, und entschlossen sich gleichfalls ihren Vorschlag zurückzunehmen *).

*) Ich kann nicht umhin, Ihnen das wichtige Aktenstück, den von den Bischöfen an die Kammer gerichteten Brief, im Original beizulegen; eine Uebersetzung würde den Eindruck, den derselbe macht, nur schwächen.

A Messieurs les Président et Membres de la Chambre des Représentants.

„Messieurs,

„Faisant usage du droit que l'art. 21 de la Constitution nous donne, nous avons eu l'honneur de vous adresser, ainsi qu'au Roi et au sénat, au mois de janvier de l'année dernière, une pétition afin d'obtenir que la qualité de personne civile fût attribuée par une loi à l'Université catholique de Louvain. Deux honorables membres de la chambre, MM. Dubus (ainé) et Brabant, mûs par l'intérêt qu'ils portent à cet établissement, ont eu la bonté de proposer un projet de loi tendant à nous accorder notre demande. La chambre a décidé que leur proposition serait prise en considération. Envoyée à l'examen des sections, elle y fut adoptée par 36 voix sur 44. La section centrale l'adopta à l'unanimité, avec quelques modifications accidentelles, après avoir, comme elle le dit dans son rapport, consacré plusieurs séances à débattre les principales questions de constitutionalité et d'économie sociale qui s'y rattachent, et après avoir exposé et analysé tous les systèmes, et abordé avec franchise toutes les objections sérieuses.

Un accueil si favorable nous faisait espérer avec une ferme confiance que la loi proposée serait adopté par les trois branches de la législature. Cependant notre pétition et la proposition de loi qui en a été la suite, devinrent l'objet d'interprétations et d'attaques aussi inattendues que peu fondées. On prétendit que nous voulions obtenir un privilège exclusif et faire revivre d'anciens droits qui sont incompatibles avec nos lois; on chercha même à faire croire que nous voulions entraver la marche du gouvernement.... Ces desseins et d'autres plus absurdes encore, qu'on nous a prêtés, étaient loin de notre pensée; car nous n'eûmes d'autre but que d'obtenir pour l'Université catholique une prérogative dont jouissent déjà les Universités de l'État, les séminaires, tous les

Sie würden vielleicht glauben, verehrter Freund, daß unsere Radicalen diesen edlen Schritt der Katholiken anerkannt hätten? Doch nein, Sie kennen die Parthei zu genau, um dieselbe einer aufrichtigen Gesinnung fähig zu halten. Ihre schlechte deutsche Presse, deren Haupt und Coryphëen die Leipziger allgemeine Zeitung ist, hat ja in der Sache nicht besser und nicht anders gehandelt. Hat sie sich doch nicht entblödet die elendesten ungegründesten Verläumdungen eines Brüsseler Correspondenten aufzunehmen. In einem Artikel, den dieß Blatt in seiner Nummer von 14. März einrückte, sind eben soviele Lügen als Behauptungen: es ist darin von einem „Argwohne Roms gegen die wachsende Macht des belgischen Episcopats, von einem Bunde, den vier Bischöfe mit einander geschlossen, um immer unbeschränkteren Einfluß auf das Land zu erlangen, -- von einer Opposition der Bischöfe Belgiens gegen den römischen Stuhl" ꝛc. ꝛc. — die Rede. Es ist unnöthig, diese abgeschmackten Behauptungen zu widerlegen und die Feierlichkeit, mit welcher die Weihe des Hrn. Fornari, Apostolischen Nuntius in Brüssel, zum Erzbischof von Nicäa in Mecheln statt fand, und zu welcher,

---

conseils des hospices, tous les bureaux de bienfaisance, tous les communes, toutes les églises et un grand nombre d'autres établissements d'utilité publique. Il nous semblait que les garanties d'ordre qu'offre l'Université de Louvain, les services qu'elle rend aux sciences et les avantages qu'elle procure au pays, l'en rendaient digne sous tous les rapports. Des jurisconsultes et des publicistes très-distingués nous avaient d'ailleurs assurés que notre demande ne renfermait rien qui fût contraire aux lois ou à la Constitution.

Quoique nous restions convaincus de la justice de notre demande, nous nous sommes néanmoins décidés à la retirer afin d'empêcher qu'on ne continue à s'en servir pour alarmer les esprits, exciter la défiance et troubler l'union qui est si nécessaire au bien-être de la religion et de la patrie. C'est pourquoi nous vous prions, Messieurs, de regarder comme non avenue la pétition que nous avons eu l'honneur de vous adresser; nous nous faisons en même temps un devoir de témoigner à la chambre notre sincère et vive reconnaisance pour le bon accueil qu'elle a bien voulu lui faire.

Nous sommes respect, Messieurs, Vos très-humbles et très-obéissants serviteurs,

Engelbert, cardinal-archevêque de Malines.
Corneille, évêque de Liège.
François, évêque de Bruges.
G.-J., évêque de Tournay.
Nicolas-Joseph, évêque de Namur.
Louis-Joseph, évêque de Gand.

En février 1842".

der Cardinal-Erzbischof seine fünf Suffragane eingeladen hatte, bietet den augenfälligsten Beweis, daß von einem Mißverständniß, geschweige einer Uneinigkeit unseres Episcopats und des heil. Stuhls keine Rede seyn kann.

Ein anderer Theil dieses Artikels der allgemeinen Leipziger Zeitung verdient aber eine ernstere Rüge, da in demselben jene Männer persönlich angegriffen werden, die keineswegs jene Beschuldigungen verdienen und denen man eine Stellung zuschreibt, die dieselben in unserem Lande nicht einnehmen. Dieß sind der Hr. Bischof von Lüttich und der Hr. Abbé de Ram, Rector der katholischen Universität Löwens. Der würdige Bischof von Lüttich wird als ein Mann von „heftigem Charakter, heißem Blute und persönlichen Ehrgeiz" dargestellt, „der sich oft zu Extravaganzen verleiten ließe". — Von allem diesem ist kein Wort wahr, man müßte denn apostolischen Eifer und tiefe innige Frömmigkeit, so wie die nie rastende Thätigkeit in Organisirung und Bereisung seiner Diöcese, in Anordnung und Beförderung des Unterrichts und der Erziehung sowohl der Geistlichkeit als des Volkes für persönlichen Ehrgeiz und Extravaganz verschreien wollen. Und dieß aber ist die Hauptwaffe unserer politischen wie religiösen Feinde, daß sie lügen und verläumden ohne Schaam und ohne Maas, hoffend so die öffentliche Meinung zu betrügen und für sich zu gewinnen. Ich habe Ihnen schon von dem trefflichen und gründlichen Werke des Herrn Bischofes von Lüttich in einem früheren Briefe gesprochen. Doch ist es vorzüglich Herr de Ram, den der Verfasser jenes Artikels schmäht und zu verdächtigen sucht, denn alles, was er scheinbar zu dessen Lobe sagt und was eben so wenig begründet ist, als die Anklagen gegen den Bischof Lüttich's, soll nur dazu dienen, jenen Mann als einen feinen, listigen Intriguanten hinzustellen, der, ohne den Schein haben zu wollen, alle religiösen und politischen Interessen des Landes sich in die Hände spielen wollte. Wer unsere Bischöfe sowohl wie die einflußreichen Katholiken in und außer unserer Kammer ein wenig kennt, wer besonders den unabhängigen Charakter unseres Volkes zu würdigen weiß, wird von vornherein die Versicherung, der „Hr. de Ram sey Chef der katholischen Parthei", läugnen. Die Schwierigkeit, ich möchte sagen Unmöglichkeit, die Katholiken zu einer Parthei zu machen, die einer und derselben Leitung folgt, ihre Spaltungen in allen Angelegenheiten, die keine Principienfragen sind, dieß ist es eben, was so oft den Radikalen das Uebergewicht und einen momentanen Sieg verschafft. Unser ganzes politisches Leben gibt nur zu viele Beweise des Ebengesag-

ten, und um nur ein Einziges anzuführen, so ist der Sturz des katholischen Ministeriums de Theux eben so sehr von den Katholiken, wie von ihren Gegnern ausgegangen.

Was nun aber den Hrn. de Ram betrifft, so bezeugt sein ganze früheres, so wie jetziges Wirken und sein Charakter, daß jenes von ihm entworfene Bild ihm keineswegs ähnlich ist. Wenn wir ihn richtig beurtheilen, so ist er ein Gelehrter, im deutschen Sinne des Wortes, der sich viel mit kirchengeschichtlichen und kirchenrechtlichen Forschungen und Arbeiten beschäftigt hat. Als solcher wurde er von unsern Bischöfen der von ihnen errichteten Universität vorgesetzt, und leitet dieselbe seit acht Jahren. Wie es sich von selbst versteht, muß ein solcher Mann im hohen Grade das Vertrauen der Bischöfe besitzen, sonst würden sie ihm wohl eine so wichtige Stelle nicht so lange Zeit hindurch anvertraut haben. Eben so natürlich ist es auch, daß Hr. de Ram die Constituirung des von ihm geleiteten Institutes als Civilperson wünschte, denn ohne Zweifel hat er an diesem Plane selbst mitgearbeitet.

Doch ich breche von diesen Persönlichkeiten ab, die ich nur anführte, um Ihnen zu beweisen, welches Gewicht man auf die Nachrichten der deutschen radikalen Presse legen kann. In diesem Augenblicke haben wir eine der wichtigsten Kammersitzungen, die seit langer Zeit statt gefunden hat. Drei wichtige Gesetze sind vorgebracht: 1) über Veränderungen in dem Communalgesetz; 2) über das Volksschulwesen, und 3) über eine der Stadt Brüssel zu bezahlende Entschädigung wegen der in der Revolution erlittenen Unfälle. Ich spreche Ihnen hier nur von dem erstern der drei Gesetzentwürfe, der gerade discutirt wird, und im ganzen Lande die regste Theilnahme theils dafür, theils dagegen erweckt. Zum besseren Verständniß der vorgeschlagenen Reformen des Communalgesetzes wird es nöthig seyn, einiges über die Entstehung desselben vorauszuschicken. Als nach dem Sturze der holländischen Herrschaft die Hand ans Werk gelegt wurde, um den neuen Staat zu organisiren, so stieß man auf um so größere Schwierigkeiten, je weniger man im Stande war, Vergangenes wieder herzustellen. Belgien war noch nie in dem Umfange ein eigener selbstständiger Staatskörper gewesen; die verschiedenen Provinzen, aus denen es bestand, waren freilich schon mehrmals unter einem Scepter vereinigt gewesen, allein nie hatten die dem Lande oft selbst durch Sprache und Sitten fremden Herrscher daran gedacht, Belgien eine politische Einheit, eine gleichförmige Organisation zu geben. Trotz diesem Umstande hatte das diese selbst in Sprache und Sitten verschiedenen Provinzen bewoh-

nende Volk nationalen Sinn, religiöse Gesinnung durch Anhänglichkeit an die katholische Kirche und seine vollständige Eigenthümlichkeit behauptet. Weder spanische, noch österreichische, noch französische, noch endlich holländische Herrschaft war im Stande gewesen, diesen Nationalcharakter zu schwächen, geschweige denn auszurotten, und in dieser Hinsicht haben jene Historiker und Publicisten gänzlich Unrecht, wenn sie uns Belgiern Nationalität absprechen wollen, als wenn dieselbe von äußern Verhältnissen abhängig wäre und nicht vielmehr im innersten Mark des Volkes seine feste Wurzel hätte. Es war somit ganz natürlich, daß, als man die historischen Grundlagen des neuen Staates aufsuchte, sich die festen mittelaltrigen Constitutionen der Provinzen, der Städte und der Gemeinden, als die wahren Träger des Nationalcharakters darstellten. So war es denn keinesweges, um einem übermäßigen oder ausschweifenden Freiheitssystem zu fröhnen, sondern vielmehr um alte Institutionen, die Jahrhunderte hindurch die Kraft des Landes gewesen waren, daß man den Provinzen und vor allen den Städten und Gemeinden eine sehr freie Stellung im Staate einräumte. So entstand das im Jahr 1836 votirte Communalgesetz, welches den Stadt- und Landgemeinden die freie Wahl ihrer Räthe gestattete und selbst die Ernennung der städtischen Beamten, die der Regierung vorbehalten blieb, auf jene beschränkte, die in den Stadtrath gewählt worden waren. Bald zeigte es sich indessen, daß diese und noch andere zu weit ausgedehnte Freiheiten mit der Einheit der Staatsverwaltung schwer in Einklang zu bringen waren. Mißbräuche mancherlei Art wurden laut, wie z. B. daß der Bürgermeister einer Landgemeinde alle von der Regierung erhaltenen Depeschen uneröffnet liegen ließ, ohne eine einzige derselben zur Ausführung zu bringen, daß Polizeigesetze, so wie Militärpflichtigkeiten gar nicht gehandhabt oder beachtet wurden, daß die Bürgermeister, um die Bewohner der Stadt oder des Dorfes nicht gegen sich aufzubringen, und so ihre Wiedererwählung zu gefährden, wichtige Gesetze, wie z. B. das über die Bürgergarde ganz und gar nicht befolgten, wie durch Uebereinkunft zwischen den gewählten Gliedern des Gemeinderathes die Ernennung des Bürgermeisters durch die Regierung auf eine einzige Person beschränkt wurde, da alle anderen sich das Wort gegeben, die Ernennung abzulehnen, wie endlich sogar in manchen Städten keiner der Gewählten die ihm von der Regierung angetragene Bürgermeister-Stelle annehmen wollte, um die Regierung zu gewissen Concessionen zu zwingen. Diese und noch viele andere Mißbräuche machten Veränderungen in

dem Communalgesetz nothwendig, und dieselben wurden von dem Ministerium vorgeschlagen und von der Centralsection der Kammer, welcher die Vorschläge zur Untersuchung vorgelegt wurden, nicht nur gebilliget, sondern selbst mehrere Veränderungen hinzugesetzt, die noch größere Beschränkungen jener Freiheiten enthielten.

Es wäre mir unmöglich und würde die Gränzen eines Briefes überschreiten, wenn ich Ihnen den Gang der Debatten auseinandersetzen wollte; die vorgeschlagenen Veränderungen betreffen 1) die Ernennung des Bürgermeisters, welche der Regierung ganz frei gegeben seyn sollte, so wie auch seine Entsetzung und die Dauer seines Amtes; 2) die Verlängerung der Zeit, für welche der Gemeinderath erwählt würde, und die man von sechs auf acht Jahre bringen will; endlich 3) die Wahl selbst, die nicht mehr von der ganzen Gemeinde, sondern von den einzelnen Stadtvierteln vorgenommen werden soll. Sie sehen, das Princip der Gemeindeordnung bleibt dasselbe, es beruht nach wie vor auf der directen Wahl der Glieder des Gemeinderathes, der in allen, die Gemeinden betreffenden Angelegenheiten entscheidet, und ohne dem der Bürgermeister keine willkührlichen Schritte thun kann. Auf der andern Seite aber erhält die Regierung einen Beamten, der im Stande ist, die Gesetze aufrecht zu erhalten und auszuführen. Diese Vorschläge haben nun aber das Geschrei der ganzen radicalen Presse erregt und ihre Angriffe gegen die conservative Parthei der Kammer, die in der größten Mehrzahl aus Katholiken besteht, kennen keine Gränzen. Die Vorschläge werden nicht anders, als mit den Worten: contrerevolution, essais liberticides, retrogrades etc. etc. bezeichnet, und wenn man diese Blätter liest oder auch die Reden der radicalen Deputirten, unter denen sich besonders ein gewisser Verhaegen, Advocat in Brüssel, durch sein Schreien und sein unmanierliches Wesen hervorthut, in der Kammer hört, so sollte man meinen, die gemäßigte Parthei gehe auf nichts Geringeres hinaus, als die Verfassung des Landes umzustürzen und eine absolute Monarchie an ihre Stelle zu setzen. Die katholische Presse dagegen, unter der sich besonders das in einem guten und ernsten Sinn geschriebene Journal de Bruxelles auszeichnet, so wie die katholischen Deputirten, die selbst den Gesetzesvorschlägen entgegen sind, behaupten ihre Ruhe und Mäßigung. Freilich wird dieß aber wohl die hochweise preußische Staatszeitung nicht abhalten, die Katholiken Belgiens immer wieder aufs Neue als eine revolutionäre und demagogische Parthei zu schildern. Bald ein Mehreres über die Annahme oder Verwerfung des eben besprochenen Gesetzes. Den 1. Juni 1842.

Besondere Aufmerksamkeit scheint uns die Einrichtung der theologischen Facultät zu verdienen. Niemand kann in derselben als Student aufgenommen werden, ohne eine besondere Erlaubniß seines Bischofes mitzubringen, und ohne vorher wenigstens zwei Jahre in einem bischöflichen Seminarium sich den theologischen Studien gewidmet zu haben; nur von Ausländern verlangt man die letztere Bedingung nicht. Der ganze Cursus der theologischen Vorlesungen der Facultät dauert vier Jahre; indeß steht es solchen, die schon früher einen Theil ihrer theologischen Studien beendigt haben, frei, gewisse Fächer zu wählen. Am Ende eines jeden Jahres findet eine allgemeine Prüfung aller Theologie-Studirenden vor der Facultät statt. Diejenigen, die sich besonders auszeichnen, werden einem besonderen Examen unterworfen und erhalten, wenn sie dasselbe bestehen, den Grad als Baccalaureen, welcher sie noch zur öffentlichen Vertheidigung einer bestimmten Anzahl Theses verpflichtet. Als Vorübung dieser Vertheidigung und als Uebung jeder Art wissenschaftlicher Discussionen werden jeden Samstag, unter Vorsitz eines der Professoren, unter den Studierenden Disputationen, sogenannte Sabbatinen gehalten; die Thesen dazu werden von den Professoren im Voraus bestimmt. Damit indeß das freiere Universitätsleben keinen nachtheiligen Einfluß auf die Theologie Studierenden ausübe, sind alle gehalten, in einem Collegium unter Aufsicht und Leitung eines Präsidenten zu wohnen, die meisten der Professoren der theologischen Facultät wohnen in demselben Hause. Zudem müssen alle der theologischen Facultät angehörigen Studenten die in Belgien vorgeschriebene geistliche Kleidung tragen. Jeder Bischof erhält jährlich einen ausführlichen Bericht über das Betragen, den Fleiß und die Fortschritte der seiner Diöcese angehörigen, auf der Universität befindlichen Theologen. Ein großer Vortheil für diese ist es auch, daß sie die in den andern Facultäten gegebenen Vorlesungen, die für sie von Nutzen und Interesse sind, beiwohnen können. Die fähigeren Köpfe, die nach erlangtem Baccalaureat ihre Studien noch weiter fortsetzen und sich einer ferneren Prüfung unterwerfen, erhalten den Licenciaten-Grad, der ebenfalls mit öffentlicher Vertheidigung einer Anzahl Thesen verbunden ist. Der höchste Grad endlich ist der Eines Doctors der Theologie oder des canonischen Rechts. Folgendes sind die Bedingungen, die dazu erfordert werden, sie beweisen hinreichend, daß ein solcher Grad nur wenigen und nur ausgezeichneten Leuten gegeben werden kann. Um Doctor werden zu können, muß man Licenciat seyn, wenigstens zehn Jahre sich mit theologischen Studien beschäftigt haben, eine von der Facultät

approbirte Dissertation nebst zwei und siebzig Thesen schreiben, und Letztere drei Tage lang, jedesmal während drei Stunden, öffentlich vertheidigen.

Die Schwierigkeit, alle diese Bedingungen zu erfüllen, hat bis jetzt selbst die besseren Köpfe unter den Theologie-Studirenden abgehalten, sich um den Doctor-Grad zu bewerben. Erst im verflossenen Jahre hat ein junger Theologe aus der Diocese Lüttich, Herr August Kempeneers, allen Forderungen Genüge geleistet und ist feierlich zum Doctor des Canonischen Rechtes promovirt worden. Als Gegenstand seiner Dissertation hat er den Primat des Römischen Stuhles gewählt *). Der Gegenstand ist mit vieler Gründlichkeit und Sachkenntniß behandelt: alle Einwendungen gegen den Primat sind aufs treffendste und bündigste widerlegt und die Beweise für die Nothwendigkeit sowohl, wie für das wirkliche Bestehen des Primats von den ersten Zeiten der Kirche, aus der innern Organisation der Kirche, aus der heiligen Schrift, der Einsetzung des Primats durch Christus, der Erklärung der vorzüglichsten Kirchenväter, der Entscheidung der Concilien, nachgewiesen; ferner der Endzweck des Primates und die Rechte so wie die Gewalt desselben in der Kirche aufs klarste auseinandergesetzt. Die Dissertation zerfällt in fünf Kapitel, vorausgeschickt ist die Literatur des Gegenstandes von den Ballerini anfangend bis auf Rothensee und Roskovany sind alle citirt, die sich ausschließend mit dem Primat beschäftigen. Die zahlreichen Citate beweisen hinlänglich die Belesenheit des Verfassers, der durch seine Arbeit der Wissenschaft des canonischen Rechts, so wie der Dogmatik und Kirchengeschichte einen wesentlichen Dienst geleistet hat. Die zwei und siebenzig der Dissertation angehängten Thesen sind aus dem canonischen Recht, der Kirchengeschichte, so wie dem neueren belgischen Civilrecht genommen. Sie bezeugen die gründlichen Kenntnisse des Verfassers in diesen verschiedenen Zweigen des Wissens, so wie sein festes Halten an der katholischen Hierarchie und Ordnung. Er kann mit Recht den Ehrentitel eines Ultramontaners in Anspruch nehmen.

Aus einem Privatbrief theilen wir noch Einiges über die Disputation und die feierliche Promotion mit. „Am 26. Juli, dem ersten Tage der öffentlichen Disputation war die kleinere Aula des Universitätsgebäudes schon eine halbe Stunde vor dem Anfange von einem zahlrei-

*) Dissertatio dogmatico-canonica de Romani Pontificis primatu ejusque attributis, quam cum subjectis septuaginta duo thesibus publice propugnabit Augustus Kempeneers. Lovanii 1841. XIV. 234.

chen Auditorium, wohl an 500 Personen, bestehend aus einem Theile der Studenten, Advokaten und andern Leuten aus der Stadt, der Geistlichkeit der Stadt wie der Umgegend sowohl, wie auch aus den entfernten Gegenden, vielen Ordensgeistlichen, als Jesuiten, Dominikaner und anderen angefüllt. Um 5 Uhr Abends wurde der Candidat von dem Rector und der theologischen Facultät in Costüm, so wie von dem Cardinal-Erzbischofe von Mecheln, der die Feierlichkeit mit seiner Gegenwart beehrte, in den Saal geführt. Nach einer kurzen Anrede begann die Disputation und dauert ununterbrochen bis 7 Uhr: der Candidat vertheidigt sich mit der größten Gewandheit und Geistesgegenwart bald in lateinischer, bald in französischer Sprache, letztere wurde für die Thesen des Civilrechts ausschließend angewendet. Die Opponenten waren theils Professoren der Universität, theils fremde Geistliche, mehrere Professoren der Theologie des Jesuitencollegiums, so wie ein spanischer Dominikaner, jetzt Professor in dem Kloster seines Ordens in Gent, theils Studenten. Dasselbe Interesse zeigte sich während der beiden folgenden Tage, wo der Zulauf noch immer größer war. Am dritten Tage war der Erzbischof von Paris, der eine Reise in Belgien machte, zugegen. Am Ende einer jeden Disputation gab sich der laute, einstimmige Beifall des Publikums zu erkennen, und am letzten Tage wurde der Sieg dem Candidaten durch ein allgemeines Beifallrufen der ganzen Versammlung zuerkannt. Die Thesen selbst waren sehr gut gewählt, indem sie größtentheils sehr bestrittene Punkte und Meinungen enthielten. Am zweiten August fand die feierliche Promotion statt, an welcher der Cardinal-Erzbischof von Mecheln, so wie der Bischof von Namür Theil nahmen, der Bischof von Lüttich, war durch Krankheit zu kommen verhindert worden. Die sämmtlichen Professoren der Universität in Costüm, so wie der Stadtrath in Uniform holten den Candidaten in dem Collegium, in welchem er wohnte, und wo die beiden Prälaten sich ebenfalls eingefunden hatten, ab, und führten ihn in feierlichem Zuge nach der großen Universitätsaula. Alle Glocken der Stadt, die schon am Vorabende das Fest angekündigt hatten, wurden geläutet, die Straßen, durch die der Zug gehen mußte, waren mit grünen Maien bepflanzt und von einer unzähligen Menschenmasse angefüllt, alle Fenster und Häuser bis aufs Dach waren von Zuschauern besetzt: eine Menge vom Fremden waren zu der Feier gekommen. Die große Aula, die wohl 300 Menschen faßt, war schon lange vorher ganz angefüllt: eine feierliche Musik unterbrochen von dem Beifallrufen der Versammlung empfieng den Zug. Der Rector der Universität hielt die Promotionsrede in lateinischer Sprache. Er setzte die Bedeutung der Feier und der zu ertheilenden Würde auseinander und hielt dem Candidaten, der dem Katheder gegenüber zwischen den beiden Prälaten den Ehrenplatz hatte, seine Pflichten vor: erinnerte darauf an die vielen Dienste, die die Doktoren der theologischen Facultät, der alten Universität in Löwen der Kirche geleistet, sie die unter den Ersten waren, die Irrlehren Luthers aufzudecken und zu bekämpfen. Er endigte mit einer Anrufung von der heil. Jungfrau, Patronin der Universität. Darauf fand die Promotion selbst statt, nach welcher der neue Doktor eine kurze Dankrede hielt. Darnach begab sich der ganze Zug in derselben Ordnung in der er gekommen war, nach der Hauptkirche der Stadt, wo der neue Doktor mit einer Rede von dem Oberpfarrer empfangen und zum Altar der heil. Jungfrau begleitet wurde, wo er nach alter Art ein Opfer in Geld (ein Goldstück und ein Silberstück)

darbrachte. Nach der Feier wurde der Doktor wieder in feierlichem Zuge nach seiner Wohnung zurückbegleitet. Der Rektor hatte dann einen Theil der Professoren, so wie die Autoritäten der Stadt und den neuen Doktor nebst seiner Familie zu einem Festmahle versammelt, an dem ebenfalls die beiden Prälaten Theil nahmen und während welchem mehrere Gedichte in hebräischer, griechischer, lateinischer, französischer und flamändische Sprache, die auf das Fest verfaßt waren, recitirt und nachher an die Gäste vertheilt wurden, man hatte nur 60 Exemplare davon abgedruckt. Abends um 10 Uhr brachten die Studenten ihrem ehemaligen Mitschüler einen Fackelzug mit Musik; eine Menge Volks erfüllte den großen Hof des Collegiums und der neue Doctor wurde mit allgemeinem Jubel begrüßt, als er ans Fenster trat; um seinen Freunden zu danken. So endet der für die Bürger Löwens sowohl wie für die Universität erfreuliche Tag."

In unseren ganz materialisirten Zeiten ist es sehr erfreulich zu sehen, daß auch wissenschaftliche Verdienste und Auszeichnungen eine öffentliche Anerkennung finden.

LXVII.

Briefliche Mittheilung

aus Sachsen.

Es wird den Lesern Ihres Blattes wohl nicht uninteressant seyn, nachdem schon mehrmals in den Zeitungen von dem Baue einer katholischen Kirche zu Leipzig die Rede war, die beiden nachfolgenden, diese Sache betreffenden Actenstücke kennen zu lernen.

I. Die katholische Kirchengemeinde zu Leipzig hat bei Sr. Majestät dem König in einer Immediateingabe darauf angetragen, daß Allerhöchstdieselben die Herstellung eines ihrem religiösen Bedürfnisse entsprechenden Gotteshauses baldmöglich anzuordnen geruhen wollten. Nachdem nun hierauf Se. Majestät den Vortrag des unterzeichneten Ministerii erfordert hatten, wird den Petenten in Gemäßheit der von Allerhöchstdenselben ertheilten Resolution Folgendes zu erkennen gegeben.

Die Petenten haben sich zur Unterstützung ihres Gesuchs hauptsächlich darauf berufen, daß ihre bisherige Kirche, welche ihnen im Jahre 1710 von dem damaligen Landesherrn eingeräumt und deren ungestörter Besitz ihnen durch einen besondern Vertrag desselben mit dem damaligen Oberhaupte der Kirche zugesichert, deren Gewähr auch bei dem Eintritte der jetzigen Landesverfassung vom Staate ausdrücklich sammt der Bestreitung aller Baulichkeiten übernommen worden sey, nunmehr plötzlich ohne ein Hinzuthun der Petenten durch ein einseitiges Unternehmen des Staates gänzlich baufällig und unbrauchbar geworden sey.

Das Ministerium hat nun den Bittstellern hierauf zuvörderst zu erwidern, daß weder in den die Verhältnisse der Katholiken betreffen-

den, bei den höchsten Behörden ergangenen Acten noch auch in dem Staatsarchive, der sorgfältigsten Erörterungen und Nachforschungen ungeachtet, sich etwas hat auffinden lassen, wodurch das Anführen der Petenten, daß der König und Kurfürst August II. mit dem damaligen Oberhaupte der katholischen Kirche einen Vertrag, wie in der Eingabe behauptet worden, abgeschlossen oder demselben eine diesfallsige Zusicherung ertheilt habe, nur in Etwas nachgewiesen oder doch wenigstens wahrscheinlich gemacht worden wäre.

Vielmehr bestätigen die gedachten Acten ausreichend, daß der König August II. eine solche Zusicherung kaum ertheilt haben und sich in einer Weise verbindlich gemacht haben würde, welche mit der damaligen kirchlichen Verfassung Sachsens sich nicht würde haben vereinigen lassen.

Denn es ist ausreichend bekannt, daß in Folge der Bestimmung des westphälischen Friedensschlusses, daß der Status religionis eines jeden Landes im deutschen Reiche, wie er anno 1624 gewesen, unverändert erhalten werden solle, den katholischen Glaubensgenossen die freie Ausübung ihrer Religion in dem Churfürstenthum Sachsen und den demselben incorporirten Landen nicht verstattet war, und auch König August II., als er die römisch-katholische Confession annahm, wiederholt durch öffentliche Proclamationen die den Augsburg'schen Confessionsverwandten verfassungsmäßig zuständigen Privilegien bestätigte, auch sich mehrfällig dahin erklärte, daß die gedachte Religionsverfassung aufrecht erhalten, und den Katholiken das exercitium religionis publicum et simultaneum nicht gestattet werden solle. Die Katholiken bildeten auch weder zu Dresden noch zu Leipzig eine eigene Parochie, noch hatten die Geistlichen derselben die jura parochorum. Es läßt sich aus den damaligen Verhandlungen leicht nachweisen, und ist insbesondere vom König August II. wiederholt anerkannt worden, daß das exercitium religionis Seiten der Katholiken nur ein privatum sey und denselben schlechterdings nicht die Rechte einer Kirchengemeinde zuständen. Eben deshalb wurde auch die Ausübung des katholischen Gottesdienstes lediglich in den dem König zustehenden Schlössern, gleichsam als eine Hausandacht, gestattet, und insbesondere ist dieser Gesichtspunkt bei der damaligen Einräumung einiger Lokalitäten in der Pleissenburg behufs der Einrichtung einer katholischen Kapelle in denselben festgehalten worden. Eine Zusicherung aber, wie solche in der Eingabe der katholischen Gemeinde jetzt angeführt wird, würde mit diesen unbezweifelten und festbegründeten Thatsachen in offenem Widerspruch getreten seyn.

Erst als durch den Posener Frieden die Katholiken in ihren bürgerlichen und politischen Rechten den Augsburgischen Confessionsverwandten völlig gleichgestellt worden waren — welche Gleichstellung die Bundesacte bestätigt hat — konnte von katholischen Parochialgemeinden in hiesigen Landen die Rede seyn, und es wurden insbesondere erst in dem Mandate vom 19. Februar 1827, §. 65. die von der evangelischen Kirche gegen die katholischen Glaubensgenossen zeither ausgeübten Parochial-Zwangsrechte aufgehoben. Wenn nun aber hierdurch den Katholiken die Rechte einer Parochialgemeinde eingeräumt worden sind, so sind zugleich auf dieselben die nach allgemein kirchenrechtlichen Grundsätzen denselben obliegenden Verpflichtungen übergegangen, und es hat auch das Parochiallastengesetz vom 8. März 1838, §. 28. die Verbindlichkeit der Katholiken, den für ihre Kirche und Schulen erforderlichen

edarf, ohne Unterschied, ob derselbe ein außerordentlicher sey, oder
cht, aufzubringen anerkannt. Dieses Gesetz wiederlegt auch die An=
ahme der Bittsteller, daß der Staat durch Erhebung einer Parochial=
nlage die Verbindlichkeit übernommen habe, alle Bedürfnisse des ka=
holischen Cultus aus der Staatskasse zu bestreiten. Der Staat ver=
ittelt nur die Erhebung und verwaltet unentgeldlich den Ertrag der
nlage unter ausschließlicher Verwendung desselben für den katholischen
Cultus und Unterricht, ohne solchen mit der Staatskasse zu vermischen.
Es kann daher auch nicht zweifelhaft seyn, daß die katholischen Gemein=
en an sich verbunden sind, den für Erbauung einer neuen Kirche erfor=
erlichen Aufwand aus eigenen Mitteln aufzubringen.

Wenn nun ferner überhaupt der Stifter einer Kirche, er mag
urch diese Stiftung beschränkte oder umfassendere Patronatrechte er=
angt haben, nicht verbunden ist, mehr zu leisten, als er bei der Stif=
ung gegeben hat, namentlich die Mittel nicht zu Befriedigung einer
später vergrößerten Kirchengemeinde zu gewähren, so kann auch die ka=
tholische Kirchengemeinde zu Leipzig nicht in Anspruch nehmen, daß ihr
auf Kosten der Staatskasse eine Kirche gebauet werde, wie sie dersel=
ben jetzt bedürfen möchte.

Wenn daher auch Se. Majestät die behauptete Verbindlichkeit des
Staats zur Aufführung und Herstellung einer katholischen Kirche zu
Leipzig in der gedachten Maaße nicht verkennen können, so haben doch
zugleich Allerhöchstdieselben Ihre Geneigtheit zu erkennen gegeben, der
katholischen Gemeinde zu Leipzig eine Entschädigung für die ihr jetzt
entzogenen Räume in der Pleissenburg aus der Staatskasse zu gewäh=
ren, und wird das unterzeichnete Ministerium deshalb zuvörderst mit
dem Apostolischen Vicariate in weitere Verhandlung treten.

Dresden, am 11. März 1842.

Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts.
v. Wietersheim.

An den Herrn Adv. Dr. Karl Baptist Alippi und Genossen zu Leipzig.

II. Se. Majestät der König haben die von der katholischen Gemeinde
zu Leipzig in Anspruch genommene Verbindlichkeit des Staats, aus der
Staatskasse genannter Gemeinde eine ihren jetzigen religiösen Bedürf=
nissen entsprechende Kirche herzustellen, nicht anzuerkennen vermocht,
und es hat auch das unterzeichnete Ministerium die genannte Gemeinde
nach der Allerhöchsten Resolution in der abschriftlich anliegenden Maaße
beschieden.

Zugleich hat aber das Ministerium des Cultus und öffentlichen
Unterrichts hierbei dem Apostolischen Vicariate zu eröffnen, daß man
nicht abgeneigt ist, der katholischen Gemeinde eine, dem Miethwerthe
der zeither für den katholischen Gottesdienst benutzten Räumlichkeiten
gleichkommende, fortlaufende oder mittels Capitalisirung in ungetrennter
Summe zu zahlende Entschädigung zu gewähren, und es ist der Mieth=
werth für den Raum der katholischen Kirche durch die von dem Finanz=
ministerium beauftragten Baucommissarien auf 150 Rthlr. jährlichen
Zins abgeschätzt worden.

Diese Entschädigung kann jedoch nur gegen einen vollständigen Ver=
zicht der Gemeinde zu Leipzig auf das von ihr in Anspruch genommene
Befugniß, der Staatskasse gewährt werden, und es wird daher, da ge=
genüber die rechtliche Existenz einer der Leipziger Kirche zugewiesenen
katholischen Parochialgemeinde ebenso, wie die künftige Beiziehung dersel=
ben zu Herbeischaffung des zu Herstellung einer neuen Kirche erforderlichen

Aufwandes außer Zweifel ist, bei der endlichen Ausgleichung dieser gelegenheit die Concurrenz der Gemeinde durch gehörig von ihr wählte und mit ausreichender Vollmacht von ihr versehene Stellver ter nicht zu umgehen seyn.

Dagegen hat es zur Zeit der weitern Erwägung und Veransta des apostolischen Vicariats zu überlassen, wie auf die billigste zweckmäßigste Weise dem Bedürfnisse einer katholischen Kirche in zig abgeholfen werden könne.

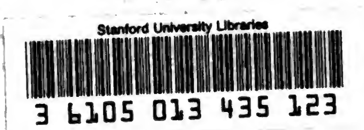
Dresden, am 11. März 1842.

Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts.

v. Wietersheim.

An das apostolische Vicariat.

Die Sachlage ergibt sich zum großen Theile aus diesen Actenst cken selbst, und wir fügen nur einige Bemerkungen hinzu: 1) die Bi steller, welche bisher ihren Gottesdienst in einem ihnen im Jahre 17 angewiesenen Raume in der Pleissenburg gehalten, und jetzt bei Protestanten wegen der Baufälligkeit jenes Locals eine Zuflucht für ren Cultus haben erbitten müssen, berufen sich auf einen ausdrückli Vertrag, welcher zwischen dem Papste und König August II. gesch worden seyn soll, kraft dessen ihnen der ungestörte Besitz jener Kir zugesichert worden sey. Die Existenz eines solchen Vertrages wird der königl. sächsischen Regierung in Abrede gestellt, und es ist auch viel uns bekannt, von den Bittstellern bisher der erwähnte Vertrag producirt worden. Sollten sie dazu im Stande seyn, was wohl weitere Recherchen nöthig machen würde, so wäre damit hoffentlich ganzen Uebelstande abgeholfen. 2) Für den Fall aber, die Bittst befänden sich in Betreff der Existenz oder des Inhaltes eines sol Vertrages im Irrthum, so scheint auf den ersten Anblick die juristi Deduction in jenen Actenstücken nicht ungegründet zu seyn, und Bewilligung der Entschädigungssumme von 150 Rthlr. aus einem, Gränzen der strengen Gerechtigkeit überschreitenden Gefühle der Bill keit des königl. Staatsministeriums hervorzugehen. 3) Wiederum was anders, oder richtiger gesagt, ganz anders stellt sich aber die Sac dann, wenn man folgende Umstände berücksichtigt: Seit neun Jahr hat die Regierung angefangen in der Pleissenburg, und zwar über der katholischen Kirche und der Wohnung der Geistlichen einen Bau für das Militär zu errichten. Der Erfolg davon war, daß das untere Gebäude zu sinken begann, und somit Geistlichkeit und Volk hinausflüchten und für sich und ihren Gottesdienst um eine Unterkunft betteln müs sen. Während also die Katholiken sich seit mehr als hundert Jahren in dem Besitze der Kirche befinden, müssen sie dieselbe verlassen und aufgeben, nicht weil diese aus sich selbst baufällig wird, sondern weil der Staat sie baufällig macht; gegen Verzichtleistung auf ihre Kirche soll also die katholische Gemeinde eine Entschädigung von 150 Rthlr. erhalten. Um nicht mehr zu sagen, so müssen wir doch gestehen, daß es uns unmöglich ist, hierin noch eine Billigkeit zu finden. Selbst wenn bis zum Posener Frieden, resp. bis zur deutschen Bundesacte für ein solches Verfahren sich scheinbare Gründe aus der Natur des den Katholiken eingeräumten Exercitium privatum entnehmen ließen, wiewohl auch dann die ihnen im Jahre 1710 gewährte Gunst keine solche zu nennen wäre, da die Regierung noch in demselben Jahre ihre Militärbauten hätte anfangen können, so kann doch eine solche, den Katholiken abgenöthigte Verzichtleistung wohl schwerlich in dem Sinne des deutschen Bundesgesetzes liegen.


Stanford University Libraries
3 6105 013 435 123

